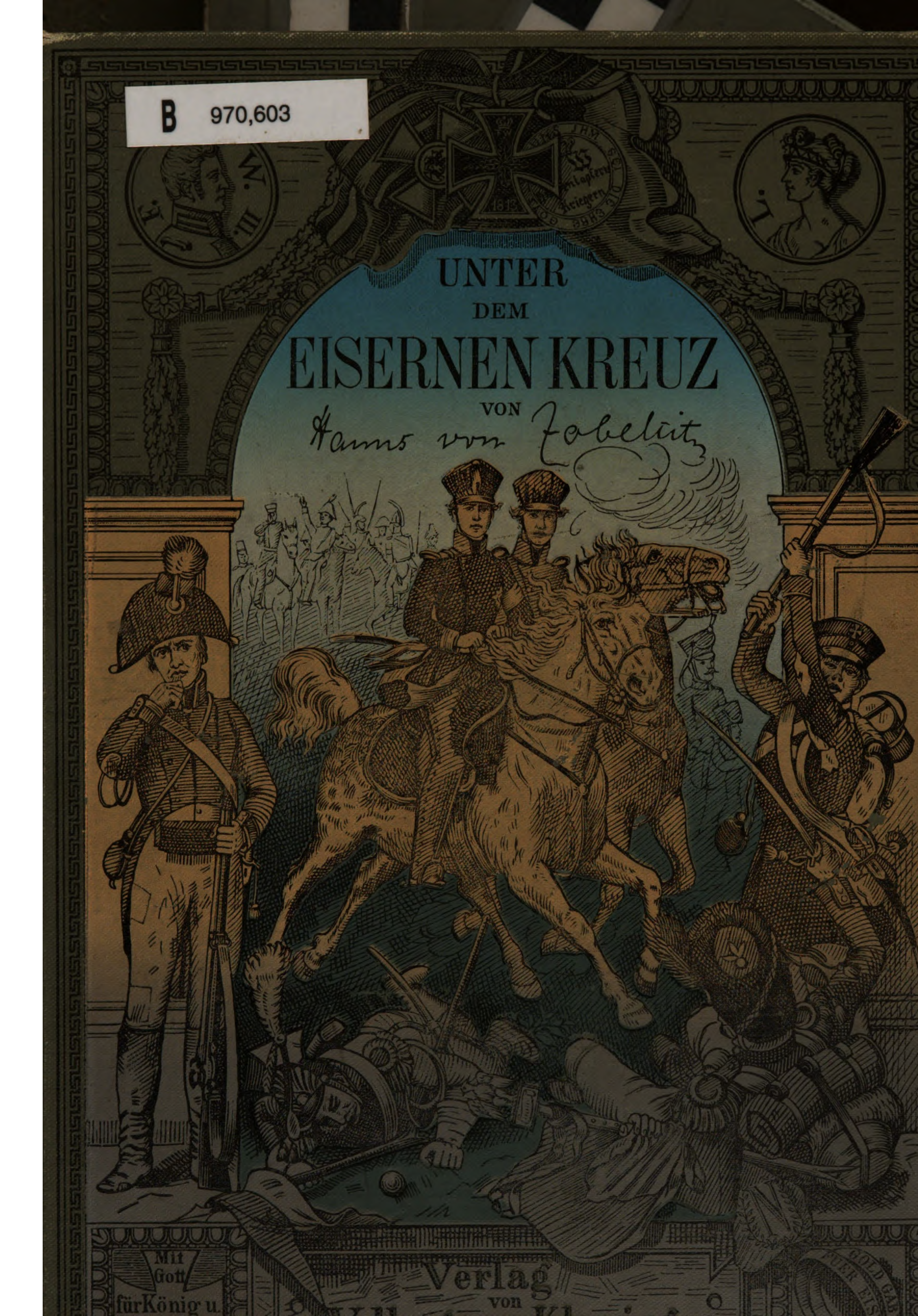
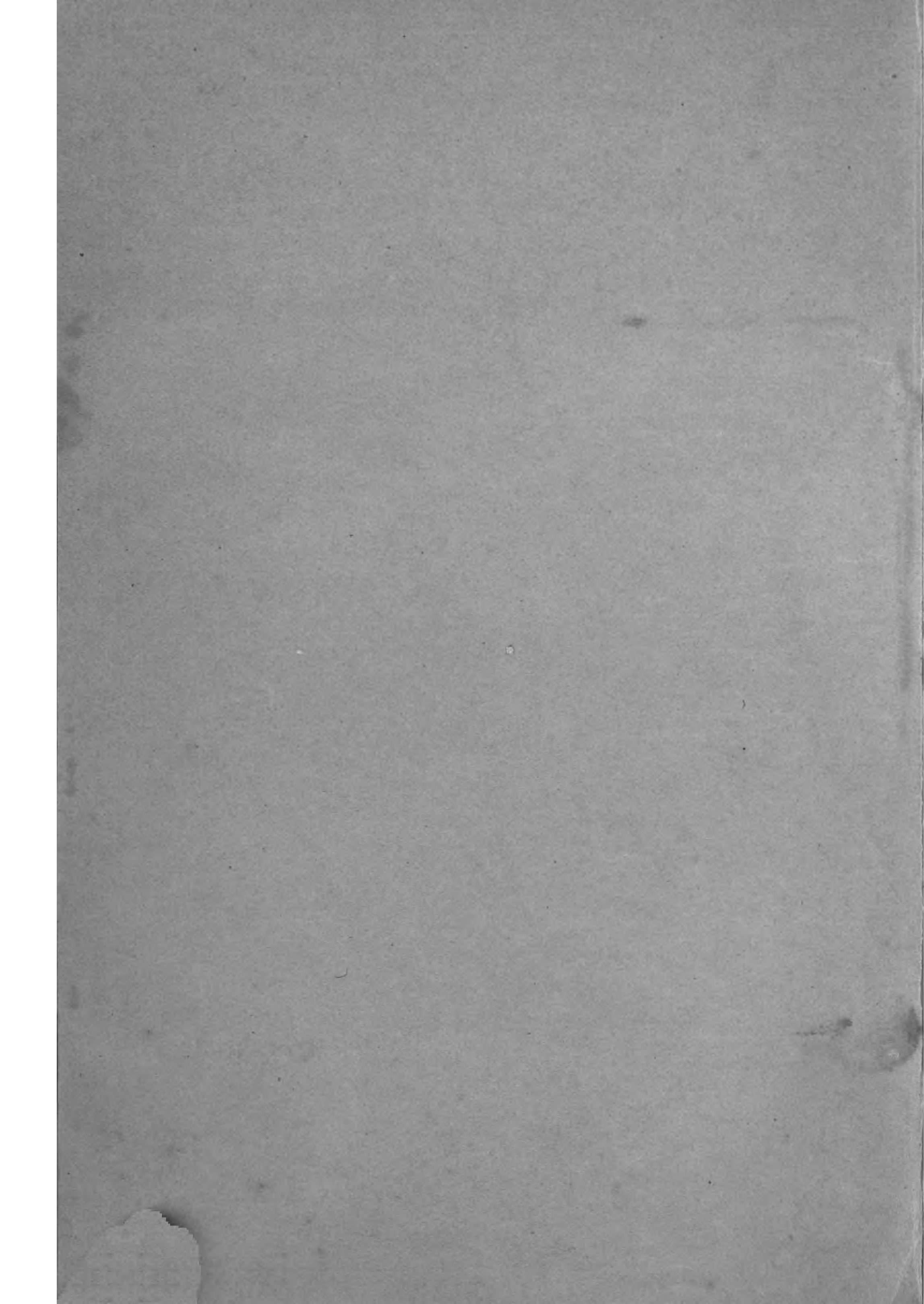

UNTER
DEM
EISERNEN KREUZ
VON
Hanns von Zobeltitz
F. W. III.
L.
Mit Gott für König u.
Verlag
von


In demselben Jugendschriftenverlag sind noch erschienen
und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Dreißig Lebensbilder deutscher Männer aus neuerer Zeit.
Von
Der Schweizerische Robinson.
Von
J. D. Wyß.
Neu bearbeitet von J. Bonnet.
EX LIBRIS
JENNJ VON HARTLIEB WALSPORN.
August Niemann.
Mit 17 Vollbildern von Joh. Gehrts.
2. Auflage.
Elegant gebunden 9 M.
Dargestellt von Richard Andree.
5. Auflage. Mit 20 Vollbildern und 2 Karten.
Elegant gebunden 6 M.
Joh. Gehrts. 90.





Der Einzug der Königin Luise in Berlin.

„Und ein dreifaches Hurra=Hoch Ihrer Majestät!" ...

# Unter dem Eisernen Kreuz.

Eine Soldatengeschichte

aus den

Jugendtagen Kaiser Wilhelms des Siegreichen.

Von

**Hanns von Zobeltitz.**

Mit 16 Tonbildern von E. Henseler.



**Bielefeld** und **Leipzig.**

Verlag von Velhagen & Klasing.

1895.

# Inhaltsverzeichnis.

# Erstes Kapitel.

**Vor dem Sturm. Der Leser lernt den Helden dieser Geschichte kennen und erfährt, wie Anno 1806 das Unglück über Preußen und über Hans Salden kam.**

Brausender Jubel klang vom Brandenburger Thor her.

Die Volksmassen wogten die Linden entlang und stauten sich zwischen Zeughaus und königlichem Palais, kaum daß die Konstabler eine Bahn für das einziehende Regiment in der Mitte des Fahrweges freihalten konnten. Längs des Zeughauses, an dem alten herrlichen Schlüterschen Meisterwerk, stand die Menge dicht gedrängt bis zur Schloßbrücke hin, die freilich damals — man schrieb den 18. September 1806 — noch ein einfacher, hölzerner Bau war und die Hundebrücke hieß.

Im Kastanienwäldchen, dessen Blätter sich herbstlich zu färben begannen, zwischen dem Zeughause und dem Palais des Prinzen Heinrich, der jetzigen Universität, war ein kleiner Raum für bevorzugte Zuschauer abgesperrt, aber die erregte Volksmasse durchbrach die Schranken, und ehe sie es sich versahen, waren die vornehmen Herren und die Damen aus der Gesellschaft, die hier Aufstellung genommen hatten, in den allgemeinen Strudel hineingerissen.

Die Menschenmenge riß eine junge, schlanke Frau, die, einen etwa zehnjährigen Knaben an der Hand, unter jenen Herrschaften gestanden hatte, unwiderstehlich mit sich fort. Angstvoll, das Kind fest an sich ziehend, sah sich die Dame nach einem Beistand um. Aber die Bekannten, mit denen sie wohl bisher zusammen gewesen, waren von der Menge getrennt worden, nur von weitem schimmerte zwischen den bürgerlichen Dreispitzen noch hier und dort ein Federbusch oder ein zierlicher Frauenhut mit wehenden Bändern durch.

Da hörte die Dame plötzlich unmittelbar hinter sich ihren Namen nennen, und gleich darauf lachte ihr Knabe laut und fröhlich auf. Sich umschauend, sah sie einen schlicht gekleideten Mann, der mit devotem Gruß den Hut zog, vor sich.

„Unterthänigsten guten Morgen, gnädigste Frau! Hätte Eure Gnaden fast nicht erkannt und bitte submissest um Pardon! Aber der kleine Herr Junker da, den habe ich gleich erkannt, konnte nur nicht schnell genug durch das unvernünftige Volk zu Euer Gnaden hindurch gelangen — man krebst mit seinem Stelzfuß doch nur mühsam vorwärts! Wo ich aber einmal stehe, da stehe ich auch — wollt ihr wohl gleich Ruhe halten, ihr Schlingels, ihr?"

Die letzten Worte galten zwei jungen, frischen Burschen, die sich neben dem Alten aufgepflanzt hatten wie eine Leibgarde, jetzt aber bereits mit dem Junker Allotria zu treiben nicht übel Lust zu verspüren schienen. Der eine wenigstens, der ältere, hatte ihn schon in der kindlich schlanken Taille umfaßt und hob ihn hoch empor, so daß er weit über die Köpfe der Menge hinwegsehen konnte.

„Monsieur Spiesicke — wahrhaftig, ich hätte Euch auch nicht erkannt in diesem Getümmel," entgegnete die junge Frau und bot dem Stelzfuß, der sich inzwischen neben sie geschoben hatte, die fein behandschuhte Rechte. „Bin aber sehr enchantiert, Euch zu sehen. Wie geht es der Madame Tochter? Das sind Eure Enkel, nicht wahr?"

„Zu dienen, gnädigste Frau von Salden, zu dienen. Und was Fiekchen anbetrifft, so geht es ihr gut. Ist nur etwas malkontent jetzt, weil ihr Ehegesponst — Euer Gnaden wissen, der Wachtmeister vom Regiment Gendarmen, vorgestern ausgerückt ist."

„Da teilt Fiekchen nur das Los von tausend andern Frauen." Ein leichter Seufzer entrang sich den Lippen der Dame. „Auch der Kapitän ist schon vor vierzehn Tagen ins Feld gezogen — ich selbst bin nur auf der Durchreise in Berlin. Will nach Wallesleben zu Frau von Gernburg — Sie erinnern sich wohl, Monsieur Spiesicke?"

„Ih, wo werd ich denn nicht! Die gnädige Frau Tante Excellenz — natürlich. Was aber den Herrn Kapitän anbetrifft, so sollten Madame sich nicht sorgen. Unser allergnädigster Herrgott ist mit jedem braven Soldaten, und mit den Muckebolden, den Franzmännern, werden unsere Grenadiere und unsere Jäger" — er machte ein kleines, steifes Kompliment — „leicht genug fertig werden. Das windige Corps kenne ich ja noch von Roßbach her."

Über das feine Gesicht der Dame flog ein trüber Schatten. „Er vergißt, Monsieur Spiesicke, daß Er von meinen Landsleuten spricht," sagte sie mit leicht verweisendem Ton.

Der Alte biß sich auf seinen grauen Bart. „Bitte submissest um Pardon, Madame! Aber ich weiß ja, Euer Gnaden beten doch mit uns zum Himmel, daß der liebe Gott die infamichten Kreaturen, so ihren König und Herrn um 'ne Kopfeslänge kürzer gemacht haben, endlich ihre verdiente Strafe abkriegen läßt."

Frau von Salden schien eine Entgegnung auf den Lippen zu haben. In diesem Augenblick aber schwoll das Gesumme der Menge zu einem lauten brausenden Jubelruf an. Von den Linden her klangen die frischen, lustigen Töne der Kavalleriefanfaren — —

„Die Königin-Dragoner — ein Hurra den Königin-Dragonern!"

„Und ein dreifaches Hurra-Hoch Ihrer Majestät!" Der Stelzfuß hatte den Dreispitz vom Haupte gerissen und schwenkte ihn begeistert in der Luft. „Hurra-Hoch!" Und der Junker von Salden nebst den beiden Enkeln des Alten stimmten mit ihren jugendlichen Stimmen ein: „Hoch und abermals hoch! Und zum dritten Male hoch!"

Jetzt wurde der Spitzenreiter des königlichen Wagens sichtbar, nun tauchten die Köpfe der vordersten der vier Braunen auf — der prächtigen Trakehner Wagenpferde, die der König vor Jahresfrist seiner hohen Gemahlin geschenkt — und jetzt endlich kommt die offene Kutsche. Im Fond sitzt die Königin, ihres Landes schönste Frau, und neigt mit freundlichem Gruß immer aufs neue das feingeschnittene Haupt nach rechts und links. Ein heiteres Lächeln spielt um ihre Lippen, und die großen Wunderaugen schweifen mit freudigem Ausdruck über die Menge.

Monsieur Spiesicke hat mit einem energischen, kurzen Handgriff einige Buben fortgeschoben und Frau von Salden Platz in der ersten Reihe der Zuschauer gemacht. Sie verbeugt sich tief, und gerade in diesem Augenblick trifft der Blick der Königin sie. Leicht neigt die hohe Frau sich vor, als wolle sie genauer zuschauen, dann hebt sie ihre Hand und winkt freundlich grüßend herüber.

„Die Frau Königin hat dich gegrüßt!" jubelt der Junker, der mit scharfem Auge den Zug verfolgt. „Chère maman, hast du gesehen, die Königin hat uns gegrüßt!"

„Meine liebe, gütige Herrin — —“ kommt es leise von den Lippen seiner Mutter. „Gott schütze sie!“

Und wieder schallt tausendstimmiger Jubelruf. Diesmal gilt er aber nicht dem Zuge, nicht den schimmernden Reihen der einziehenden Königindragoner, die dem Wagen der Monarchin folgen, er gilt dem König, der an einem Fenster im ersten Stockwerk des gegenüber liegenden Palais erschienen ist, gilt den beiden jugendlichen Prinzen, die neben ihm stehen und mit leuchtenden Augen auf das stolze Reiterregiment hinabschauen.

„Wie sie gewachsen sind, unsere jungen Herren,“ meint Monsieur Spiesicke, „schaun Euer Gnaden nur, wie sich der Herr Kronprinz, Königliche Hoheit, herausgemacht hat. Und auch der Prinz Wilhelm — 's war sonst immer ein schwächlich Kerlchen, aber heuer scheint er tüchtig ins Zeug gegangen zu sein. Das wird einmal ein Soldat, sage ich Euer Gnaden, ein ganzer Soldat. Wenn die Herrschaften in Paretz sind, nichts als Soldatenspielen will der Prinz Wilhelm. Da steckt das Blut vom alten Fritzen drin“ — und der Greis schwingt den Dreispitz von neuem: „Hohenzollernblut, gnädigste Frau, Hohenzollernblut!“

Die lange Reihe der Schwadronen hat ihr Ende erreicht, die Menge verläuft sich; der Vorhang an dem Fenster des Königsschlosses, von dem Friedrich Wilhelm III. soeben den Vorbeimarsch eines der stolzesten Regimenter seines Heeres abgenommen, ist wieder hinabgeglitten. Aber sinnend schaut die junge Frau immer noch zu derselben Stelle empor, an welcher der König mit den beiden Prinzen stand, und ihre Augen feuchten sich. „Die arme Königin“ — flüstert sie leise — „auch sie sendet ihren Gemahl ins Feld, in die Gefahr, in die blutige Schlacht. O, der Krieg, dieser unglückliche Krieg!“

„Schelten mir Eure Gnaden nicht den Krieg!“ brummte der Alte, der die Worte, so leise sie geflüstert, doch verstanden hatte. „Der Krieg bringt Ruhm und Ehren. Im Frieden werden die Menschen faul und lasch — merk's alle Tage am eignen Körper. Solch ordentlicher Krieg aber, der bringt Leben ins Blut und Mark in die Knochen. War schon zu lange, daß die preußischen Fahnen nicht frei im Winde flatterten, der Armee und dem Vaterlande zu Ruhm und Ehren!“

„Und wenn dieser Krieg dem königlichen Hause und Preußen, das auch ich von ganzem Herzen mein teures, zweites Vaterland

nenne, nun keinen Ruhm und keinen Gewinn bringt, wenn wir — geschlagen werden?!"

„Geschlagen? Die Preußen geschlagen — das Heer unseres großen Friedrich besiegt!" Der Alte zieht die weißen, dichten Brauen ungnädig kraus. „Das gibt's nicht, gnädige Frau, das gibt's nicht, so wahr ich Friedrich Spiesicke heiße und durch die Gnade Ihrer Majestäten nun schon zehn Jahre Schloßkastellan von Paretz bin. Wer soll uns denn schlagen — der Napoleon etwa mit seinen neumodischen Manieren, der frischgebackene Kaiser von drüben! Nee, Euer Gnaden, das gibt's nimmermehr! Mit den Österreichern, da mochte er fertig werden, die hat der olle Fritz aber ja auch in alle Winde gejagt! Aber was wir Preußen sind — pah!" Er machte eine verächtliche Handbewegung und blies dann lächelnd über den Rücken seiner schwieligen Rechten — „'ne Hasenjagd wird's geben, das werden Sie sehen, gnädigste Frau, 'ne Hasenjagd!"

Er zog den Hut und wollte sich empfehlen, aber die junge Frau bat ihn, sie und ihren Knaben noch bis zum Gasthaus zum König von Portugal in der Breiten-Straße zu begleiten, wo sie abgestiegen sei.

So schritten sie langsam über die Hundebrücke, längs der Schloßfreiheit dem Schloßplatz zu, Herr Spiesicke gravitätisch neben Frau von Salden, der Junker zwischen den beiden Enkeln desselben, mit denen er schnell Freundschaft geschlossen zu haben schien.

„Monsieur Spiesicke, Ihr glaubt gar nicht, wie schwer mir oft ums Herz ist!" hub die junge Frau, wie um sich durch die Aussprache zu erleichtern, bald von neuem an. „Mir schwant nichts Gutes, ich kann die allgemeinen Siegeshoffnungen nicht teilen —"

„Mit Verlaub, Euer Gnaden, das kommt bloß daher, weil Sie sich Gedanken über Ihren Herrn Gemahl, den Herrn Kapitän, machen. Geht wohl allen Frauen so, die ihren Herzallerliebsten ins Feld entlassen müssen. Desto größer aber ist dann der Jubel, wenn der Herr Gemahl heimkehrt."

„Und wenn er nun nicht heimkehrt —" durch die Stimme der jungen Frau klang es wie mühsam unterdrücktes schmerzliches Schluchzen.

„Da sei Gott, der Herr über Tod und Leben, davor! Wenn er's aber einmal so bestimmt hat, so war's sein Wille, der ebenso gut auch einen Ziegelstein vom Dache loslösen könnte, daß er dem, so das Ende bestimmt war, auf das Haupt falle. Ist aber

nicht gut und auch nicht von nöten, Euer Gnaden, daß eine Soldatenfrau sich solche Gedanken mache. Frisch aufgeschaut — auf Gott vertraut! das ist das Wahre. Wir Preußen sind nun einmal ein kriegerisches Volk und wir Brandenburger zu allermeist." Er drehte sich kurz um. „Heda, Junker, wenn Sie groß sind, was wollen Sie werden?"

„Offizier, wie Papa!" klang es froh zurück.

„Und wie steht's mit euch, ihr langen Labammels. Ihr wollt wohl hinterm Ofen sitzen, wollt Strümpfe stricken oder Tintenwischer machen?"

Die beiden grienten übers ganze Gesicht. „Nichts da, Herr Großvater! Soldaten wollen wir werden — der Wilhelm hat's eben gesagt: er Königin-Dragoner, und ich will beim Regiment Gendarmen eintreten."

„Da hören Sie's selbst, Eure Gnaden! Was ein Häkchen werden will, krümmt sich bei Zeiten, und solcher Häkchen, wie diese drei Stifte hier, gibt's in jedem preußischen Hause einige. Sie sollen nur kommen, die Herren Franzosen, die preußischen Häkchen werden sie schon anfassen, nicht sanft gerade, aber feste! Sie werden sie über den Rhein zurückschmeißen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht, ihnen samt ihrem l'Empereur, wie sie den Bonaparte ja wohl heißen, seit aus dem simpeln Lieutenant ein sogenannter Kaiser geworden."

„Der aber schon halb Europa die Schärfe seines Schwertes hat fühlen lassen."

„Und dem das Heer des alten Fritzen, das glorreiche preußische Heer, jetzt zeigen wird, daß er bis heute noch keine wirklichen Soldaten sich gegenüber hatte."

Frau von Salden schüttelte wie im leisen Zweifel den Kopf, aber sie entgegnete nicht unmittelbar auf des alten Soldaten lebhaft hervorgesprudelte Worte. Erst nach einer kleinen Pause fragte sie: „Ist sie Euch auch zu Ohren gekommen, die wunderliche Geschichte, daß gestern abend in der Dämmerstunde vom Zeughausgiebel die Bildsäule des Mars plötzlich hinabgestürzt sei? Monsieur Dominik, Ihr wißt, der Wirt vom König von Portugal, hat's mir heute morgen erzählt — die Leute sollen allerlei munkeln von übler Bedeutung!"

„Die Leute sollen sich was schämen mit solch albernem Gerede. Mich hat heute auch einer damit gruselig machen wollen, Euer Gnaden, habe ihm aber 'was auf sein ungewaschenes Maul

gegeben, daß er dem alten Spiesicke so bald nicht wieder mit solchen Alfanzereien kommt. Wissen Euer Gnaden, daß dazumal, Anno 1741, als der alte Fritze — das heißt, er war damals noch der junge König — zum ersten Male gegen Österreich zu Felde zog, die große Glocke vom Kirchturm in Krossen hinunterstürzte, gerade als der König vorüberritt. Da schrie auch alle Welt, das sei ein Zeichen und Wunder, und es würde Preußen schlimm ergehen. Nichts aber war's, als daß die Stricke an der Glocke schlecht geworden waren, und der Türmer, der Nichtsnutz, sich nicht um das gekümmert hatte, was seines Amtes gewesen. Und was das Schlimmgehen anbetrifft, so war's just nicht gerade Preußen, dem es schlecht erging, sondern es traf zu, was der König gleich gesagt, als er nach seiner Art das Herunterstürzen der Glocke deutete: ‚Was hoch ist, soll erniedrigt werden.‘ Das hochmütige Österreich bekam die Schläge, und Preußen bekam das schöne Schlesien!“

Sie waren inzwischen in die Breite-Straße eingebogen, kamen aber nur langsam vorwärts, weil sich vor dem Thore des Gasthauses eine große Menschenmenge angesammelt hatte, die fast die ganze Fahrstraße sperrte, und aus der ein betäubender Lärm herausklang — wüstes Geschrei, Hurrarufen und dazwischen ein Geklirr, wie von Waffen. Als der alte Invalide endlich Bahn geschaffen, erkannte Frau von Salden die Ursache des Volksauflaufs. Einige junge Offiziere des soeben eingezogenen Regiments, denen wohl im König von Portugal Quartier angewiesen worden war, hatten sich vom Wirt einen Tisch und Stühle vors Haus bringen lassen und pokulierten bereits wacker um die Wette. Und dann und wann sprang einer von ihnen auf, riß seinen Pallasch aus der Scheide und wetzte die Klinge auf der Steintreppe. Jedesmal aber, wenn die Funken sprühten, jubelte die Menge Beifall, und immer wieder klangen höhnende Rufe auf das französische Heer und Glückwünsche zu den bevorstehenden leichten Siegen der Preußen. Und dann schwang sich plötzlich einer der Offiziere auf den Tisch. „Mein Großvater war bei Roßbach,“ rief er über die Menge mit lauter Stimme hin, „da liefen die Franzosen, ehe sie noch 'ne preußische Klinge geschmeckt. Mein Vater war vor achtzehn Jahren mit in der Champagne, da kratzte das feige Corps aus, ehe unsere Reiter sie noch von vorn zu Gesichte bekamen. Ich will dem Gesindel den Buckel vollhauen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht.“ Er schlug mit dem Säbel gegen die Hauswand, daß die Funken flogen und

der Kalkbewurf sich löste: „Das gilt dem Napoleon, dem Lumpenkerl, den wollen wir nach Spandau auf die Festung bringen, da soll er vor der Karre preußische Zucht kennen lernen.“ Zum zweiten Male klirrte der Pallasch gegen die Wand. „Dies gilt seinen Generalen, den Klugschwätzern. Die sollen den Mist von Berlin nach Potsdam fahren. Und dies,“ wieder sprühten die Funken, „dies gilt den Franzosen im allgemeinen — die haben ihren König geköpft, und das sollen sie büßen mit Weib und Kind. Einen König sollen sie bekommen, der sie mit Skorpionen züchtigt, wie sie es tausendfach verdient haben. Kameraden, die Gläser hoch! Auf unsern Einzug in Paris!“

Jubelnd stimmten die Offiziere ein:

„Napoleon wird's angst und bange,
Hört! Er schreit schon jetzo laut:
Die Preußen spaßen nimmer lange,
Es geht uns an die Haut.
Vallera, vallera, vallera!
Valleralleralala!
Wumm!

Was habt ihr hier verloren?
Nach Haus die Nase kehrt,
Sonst wird euch der Pelz geschoren,
Wie man den Pudel schert!
Vallera, vallera, vallera!
Valleralleralala!
Wumm!

Frisch auf! Laßt donnnern und knallen
Die Stücke groß und klein.
Paris muß balde fallen,
Die Preußen ziehen hinein!
Vallera, vallera, vallera!
Valleralleralala!
Wumm!“

Die Menge johlte dem damals vielgesungenen Liede Beifall. Frau von Salden aber zog ihren Knaben fester an sich, als wollte sie ihn vor der Berührung mit der wüsten Masse schützen, und flüsterte ihrem greisen Begleiter zu: „Welch gottvergessener Übermut!“

Auch auf das verwitterte Gesicht des Alten hatte sich ein Schatten gelegt. Aber er mochte es wohl sich selber nicht gestehen, daß ihn die Rede des Offiziers peinlich berührte. „Es sind junge Herren, gnädige Frau!“ gab er leise zurück. „Und

der Soldat darf, wenn er ins Feld rückt, nicht mit gewöhnlichem Maße gemessen werden — das ist der schlechteste Most nicht, der am schärfsten schäumt, habe ich mir sagen lassen."

Frau von Salden schüttelte ernst den Kopf. „Aus solchem Most kann ich mir nimmer guten, edlen Wein entstehen denken. Ich wollte um mein Leben, ich täuschte mich — aber ich sehe böse Tage über Preußen hereinbrechen. Gott schütze unser königliches Haus!"

„Da stimme ich freudig ein!" nickte der Invalide mit leuchtenden Augen. „Gott schütze unser teures Königshaus. Gott gebe uns den Sieg!"

Ein kurzer Händedruck noch, eine tiefe, ehrfurchtsvolle Verbeugung des Alten, dann huschte Frau von Salden, ihren Hans, der wohl gar zu gern mit seinen frischen Kinderaugen noch ein Weilchen dem Treiben der Offiziere zugeschaut und sich von seinen beiden neuen Freunden über das schöne Berlin hätte noch mehr erzählen lassen, an der Hand mit sich ziehend, über die Straße hinüber in das Gasthaus.

---

Selten, vielleicht niemals wurde ein Krieg von Heer und Volk mit größerer Siegesgewißheit begonnen, als der, zu welchem der Übermut Napoleons im Jahre 1806 den König Friedrich Wilhelm zwang. Preußen war stolz auf seine Armee und hielt sie, die unter der glänzenden Führung eines Friedrich einem ganzen Erdteil getrotzt und Sieg auf Sieg errungen hatte, für unüberwindlich. Und es war in der That auch immer noch ein herrliches Heer, das im Oktober des unheilvollen Jahres dem französischen Kaiser entgegenzog. Es war eine Armee, die jedem andern Heere Europas gegenüber mit Ruhm und Ehren das Schlachtfeld behauptet haben würde, die keineswegs so gänzlich auf ihren alten Lorbeeren eingerostet war, wie man unmittelbar nach ihren Niederlagen wohl annehmen zu müssen geglaubt hat, um für diese eine Ursache zu finden. Noch lebte der Geist des großen Königs im Heere, und an Tapferkeit und Opfermut hat es in den Schlachten, welche über Preußens Schicksal entschieden, nicht gefehlt. Aber der neue Stern, der am Horizonte Europas emporgestiegen war, nicht wärmend und einer besseren Zeit voranstrahlend, sondern mit versengender Glut dem alten Staatengefüge des Erdteils zum Untergang leuchtend, dieser neue glänzende

Stern hatte das lockere Gebäude, das die französische Revolution in den letzten Jahrzehnten geschaffen, mit einem neuen Geiste erfüllt.

Die Heerscharen, welche die französische Republik aus der Erde gestampft, waren Massen gewesen, die vor dem Anprall der wohldisciplinierten Armeen des alten Europas nimmermehr dauernd Stand gehalten hätten. Erst das kriegerische Genie Napoleons konnte ihnen die innere Kraft einflößen, die zum Siegen erforderlich ist. Welche Laufbahn lag bereits hinter dem von Erfolg gekrönten Korsen! Als einfacher Artillerie-Lieutenant hatte er seinen Weg begonnen — rücksichtslos war er über Freund und Feind dahingeschritten, nur seinen eignen Vorteil im Auge und den unerschütterlichen Glauben an seinen Stern, an sein Glück in der Brust.

Wund an allen Gliedern lag Frankreich, unter der unerhörten Schreckensherrschaft der blutigen Revolutionsmänner seufzend und nach einem Manne voll Thatkraft mit allen Fibern der Seele verlangend, der das Regiment des Verderbens beseitigen und Ordnung, Ordnung um jeden Preis, schaffen könne, als Napoleon Bonaparte zum ersten Male offen hervortrat. Mit eiserner Hand bändigte der junge, kaum sechsundzwanzigjährige General im Jahre 1795 die Blutmenschen vom Jakobinerklub; im nächsten Jahre, als auswärtige Feinde die Republik an den Rand des Abgrundes gebracht, schuf er durch seine Siege in Italien gegen die Österreicher einen vollständigen Umschwung und kettete das Glück an die Fahnen Frankreichs. Dann sehen wir ihn, anscheinend im abenteuerlichen Zuge, über das Meer ziehen, um in Ägypten den Todfeind der Republik, England, zu treffen. Unter den Pyramiden, den vieltausendjährigen Zeugen einer in Schutt und Asche liegenden uralten Kultur, erficht er neue Siege und wartet sehnsüchtig des Augenblicks, wo die Verhältnisse Frankreichs seinem Wiederauftreten im Vaterlande günstig sein werden. Die französische Flotte im Mittelmeer ist vernichtet, als diese Stunde, seine Stunde, endlich gekommen ist — auf einem einzelnen Fahrzeug stiehlt er sich durch die zahllosen englischen Kreuzer, und im Wirrwarr der Parteien begrüßt Frankreich in ihm seinen Retter. Er stürzt die zeitigen Machthaber; bald steht er selbst als Konsul an der Spitze der Regierung, und schon 1804 drückt er sich die Kaiserkrone auf das fünfunddreißigjährige Haupt. In einer kurzen Friedenspause schafft er mit bewundernswertem Geschick, mit

sicherem Blick und staunenswerter Energie aus dem aus tausend Wunden blutenden Frankreich ein starkes, einheitlich organisiertes Reich, dessen große Hilfsquellen sich unter ihm überraschend schnell neu entfalten und dessen Grenzen er auf Kosten aller Nachbarstaaten immer weiter nach Osten und Süden vorschiebt. Im ersten Ansturm schlägt er nieder, wer sich ihm entgegenzustemmen wagt. Österreich und das mit diesem verbündete Rußland fühlen 1805 aufs neue die Wucht seines Schwertes, bei Austerlitz demütigt er das Kaiserreich der stolzen Habsburger, sieg- und lorbeergekrönt bleiben seine Heere in Deutschland stehen für den einen gewaltigen Entscheidungskampf, an den auch er sich noch nicht herangewagt, für den Kampf mit dem Staate der Hohenzollern, mit dem Heere Friedrichs des Großen. Er kannte und er achtete, soweit dies bei seiner, keinen Zweiten neben sich duldenden Gigantennatur möglich war, jenen festgefügten Staat, jenes Preußen, in dessen Volke ein unvergleichlicher Fürstenstamm seit Jahrhunderten die Fundamente der Pflichttreue, des Gehorsams, der Aufopferungsfreudigkeit großgezogen hatte; er achtete das Heer, das ein Friedrich Wilhelm I. mit straffer Zucht gebildet, mit dem ein Friedrich II. im siebenjährigen Kriege Sieg auf Sieg errungen. Aber er wußte, dies Preußen war der einzige Staat, der ihm noch Widerstand leisten konnte, und darum mußte der Hohenzollernstaat getroffen werden bis aufs äußerste, sollte der große Plan einer Weltherrschaft, der in seiner Seele lebte und sie zu immer ungeheuerlichen Entwürfen hinriß, sich jemals verwirklichen.

König Friedrich Wilhelm III. war dem Kriege abhold, er wünschte für sein Land die Segnungen des Friedens so lange als möglich zu erhalten; zu lange vielleicht schob er den Entscheidungskampf, der unvermeidlich war, hinaus. Und als dann die Kriegsfurie dennoch ihre Fackel nach Preußen hinein schleuderte, als die Herausforderungen Napoleons unerträglich geworden waren, da zog Preußen fast allein in den Kampf. Nur wenige deutsche Kleinstaaten, unter den deutschen Mittelstaaten Sachsen allein, schlossen sich ihm an, während eine unglückliche Politik die Hilfe Rußlands und Englands, die wohl zu erlangen gewesen wäre, nicht rechtzeitig zu gewinnen verstand.

So zogen sich in den ersten Oktoberwochen des Jahres 1806 die beiden Heere Preußens und des jungen napoleonischen Kaiserreiches durch die Berge, die herbstlich gefärbten Wälder Thüringens

entgegen, gleich stark fast an Zahl, gleichwertig an Tapferkeit und doch grundverschieden.

Die alte Kriegskunst und Organisation, mit der Friedrich unvergleichliche Erfolge errungen, trafen auf ein neues Heerwesen, das, mit veränderten Formen kämpfend, in der Vereinigung von Massen auf einen Punkt, in der Schlachtenentscheidung den Sieg suchte, und an dessen Spitze ein Feldherr stand, mit aller Macht des unbeschränkten Herrschers ausgerüstet, mit eiserner Energie begabt — ein Feldherr, wie ihn jedes Jahrhundert nur einmal hervorbringen kann.

Es ist ein Unglück, aber nimmermehr eine Schmach, dem Stärkeren zu unterliegen! Eine Schmach ist es nur, sich aus dem Unglück nicht mit eisernem Willen zu neuer Bethätigung der eignen Kraft emporzuarbeiten.

---

„Muttchen, lieb Muttchen, noch immer keine Nachricht vom Papa?"

Frau von Salden zog ihren Liebling fest an sich und drückte ihre thränenfeuchten Augen in seine blonden Locken. „Keine Nachricht, mein Hans, kein Brief, kein Gruß — —"

„Du darfst nicht weinen, chère maman, du darfst nicht weinen — ich will's nicht und ich leid's nicht. Denk dran, was Großtante Gernburg dir gestern sagte, wie die Posten im Kriege unsicher sind, und daß man nie gleich das schlimmste fürchten, sondern hoffen und auf den lieben Gott vertrauen soll. Paß auf, morgen bekommst du einen langen Schreibebrief von Papa, und ich auch! Ich freue mich jetzt schon darauf."

Der kleine Junker hatte sich ordentlich heiß geredet, seine Wangen glühten und seine blauen Augen leuchteten, während er sich dicht an die Mutter schmiegte, die mit einem trüben Lächeln den erregten Worten ihres Knaben lauschte. Nun ließ sie ihn langsam von ihrem Schoß herabgleiten und sah sich nach der Greisin um, die neben dem Kamin saß, in dem, der feuchten Herbstkälte wegen, ein leichtes Holzfeuer glimmte.

„Der Hans führt immer Ihre Autorité in Treffen, gnädige Tante, wenn er mich trösten will — aber sagen Sie selbst, können Sie sich das Ausbleiben aller und jeder Nachrichten nun schon während fast zwei langer Wochen erklären? Ich bin der Verzweiflung nahe."

Die alte Dame, die Herrin von Wallesleben, dem Gut, auf welchem Frau von Salden mit ihrem einzigen Sohn jetzt bereits seit drei Wochen weilte, hob den feingeschnittenen Kopf, den eine Flut sorgfältig frisierter schlohweißer Locken umrahmte, langsam empor und nickte dem Knaben freundlich zu. „Der Hans hat ganz recht, wenn er dir gut zuspricht, du liebes, kleinmütiges Herzchen. Vierzehn Tage keine Nachricht von dem Kapitän — was will denn das groß besagen? Als mein Bräutigam Anno 57 ins Feld zog, habe ich drei Monate kein Sterbenswörtchen von ihm gehört und doch meinen Eltern nicht einmal mit Klagen kommen dürfen, sintemal der Herr Vater sonsten sehr ungnädig geworden. Verstand keinen Spaß, der alte Herr, und wußte auch, wie das im Kriege zugeht."

„Fritz hätte sicher geschrieben, wenn ihm kein Unfall zugestoßen."

„La — la, ma chérie, man kennt das." Excellenz griff zur Krücke, die mit dem elfenbeinernen Griff immer an ihrem Lehnstuhl hing, richtete sich auf und humpelte bis zu der jungen Frau hinüber. „Will dir sagen, mein Lieb, die Herren Offiziere haben in solch einer Campagne viel zu thun, da fehlt's oft an Zeit und Gelegenheit zum Briefschreiben, und zumal nun, wenn man einen Vorgesetzten hat, wie den York. Kenne ihn noch sehr wohl, den Eisenkopf, von der Zeit her, da er als junger Lieutenant im Regiment Borke zu Königsberg stand. Hast du einmal die Antwort gehört, die er in der Campagne von 78 dem Prinzen Hohenlohe gab, als der ihn ermahnte, an einer besetzten Brücke fest auszuharren. ‚Sie können sich beruhigen, Durchlaucht,' sagte der blutjunge Offizier, ‚ein preußischer Edelmann hat ebenso viel Mut, als ein deutscher Reichsfürst.' Und du weißt vielleicht auch nicht, warum der York etwas später die Demission, den Abschied, erhielt und außer Landes gehen mußte?"

„Der Kapitän sprach selten mit mir über dienstliche Angelegenheiten, chère tante," entgegnete die junge Frau, aber der Junker bat lebhaft: „Bitte, Excellenztante, erzählen Sie uns doch, wie dies zuging?"

Die Greisin streichelte mit ihren weißen, wohlgepflegten Händen freundlich über die frischen Wangen des Knaben. „Gern, mon petit, gern! Ist wohl lehrhaft für einen jungen Burschen, der selbst einmal in Ehren des Königs Rock tragen will. Stand also damals bei dem Regiment Luck, zu dem York übergetreten war,

ein Kapitän Naurath, von dem ging die Rede, er habe im letzten Feldzug nicht recht reine Finger gehalten und manchmal fremdes Eigentum mit der eignen Habe verwechselt, konnte ihm aber niemand etwas Gewisses nachweisen, und traute sich darum auch keiner, gegen ihn aufzutreten. Was thut da aber Ludwig von York? War einmal zur Wachtparade kommandiert, die der Naurath befehligte, und als der das erste Kommando gab, da senkte der Lieutenant sein Sponton zur Erde, wie zum Zeichen, daß er sich von einem Manne, den er für unehrenhaft halte, nichts befehlen lasse. Das gab denn gewaltiges Hallo, Aufsehen und Kriegsgericht, und weil sich gegen den Kapitän nichts beweisen ließ, so wurde York des königlichen Dienstes entlassen. Alle, die ihn und den alten Naurath kannten, lobten den jungen Offizier aber doch und bedauerten sehr, daß er aus der Armee scheiden mußte."

„Ist doch aber balde wieder eingetreten, Excellenztante? Wie könnte er denn sonsten jetzo die Mittenwalder Jäger, Papas Jäger, befehligen!"

„Der York ist nicht so ohne weiteres wieder in unserer Armee aufgenommen worden, denn Seine Majestät verstanden mit einem kriegsgerichtlichen Erkenntnis keinen Spaß. Waren vielmehr schwere Jahre, die York zunächst bevorstanden. Er trat in holländische Dienste und kämpfte am Kap der Guten Hoffnung und auf Ceylon — habe ich mir sagen lassen, daß sie ihn dorten wegen seiner wilden Tapferkeit den „petit diable", den kleinen Teufel, genannt haben. Es fehlte ihm auch nicht an Auszeichnungen, seinen Meriten entsprechend, er konnte indessen die Sehnsucht nach der Heimat nicht verwinden, und kaum daß der große König die Augen geschlossen, so kam er nach Berlin und wurde wirklich wieder in Gnaden angestellt. Das ist's, was ich von dem York weiß, außer daß der General Rüchel, mein alter Freund, mir bei den Jagden im letzten Herbste sein besonderes Loblied sang — wäre einer der strengsten, aber auch einer der besten Kommandeure in Seiner Majestät Armee. Und wenn das der General Rüchel meint, will das sicher etwas besagen, denn der ist karg mit seinem Lob."

„Scharf und hart wie seines Schwertes Schneide sei York, sagte bisweilen wohl auch Fritz," ergänzte Frau von Salden die Worte der alten Dame. „Aber er nannte ihn allezeit auch einen unwandelbar gerechten Vorgesetzten, unter dem zu dienen eine Lust sei."

Der Junker hatte der Erzählung der Excellenztante mit gespanntester Aufmerksamkeit gelauscht, kannte doch auch er selbst die gerade, ritterliche Erscheinung des Kommandeurs seines geliebten Vaters, aber auch dessen finsteres, oft unfreundliches Wesen, das dem frischen Knaben bisweilen, wenn er dem „Alten" etwa auf dem Marktplatz von Mittenwalde begegnet, ein leises Grauen eingeflößt hatte. Was erzählten die Mittenwalder Bürger doch? Richtig — der Generallieutenant liebe nichts als den Dienst und — seinen kleinen Kanarienvogel, den nur er selbst bediene und besorge.

Die Greisin zog sich einen Stuhl an das Fenster neben den Schreibtisch, an dem Frau von Salden gearbeitet hatte. „Was schreibst du eigentlich in den letzten Tagen unaufhörlich, Louison?" fragte sie lächelnd. „Briefe an deinen Herzallerliebsten, an den Kapitän? Das heißt Verwöhnung — ich fürchte, er hat kaum Zeit, alle die zärtlichen Epistel zu lesen, geschweige denn sie zu beantworten."

„Sie irren, chère tante!" entgegnete die junge Frau, indem sie schnell einen Bogen über ihre Schrift zog, „es sind Aufzeichnungen, für Hans bestimmt, für eine spätere Zeit — — in der ich ihm nicht mehr selbst zur Seite stehen werde," fügte sie leise hinzu, nachdem sie sich vorher überzeugt, daß der Knabe, der vom Fenster aus dem Spiel zweier flinker Windhunde auf dem grünen Rasenplatz vor dem Schloß zusah, ihre trüben Worte nicht hörte.

„Louison, Louison, du thust Unrecht, dich deinen sentimentalen Gedanken derart hinzugeben," schüttelte die Greisin die weißen Locken. „Immer nur das trübste im Auge, immer Visionen von Unglück im Sinn — ich wollte, ich könnte dir etwas von meiner Lebensfreude und Lebenslust abgeben, die mir der liebe Gott trotz meiner siebzig Jahre bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Aber so ist das heutige Geschlecht — Sentimentalität und wieder Sentimentalität, wo das Leben alle Tage aufs neue predigt, daß man versuchen soll, es mit frohem Sinn zu genießen. Wenn ich an deinen verstorbenen teuren Papa denke, Louison, welche Lebensfreudigkeit hatte er sich bewahrt auch in jenen schlimmen Tagen, als er, fast von allem entblößt, aus der Heimat seiner Väter vertrieben, in der Fremde sich und den Seinen eine neues Heim begründen mußte."

„Aber ist es nicht besser, man sieht den Dingen, die sich vorbereiten, ernst entgegen, liebe Tante? Man ist gerüstet auf das schwerste, das Gott senden kann? Ich bin wohl eine mehr

innerliche Natur, als die Mehrzahl der Menschen — ich kann der frohen Stunden nicht so recht vom Herzen froh werden, aber die bösen Tage können mich dann auch nicht völlig zu Boden drücken. Und ich sehe sie kommen, die Tage des Leides und der Schmerzen — das Unglück steht greifbar vor meinem geistigen Auge, das dieser Krieg über uns alle bringen wird." Louison bedeckte das Antlitz mit beiden Händen und stöhnte tief und schmerzlich auf. „Mein teurer Vater hat Ihnen vielleicht einmal von jenem unseligen Erbteil erzählt, das sich unter den Töchtern der Lasingks der Sage nach forterben soll von Mutter auf Kind, von der unheimlichen Gabe, kommendes Mißgeschick im Traum vorauszusehen. Er, der aufgeklärte Mann, liebte es wohl, darüber zu spotten, aber auch er hat erfahren, daß die alte Überlieferung nicht ohne Grund ist. Acht Tage, ehe die Jakobiner ihn, uns alle von Haus und Hof vertrieben, hat meine Tante Amelie im Traum das Schloß unserer Ahnen in Flammen gesehen." Die Stimme der jungen Frau sank zu einem leisen, schmerzlichen Flüstern hinab. „Ich Unglückliche aber, ich sah in den letzten Nächten zweimal Fritz mit Wunden bedeckt auf dem blutigen Schlachtfelde."

Die Greisin schüttelte energisch den Kopf. „Das ist gottloses, unnützes Zeug, Louison, von dem ich nichts hören mag. Träume sind Schäume — nur, weil deine krankhaft überreizte Phantasie sich ohne Unterlaß mit Fritz und den Gefahren, in die jeder Soldat geraten kann, beschäftigt, spiegeln sich dir auch im Schlaf solche trübe Bilder vor. Frische Luft und ordentliche Bewegung sind das beste Heilmittel dagegen — komm, liebes Kind, wir wollen einen kleinen Spaziergang durch den Park machen. Unserm herzigen Jungen da wird es auch recht gut thun, wenn der frische Herbstwind ihm ein wenig um die Ohren pfeift."

Hans wurde gerufen, und die beiden Frauen waren soeben im Begriff, die breite Freitreppe, welche unmittelbar von der Eingangsthür der Vorderfront des Schlosses in den Garten hinabführte, hinunterzusteigen, als auf der Lindenallee vom Parkthor her ein Reiter auf schaumbedecktem Pferde sichtbar wurde.

Frau von Salden zuckte zusammen — sie sah in dem Reiter bereits den Bringer einer Unglücksbotschaft — aber das scharfe Auge der Greisin hatte schon erkannt, daß der Mann die Livree des königlichen Hauses trug, und beruhigte die erregte Nichte mit kurzem Wort.

Der Reiter sprang vom Pferde und zog den Hut: „Melde unterthänigst Eurer Excellenz, Ihre Majestät die Königin bitten für kurzen Aufenthalt um einen kleinen Imbiß. Ihre Majestät werden in wenigen Minuten hier sein.“

Danach war zu langen Fragen und Antworten keine Zeit. Der Diener berichtete nur noch, daß die Königin, die ihren Gemahl auf einige Zeit in das Feldlager begleitet hatte, jetzt, da die Entscheidung unmittelbar bevorstand, auf der Rückreise nach Berlin begriffen sei. Die alte Excellenz traf in aller Eile einige wirtschaftliche Anordnungen, um die geliebte Königin möglichst würdig zu empfangen; die Diener hatten aber kaum von den Damastmöbeln im Speisesaal die leinenen Überzüge heruntergerissen und mit dem Decken der Tafel begonnen, als der mächtige Reisewagen der Monarchin, gefolgt von einigen andern Equipagen, donnernd in den Schloßhof rollte.

Mit tiefer, ehrfurchtsvoller Verbeugung begrüßte die greise Herrin von Wallesleben die königliche Frau, auf deren edel schönem Antlitz die Spuren durchwachter Nächte sich eingeprägt hatten, die aber doch mit dem freundlich holden Lächeln, das aller Herzen bezauberte, auch heute den Willkommen der alten Excellenz erwiderte, während sie sich aus ihren Hüllen und Kapotten herausschälte und dann, ohne die Hilfe der herbeieilenden Diener abzuwarten, leichten Fußes aus dem Wagen sprang.

„Ich konnte nicht an Wallesleben so dicht vorüberfahren, ohne Ihnen wenigstens guten Tag zu sagen, Excellenz! Wie prächtig Sie aussehen — immer das alte und doch so jugendliche Gesicht, das ich einst so gern am Hofe sah und das Sie Uns jetzt nur zu hartnäckig entziehen.“

Jetzt erst bemerkte die hohe Frau Frau von Salden, die sich, ihren Knaben an der Hand, bescheiden zurückgehalten hatte. Ein Schimmer herzlicher Freude flog über die Züge der Königin, und zugleich streckte sie Louison, sichtlich angenehm überrascht, die Rechte entgegen: „Das nenne ich eine Freude! Frau von Salden .... Louison! Ich hatte ja gar keine Ahnung, daß ich Sie hier treffen würde. Und das ist Ihr Knabe? Ich kann dich von deinem Papa grüßen, mon petit, und auch Sie vor allem, liebe Louison, denn ich sah den Kapitän vor drei Tagen noch in Weimar, als die trefflichen Jäger an Uns vorbeidefilierten.“

In den Augen der Frau von Salden leuchtete es auf — das war endlich eine gute Nachricht! Der Kleine aber zog

furchtlos die Hand der Königin, die einen Augenblick auf seinem Lockenkopf geruht hatte, an seine Lippen: „Und Mama hatte sich bereits so arg um den Herrn Vater gesorgt — er ist ganz wohl und ganz gesund, gnädigste Frau Königin?“ fragte er frisch und unbefangen.

„Wohl und munter, soviel ich sehen konnte, mein lieber, kleiner Bube.“

„Hurra!“ rief der kecke Junker, daß es im Echo von den Taxusbäumen des Parkes wiederhallte — dann aber erschrak er doch und verkroch sich ein wenig hinter der Mama, die etwas verlegen ihre Verbeugung wiederholte: „Euer Majestät müssen gnädigst entschuldigen, der Knabe — —“

„Gott erhalte ihm seine Frische und Natürlichkeit!“ ergänzte die Königin lächelnd, während sie sich zu ihrer Oberhofmeisterin, der Gräfin Voß, die inzwischen auch aus dem umfangreichen Innern der Reisekutsche herausgefunden hatte, wandte: „In einer halben Stunde fahren wir weiter, liebe Excellenz! Wir müssen heute noch Brandenburg erreichen.“

Als die Herrschaften wenige Minuten später an der Tafel bei dem kleinen Imbiß saßen, den der Koch in aller Schnelle hatte bereiten können, kam die Königin endlich dazu, der stummen und der dringenden Frage, die sie wohl auf allen Gesichtern gelesen, gerecht zu werden.

„Ich bin gestern von Weimar abgereist,“ erzählte sie. „Gottlob, der König ist frisch und wohl, und die Truppen machen den besten Eindruck — alle Welt hofft das beste trotz der traurigen Nachricht, die uns gerade in den letzten Stunden wurde. Prinz Louis Ferdinand, unser tapferer Vetter, ist mit der Vorhut des Heeres bei Saalfeld vom Feinde überrannt worden — der Prinz ist den Heldentod für das Vaterland gestorben.“

Tiefe, schmerzliche Stille ruhte auf der kleinen Tafelrunde. Endlich fand die Greisin das erlösende Wort. „Der edle, mutige Zollernsproß — ihm hat Gott den schönsten Tod gegeben — im Gedächtnis des ganzen preußischen Volkes wird sein Andenken fortleben!“

Die Königin neigte leicht das Haupt, und eine schwere Thräne rollte über ihre Wange. Aber die Großen der Erde lernen auch große Schmerzen besser vor der Welt verbergen — nach kurzer Pause schlug sie die schönen Augen wieder auf.

„Sie haben recht, Excellenz, der Vetter starb einen Tod,

wie ein Held ihn sich wünschen mag. Wir dürfen ihn wohl beklagen, aber wir sollen ihn nicht kraftlos bejammern. Das sagte auch der König — es liegt doch etwas Großes darin, daß Hohenzollernblut beim ersten Zusammenstoß mit dem Feinde floß. Und, Gottlob, trotz des unglücklichen Gefechts stehen unsere Chancen nicht schlecht, ja vielleicht, hoffentlich bestimmt, ist inzwischen bereits die Entscheidung, die täglich erwartet wurde, zu unsern Gunsten gefallen."

„Das walte der Allmächtige, der die Schlachten lenkt nach seinem Willen," sagte die Greisin ernst. „Gott wird Preußen nimmer verlassen, des bin ich gewiß."

Nach kurzer Frist hob Königin Luise die Tafel auf. Man rüstete zum Aufbruch. Als die Wagen aber schon vorgefahren waren, wandte die hohe Frau sich noch einmal an Frau von Salden. „Lassen Sie mich ihren Knaben sehen, Louison, den lieben Burschen, der mich mächtig an meine Kinder, an meinen Wilhelm vor allem, erinnert. Lassen Sie ihn holen, ich möchte ihm noch einmal die kleine, feste Faust drücken."

Junker Hans, der sich inzwischen von dem Kammerdiener der Königin allerlei interessante Dinge über das Heer hatte erzählen lassen, kam furchtlos herein und machte vor der Königin sein Kompliment, wie ein kleiner Hofkavalier. Sie aber zog den Blondkopf zärtlich an sich, sah ihm lange in die blauen, offenen Augen und wiederholte dann: „Ganz wie mein Wilhelm — derselbe Gesichtsschnitt, derselbe liebe, herzlichgute Ausdruck! Die Knaben müssen Gespielen werden, Louison, wenn der Krieg vorüber ist und Ruhe und Friede im Lande herrscht. Einverstanden, liebe Louison?"

Frau von Salden neigte voll stummen Glücks das Haupt. Die Königin aber schlang ihre Arme um den Knaben: „Wirst du mich auch nicht vergessen, kleiner Schelm? Und wirst du meinem Wilhelm auch immer ein guter, treuer Freund sein und bleiben?"

„Das will ich gewißlich, Frau Königin — Eure Majestät!" verbesserte sich Junker Hans, nun doch ein wenig errötend, schnell und sah der hohen Frau mit einfacher, ruhiger Bestimmtheit in die Augen. Und sie beugte sich noch einmal zu ihm herab und küßte ihn auf die roten Lippen. „Lebe wohl, Hans, und halte dich brav!"

Als der Wagen fortgerollt war, jubelte der kleine Bursche

im ganzen Hause herum. „Die Königin, unsere schöne, gute Königin hat mich geküßt!“ rief er überall triumphierend aus, und das ganze Dorf mußte an dem frohen Begebnis, das ihn mit unsäglichem Stolze erfüllte, teilnehmen.

Es war der letzte Sonnenblick vor einer langen, schmerzensreichen, trüben Zeit. Am nächsten Morgen nach dem Besuch der Königin traf die erste böse Kunde ein. Der Landrat, der Herr von Quast, kam auf seinem dicken Braunen nicht wie sonst wohl im behäbigen Schuckeltrab, sondern in scharfer Gangart auf den Schloßhof gesprengt und begab sich sofort in das Empfangszimmer der Oberhofmeisterin. Sein Antlitz trug so sehr die Zeichen schwersten Kummers, daß die alte Excellenz ihm nur in das Gesicht zu sehen brauchte, um die Unglücksmär daraus abzulesen. „Was ist geschehen? Wir sind geschlagen?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Das Haupt des sonst so heiteren Mannes sank schwer auf die Brust herab. Er antwortete nicht gleich. Erst als sie wiederholte: „Geschlagen — wirklich geschlagen?“ rang es sich wie ein einziger, schmerzerfüllter Seufzer von seinen Lippen: „Nicht nur geschlagen — wir sind vernichtet!“

Ein herzzerreißender Aufschrei tönte durch den Saal, und Frau von Salden sank halb ohnmächtig in die Arme des schnell hinzuspringenden Mannes.

„Mama, meine liebe, einzige Mama!“ Hans klammerte sich an dem Kleide der Mutter fest. „Mut, Mama, Mut! Wer weiß, vielleicht ist es nur ein Gerücht — ein unbestimmtes, unwahres Gerücht!“

Die Greisin beugte sich über die Nichte. „Ruhig, Louison, ruhig!“ sagte sie ernst, mit fast feierlichem, festem und bestimmtem Ton. „Wo das Geschick des Vaterlandes auf dem Spiel steht, muß der Kummer und die Sorge des einzelnen weit zurücktreten. Laßt uns an die Königin — an Preußen und an das königliche Haus denken!“

Frau von Salden richtete sich langsam auf. Mit wirren Augen blickte sie in die Ferne, als wolle sie in den ziehenden Wolken lesen. Ihre Lippen zuckten wie von einer verhaltenen Frage, aber kein Wort kam über sie. Dann umschlang sie plötzlich ihren Knaben und preßte ihn fest an sich, so fest, daß ihm schier der Atem vergehen wollte, und doch that es ihm so unendlich wohl. Er neigte sein Lockenköpfchen wieder und immer wieder

an der Mutter Brust und immer wieder flüsterte er: „Mutterchen, lieb Mutterchen! Es wird noch alles gut werden!“

Die Greisin hatte unterdessen Herrn von Quast in eine der tiefen Fensternischen des Gemaches gezogen. „Was wissen Sie, mon ami? Heraus mit der Sprache, ich bin auf das schlimmste gefaßt!“

„Und doch wird meine Nachricht Ihre schlimmsten Vermutungen und Befürchtungen sicher noch übertreffen, Excellenz!“ antwortete er mit zitternder Stimme. „Heute um die zweite Morgenstunde kam ein Kurier des Königs auf meinen Hof. Der Kerl hatte sich verirrt, er sollte der Königin eine Meldung bringen und war bei Prachwitz vom Wege abgekommen. Von ihm erfuhr ich, daß alles gut stünde, und mein Herz jubelte auf. Kaum aber war der Mann vom Hof herunter, so ritt auf schweißbedecktem Pferde ein Wachtmeister vom Regiment Gendarmen ein, der mit einem kurzen Zettel von Massenbach — Sie wissen, liebe Freundin, dem Quartiermeister des Fürsten Hohenlohe — —“

„Ich weiß, ich weiß! Ich kenne diesen unklaren Schwätzer —“

Der Landrat sah erstaunt auf. „Massenbach?“ fragte er. „Massenbach ein unklarer Schwätzer? Excellenz — —“

„Wir wollen darüber nicht streiten — vor allem heute nicht, lieber Quast. Nur vorwärts. Was enthielt das Schreiben Massenbachs?“

„Kurz und bündig: unsere glorreiche, tapfere Armee ist am 14. bei Jena und Auerstedt in einer blutigen Doppelschlacht gänzlich geschlagen worden.“

„Und der König — wo ist der König?“ unterbrach ihn die Greisin. „Er lebt, er ist gerettet? Quast, um Gotteswillen, spannen Sie mich nicht auf die Folter — was ist's mit dem König?“

„Der König ist wohlbehalten —“

„Gottlob!“ rang es sich von den Lippen der alten Frau, und ihre Hände kreuzten sich wie zu einem stillen Dankgebet. „Dann ist noch nicht alles verloren — eine verlorene Schlacht kann man durch einen Sieg wieder gut machen, ein erobertes Land kann man zurückgewinnen, wenn nur der Mittelpunkt alles Widerstandes, aller Kräfte, wenn der Herrscher lebt.“

„Die Armee, so schreibt mir Massenbach weiter,“ fuhr der Landrat fort, „ist, nicht in der besten Verfassung, auf dem Rückzuge nach der Elbe begriffen — ihre Trümmer werden unsere

Gegend heute wahrscheinlich, hart gedrängt vom Feinde, erreichen. Ich soll für die gute Aufnahme der erschöpften Truppen und für Führer sorgen —"

„Und das sagen Sie jetzt erst — das wichtigste lassen Sie bis zuletzt!" Die Greisin hatte den Klingelzug schon in der Hand. „Die großen Waschkessel sofort aufs Feuer!" rief sie dem eintretenden Diener zu. „Erbsen und Speck hinein, was sie fassen können! Und einige Fässer Bier aus der Brauerei anstechen, Christian. Schnell, schnell, es ist keine Zeit zu verlieren — was trödelt Er da noch herum. In einer Stunde müssen einige hundert Mann bei uns essen und trinken können."

Der Landrat war noch nicht lange vom Hofe geritten, als wirklich die ersten Versprengten bereits eintrafen. Einige Towarzys waren es, die mit scheuen Gesichtern auf abgetriebenen Gäulen in den Hof geritten kamen und sich kaum Zeit nahmen, ihre Pferde zu tränken und selbst für des Leibes Notdurft zu sorgen. Der blasse Schrecken stand auf ihren Mienen, und auf alle Fragen hatten sie nur die eine Antwort: „Sie sind hinter uns her — sie jagen uns wie gehetztes Wild!"

Die Schloßherrin wandte sich entrüstet ab. „Kanaille — feige Kanaille!" das war alles, was sie für die Flüchtlinge übrig hatte.

Der Rest des Tages verlief ruhig und ohne daß den ersten Flüchtlingen weitere gefolgt wären. Im Schlosse ging alles seinen gewöhnlichen Gang; die Kessel mit den gewaltigen Massen vorbereiteter Speisen brodelten auf dem Herde in der Leuteküche, aber die Schloßherrin duldete nicht, daß von ihren Leuten irgend jemand aus der täglichen Ordnung abwich. Sie speiste wie stets mit Louison und Hans zusammen und fand sogar bei Tisch einige heitere Worte für den Knaben. Und als Frau von Salden ihren Thränen nicht mehr Einhalt gebieten konnte, da glitt ein ernster Blick der Mißbilligung zu ihr hinüber, und die Greisin sagte auf französisch, damit der aufwartende Diener ihre Worte nicht verstehe: „Es ist unsere Pflicht, liebe Louison, mit Ruhe und Besonnenheit unsern Leuten ein gutes Beispiel zu geben. Was sollen sie von uns denken, wenn wir uns willenlos unserm Schmerz hingeben. Fassung, Louison, Fassung und Gottvertrauen!"

Die Dämmerung war herabgesunken, als wieder ein kleiner Trupp Versprengter, aus allen Waffengattungen gemischt, durch

das Dorf zog. Die Leute waren nicht einmal zu einer kurzen Rast zu bewegen. In einem wirren Haufen eilten sie führerlos an dem Schloß vorbei, die einen ohne Tornister, die andern sogar ohne Gewehr, beschmutzt, mit zerrissenen Monturen, elende Gestalten, denen die Angst auf den Gesichtern geschrieben schien. Frau von Gernburg, die, Hans am Arm, bis an das vordere Parkthor gegangen war, spie verächtlich aus, als der letzte der Soldaten, ein baumlanger Grenadier, vorübereilte, ohne auf ihren Ruf zu achten.

Wieder eine Pause von etwa einer Stunde. Auf der Dorfstraße war ein großes Feuer angezündet worden, um den Nächstkommenden zu leuchten, die Bauern standen erwartungsvoll um die lodernde Flamme herum, und die dumpfen Gerüchte von der verlorenen Schlacht gingen unter ihnen bereits von Mund zu Mund. Aber es war nicht viel mehr als Neugier, mit der sie aufgenommen und flüsternd weitergegeben wurden. Der König hat eine Schlacht verloren. Was war dabei?! Was ging das den Bauern an? Das Kriegführen war ja Sache des Heeres, das mochte wieder gut machen, was versäumt war. Und wenn der Feind kommt? Ja, mit dem muß man sich zu stellen suchen, so gut es eben geht. Sind ja auch Menschen, die Franzosen! Was werden sie uns groß thun? Sie ziehen durch, wir müssen sie auch wohl einige Tage gut verpflegen und damit basta! Mögen sich die großen Herren schlagen — uns kann es gleich sein. So und ähnlich ging die Rede und Widerrede — es mußten erst die Tage des Leides und der Schrecken kommen, um im Volke das Bewußtsein der Gemeinsamkeit, das hehre Pflichtgefühl wachzurütteln mit eiserner Hand, mit Furcht und Grausen!

Und wieder naht sich ein Trupp Flüchtiger, eine wirre Masse von einigen hundert Mann. Auch einige Korporale sind darunter, aber sie stecken mitten in der ordnungslosen Menge, die sich schreiend und fluchend durch die Dorfstraße wälzt. Hier und dort tritt ein todmüder Musketier in eine Hausthür und bittet um einen Trunk Wasser, um ein Stück Brot, wirft auch wohl achtlos, wie eine müßige Last, sein Gewehr in eine Ecke und kauert sich selbst daneben. Um das Feuer stehen an die hundert Mann und wärmen sich die klammen Finger, mit hastigen Worten auf die neugierigen Fragen Rede und Antwort stehend.

„Die Schlacht? Verloren! Den Franzosen soll mal jemand standhalten! Wie der Sturm waren sie über uns! Kaum

daß wir zum Schießen kamen! Und unsere Offiziere? Ja, wo die wohl sein werden! Davongelaufen sind sie, in Sicherheit haben sie sich gebracht, und wir können jetzt die Geschichte ausbaden. Ein Glück nur, wer mit heiler Haut davon kam und rechtzeitig sich aus dem Staube machte, als die Federbüsche — die Generale — mit gutem Beispiel vorangingen!"

Es war ein junger, untersetzter Bursche, der den Wortführer spielte und sich eben anzuschicken schien, noch einige Einzelheiten über den Kampf hinzuzufügen. Da stand plötzlich eine hohe Greisengestalt, einen Knaben an der Linken, neben ihm und hob drohend den Stock, auf den sie sich stützte: „Pfui, Mann! Ich kenne deine Montur, du bist vom Regiment Courbière, und du schämst dich nicht, so von deinen Offizieren zu sprechen! Du lügst, du Lump, du lügst!"

Der Bursche drehte sich um. Einen Augenblick spiegelte sich auf seinem Gesicht etwas wie Schrecken; als er aber sah, daß es nur eine Greisin war, die vor ihm stand, lachte er höhnisch auf. „War die Madame dabei? Hat wohl ein Söhnchen unter den Herren? Auch so einen vielleicht, der zuerst lange Beine machte —"

Er konnte seinen Satz nicht vollenden, denn der Stock der Excellenz traf ihn mit aller Wucht in das Gesicht, daß er, beiseite taumelnd, sich das Blut aus den Augen wischte. Ein lautes Murren, das schnell in tobendes Fluchen überging, erhob sich unter den nächststehenden Soldaten, die den Vorfall mit angesehen hatten. Sie umdrängten Frau von Gernburg und Hans, während sich die Bauern, nun auch Anteil nehmend, um ihre Gutsherrin scharten. Aber sie winkte ihnen, Ruhe zu halten, und wandte sich mit erhobener Stimme an einen der Korporale: „Und Er da, der Korporal vom Regiment Rudorff! Hat Er seine Pflicht auch ganz und gar vergessen! Seine Pflicht und seine Ehre! Hört Er ruhig an, was solch Schurke spricht?! Duldet Er, daß seine Offiziere, die — das weiß ich — ihre Schuldigkeit gethan haben bis zum letzten Blutstropfen, beschimpft und geschmäht werden! Schmach über seine grauen Haare! Sind das die Soldaten des großen Friedrich? Vorwärts, muß Ihm ein Weib sagen, was Er zu thun hat? Lasse Er seine Leute antreten und ordne Er sie, so gut es geht! Und dann mag Er sie in einer von meinen Scheunen unterbringen, bis ein Offizier durchkommt, bei dem Er sich melden und dem Er sie übergeben kann, wie's seine Pflicht ist!"

Die energischen Worte der Frau machten doch einigen Eindruck. Dem alten Korporal war, als er an seine grauen Haare gemahnt wurde, die Schamröte ins Gesicht gestiegen, er sprach auf die ihm zunächst Stehenden ein und versuchte einige Ordnung unter sie zu bringen.

Da tönte plötzlich dumpf und doch mit unverkennbarer Deutlichkeit ein ferner Kanonenschuß. Alles schaute auf. Und nun noch ein Schuß und ein dritter — kein Halten gab es mehr, die kaum zusammengefügten Glieder lösten sich auf; in wildem Lauf, wie von einem unsichtbaren Gegner auf den Fersen verfolgt, stob die Masse dem jenseitigen Ausgang des Dorfes zu. In kaum einer Minute war die ganze Straße leer und öde, und nur einige fortgeworfene Gewehre bezeichneten die Stelle um das Feuer, an der unmittelbar vorher noch die Flüchtlinge gerastet hatten.

Die alte Excellenz seufzte tief und schmerzlich auf. „O, der Schmach! O, der Schande!“ Und sie beugte sich zu dem Junker hinab und flüsterte ihm zu, als scheue sie sich der lauten Worte vor ihren Leuten: „Miß nicht das stolze, schöne Heer, in dem dein Vater dient, nach dem Maßstab dieser Elenden, mein armer Junge! Sei du gewiß und bewahre dir den Glauben, daß der Stamm gesund geblieben, auch wenn das Geäst kränkelt! Und wenn dieser Herbst das faule Laub und die ungesunden Triebe vernichten wird, der Stamm wird in einem kommenden Frühjahr frische Sprossen treiben. Vertraue darauf, Hans: unser Preußen kann nimmer völlig unterliegen!“

Mit leuchtenden Augen war der Knabe den Worten der Greisin gefolgt. In seinen Zügen malte sich ein über seine Jahre hinausgehendes Verständnis, und schnell gab er mit kräftigem Händedruck zurück: „Ich weiß, was du sagen willst, Tante Excellenz. Auf gute folgen schlechte Tage, aber auch die böse Zeit wird ein Ende erreichen, wenn wir unsere Fehler erkannt und uns gebessert haben.“

Langsamen Schritts war die Schloßherrin während dieses Gesprächs dem Parkthor zugeschritten. Jetzt blieb sie noch einmal stehen und hob ihren Stock, wie sie es zu thun pflegte, wenn sie recht eindringlich redete. „Und noch eins laß dir heute in dieser trüben Stunde sagen, mein Junge. Das Laub, das im Herbst scheinbar unnütz abfällt vom Baum, hat doch seinen Zweck, wie denn nach dem Willen des Höchsten nichts nutzlos bleibt.

Auch das faulende Laub düngt die Erde zu neuer Fruchtbarkeit; so wird auch der Gram und der Schmerz, der uns bevorsteht, uns für die Zukunft reifen, so wird die Schmach, die wir heute erleben, uns zur fruchtbaren Lehre werden. Nicht wir Alten werden ernten, was in diesen Tagen unter Blut und Thränen ausgesäet wird, aber ihr, die Jugend, das heranwachsende Geschlecht, soll und kann aus der blutigen Schmerzenssaat neue Keime sprießen machen. Das ist eure Aufgabe, mein Hans, eine schöne und ernste Aufgabe, nur zu lösen in treuer Arbeit und gewissenhafter Pflichterfüllung, nicht in leichtem Spiel und mit tändelnden Worten. Euch, ihr Knaben und Jünglinge, euch ist es aufbewahrt, wieder gut zu machen, was die Väter gefehlt haben — haltet euch dieser Aufgabe wert, arbeitet an euch selbst und ihr arbeitet für euer Vaterland, für unser armes Preußen!"

Noch immer klangen von fern einzelne Kanonenschüsse hallend hinüber, als die Greisin und der Knabe das Parkthor erreicht hatten. Gerade als die mächtige Eisenthür sich aber in den Angeln drehte, mischte sich in das Geschützfeuer ein anderer lebhafter Ton. Eine kurze, helle Fanfare war es, die vom Dorfeingang herüberklang, und gleich darauf wurde der schwere, feste Marschschritt geschlossener Infanterie hörbar.

„Die Franzosen, der Feind!" stieß der Junker hervor.

Frau von Gernrode hatte sich umgewandt und trat kurz entschlossen auf den Dorfanger zurück. „Wenn er es ist, so wollen wir ihn ruhig und würdig erwarten," sagte sie fest.

Die dröhnenden Schritte kamen näher, dunkel hob sich bereits der Schatten der nahenden Kolonne im Licht des aufgehenden Mondes ab.

Da zuckte es plötzlich freudig über die gefurchten Züge der alten Frau. „Dachte ich's doch, daß jene Elenden vorhin nur der Auswurf der Armee seien," rief sie. „Auch diese hier sind Preußen — aber in ihnen lebt selbst im Unglück der alte Geist und die alte feste Zucht." Und rasch schritt sie wieder dem lodernden Feuer in der Mitte des Dorfangers zu.

Es war wirklich eine gut geschlossene preußische Kolonne. Wohl zeigte auch sie die unverkennbaren Spuren eines heißen, unglücklichen Kampfes. Die Musketiere sahen auf den Tod ermüdet aus, die Monturen waren staubbedeckt, mehr als einer der Krieger trug den Arm in der Binde oder einen Zeuglappen um

die blutende Wange. Aber die Reihen, wie sie auch gelichtet sein mochten, waren in Ordnung, Offiziere und Korporale auf ihren Plätzen, kein Mann, der nicht seine Wehr und Waffe trug — und über allem flatterte stolz die schwarz-weiße Fahne im Nachtwinde, das Wahrzeichen der unverlorenen, unberührten soldatischen Ehre. Es that dem Herzen wohl, dieser Anblick!

Fest und bestimmt klang jetzt auch das Kommando: „Bataillon — Halt! — Gewehr ab!“ Die Waffen klirrten ebenmäßig auf dem Boden.

„Lassen Sie die Leute sich einen Augenblick niederlegen — es bleibt aber alles bei den Gewehren, Herr Kapitän!“ Es war eine scharfe, schneidige Stimme, die das sprach.

„Zu Befehl, Euer Excellenz!“ klang es ebenso kurz und bestimmt zurück.

Frau von Gernburg hatte bei dem accentuierten Klang der ersten Stimme aufgehorcht. Jetzt schritt sie hastig auf den Offizier zu, der, von einigen Adjutanten umgeben, mitten unter seinen Leuten auf schweißbedecktem Rosse hielt. Hans Salden blieb dicht an ihrer Seite.

Es war eine knorrige, sehnige Gestalt, der General dort! Ein Mann etwa um die Sechzig herum, mit einem verwitterten Gesicht, auf dem die Aufregungen und Strapazen der letzten Tage noch ihre besonderen Kennzeichen eingegraben hatten. Aber der Alte saß trotzdem fest und sicher im Sattel, und aus seinen Augen sprühte dann und wann ein scharfer Blitz, um den ihn der jüngste hätte beneiden können.

Frau von Gernburg trat bis dicht an sein Pferd heran; die Offiziere machten ihr unwillkürlich Platz. „Excellenz Blücher“ — sagte sie bewegt und streckte dem Alten die Rechte hin. „Das ist ein schmerzliches Wiedersehen — und doch freut es mich unendlich, Sie zu sehen!“

Einen Augenblick verfinsterte sich das Gesicht des Generals noch um einige Schatten mehr. Es zuckte um seine Mundwinkel wie unheilverkündend. Dann griff er nach der ihm gebotenen Hand und drückte sie kräftig. „Frau von Gernburg — Excellenz — hol mich Teufel! Sie hier — und heute! Wo man sich verkriechen möchte in ein Mauseloch vor Gram und Scham!“

„Wer seine Pflicht gethan, braucht das Licht nicht zu scheuen!“ erwiderte die Greisin ruhig. „Für das Unglück und für fremde Schuld macht kein Verständiger den Tapferen verantwortlich!“

Wieder wetterleuchtete es über das Antlitz des Generals. „Wer hat seine Pflicht und Schuldigkeit gethan? Keiner — ich nicht und die andern nicht! Wären sonst nicht hier — zum Henker — wir wären sonst nicht hier!“

„Wir wollen darüber nicht rechten, Excellenz! Ich mag Sie auch nicht aufhalten —“

„Sehr verständig von Eurer Excellenz,“ brummte der Alte vom Sattel herunter. „Wäre besser, man hätte überhaupt weniger klug geredet und mehr gethan! Mit Verlaub — Excellenz wissen, ich bin ein Grobian.“

Ein flüchtiges Lächeln flog über die Züge der Greisin. „Ich wollte nur mitteilen, daß ich im Schloß — dies hier ist meine Besitzung, Excellenz — für einige hundert Mann Verpflegung habe vorbereiten lassen, die zur Verfügung steht.“

„Aber wohl dem Feinde zu gute kommen wird, fürchte ich. Wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir ungeschoren über die Elbe kommen wollen. Dank indessen für den guten Willen, Excellenz. Es ist das erste Verständige, was uns von den lieben Landsleuten geboten wurde! Antreten!“ klang sein Kommando, wie von verhaltenem Grimm erfüllt, über die Truppe.

Schwer und mühsam erhoben sich die Soldaten, aber die Glieder schlossen doch aufs neue zusammen — die Kolonne setzte sich in Marsch.

Noch immer stand die Greisin neben dem General. Jetzt, gerade als dieser seinem Gaul die Sporen geben wollte, zupfte der Knabe sie am Rock. „Frage nach dem Vater!“ bat er leise und dringend.

Frau von Gernburg nickte und wandte sich mit einer kurzen Anfrage an Blücher. Einen Augenblick hielt der noch seinen Braunen zurück. „Salden? Salden von den Mittenwalder Jägern?“ wiederholte er. „Weiß wirklich nicht, ob er davongekommen. Sah ihn zuletzt mitten im Handgemenge — wie ein Löwe hieb er um sich. Aber dann habe ich nichts mehr von ihm gehört und gesehen — und die Verlustlisten haben die sonst so tintendurstigen Federfuchser noch nicht zusammengebracht. Wird wohl noch 'ne Zeit dauern!“ Er lachte bitter.

„Und wo sind die Jäger jetzt?“ fragte die alte Frau mit bebender Stimme.

„York ist noch vorn mit seinen Jungens — er hat die Nachhut!“

Dann sprengte der General mit einem kurzen „Gottbefohlen!“ von dannen, seiner Kolonne nach.

Das war eine unruhige Nacht auf Schloß Wallesleben, eine Nacht, in der eigentlich niemand zur wohlverdienten Ruhe kam. Die alte Excellenz war mit der Dienerschaft auf dem Dorfanger, wo sie mächtige Kessel und Fässer bereitstellen ließ, um wenigstens im Vorüberziehen die preußischen Truppen zu erquicken, die in langen, bald fester geschlossenen, bald mehr oder weniger aufgelösten Kolonnen durch den Ort zogen. „Was ich meinen Landsleuten habe zubereiten lassen, das soll kein Franzose bekommen!“ meinte die resolute Dame. „Was übrig bleibt, das mögen sie nehmen, weil ich's nicht hindern kann. Freiwillig erhält kein Feind ein Stück Brot auf dem Schloß.“

Frau von Salden saß die ganze Nacht über ihrem Schreibtisch gebeugt und schrieb an dem, was sie ihre Denkwürdigkeiten nannte. Junker Hans aber wanderte von der Großtante zur Mama und von der Mama zur Großtante Excellenz, bis ihm in früher Morgenstunde endlich die Augen zufielen, und ein fester, wohlthätiger Schlaf, das schöne Vorrecht der Jugend, ihm Erquickung brachte.

Als er am andern Morgen aufwachte, war's von dem Getöse eines nahen Gefechts. Lebhaftes Kleingewehrfeuer klang aus dem Walde herüber, der sich westlich bis dicht an das Dorf erstreckte, und ab und zu mischte sich der Donner des schweren Geschützes hinein. Mit einem Satz war er von seiner Ruhestätte auf einem der Kanapees im großen Salon auf — das Bett hatte auch er in dieser Nacht nicht berührt — und eilte an die Seite seiner Mutter und der Großtante, die am Fenster des Vorflurs, von dem man die Dorfstraße übersehen konnte, der Entwickelung der Dinge harrten. Wohl eine Stunde dauerte das Gefecht, dem Schlachtenlärm nach zu urteilen, in ungeschwächter Heftigkeit fort; dann wurde es schwach und schwächer, das ununterbrochene Knattern der Gewehre ebbte ab, das Geschützfeuer verstummte ganz. Und nun wälzten sich über den Dorfanger die zuletzt im Feuer gestandenen preußischen Truppen: einige Schwadronen Towarzys voran, dann zwei, drei Compagnien Musketiere, endlich in gut geschlossenen Zügen Abteilungen der Yorkschen Jäger.

Junker Hans jubelte auf, als er die bekannten Monturen erkannte, und Frau von Salden eilte mit ihm in Hast und Eile

zum Parkthor — war es doch möglich, daß auch der geliebte Vater sich unter den im lebhaften Schritt die Dorfstraße passierenden Truppen befand. O, nur einen Blick, einen einzigen Gruß von ihm zu erhaschen, welches Glück wäre das für beide gewesen!

Das mußte die Compagnie Rougecombre sein! Wahrhaftig, da war ja der lange Stabskapitän von Goffin — und dort der Lieutenant von Hüser. Und nun kam ein Trupp Verwundeter, unter denen Hans deutlich einige Jäger von des Vaters Compagnie zu erkennen meinte. Er riß sich los und lief auf den Anger — aber die Leute hasteten vorüber, ohne ihm Rede und Antwort zu stehen. Sie sahen ihn mit großen, verwunderten Augen an, kaum daß sie ihn wohl erkannten, so oft er ihnen sonst in dem kleinen Mittenwalde auch an des Vaters Seite begegnet sein mochte. Was galt ihnen in diesen Augenblicken ein Knabe — und wenn es zehnmal der Sohn ihres Kapitäns sein mochte.

Aber da war ja endlich der stolze, ritterliche Adjutant, der Premierlieutenant von Seydlitz. Er hat den Knaben so oft im Elternhaus auf seinen Knieen geschaukelt, mit ihm gescherzt und gespielt — er wird auch heute, selbst heute, nicht ohne ein freundliches Wort, ohne eine Auskunft an seinen kleinen Liebling vorübereilen!

Unerschrocken stellt sich der Junker mitten in die Dorfstraße. Seydlitz soll und muß ihn sehen! Und er sieht, er erkennt ihn wirklich. Über sein trübes Antlitz, das sonst so fröhlich lachen kann, legt sich ein ernster, schmerzerfüllter Zug. „Hans, mein lieber Junge, wo kommst du her — hierher?“ fragt er, sein Roß zügelnd.

„Wir sind bei Tante Gernburg — ich möchte gern wissen, ob Papa nicht auch bald durchkommt?! Dort steht Mama am Parkthor und wartet mit Sehnsucht auf irgend eine Nachricht — wir ängstigen uns so sehr um den Vater!“

Seydlitz kämpft einen kurzen, schweren Kampf — es ist so schmerzlich, der Überbringer einer schlechten Botschaft zu sein. Aber es muß wohl sein, die kameradschaftliche Pflicht gebietet es! Mit einem kurzen Ruck wirft er sein Pferd herum und sprengt auf den Park zu. Er springt aus dem Sattel —

Aber schon hat die unglückliche Frau, ehe er noch zu Worte kommt, ihm die Unglückskunde von dem Antlitz abgelesen. Sie

wankt und fällt — „Fritz — mein Fritz!" ringt es sich in einem einzigen herzzerreißenden Aufschrei von ihren Lippen. Und dann wirft sich der Sohn über sie, und ihre Thränen vereinen sich, den einen unersetzlichen Verlust zu beweinen.

„Er starb wie ein Held!" erklärt in fliegender Hast Seydlitz der herzugeeilten Excellenz. „Er starb wie ein Held inmitten übermächtiger Feinde. Sein erst mit dem Tode endender Widerstand rettete uns alle, er ermöglichte unsrem ganzen Regiment den Rückzug. Saldens Andenken wird bei uns, wird in der ganzen Armee fortleben, so lange man von den Unglückstagen von Jena und Auerstedt, von unserm unseligen Rückzug erzählt! Ich bitte Eure Excellenz, all' dies, dem mein Herz noch hunderterlei anderes hinzuzufügen hätte, Frau von Salden zu sagen. So groß ihr Verlust sein mag, das Bewußtsein, daß ihr Gatte den Heldentod für unser Vaterland starb, wird sie leichter über alles Schwere hinfortkommen lassen — wie viele der Kameraden beneideten und beneiden heute noch Saldens schönen Tod," schloß Seydlitz, ehe er nach einem letzten Gruß sich aufs Pferd schwang und in der Richtung auf die Elbe davonsprengte.

Langsam richtete Frau von Salden sich auf. Wortlos und thränenlos reichte sie der Tante die Hand und wankte dann, von dem Sohne geleitet, dem Schlosse zu. Erst als sie mit Hans allein war, löste sich ihr Schmerz in einem gewaltigen, wehen Aufschrei, und dann zog sie den Knaben fest an sich, als wolle sie ihn nimmermehr von sich lassen: „Mein Hans, mein Hans, du nun mein alles auf dieser Welt!" Und der Knabe schmiegte sich unter Thränen an die Mutter und herzte sie innig, als fühle er, daß er nur mit verdoppelter Kindesliebe sie sich erhalten könne.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Krieg ist unerbittlich.

Was gilt der Schmerz des einzelnen ihm, der mit Zehntausenden von Menschenleben spielt? Der mit eisernem Pfluge den Boden der Staaten aufwühlt, Völker vernichtet, Throne stürzt und neue Kronen verteilt! Erbarmungslos, rücksichtslos schreitet der grimme Würger über die Länder dahin, und der Tod, sein Bruder, schwingt die Fahne des Verderbens über die lebende Generation. Wohl mag dem schrecklichen Säemann ein späterer Erntender folgen — zwischen beiden aber ist ein weiter

Abstand, und die dem Würger ins Gesicht schauten, erblicken selten nur auch die keimende Frucht, die aus dem blutgedüngten Boden emporsprießt.

Unerbittlich ist der Krieg!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die letzten Preußen, ein kleines Häuflein von den Yorkschen Jägern, hatten das Dorf kaum durcheilt, als hinter ihnen bereits die ersten Feinde auftauchten. Eine Schwadron Lanciers mit wehenden Fähnchen an den langen Lanzen war es, die in schneller Gangart durch die Dorfstraße jagte, ohne sich aufzuhalten. Dann kam ein Trupp Grenadiere, der, schwarmartig aufgelöst, längs der Häuser und Gärten hinzog, hier und dort einen flüchtigen Blick in die Bauerngehöfte werfend. Es waren kriegerische Erscheinungen, Männer, denen man es ansah, daß sie schon auf zwanzig Schlachtfeldern gekämpft hatten, und denen die helle Siegesfreude aus den Augen blitzte. Unter hellem Trommelton folgten einige geschlossene Compagnien in lebhaftem Marschschritt, die Offiziere mit gezogenem Degen an der Spitze um den blitzenden Adler geschart.

Jenseits des Dorfes, nach der Elbe zu, schien sich das Gefecht von neuem zu entspinnen. Die wackeren Jäger mochten hier wohl noch einmal Widerstand zu leisten versuchen, wo ein neues Walddefilee einige Aussicht auf wenigstens vorübergehenden Erfolg bot, und von den vorausgezogenen Truppen wahrscheinlich eine Aufnahmestellung vorbereitet worden war. Lebhaft tönte das Knattern des Kleingewehrfeuers herüber.

Jetzt folgte eine dritte Compagnie des Feindes. Einen kurzen Augenblick machte sie auf dem Dorfanger Halt. Ein Zug wurde ausgeschieden, um das Dorf zu besetzen, dann marschierte der Rest weiter. Einige Sektionen eilten unter Führung eines noch jugendlichen Korporals auf das Schloß zu, und bald klangen dessen stille Räume von dem wüsten Toben der durch alle Zimmer des Erdgeschosses flutenden Grenadiere wieder.

Die Leute verlangten zu essen, aber von einem regelrechten Austeilen von Speise und Trank war keine Rede. Unter wilden Flüchen drangen sie, die Diener verhöhnend, in Küche und Keller ein, nahmen, was sie fanden, zerschlugen das Geschirr, köpften die Flaschen, um sich die Mühe des Aufziehens zu ersparen, und ließen den Wein rücksichtslos über die kostbaren Teppiche und die

seidenen Bezüge der Möbel in dem großen Gartensaal, in dem sie tafelten, strömen. Und als dann nach kurzer Frist der feurige Burgunder die Köpfe noch mehr zu erhitzen begann, eilten sie die Treppe zum oberen Stockwerk hinauf, und bald wehte der Wind einen weißen Regen aus den aufgerissenen Fenstern des Schlosses: einen Regen von Eiderdaunen, den die Eindringlinge in tollem Übermut aus den aufgeschlitzten Betten der Fremdenzimmer schüttelten. Und dazu jubelten und lachten sie — „c'est la guerre comme à la guerre!"

Die alte Excellenz hatte sich in den ersten Augenblicken den Franzosen entgegenzustellen versucht, sie hatte ihnen in ihrer ruhigen, überlegenen Art Unterkunft und Verpflegung angeboten, aber sie war rücksichtslos beiseite gestoßen und hatte sich zu Frau von Salden flüchten müssen, die sich mit Hans in ihrem im Oberstock belegenen Schlafzimmer einschloß. Hier saßen die beiden Frauen Hand in Hand, der kommenden Dinge harrend, die jüngere so ganz in ihrem Schmerz aufgehend, daß sie des Tobens unten kaum achtete, die ältere mit fest aufeinander gepreßten Lippen und bleichem Antlitz, aber zornfunkelnden Augen.

Und nun donnerten auch an diese Thür schwere Fäuste, und greuliche Flüche erklangen, als nicht sofort geöffnet wurde.

„Mille tonnerres — ouvrez donc! Ouvrez, cochons de Prussiens!"

Noch einmal donnerte es mit Macht an die Thür, dann gab der eine Flügel nach und herein stürmte, sich überstürzend, mit vom Wein geröteten Gesichtern, staubbedeckt, die Augen verglast von der Wut des Zerstörens, eine Rotte der Franzosen, der Korporal voran.

„Ah, voilà ces Prussiennes! Voilà la châtelaine!"

Einen kurzen Augenblick stutzten die betrunkenen Männer doch, als sie der ehrwürdigen Greisin mit dem schlohweißen Haar gegenüberstanden, und als Frau von Salden die von Thränen geröteten schönen Augen ihnen zuwandte, als wolle sie sagen: Ihr habt mir mein Teuerstes geraubt, den geliebten Mann — was könnt ihr mir noch nehmen?!

Aber nur einen kurzen Augenblick dauerte dies unbewußte Zaudern, diese Regung eines reineren menschlichen Gefühls. Dann schlug der Korporal eine laute, rüde Lache auf. „En avant, mes braves! En avant! Schaut doch die herrlichen Brillanten, die in den Ohren der alten Hexe schimmern. Die werden sich

an einem jüngeren Gesicht auch besser machen! Darf ich bitten, Madame!" Und er streckte seine schmutzigen Hände nach dem Antlitz der Greisin aus.

Frau von Gernburg hatte die Arme über der Brust gekreuzt. In ihrem gefurchten, ehrwürdigen Antlitz zuckte keine Miene, als sie dem Frechen zurief: „Haben Sie keine Mutter daheim?!"

Wohl stutzte der Korporal zum zweiten Mal, aber die andern lachten laut und höhnend auf. „C'est la guerre comme à la guerre — Alte! Her mit den Steinen oder wir reißen sie dir mit Gewalt aus den welken Ohren!"

Zugleich drangen einige andere auf Frau von Salden ein, die unmittelbar neben der alten Dame geblieben war, entschlossen, alles mit ihr zu teilen. An ihrer Brust schimmerte ein einfaches goldenes Kreuz, der einzige Schmuck, von dem sie sich in den letzten Tagen nicht getrennt hatte, war es doch das Verlobungsgeschenk ihres geliebten Gatten. Der schlichte Schmuck schien die Habgier eines der Räuber besonders zu reizen. Er hob in demselben Augenblick die Hand nach der Brust des wehrlosen Weibes, in dem Frau von Salden die Greisin von einem Faustschlag getroffen neben sich zu Boden gerissen sah. Ein gellender Schrei entrang sich ihren Lippen, dann schien es über sie zu kommen, wie der Mut der Verzweiflung. Sie stemmte sich mit dem Aufgebot aller ihrer schwachen Kräfte dem Frechen entgegen, der sie zu berühren wagte. Ein Hohnlachen antwortete ihr; dann ein kurzes Ringen —

„Peste!" fluchte der Franzose. „Sie kratzt wie eine Katze! Ich werde dich lehren — —"

Ein Messer blitzte in der Luft — ein einziger kurzer Aufschrei — Frau von Salden sank hintenüber — ihr letzter Blick suchte mit brechendem Auge den Sohn, ihren Hans.

Der Knabe war der furchtbaren Scene mit einem Gefühl gefolgt, das aus kindlicher Angst, aus Grauen und Wut gemischt war. Anfangs hatte er sich an das Kleid der Mutter geklammert, dann war er von dem Fußtritt eines der Eindringlinge beiseite geschleudert worden. Mühsam raffte er sich wieder auf, gerade in dem Augenblick, als der eine Franzose seine Hand nach dem Kreuz an der Brust der Mutter ausstreckte. Da flimmerte es plötzlich vor seinen Augen wie Blut, alle Angst verschwand, nur das eine Bewußtsein blieb in ihm lebendig: ‚Du mußt der Mutter helfen!' Er stürzte sich auf den Gegner, er biß ihn durch die



Der Tod der Mutter.

„Ein Messer blitzte in der Luft — ein einziger kurzer Aufschrei — Frau von Salden sank hintenüber — . . .“

Gamaschen in die Beine, daß er das Blut zwischen den Zähnen fühlte —

Zu spät! In demselben Augenblick funkelte der Mordstahl, und die Mutter sank auf den Tod getroffen zurück.

„Mutter — Mutter!"

Kein Laut kam über die fest geschlossenen Lippen — nur zu gut hatte der Mörder getroffen! Einen letzten Blick nur aus brechendem Auge fing der Knabe auf — den Abschiedsgruß sterbender Liebe!

„Mutter — Mutter!"

Aber was war das, was dort am Fußboden lag, dicht neben dem Mörder, der sich jetzt über die Leiche beugte?

Ein Pistolet war es, das im Ringen dem Manne entfallen sein mußte! Keine der Ordonnanzwaffen, sondern ein kleines Pistolet, das jener wohl auf dem Schlachtfelde aufgelesen haben mochte, zierlich, mit eingelegter Arbeit, wie geschaffen für eine Kinderhand!

Und wieder flimmerte es unter den Thränen wie Blut vor den Augen des Knaben, seine Hand streckte sich nach dem stählernen Rohr, sie spannte den Hahn — ein Knall, ein Wutschrei, dann ein kurzes Durcheinander!

Der Mörder der Mutter liegt stöhnend am Boden, aber zehn Hände strecken sich nach dem Kinde aus, das die Teuere gerächt — sein Leben ist verfallen — er weiß es auch, sein letzter Augenblick ist gekommen!

Das Pistol ist seiner Hand entglitten, es liegt dort, von wo er es aufnahm, eine leichte Pulverwolke zieht langsam aus der Mündung. Der Knabe selbst aber steht hoch aufgerichtet, die Hände verschränkt, und sieht mit blitzenden Augen den ihn umdrängenden fluchenden Männern ins Gesicht. Nur ein Wort kommt über seine Lippen, das Wort: „Mörder!"

Da tönt plötzlich von unten, aus dem Schloßhofe herauf, ein heftiges Gewehrfeuer — eine helle Fanfare folgt — und nun ein, zwei runde, kurze Salven — ein lautes Hurra —

Die Franzosen stutzen, dann drängen sie, ohne auf den Knaben weiter zu achten, nach der Thür, sie stürmen die Treppe hinunter — „les Prussiens, les Prussiens!"

Ja, wahrhaftig, es sind die Preußen! Und es sind Yorksche Jäger dazu, die mit einem kurzen, energischen Vorstoß noch einmal den allzu heftig nachdrängenden Feind abzuschütteln suchen,

um dem zurückgehenden Haupttrupp Luft zu machen. In ihrer Trunkenheit, in der Lust des Raubens und Plünderns haben die im Dorf gebliebenen Franzosen das Zurückfluten der Ihren gar nicht bemerkt — mit Mühe nur entkommen sie durch das Unterholz des Parkes den Verfolgern, die ihrerseits keine Zeit und Muße haben, weiter vorzugehen.

Aber ein kleiner Trupp eilt, von der Dienerschaft geleitet, doch die Treppe zum Oberstock des Schlosses hinan — wo könnte ein Preußenherz denn zögern, bedrängten Frauen Hilfe zu bringen?!

Da stehen sie vor der offenen Thür, die Yorkschen Jäger! Welch schreckliches Bild! Zwei Frauengestalten in ihrem Blut auf der Erde, ein Franzose, der sich anscheinend in den letzten Todeszuckungen windet — und zwischen den beiden Frauen ein Knabe mit blonden Locken, auf den Knien, die kleinen Hände zum Gebet gefaltet.

Regungslos standen die Soldaten. All' die blutigen Scenen, die ihnen die letzten unheilvollen Tage gebracht, verschwanden vor dem ernsten Anblick hier, vor dem Anblick des blühenden Lebens inmitten des Todes.

Der Knabe achtete der Männer gar nicht. Er vollendete still sein Gebet, dann preßte er einen innigen, langen Kuß auf die gebrochenen Augen der jüngeren Toten und schob sanft ein Kissen unter ihr Haupt, als wolle er sie liebevoll zur ewigen Ruhe betten. Und noch einmal küßte er sie auf Augen und Mund — „Mutter, teure, liebe Mutter!" flüsterten zärtlich seine blassen Lippen.

Jetzt endlich hebt er den Kopf. In demselben Augenblick stürzt einer der Männer, ein alter, langgedienter Soldat mit den Unteroffiziersabzeichen an dem Kragen, auf ihn zu: „Herrgott, das ist ja unser Junker Hans!" Und zugleich die Tote erkennend: „Die Frau Kapitän — die gnädige Frau von Salden!" Die Jäger drängen sich herein, und auch ihre Hände falten sich zum Gebet.

„Er erstach die Mutter — da erschoß ich ihn!" kommt es endlich leise aus dem Munde des Knaben, da er aller Augen forschend und fragend auf sich gerichtet sieht. Er sagt es schlicht und einfach — ohne selbst Aufhebens von der Sache zu machen, ohne zu erwarten, daß jene etwas Absonderliches an der That finden. „Er erstach die Mutter — da erschoß ich ihn!" wieder-

holt er leise noch einmal. Und die Yorkschen Jäger stehen dabei und sehen bewundernd auf ihn hin: „Er rächte seine Mutter!“ flüstern sie im Kreise.

Aber schon tönen von unten die Signale zum Rückzug; der Vorstoß ist gelungen, ihn weiter auszudehnen, wäre sträfliche Verwegenheit.

In dem Gesicht des alten Unteroffiziers zuckt es seltsam. Mit einem plötzlichen Entschluß tritt er an den Knaben heran: „Kennen Sie mich, Herr Junker? Den Feldwebel Ihres seligen Herrn Vaters, den Feldwebel Grottkamm?“

Zuerst sieht der Knabe ihn wie im Traum an. Sein Denken mag noch so erfüllt sein von den Eindrücken der letzten halben Stunde, daß er das wohlbekannte Gesicht nicht mehr zu erkennen vermag. Dann taucht die Erinnerung in ihm auf, und mit einem hilfesuchenden Ausruf klammert er sich an den Alten, und plötzlich strömen die Thränen ihm aus den Augen. „Ach, wäre Er doch nur einige Minuten früher gekommen! Nur eine so kurze Zeit früher, Grottkamm!“

Der Graukopf nickt. „Ja, Herr Junker, von solchem elenden Zufall hängt nun 'mal das Leben ab. Sie armer, armer Junker — wollte wohl, wir wären früher gekommen. Vater und Mutter verloren — armer, kleiner Kerl!“ Und die dicken Thränen rinnen plötzlich auch über die gebräunten Wangen des Alten. „Armer, kleiner Kerl!“

Und wieder tönen die Signale mahnend von unten herauf. „Sie können nicht hier bleiben, Junker,“ faßt sich der Graukopf. „Wenn die zurückkehrenden Franzmänner, die welschen Halunken, Sie hier finden, ist's um Sie geschehen. Sie müssen mit uns kommen.“

„Fort — fort von der Mutter?“ Der Knabe kann es und will es nicht fassen.

Aber der Alte drängt. „Es muß sein, Junker! Und zwar gleich —“ Er eilte an das geöffnete Fenster. „Die Unsern gehen schon über den Dorfanger zurück — wir haben keine Minute zu verlieren!“

Noch einen Kuß drückt der Knabe auf die Lippen der Mutter und löst leise das Kreuz von ihrer Brust, noch einmal beugt er sich über die Tante, dann rafft er sich auf — „Ich bin bereit, Grottkamm!“

„So ist's recht, mein tapferer, kleiner Mann!“ meint der und faßt den Junker an der Hand.

Da reißt sich der Knabe noch einmal los, er eilt zum Schreibtisch der Mutter und rafft einen kleinen Bund Papiere zusammen. „Ein letztes Andenken, Feldwebel. Mama schrieb die ganzen letzten Tage daran."

Und nun noch einen Blick aus thränenfeuchten Augen auf die beiden Lieben, die Opfer des blutigen Krieges — ein letztes, tiefschmerzliches Aufseufzen — dann stürzt der Knabe hinaus, hinaus aus dem vor kurzem noch so friedlichen Schloß in die unbekannte Zukunft, in das wilde Feldleben.

---

## Zweites Kapitel.

**Was die Aufzeichnungen der Mutter bargen; wie Hans von Salden die erste Feuertaufe empfing, und wie er mit dem Eisenfresser York näher bekannt wurde.**

Am Waldsaum westlich Stendal lagerten die Yorkschen Jäger in der Nacht zum 26. Oktober. Auf den warmen Herbsttag war eine kühle Nacht gefolgt. Die Wachtfeuer loderten empor, in den Kochkesseln brodelte der karge Mundvorrat, den ein Requisitions-kommando in aller Eile von dem nahen Stendal herbeigeschafft hatte. Aber es war der leere, kahle Hunger, das Gefühl der Notwendigkeit, der eisernen, unentrinnbaren, das die wackern Jäger zum Abkochen bestimmte — von froher Biwakslust lag auf ihren todmüden Gesichtern keine Spur. Kein lustiger Gesang tönte um die Feuer, keiner der Scherzmacher der Compagnien fand ein er-lösendes Wort, das die tiefe Abspannung, den trüben Schatten des Unglücks der letzten Tage, hätte verscheuchen können.

York selber war nach Stendal hineingeritten, um mit dem Magistrat der Stadt über einige Lieferungen zu verhandeln, die Mehrzahl der Hans persönlich bekannten Offiziere lag auf Feld-wache weiter nach dem Feinde zu. Nur einen flüchtigen, verwun-derten Gruß hatte er von dem Adjutanten von Seydlitz erhascht, als dieser im Lauf des Spätnachmittags an der Truppe vorbei-galoppiert war. Hatte wohl auch keine Zeit gehabt, der gute Herr, sich zu erkundigen, wie so der kleine Bube, der da so wacker neben dem langen Feldwebel Grottkamm einhermarschierte, wie so der Hans Salden plötzlich aus Wallesleben zu den Jägern ge-kommen war?

Hans hatte sich tapfer gehalten, der kleine Mann. Die Zähne fest aufeinandergebissen, die immer wieder hervorquellenden Thränen herunterwürgend, war er an der Spitze der arg zu-sammengeschmolzenen Compagnie zwischen den Korporalen mar-schiert, bis der Abend sich neigte und die Hörner zum Halten bliesen. Die Jäger hatten nicht viel gefragt und geforscht. Dazu

war der Tag nicht angethan, hatte doch jeder mit sich selber und mit seinen Gedanken genug zu thun. Einige Neugierige mochte der alte Grottkamm in seiner kurz angebundenen Weise abgefertigt haben — „ist der Herr Junker von Salden, ihr Schafsköppe! Kennt ihr denn eures braven Chefs einziges Kind nicht mehr? Hat euch die Angst vor den Hundsköppen, den Franzosen, euer bißchen Gripps ganz und gar eindußeln lassen? Nehmt euch ein Beispiel an dem Jungen. Hat Vater und Mutter verloren und hält doch die Ohren steif! Bitt' mir aus, daß ihr mir den kleinen Herrn mit dem gehörigen Respekt behandelt! Sonst soll euch der Geier regieren, so wahr ich immer noch Josias Grottkamm heiße."

Als sie dann in die Beiwacht eingerückt waren, hatte der Graukopf für den Junker in väterlicher Weise gesorgt. Ehe er sich noch selbst eine Lagerstätte bereitet, hatte er für ihn schon eine kleine Hütte aus Zweigen zusammengebaut, und von der ersten Suppe, die am Kochfeuer fertig geworden, brachte er ihm eine Blechkanne voll nebst einem tüchtigen Stück Brot. Hans hatte nicht essen mögen, ihm war, als sei ihm die Kehle zusammengeschnürt; aber Grottkamm ließ nicht Ruhe. „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen", meinte er. „Was ein Soldat werden will — und das wollt Ihr doch, Junkerchen, he? — der muß immer essen können, wenn er was hat, sintemalen er nachher, so er gern was haben möchte, mehrstenteils nichts hat. Kann's mir wohl denken, daß dem Junkerchen nicht nach Prepeln zu Mute ist, er muß es aber schonstens mir zu Liebe thun — —" und dabei tunkte er den blechernen Löffel in die Suppe und hielt ihn dem Knaben so dicht vor die Lippen, als ob er ein Kindchen päppeln wollte.

Den ersten Löffel hatte Hans wirklich nur dem Alten „zu Liebe" genommen, den zweiten und dritten aber aß er schon mit Appetit, und schließlich schlürfte er den ganzen Napf mit einem wahren Heißhunger aus, als ob die kräftige Roggenmehlsuppe eine ganz besondere Delikatesse sei. Der Körper verlangte eben sein Recht. Dann war der Junker unter der warmen Decke, die ihm der Alte übergeworfen, eingeschlafen. Aber zu einem festen, ruhigen Schlummer kam er nicht. Im Traum stieg in deutlichen Umrissen immer wieder die Schreckensscene des letzten Tages vor ihm auf. Er sah die Franzosen in das Schloß eindringen, er hörte das Donnern ihrer Fäuste an dem Gemach der Mutter, erlebte

noch einmal das Verzweiflungsringen mit dem Schurken, der die Geliebte anzutasten wagte — — dann schaute er ihr brechendes Auge, vernahm den letzten Ton ihrer Stimme, übertönt von dem scharfen Knattern des Gewehrfeuers und dem Toben der Eindringlinge! Es war ein fürchterlicher Traum, ein Wiederdurchleben schrecklicher Stunden. —

Endlich erwachte Hans. Ihn fröstelte leicht trotz der Decke, in die Grottkamm ihn gehüllt, und ein heftiger Durst brannte in seiner Brust. Leise erhob er sich und schlich zu dem nächsten Wachtfeuer. Die Jäger lagen dicht um die lodernde Flamme gedrängt, die einen im festen Schlummer, andere im Halbschlaf den Knaben mit blinzelnden Lidern verwundernd anschauend; einige wenige saßen wach neben den Feuerstellen, ab und zu ein frisches Scheit Holz in die Glut stoßend. Dann gab es jedes Mal zuerst ein lebhaftes Funkensprühen und eine qualmige Dampfwolke, die in die Augen biß und den Atem lähmte. Gleich darauf aber loderte das Feuer kräftiger auf, und die Männer hielten ihre starren Fäuste an die Glut oder schoben die Füße noch näher an die glimmenden Kohlen, die das Rund der Flammen von allen Seiten begrenzten.

Nach einigem Suchen fand der Junker ein noch halb gefülltes Blechgeschirr mit Wasser und sog mit unbeschreiblichem Wohlbehagen das kühle Naß ein. Er fühlte sich sofort wie neu belebt, frisch und munter; alle Müdigkeit war verschwunden. Schnell erspähte er eine freie Stelle an einem der Feuer, wo er sich einschieben konnte. Willig drängten sich die Nachbarn ein wenig zusammen und machten ihm Platz, so daß er dicht an die brennenden Scheite heranrücken durfte. Die strahlende Wärme that ihm wohl, und mit einem Gefühl des Behagens schaute er in die knisternde Flamme und sah dem Spiel der tanzenden Funken zu und den seltsamen Dunstwolken, in denen der Rauch über dem Feuer zum klaren Nachthimmel emporzog.

Während er so saß und sann, dachte er plötzlich an das Schriftstück, das er in der Brusttasche seines Wamses trug, an die letzten Aufzeichnungen der Mutter. Unwillkürlich griff er danach, zog die dünnen Blätter heraus und führte sie an seine Lippen.

Und dann faltete er die kleinen, zierlichen Bogen mit einer Empfindung reiner, tiefer Ehrfurcht auseinander und begann zu lesen.

„Mein einziggeliebtes Kind, mein lieber, lieber Hans,“ so hatte die Mutter geschrieben. „Auf Jahre des Glücks blicke ich

zurück, auf Jahre eines reichen, mir durch die Liebe und Fürsorge Deines teuren Vaters gewordenes, durch Dich noch verschöntes und vertieftes Glück. Voll innigen Dankgefühls gegen Gott, unserer aller Herrn, erinnere ich mich all des tausendfältigen Guten, das mir durch seine Gnade geworden ist. Er möge mir verzeihen in seinem Allerbarmen, wenn mein Herz jetzt zagt und sich härmt und sich manches Mal wie in Verzweiflung aufbäumt vor innerer Angst und verzehrender Sorge.

Ich sehe schmerzensvolle Leidenstage über uns alle und nicht zuletzt, mein geliebtes Kind, auch über Dich hereinbrechen. Ich sehe den Tod einherschreiten und fühle, daß er erbarmungslos uns trennen wird. Ich weiß, wenn Du diese Zeilen liesest, haben sich meine Augen für immer geschlossen und können nimmer mehr sorgend und liebevoll auf Dir ruhen. Was Gott thut, das ist wohlgethan. Uns Menschen aber erscheinen seine Wege oft unerforschlich und unerklärlich der Pfad, den er uns vorzeichnet. Und doch ist alles, was er thut, nur zu unserm Besten, wie sich unser klügelnder Verstand auch sträuben mag, das zu begreifen.

Wenn ich nicht mehr bin, mein Hans, mein teures Kind, dann sollen diese Zeilen Dir davon erzählen, wie heiß und innig Dich Deine Mutter geliebt hat. Sie sollen Dir aber auch von meiner Jugend sprechen, von schmerzlichen Enttäuschungen und herben Erfahrungen, die uns trafen, und die wir machen mußten, ehe mein Lebensschifflein im sichern Port der Liebe Deines Vaters festen Grund fand und glücklichen Anker auswerfen konnte. Vielleicht, daß Du später aus diesen meinen Jugenderinnerungen sogar einen wirklichen Nutzen für Dein Leben ziehen kannst, daß Du ein Erbteil meiner Eltern, das ihnen zu heben versagt blieb, Dir zu erringen vermagst. Nicht irdische Schätze sind es zwar, die der Menschen Glück begründen und erhalten, das vermag nur das edlere, reinere Gold, das in der eignen Brust wohnt. Aber Reichtum ist, richtig angewendet, ein mächtiger Hebel und eine mächtige Hilfe in den Kämpfen, die das Leben mit sich bringt, die keinem Sterblichen erspart bleiben. Deine Eltern können Dir nichts hinterlassen, als einen alten, in Ehren getragenen Namen, ein kostbares Gut, das Du hoch halten sollst und nimmer aus den Augen und aus dem Herzen lassen darfst. Ein armer Edelmann ist darum nicht geringer, weil er arm ist; vergiß das nimmer. Wenn ich Dir trotzdem mit dem sorgenvollen Herzen der in die Zukunft blickenden Mutter Mittel und Wege an die Hand zu geben

suche, zu einem Reichtum zu gelangen, der Dir von Gottes- und Rechtswegen gebührt, so geschieht es, weil ich hoffe, daß die guten Samenkörner, die Dein edler Vater und die ich in Deine kindliche Seele zu streuen suchten, aufgehen und Dich davor behüten werden, Gold und Gut anders, als zu guten Zwecken zu gebrauchen.

Und nun höre.

Du weißt, die Familie meiner Eltern stammt aus Frankreich. Der eine Zweig des alten Geschlechts, die de Lasignys, leben im nördlichen Frankreich; der andere, der den ursprünglich deutschen Namen von Lasigk beibehalten, war im Elsaß ansässig. Zu ihm gehörten meine Vorfahren. Das Schloß meines Vaters, mein unvergeßliches Lasigk, ragt unweit Zabern an den grünen Bergen der Vogesen, ein trotziger alter Rittersitz, über dem gleichnamigen Dorfe empor. Dort spielen sich meine ersten Jugenderinnerungen ab, dort lebte ich unter der zärtlichen Obhut meiner Eltern bis zu meinem zehnten Jahre. Mein Vater galt als einer der reichsten Männer der ganzen Grafschaft, und er war der weitaus angesehenste Mann in derselben. Er war keiner der eleganten Kavaliere, die ihr ganzes Streben darin sahen, am Hofe zu Versailles eine glänzende Rolle zu spielen; wir lebten in der Ruhe und in dem Frieden eines sonnigen Landaufenthalts, den er über alles liebte. Von der sonst unter dem Adel Frankreichs herrschenden Verschwendungssucht, dem auch viele unserer Nachbarn nacheiferten, war er weit entfernt. Seinen Bauern war er ein wahrhafter Freund, seinen Pächtern ein milder, immer zur Nachsicht und Hilfe bereiter Herr. Mir, seinem einzigen Kinde, war er der liebevollste, gütigste Vater.

Die ersten Wogen der Revolution brausten an uns vorüber, ohne uns zu schaden; sie konnten kein Echo in unserm stillen Thal finden. Wir vernahmen mit Schaudern den Umsturz aller Verhältnisse in Paris, wir weinten um unsere unglückliche Königsfamilie, als wir aus den Gazetten erfuhren, wie der Pöbel der Hauptstadt mit roher Hand in das Schloß zu Versailles eingedrungen sei, wie Seine Majestät mehr und mehr in eine sklavische, unwürdige Abhängigkeit von den Männern der Revolution gerieten. Aber mein Vater verlor die Hoffnung nicht. Er glaubte an den endlichen Sieg der Sache des Königtums, so fest wie er an seinen Gott glaubte; er sah in all den Wirrungen nur vorübergehende Ereignisse, aus denen die Monarchie gestärkt und, wie er oftmals

betonte, auch innerlich geläutert hervorgehen müsse. Wenn die Kunde zu uns drang, daß der oder jener unserer benachbarten Grundherren es für geraten gehalten habe, sich, die Seinen und sein Vermögen über die Grenze in Sicherheit zu bringen, so glitt wohl ein verächtliches Lächeln über seine ernsten, männlich schönen Züge. Hatte er doch allen, die von ihm abhängig waren, nur Gutes erwiesen, ein reiches langes Leben hindurch. Was hatte er zu fürchten?! So kam der Sommer 1791 heran. Ich erinnere mich noch mit aller Deutlichkeit des Julitages, an dem ich im Schloßhof den ältesten unserer Pächter, der auch Lasigk selbst bewirtschaftete, im ernsten Gespräch mit meinem Vater stehen sah. Meister Wintherer, ein echter Elsasser, gestikulierte ganz gegen seine Gewohnheit lebhaft, und ich hörte, ohne mir etwas Sonderliches dabei zu denken, daß er dem Papa berichtete, der schlechte Geist habe nun auch bei den Unsern seinen unheilvollen Einzug gehalten, im Meiler Courvilliers sei der Freiheitsbaum aufgepflanzt worden, die jungen Bursche weigerten sich, die Taille — die Kopfsteuer — zu zahlen, liefen mit der roten Mütze auf dem Kopfe umher und deklamierten von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Mein Papa lächelte dazu. „Laß dir darüber keine weißen Haare wachsen, Wintherer, grau genug sind sie ohnehin schon!" sagte er. „Das junge Volk wird wieder zur Vernunft kommen. Das sind Seifenblasen, die von selbst zerplatzen. Und sollte die Zahlung der Steuern wirklich Schwierigkeiten machen, so will ich gern eintreten. Sage das nur den Leuten, Meister Wintherer!"

Der Pächter wiegte bedenklich den Kopf. „Mit Verlaub, gnädigster Herr. Ich fürchte, die Bursche werden des nicht zufrieden sein. Sie sind wie toll, und aus Zabern ist allerlei Volk heraufgekommen, das sie aufreizt — fremde Gesellen, die wohl von Paris herbeigezogen sind."

Jetzt zog der Vater doch die Stirne kraus. „Das dürfen wir freilich nicht dulden, im eigensten Interesse der Unsern nicht." meinte er, aber immer noch im ruhigen Ton. „Ich will selbst heute nachmittag nach Courvilliers hinüberreiten und unsern Leuten den Kopf zurechtsetzen. Sie werden schon auf mich hören — beunruhigt Euch nicht vor der Zeit."

Der Vater ritt wirklich am Nachmittag, nur von einem Diener begleitet, von dannen. Als er nach einigen Stunden zurückkehrte, sah er erregt und kummervoll aus. Sein Vorhaben war gänzlich mißlungen. Seine gutgemeinten Worte waren nutzlos verhallt.

Nur wenige der älteren Bewohner des Weilers hatten Einsicht und Dankbarkeit genug besessen, seinen Warnungen zu glauben, das ganze junge Volk aber hatte sich um einige dunkle Ehrenmänner geschart, die mit gehässigen Hetzreden von den Ereignissen in Paris, von dem Sturz des Königtums, über die Befreiung der Bauern von allen Abgaben sprachen. Schon hatte man dem Vater das Schlagwort: „Nieder mit den Aristokraten!" entgegengeschleudert, einer der Emissäre der Revolution hatte versucht, seinem Pferde in die Zügel zu fallen, und als der Papa sein Roß gegen ihn anspornte, waren mehrere Steinwürfe dicht an ihm vorübergesaust. Nur der Kraft und Schnelligkeit seines Pferdes hatte der Vater es zu verdanken, daß er entkam; der Reitknecht brachte eine tiefe Wunde an der Stirn heim.

Wir saßen am Abend jenes Tages in trübster Stimmung an der Tafel, als der Haushofmeister hereinstürzte und in ängstlich flüsterndem Ton dem Vater meldete, am Himmel sei ein greller Feuerschein sichtbar. Der Papa sprang auf, wir traten mit ihm auf den Altan hinaus. Wahrhaftig — im Westen war der Himmel blutig rot, und über die Stätte des Brandes konnte kaum ein Zweifel sein.

Es mußte das große, prächtige Schloß Fribourg, die herrliche Besitzung des Grafen Tinville, sein, die dort wie ein gräßliches Wahrzeichen zum Himmel emporflammte. Und während wir noch im stummen Schrecken standen, rasselte ein Wagen in den Schloßhof — es war die Familie unsres unglücklichen Nachbars, die sich noch mit knapper Not vor den Mordbrennern geflüchtet hatte und von meinen Eltern für die Nacht Unterkunft erbat, um am nächsten Morgen über die Grenze nach Deutschland zu gehen. Mir steht die alte, ehrwürdige Mutter des Grafen noch deutlich vor Augen, wie sie zitternd vor innerer Erregung von dem Überfall der Rotte Blutmenschen berichtete, von dem Toben und Wüten der Menge, von den verzweifelten Versuchen ihres Sohnes, die wilde Masse zu besänftigen! Durch eine Hinterpforte des Schlosses waren sie dann endlich entkommen, kaum daß der Graf eine kleine Summe flüssigen Geldes und einige Brillanten hatte zu sich stecken können. Ein Pächter im nächsten Meierhofe hatte ihnen schließlich die Pferde und Wagen gegeben unter Zittern und Zagen, dafür seinerseits der Wut und Rache der wütenden Menge zum Opfer zu fallen.

Es war eine fürchterliche Nacht. Auf den Knieen beschwor

meine Mutter den Vater, sich den Tinvilles anzuschließen — er wollte sich nicht bewegen lassen, er nannte es eine Feigheit, den ererbten Boden zu verlassen ohne Kampf, ohne Widerstand. Dann kam in den ersten Morgenstunden noch einmal der treue Wintherer und bat flehentlich, daß der Vater an seine, an unsere Rettung denken solle; er hatte in Erfahrung gebracht, daß uns für den nächsten Tag das Schicksal der Tinvilles zugedacht war, er warnte, er flehte, er warf sich dem Vater zu Füßen — vergebens. Nur eins erreichte er: wir, die Mutter und ich, sollten von ihm am nächsten Tage nach Straßburg und über den Rhein gebracht werden; Papa selbst aber wollte unter allen Umständen ausharren. Das aber weigerte wieder meine Mutter — sie erklärte mit unbesiegbarer Festigkeit, sich nimmer von dem Vater trennen zu wollen.

So wurde also beschlossen zu bleiben. In der Morgendämmerung aber barg der Vater, nur von dem greisen Wintherer, dessen Familie schon in der vierten Generation in unsern Diensten stand und auf dessen Treue und Ergebenheit wir unbedingt bauen konnten, begleitet, den größten Teil seines verfügbaren Geldes nebst dem Familiensilber und dem reichen Schmuck, der sich seit Jahrhunderten im Besitz der Frauen unseres Hauses angesammelt hatte, in einem kleinen Verließ, das sich in den Kellerräumen der alten Stammburg Lasigk befand, die unweit des heutigen Schlosses am Bergeshang belegen war. Am Schluß meiner Aufzeichnungen werde ich auf die Bergung dieses unseres Familienschatzes noch einmal zurückkommen und Dir, mein Liebling, erzählen, was mir mein Vater darüber überliefert hat — laß mich jetzt in der Schilderung unserer weitern Erlebnisse fortfahren.

Der nächste Morgen verlief ruhig. Gegen Mittag aber sammelte sich, in einzelnen Banden die Wege von den nächsten Ortschaften heraufziehend, allmählich eine Masse von einigen hundert Menschen in der Nähe des Schlosses, zum größten Teil junge Gesellen aus den umliegenden Dörfern, geführt und immer aufs neue aufgestachelt von einzelnen städtisch gekleideten Leuten. Die Aufforderung meines Vaters, sich zu zerstreuen oder wenigstens in angemessener Weise ihre Wünsche zu äußern, wurde mit höhnenden Worten beantwortet; ein mächtiges Faß Wein hatten die wüsten Burschen aus dem Dorfe heraufgeschleppt, unaufhörlich kreiste der Becher von Mund zu Mund, und fast ohne Pause klangen die aufreizenden Töne der Marseillaise, des neuen Liedes der Revolution.

Dein Großvater hatte das Schloß in leidlichen Verteidigungszustand zu setzen versucht. Die Dienerschaft war mit den vorhandenen Jagdgewehren bewaffnet worden, die Thore waren verrammelt. Er war entschlossen, sich bis aufs äußerste zu verteidigen. Ein reitender Bote war nach Zabern abgesandt, um die Hilfe der Obrigkeit gegen die wüsten Mordbrenner anzurufen. Ach wie vergeblich erscheint mir heute dies Bemühen! Die Obrigkeit? Was war sie denn schon längst anderes, als ein gefügiges Werkzeug der blutigen Revolution!

Die Mittagsstunde kam heran, der Bote kehrte nicht zurück. Anstatt seiner aber erschien gegen zwei Uhr ein Mann mit der phrygischen Mütze auf dem Haupt, den Leib mit einer roten Schärpe umgürtet, vor dem Schloß, begehrte Einlaß und verlangte den „Bürger“ Lasigk zu sprechen. Der Einlaß wurde ihm zwar verweigert, aber mein Vater trat doch auf den Altan hinaus, um zu hören, was der schmutzig aussehende Geselle denn eigentlich wolle.

Der Mann stellte sich als Abgeordneter des Wohlfahrtsausschusses vor und forderte mit brüsken Worten den Vater auf, sich der in Zabern konstituierten Untersuchungskommission zu stellen — er sei beschuldigt, nicht nur im allgemeinen mit den „anderen verfluchten Aristokraten gegen das Wohl des Vaterlandes und gegen die Freiheit konspiriert, sondern auch im besondern den Marquis Tinville, einen der ‚Blutsauger des Volkes‘, bei der Flucht unterstützt zu haben.“

Die Menge jubelte dem Manne zu, als er damit schloß, daß er sich mit Gewalt den Eintritt erzwingen werde, wenn man ihm nicht freiwillig öffne — und als mein Vater, jede Entgegnung als unnütz verschmähend, vom Balkon zurücktrat, schmetterten auch schon die ersten Beilschläge gegen das Thor.

Dem Ansturm der Volksmenge hätte Dein Großvater ohne Zweifel den ernstesten Widerstand entgegengesetzt — jetzt aber hatte ein Mann gesprochen, der — man mochte urteilen, wie man wollte — immerhin mit dem Schein der Autorität umkleidet war. Ihm folgen, sich ihm ausliefern, wäre sicheres Verderben gewesen; sich jetzt noch widersetzen mit den Waffen in der Hand, hätte nur unnützes Blutvergießen erfordert, hätte nicht nur unser Leben, sondern auch das unserer treuen Diener gekostet. So schwer der Entschluß meinem Vater fiel, er mußte die Flucht wählen. Durch einen unterirdischen Gang, der innerhalb der alten Burg im Park mündete, gewannen wir unbelästigt das Freie — gerade, als wir

aus dem Dunkel ans Tageslicht emportauchten, hörten wir den Jubelruf der Volksmasse, vor deren Ansturm endlich die schweren, eisenbeschlagenen Thore des Schlosses erlegen waren. Unser Heim, unser liebes, teures Lasigk, war in den Händen der rohen Aufrührer. Niemals werde ich den Klang des tiefen schmerzlichen Aufseufzens aus meinen Ohren verlieren, das sich in jenen schrecklichen Augenblicken den Lippen meines Vaters, meiner Mutter entrang.

Auf einsamen Waldpfaden, quer durch das Gebirge gelangten wir in mühsamer Wanderung nach einem kleinen Meierhofe, dessen Pächter uns treu ergeben war. Es war ein armer Mann; er konnte uns nichts bieten, als einen Trunk Milch und etwas Brot, als eine dürftige Lagerstätte, auf der meine arme, bis auf den Tod erschöpfte Mama einige Stunden ruhte. Nicht einmal Pferde zur weitern Flucht vermochten wir zu erhalten. Zu Fuß mußten wir, da jeder längere Aufenthalt gefährlich schien, mitten in der Nacht durch das Gebirge wandern, bis der Vater in einem Dorf endlich für schweres Geld einen Wagen fand.

So gelangten wir an den Rhein und priesen Gott, als seine blauen Fluten uns von dem Vaterlande trennten — meinem schönen Frankreich, das ich nie wiedersehen sollte.

In der schließlichen Hast der Flucht hatte mein Vater doch nur geringe Geldmittel mit sich nehmen können — er glaubte ja auch zuerst immer noch an baldige Rückkehr. Aber diese Hoffnung schwand mehr und mehr dahin. Bald waren die wenigen Goldrollen, die Dein Großvater zu sich gesteckt hatte, in Mannheim, wo wir zuerst unsern Aufenthalt nahmen, aufgebraucht — der Mangel klopfte an unsere Thür. Zu stolz, wie viele andere unserer Leidensgefährten an den deutschen Höfen herum zu schmarotzen, stand mein Vater bald völlig hilflos da, und er empfand seine Lage um so schmerzlicher, als die Mutter um diese Zeit zu kränkeln begann und der doppelten Pflege und Fürsorge bedurfte. Da hörte er, daß in Berlin Aussicht sei, als Sprachlehrer ein wenn auch kärgliches Auskommen zu finden. Mit den letzten Goldstücken wurde unsere Übersiedelung nach der preußischen Hauptstadt bestritten — von allem entblößt, kamen wir endlich in Berlin an.

Mein lieber, lieber Hans, Gott schütze Dich davor, je der Not, der wirklichen Not ins Auge sehen zu müssen, Gott schütze Dich davor, geliebte Wesen, für die Du sorgen sollst, darben zu sehen. Und wenn je ein Armer an Deine Thür klopft, und Du

schwankst, ob Du Dein letztes mit ihm teilen darfst, dann gedenke der kummervollen Tage, in denen Deine Großeltern in Berlin um das tägliche Brot rangen! Gedenke daran, wie Dein alter, auf den Höhen des Lebens geborener Großvater von Thüre zu Thüre zog, um Arbeit zu finden, wie Deine im Reichtum und Wohlleben großgewordene Großmutter daheim in einem armseligen Dachkämmerlein seiner Rückkehr voll banger Erwartung harrte, voller Sorge, daß sein Gang, wie schon so oft vergeblich sein würde — gedenke daran, daß Deine Mutter Thränen der Freude weinte, als sie in einem Geschäft um wenige Groschen ihre Stickereien verkaufen und ein weniges auch für ihr Teil zum Lebensunterhalt der Eltern beitragen konnte! Gedenke daran, und Dein Herz wird sich aufthun, die Not, wo Du sie auch findest, nach Deinen Kräften zu lindern.

Ein Jahr verging so unter steten, oft fast unerträglichen Sorgen. Dann legte sich meine teure Mutter, eine stille, gottergebene Dulderin, zur ewigen Ruhe — sie starb just zu der Zeit, als sich unser unsagbar trauriges Los ein klein wenig aufzuhellen begann.

Der greise Prinz Heinrich — Du erinnerst Dich gewiß, des großen Friedrich jüngerer Bruder, der berühmte Feldherr, von dem einst der König selbst gesagt: er sei der einzige General, der während des ganzen siebenjährigen Krieges keinen Fehler gemacht — der Prinz Heinrich also hatte durch irgend ein glückliches Ungefähr von der bedrängten Lage Deines Großvaters gehört, und ein Freund und Beschützer aller Emigranten, suchte er sich auch unserer in feinfühliger Weise anzunehmen. Er ließ dem Vater zuerst eine unmittelbare Pension anbieten, und als diese ausgeschlagen wurde, verschaffte der Prinz dem Vater eine leidlich dotierte Stellung am Corps des Cadets als Lehrer der französischen Sprache und Litteratur. Und nicht genug damit, lud er uns auch in den Sommerferien nach seinem wunderbaren Schlosse Rheinsberg ein, wo wir zum ersten Male seit langer, langer Zeit einmal wieder uns unter unseres Gleichen bewegen und wohlfühlen konnten.

Aber ach! mein armer, guter Vater sollte der glücklichen Wendung unseres Geschicks nicht mehr recht froh werden. Die jahrelangen Sorgen und Entbehrungen, der Verlust der Mutter hatten seine einst so feste Gesundheit untergraben; im Herbst des Jahres 1794 folgte er der Teuren nach. Auf dem Friedhof der

französischen Gemeinde zu Berlin haben wir ihn neben ihr zur Ruhe, von der es kein Wiederkehren gibt, bestattet.

Ich stand allein, ganz allein in der großen Stadt — allein und ohne Hilfe. Eine winzig kleine Geldsumme hatte mein Vater in den beiden letzten besseren Jahren ersparen können, und der größere Betrag auch dieses kleinen Betrages war für die Beerdigungskosten daraufgegangen. Noch war die Miete unserer bescheidenen Wohnung glücklicher Weise auf einige Monate vorausbezahlt, so hatte ich wenigstens eine Heimstätte, wo ich mein Haupt betten konnte. Was sollte ich armes, kaum siebzehnjähriges Mädchen aber beginnen, um mein Leben zu fristen? Wieder sah ich mit stillem Grausen in die Zukunft, wieder sah ich in wenigen Wochen das graue Gespenst der Not vor meiner Thür stehen. Ich mußte arbeiten, mußte für mein täglich Brot sorgen — und ich wußte nur zu genau, wie schwer es war, für ein junges unerfahrenes Mädchen, für die Tochter eines Edelmanns, Arbeit zu finden — schwerer, weit schwerer, denn für jedes Mädchen aus dem Volk.

Aber es gab kein Zögern, gab kein Zuwarten! So begann ich denn wieder meine kleinen Stickereien von Laden zu Laden zu tragen und war glücklich, wenn ich am Abend wenige Pfennige für die angestrengte Arbeit eines ganzen Tages erhielt. Meine Hände waren nicht ungeschickt, und ich war sehr, sehr fleißig — aber es war doch ein sehr hartes, thränenreiches Brot, das ich mir erwarb.

Gott verläßt aber die Seinen nicht. In der bittersten Not war er mir wiederum am nächsten.

Es war zwei Tage vor Weihnachten, daß ich in der Dämmerstunde ausging, einige feine Stickereien bei Madame Duvernier, die damals einen Laden unter den Linden hielt, abzuliefern. Die Inhaberin des Geschäfts war eine harte, unliebenswürdige Frau, die immer an den Arbeiten zu mäkeln und zu tadeln hatte, stets den Preis zu drücken suchte. Auch diesmal betrat ich den Laden wieder mit Zittern und Zagen, und ich hatte mich nicht getäuscht: Madame Duvernier begann, kaum daß ich ihr meine Stickereien vorwies, allerlei Fehler an denselben herauszufinden; nach langem Mäkeln bot sie mir endlich kaum die Hälfte des Preises, auf den ich gerechnet hatte. Schon war ich im Begriff, in meiner Verzweiflung, und obwohl der Lohn kaum die Auslagen, die ich gehabt, deckte, einzuwilligen, als plötzlich die Thür des Ladens auf-

gerissen wurde, und ein galonnierter Diener hereinstürzte mit der Meldung, daß Ihre Königliche Hoheit, die Frau Kronprinzessin, ihm auf dem Fuße folge und Einkäufe bei Madame Duvernier zu machen beabsichtige. Kaum hatte ich Zeit, meine ausgebreiteten Stickereien zusammenzuraffen und in den Hintergrund des geräumigen Ladens zu treten, da trat die hohe Herrin bereits ein, nur von einer einzigen Hofdame begleitet.

Die Kronprinzessin, unsere teure, jetzige Königin Luise, war in tiefes Schwarz gekleidet, und die Trauerfarbe hob die wunderbare Schönheit der Herrin, den anmutsvollen Zauber ihres gütigen Antlitzes noch mehr. Ich sah sie heute zum ersten Male in der Nähe, und ich konnte mich nicht satt sehen an dem edlen, in hinreißender Liebenswürdigkeit prangenden Gesicht. Wohl fühlte ich, daß Madame Duvernier ab und zu einen strengen Blick zu mir hinüberwarf, wie um die ungerufene Besucherin aus dem Laden zu entfernen, aber es nutzte ihr nichts. Ich blieb, wie festgebannt, in meiner bescheidenen Ecke stehen.

Und nun fügte es der Zufall, daß die Prinzessin gerade an der Stelle des Ladentisches stehen blieb, an der ich soeben meine Schätze ausgebreitet hatte, und daß eine meiner Stickereien, ein kleines Halstuch, in dessen Ecken ich nach eigner Zeichnung die Lilien von Frankreich eingestickt hatte, bei dem eiligen Zusammenraffen dort liegen geblieben war, daß endlich Ihre Königliche Hoheit die Arbeit sah, in die Hand nahm und mit sichtbarem Wohlgefallen betrachtete. Sie lobte die Feinheit der Stickerei und fragte schließlich nach dem Preise. Ich aber glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als Madame Duvernier das zehnfache forderte, was sie mir geboten, und dabei hinzusetzte, die kostbare Arbeit sei nicht neu, sondern stamme aus Klein-Trianon, dem Lieblingsschloß unserer unglücklichen Königin Maria Antoinette, und sei ihr, Madame Duvernier, von einem ihrer Pariser Lieferanten als eine Handarbeit der Tochter Maria Theresias selbst verkauft worden. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß ich, die Verfertigerin, in größter Nähe stand, fügte sie mit größter Unverfrorenheit eine ganze, soeben erst erfundene Geschichte hinzu, welche wundersamen Schicksale das Tüchelchen auf seinen Wanderungen von Trianon bis in ihren Laden gehabt haben sollte.

In mir kochte es. Nicht, daß sie mich betrog, erregte mein Blut — aber daß die freche Person die holde, gute Prinzessin mit einem elenden Märchen zu hintergehen wagte, das empörte mich.

Ich konnte nicht an mich halten — ich stürzte vor, warf mich der Prinzeß zu Füßen und sprudelte, ehe die Madame mich noch unterbrechen konnte, mit meiner Bitte um Verzeihung zugleich heraus, daß ich die Verfertigerin der kleinen Arbeit sei.

Madame Duvernier wollte etwas entgegnen, aber die Prinzessin, die auf dem bestürzten Gesicht der Frau wohl den besten Beweis ihrer Schuld sehen mochte, erhob sich voller Entrüstung und rauschte, indem sie mir mit einem kurzen Blick zu folgen befahl, zur Thür hinaus.

Mit der ersten Erregung war auch mein Mut verflogen. Kleinlaut schlich ich, mein Kästchen unter dem Arm, hinter der hohen Herrin und der Hofdame her, von dem Lakai, der draußen gewartet hatte, mit neugierig frechen Blicken gemustert. Die Prinzessin schritt dem Palais zu — ich hätte mich am liebsten aus dem Staube gemacht, so sehr ängstigte ich mich. Aber das hätte ja eine Schuld eingestehen heißen, und Madame Duvernier wäre wahrscheinlich gerechtfertigt erschienen. Und dann regte sich in mir doch auch das Blut der Lasigks: sollte ich mich eine Lügnerin schelten lassen? Nein, ich mußte mich rechtfertigen, ganz und voll rechtfertigen!

Kurz vor dem Palais wandte sich die Hofdame um und befahl mir, weiter zu folgen. Im Vestibül des Schlosses verabschiedete sie sich dann von Ihrer Königlichen Hoheit, rief mich auf ihr Zimmer, und hier mußte ich noch einmal wiederholen, was ich im Laden der Madame Duvernier nur flüchtig hatte andeuten können. Als ich meinen Namen nannte, horchte die gütige Dame hoch auf; sie fragte dann weiter nach meinen Schicksalen, nach meiner Familie, und endlich wurde ich entlassen. Am nächsten Vormittag aber bestellte mich ein königlicher Diener aufs neue in das Palais. Die gnädigste Frau Kronprinzessin selbst hatte mich befohlen — und sie wurde nun meine immer gleich gütige, gnädige Herrin.

Es waren schöne, glückliche Tage, die ich im Hofstaat der Kronprinzessin verleben durfte, und daß sie nicht länger währten, das brachte mir das größte Glück. In Oranienburg, wo das kronprinzliche Paar den Sommer verlebte, lernte ich Deinen Vater kennen, erwachte in unseren Herzen die Liebe. Als sein Weib zog ich mit ihm — eine selige, durch seine Liebe immer aufs neue beglückte Frau.

Mein Hans, mein einziges Herzenskind — das ist die Ge-

schichte meines Lebens, eine Geschichte voller Leiden, aber doch auch eine Geschichte, auf die ich mit innigem Dank gegen Gott zurückblicke, der schließlich alles in seiner Güte und Weisheit stets zum besten fügte, der mich zu einem Glücke führte, wie es nur wenigen wohl beschieden ist. In seine gnädige Hand befehle ich auch Deine Zukunft!

Und nun, mein Liebling, höre noch, was ich Dir über das Versteck des Familienschatzes der Lasigks nach den letzten Mitteilungen meines Vaters zu sagen habe. In jenen Tagen, in denen wir aus dem Schlosse meiner Ahnen, aus dem schönen Frankreich vertrieben wurden, hatte er eine größere Summe Gold ausgezahlt erhalten, die ihm ein Straßburger Bankier schuldete, und die er in der Voraussicht schwerer kommender Zeiten, wie damals jeder Vorsichtige, bereitstellen wollte. Diese Summe wurde in einer eisernen Truhe, auf deren Deckel das Wappen der Lasigks, zwei springende Löwen in einem Eichenkranz, in getriebener Arbeit angebracht war, geborgen; der Kasten, der nach der Angabe meines Vaters etwa vier Fuß lang und drei Fuß breit gewesen sein soll, hatte aber einen doppelten Deckel. Drückte man auf das Auge des linken der beiden Löwen, so sprang, ganz unabhängig von dem sonstigen Schloß, ein zweiter Deckel, der unter der vielverschnörkelten Arbeit des Beschlages verborgen war, auf, und es wurde ein kleineres Behältnis sichtbar. In diesem oberen, nur wenige Zoll hohen Kästchen verwahrte der Vater die Brillanten und einige Schnüre kostbarer Perlen, sowie einzelne, besonders wichtige Dokumente.

Das ganze wurde, wie ich Dir schon schrieb, in der sogenannten alten Burg vermauert. Wenn Du an der Umfassungsmauer derselben fünfundfünfzig Schritte vom Eingang gerechnet rechts gehst, so stößt Du auf eine kleine Öffnung, welche etwa in Mannshöhe über dem Boden die Mauer unterbricht. Das frühere Fenster ist nur mittels einer Leiter zu gewinnen; hinter ihm öffnet sich ein geräumiges Gemach, aus dem eine halbverfallene Wendeltreppe auf den Turm führt. Bei der siebenten Stufe dieser Treppe — —"

Hier brach das Schriftstück ab. Die letzte Zeile stand ganz am untersten Rand des Bogens, so daß nicht zu ersehen war, hatte der Junker in der Erregung der Flucht noch einen weitern Bogen mitzunehmen vergessen, oder war die Schreiberin mit ihren Aufzeichnungen überhaupt nicht weiter gekommen. — — — — —

Mit atemloser Hast und in höchster Spannung hatte der Knabe die Schrift bei dem flackernden Wachtfeuer gelesen. Immer wieder hatten seine Augen sich mit heißen Thränen gefüllt, und immer wieder hatte er die Thränen mutig heruntergekämpft. Jetzt hüllte er die Blätter vorsichtig wieder in ihren Umschlag und steckte sie in seine Brusttasche zurück. Und dann saß er lange und starrte in die knisternden Flammen, aus denen ihm die Bilder der Großeltern, das schmerzlich liebe Bild seiner Eltern emporzusteigen schienen. In seinem kindlichen Gemüt arbeitete das Gelesene seltsam nach. Noch verstand er nicht alles, aber die großen Umrisse der Aufzeichnungen seiner Mutter standen doch klar vor seiner Seele, wie ein letztes Vermächtnis und wie eine Mahnung zugleich, feierlich, ernst und erhebend. Bewahren wollte er die schlichten Blätter, gleich seinem kostbarsten Gut, immer wieder wollte er sich in sie vertiefen, sich aus ihnen Rat und Mut holen — ein Leitstern sollten sie ihm werden für sein ganzes Leben!

So saß er noch im grauenden Morgen, als ein Reiter auf schaumbedecktem Rosse ins Biwak sprengte und die Jäger an die Gewehre rief. Gleichzeitig tönten von den vorgeschobenen Feldwachen einzelne Schüsse herüber — der Feind schien zum erneuten Angriff vorzugehen.

Schlaftrunken stürzten die Soldaten von ihren Lagerstätten empor und eilten an die Waffen. Schnell formierten sich die Glieder, die Marschkolonne fädelte sich ein, und wieder ging es rückwärts auf Stendal zu.

Feldwebel Grottkamm marschierte dicht neben dem Junker, der mit seinen kleinen Beinen scharf ausschreiten mußte, um mit ihm in gleicher Höhe zu bleiben. Der Alte war mißmutig heute morgen. Er brummte allerlei wirres, nicht eben sonderlich freundliches Zeug vor sich her von dem verfl— — ewigen Retirieren, den vermaledeiten Franzmännern und nicht zuletzt auch über die mangelnde Verpflegung. „Nicht mal seine Frühsuppe kann man mehr abkochen!“ wandte er sich endlich an Hans. „Der Herr Junker wird wohl auch 'n häßliches Knurren im Magen verspüren.“

Hans schüttelte den Kopf. „Habt ja gestern so reichlich für mich gesorgt, Feldwebel — da hat's noch keine Not.“

Wieder marschierte der Alte eine Weile brummend seines Weges, dann und wann die nächsten Rotten mit einem kleinen zarten Fluch zum bessern Ausschreiten ermunternd. Dann zog

er plötzlich ein kleines Fläschchen aus der Rocktasche hervor. „Hier hab' ich noch 'nen Magenstärker." Er reichte die Buttel dem Junker hinüber. „'s ist 'n Rest guter Korn, lang aufgespart. Versuchen Sie mal 'n Schlückchen."

„Vielen Dank, Feldwebel. Aber beraubt Euch nicht — ich trinke keinen Schnaps."

Grottkamm sah den Knaben zweifelnd an. Er schien zu glauben, der Junker lehne den Trunk nur ab, um seinen Anteil nicht zu verkürzen. „'n Schnäpschen ist 'ne Gottesgabe," meinte er dann, „wärmt den Magen und hält die alten klapperigen Knochen zusammen — in Maßen genossen natürlich, lieber Herr Junker! Wenn Sie älter sein werden, werden Sie das schon noch merken. Prosit, Herr Junker!" Und er setzte die Flasche bedächtig an den Mund.

Aber er trank nicht. Kaum daß die Flüssigkeit seine Lippen berührt hatte, so setzte er wieder ab, schnitt ein sauersüßes, entsagungsvolles Gesicht, korkte die grünglasige Buttel wieder zu und steckte sie nach einem letzten sehnsuchtsvollen Blick samt ihrem Inhalt in die Tasche, aus der sie hervorgewandert war, zurück.

Hans hatte ihm verwundert zugeschaut. „Warum trinkt Ihr denn nicht, Grottkamm?" fragte er leise, daß es die Nebenleute im nächsten Gliede nicht hörten.

„Der Mensch muß entsagen können, und der Soldat erst recht," entgegnete der Alte mit einem grimmigen Lächeln. „Und dann: wer weiß, wozu man den Troppen noch brauchen wird — mir schwant so was, als ob ich die Flasche neu zu füllen, so bald nicht wieder Gelegenheit finden sollte."

So ging es weiter bis nach Altenzaun, dicht an den breiten Elbstrom.

Es ist ein mooriges, buschiges Gelände dort, so recht für eine Jägertruppe, die geschickt jeden Strauch und jeden Baum zur Deckung zu benutzen versteht, geschaffen. Darum hatte es sich auch der Eisenbeißer York ausgewählt, um hier mit seinen Jägern und einigen anderen leichten Truppen dem Feinde noch einmal einen kurzen Widerstand entgegenzusetzen, während das übrige Corps hinter ihm bei Sandau über die Elbe ging. Er brannte darauf, der York, den Franzosen eins auszuwischen — sie sollten doch endlich erfahren, daß ihnen Männer gegenüberstanden!

Als die Jägercompagnie, mit der unser Junker marschierte, herankam, hatten die übrigen Truppen schon längs des Geest-

grabens von Polkritz bis Osterholz Aufstellung genommen — auf dem äußersten linken Flügel, dicht an der Elbe, erhielten die Jäger Befehl, sich zur Verteidigung einzurichten.

Aber der Tag verging, ohne daß der Feind sich sehen ließ. Die Jäger lagen mit knurrendem Magen in ihrer Stellung — glücklich noch, wer eine alte Brotrinde aus dem Rucksack ziehen konnte, um den schlimmsten Hunger zu stillen. Der Feldwebel ließ die schönste Garnitur Flüche vom Stapel, und dann und wann holte er seine Buttel hervor, liebäugelte ein wenig mit ihr, steckte sie aber jedesmal wieder in die Tasche zurück. „Hol mich dieser und jener," brummte er, „wenn der kleine Junker es verwindet, da sollte ich nicht die Zähne aufeinander beißen können?!" Und dann zog er den Schmachtriemen noch etwas enger um den Leib zusammen.

Auch Hans Salden fühlte allmählich so etwas, wie ein menschliches Rühren zwischen der dritten und vierten Rippe. In den Nachmittagsstunden, als der alte Grottkamm ein wenig eingedufelt war, schlich er sich endlich nach dem Dorf Osterholz hinein, und es gelang ihm, dort einen Leib Brot und eine tüchtige Schwarte Speck zu erhalten — die Bauern dauerte wohl des jungen Bluts. Mit diesen Schätzen kam er gegen halb vier wieder bei der Compagnie an und wurde von Grottkamm mit einem lauten Hallo empfangen.

„Der kleine Teufelsjunge — der Herr Junker, wollt' ich sagen! — hat ein wenig marodiert, glaub' ich gar! Na gut nur, daß Sie der Alte, der York nämlich, nicht erwischt hat! Der versteht keinen Spaß in solchen Dingen!" Damit hatte der Feldwebel aber auch schon sein mächtiges Taschenmesser hervorgeholt und aufgeklappt, säbelte sich ein breites Stück Brot und ein Scheibchen Speck herunter und begann zu schnabulieren.

„Nur hübsch zugelangt, Junkerchen, nur zugelangt und mitgethan! Was dem Soldaten so im Felde von ungefähr zufällt, schmeckt doppelt gut."

Der Junker biß mit seinen kleinen Mausezähnchen auch nicht schlecht in das frischgebackene Brot hinein. „Was heißt denn das — marodiert, Vater Grottkamm?" fragte er aber doch so zwischen dem vorletzten und letzten Happen.

„Marodiert —? Marodiert? Hm —! 's kommt ganz darauf an, Junker. Sehen Sie, nehmen die Herrn Parlez-vous von drüben, die Franzosen, unsern Bauern was fort, dann heißt es,

das ist gutes Kriegsrecht. Ist aber einer von uns hungrig und sucht nach einer passablen Gelegenheit für den knurrenden Magen, so — hm! — so nennt man das eben marodieren, und wenn der Delinquent um die Fuchtel 'rum kommt, kann er von Glück sagen."

Dabei schnitt er sich eine zweite Schnitte Brot ab, hatte dieselbe aber noch nicht zwischen die Zähne geschoben, als Hans plötzlich aufsprang und erregt auf die Ebene zwischen Altenzaun und Polkritz deutete. „Der Feind, Feldwebel — der Feind!" rief er.

„Wetterjunge — hat seine Augen auf dem rechten Flecke! Immer nach vorn — das ist das echte Soldatenblut vom Vater her!" lachte der Alte. Zugleich rief er aber seinen Jägern zu: „In die Hand die Büchsen! Da die Kavallerie! Daß mir aber keiner von euch Schockschwerenötern schießt, ehe ich kommandiere. Und dann ruhige Salven, kein Plackern, und ordentlich tief gehalten — die Kerle wollen wir uns langen!"

Es waren einige Schwadronen Lanciers, die, ziemlich sorglos westlich Altenzaun herumbiegend, sich dem Geestgraben näherten. Der Gegner erwartete augenscheinlich, diesseits der Elbe nicht mehr auf eine widerstandsfähige preußische Truppe zu treffen.

Die Jäger duckten sich hinter die Böschung des Elbdammes und ließen die antrabenden feindlichen Reiter bis auf wenige hundert Schritte herankommen. Lustig flatterten die Lanzenfähnchen im Winde, auf den bunten Uniformen lag der Widerschein der Sonne — —

„Schlagt an — Feuer!"

Eine runde Salve, ein einziger Blitz und Knall.

Die vordersten Glieder stutzten — einige Pferde wälzten sich auf dem Boden — laute Kommandorufe drangen von drüben herüber — die Schwadronen versuchten aus der Kolonne aufzumarschieren.

„Tiefer gehalten! Legt an — Feuer!"

Wieder schlugen die Geschosse in die dichtgedrängte Masse ein und trugen Verwirrung in die feindlichen Reihen. Und jetzt waren auch die Nebenzüge, rechts von der Abteilung des Feldwebels, schon in Stellung gegangen, und Salve auf Salve donnerte über das eben noch so stille Blachfeld.

Die ersten Schwadronen der Lanciers hatten Kehrt gemacht und waren im schlanken Trabe zurückgegangen. Eine Pause trat

ein. Dann aber brachen von Altenzaun her, jetzt zur Attacke formiert, in dichtgeschlossenen Massen neue Reiterscharen vor. Ein lebhaftes Gewehrfeuer empfing sie. Bis auf hundert Schritte kamen sie an die Schützen heran — dann lösten sich die Schwadronen — der Ansturm war gebrochen —! Noch galoppierten wohl einzelne kleinere Trupps, einzelne Offiziere mit wenigen Reitern bis an den Damm, bis an die sumpfige Niederung des Geestgrabens heran, aber die Masse wandte sich zur Flucht und eilte, im regellosen Durcheinander hinter den schützenden Häusern von Altenzaun Deckung zu suchen. Bald folgte von den übrigen, was die nachgesandten Kugeln der weittragenden Jägerbüchsen nicht erreichten. Vor der Front aber schimmerte es rot von den Uniformen der Gefallenen — einige hundert reiterlose Pferde trieben sich zwischen Feind und Freund herum.

Mit atemloser Spannung war unser Junker dem kurzen, sich in wenigen Minuten abspielenden, blutigen Vorgang gefolgt. Sein Herz pochte in der Brust, als ob es springen sollte, aber seine Augen blickten scharf in das Kampfgewühl hinein, wie die eines alten kriegsgewohnten Soldaten — keine Spur von Furcht war in seiner Seele.

„Hahn in Ruh!“ kommandierte Grottkamm. „Gut gemacht, Burschen — aber nun schnell 'ne neue Patrone in den Lauf — ich denke, das beste soll noch kommen, oder ich müßte unsern Obersten nicht kennen.“

„Na, Junkerchen, wie hat's Euch gefallen?“ wandte er sich dann an Salden. „Das ging mal gut — das erste Warme, so zu sagen, in dem ganzen vermaledeiten Feldzuge.“ Er faßte Hans an den Puls. „Noch 'n bißchen unruhig, das junge Blut. Das pocht ja wie ein Lämmerschwänzchen!“

„Aber, Grottkamm, Ihr denkt doch nicht etwa —?“ Dem Junker stieg das Blut siedend in die Wangen.

„Daß der Herr Junker Furcht gehabt? Nee, Junker, das kalkulier' ich, war nich der Fall — dazu kenn ich das Saldensche Blut zu genau. Aber den Soldaten möcht' ich sehn, der zum ersten Male im Gefecht ist und dem 's Herz nicht puckert! Und nun gar solch Kiek in die Welt — mit Permission zu sagen! Na, das gibt sich —“ und er schob sein letztes Stück Schwarzbrot zwischen die Zähne.

Es kam, wie der Alte es vorausgesagt. Eine Viertelstunde verging, da tauchten aus der Umfassung von Altenzaun dichte

Schützenschwärme auf und schoben sich längs des Elbdammes gegen Osterholz vor — gerade auf die Stellung der Jäger zu. Nicht lange, so ging es auch „Pss—Psss—Pss!“ Die feindlichen Tirailleurs hatten sich hingeworfen, ihre ersten Kugeln fauchten mit schneidendem, schrillem Pfeifen über die Köpfe der Jäger fort.

Der eigentliche Kampf begann.

Wie wunderlich — jetzt war das Wallen und Pochen in Hans Saldens Brust plötzlich ganz zur Ruhe gekommen. Er bückte sich nicht einmal, wenn er das unheimliche Pfeifen über sich hörte. Er wußte ja, das nützte doch nichts mehr, ehe er sich bückte, war die Kugel längst ihre Bahn gezogen. Und dann — sich bücken! — Pfui! — das hätte schlecht ausgesehen. Er hätte sich in den Tod geschämt, wenn er sich so wenig beherrscht haben würde.

Drüben erhoben sich jetzt die Schützen und liefen in raschen Sprüngen, jede Deckung geschickt benutzend, einige hundert Schritt weiter vor. Jetzt waren sie ganz in dem Bereich der preußischen Büchsen.

„Jeder nimmt mir seinen Mann ordentlich aufs Korn und schießt nur, wenn er weiß, daß er auch trifft!“ rief Grottkamm. „Wollen ihnen doch zeigen, daß wir auf den Mittenwalder Schießständen auch was gelernt haben! Ruhig — ruhig! Sparsam mit den Patronen — wenn sie vor der Zeit alle werden, wird's uns leid thun.“

Das preußische Feuer schien dem Feinde empfindlichen Abbruch zu thun. Der Anlauf kam ins Stocken, er schritt auch nur um ein weniges vorwärts, als neue Compagnien sich auflösten und sich in die Schützenlinie einschoben.

Die Schule von Mittenwalde, die Schule Yorks, bewährte sich. Und da war er ja auch selbst, der Eisenfresser! Grottkamm machte den Junker aufmerksam auf ihn, wie er auf seinem hochbeinigen Fuchs im ruhigsten Schritt, als gebe es gar keine feindlichen Kugeln, langsam hinter der Stellung einherritt, hier einige ermunternde Worte spendend, dort eine kleine Verstärkung einschiebend.

Jetzt kam er von Osterholz her auch zum äußersten linken Flügel geritten bis dicht an den Zug, den der Feldwebel führte, heran.

„He, Grottkamm! Er kommandiert ja wohl hier? Hat Er gut

gemacht vorhin mit den Reitern — wie steht's jetzt?" rief er dem Alten zu.

„Zu Befehl, Herr Oberst, gut! Nur daß die Patronen bald knapp werden, fürcht' ich," gab der Feldwebel zurück, sich zur dienstmäßigen Haltung an der Böschung aufrichtend. Sein verwettertes Gesicht strahlte vor Freude — ein Lob aus Yorks Munde war seltener, als vierblätteriger Klee.

„Müßt gut haushalten, Feldwebel! Was hat Er denn da für einen grünen Jungen neben sich?"

Grottkamm wollte etwas erwidern, aber der Isegrim wartete die Auskunft nicht ab.

„Verbitte mir das Mitschleppen von solch überflüssiger Bagage, die nur herumlungert und den andern das Brot fortfrißt, wenn nichts Schlimmeres! Versteht Er, Grottkamm?! Hätt' ihm auch was Klügeres zugetraut!" Damit hatte York schon seinem Gaule die Sporen gegeben und jagte im langen Galopp dem rechten Flügel zu.

Unserm Junker war die helle Röte in die Wangen gestiegen. „Das ist zu viel, Feldwebel — das ist zu viel!" stöhnte er. „Ich will niemand lästig fallen, aber ich will mir auch vom Obersten nicht so etwas sagen lassen, wie eben! Wenn das mein Vater gehört hätte? — —"

Der alte Feldwebel biß die Zähne aufeinander. „War mir just eben auch nicht sehr angenehm!" brummte er. „Aber, Herr Junker, der Oberst wußte ja doch nicht, daß Ihr der junge von Salden seit — sonsten hätte er gewißlich anders von Euch gesprochen. 's ist freilich 'ne verfl— Sache! Mit dem alten Isegrim is nich zu spaßen, und wenn er einmal gesagt: den oder den will ich nicht im Lager sehen — dann darf man ihm auch bei Leibe nicht mit Einreden kommen! Der York nimmt keinen Befehl zurück — er beißt sich eher die Zunge ab!"

Vielleicht hätte Grottkamm seinem Kummer noch lebhafteren Ausdruck gegeben, wenn nicht in diesen Augenblicken die feindlichen Schützen mit lautem: „En avant! — En avant!" einen weiteren Sprung vorwärts gemacht hätten. Hui! wie pfiffen die Kugeln der Jäger, die den rechten Augenblick erspäht hatten, in die feindlichen Reihen! Schon konnte man erkennen, wie der Angriff stutzte, wie die Verluste sich drüben mehrten. — Noch eine Salve! Noch ein kräftiges Schnellfeuer — „gebt's ihnen auf den Pelz! Jeder Mann sein Ziel!" — Piff—Paff!! Und noch einmal Piff—Paff!!

Die Tirailleursschwärme lösen sich zu einer dünnen Kette auf, vergebens klingt immer wieder das scharfe „En avant! — En avant!“ der Offiziere herüber — mit einem Male wogt die ganze lange Linie der Franzosen rückwärts auf Altenzaun zu!

„So — das ging gut!“ meinte Grottkamm. „Wenn's nur vorhält! Müßt' mich höllisch wundern, wenn wir nich in 'ner Viertelstunde die Parlez-vous ums doppelte verstärkt wiederkommen sehen sollten. Ihr müßt wissen, Junker, das ist mit den Burschen just wie mit den Schwaben in der Küche und anderm Ungeziefer auch — je mehr man totschlägt, desto mehr kommen zum Vorschein.“

Einer der Korporale trat leise an den Feldwebel heran und flüsterte ihm eine Meldung ins Ohr. Der Graukopf fuhr auf: „Donnerwetter! Na, das ist 'ne schöne Bescherung — nur noch zwei Patronen der Mann?! — Da können wir ja wieder einmal einpacken und hübsch das Hasenpanier ergreifen, gerade heute, wo wir so schön im Zuge waren! Was sagen Sie nu dazu, Junker!“

Aber Grottkamm sah sich vergebens nach dem Junker um — der war wie von der Bildfläche verschwunden, wie weggeblasen! Der Feldwebel fragte rechts, er fragte links, niemand konnte ihm Auskunft geben. Der kleine Salden mußte sich schon in den letzten Augenblicken des Gefechts entfernt haben.

„Daß dich —!“ Der Alte unterdrückte mit Mühe einen schweren Kernfluch. „Daß dich —! — Ob der Bengel —“ jetzt war aus dem Junker mit einem Male ein ganz ordinärer Bengel geworden! — „sich wirklich dünne gemacht hat? Wär 'ne Schande — der alte Hauptmann drehte sich noch im Grabe um! Aber freilich: wird dem Jungen eben im Kopf 'rumgegangen sein, was der Oberst gesagt hat. 'ne Einladung zum Bleiben war's ja just gerade nich! Hätt' 's aber doch nimmer geglaubt — solch liebes Bürschchen!“ Grottkamm fuhr sich mit der umgekehrten rechten Hand über die Augen. „Mag ihm 's gut gehn auf seinem Wege!“ Und dann unterbrach er sein stilles, doch recht verdrießliches Selbstgespräch und wandte sich seinen Leuten zu, um sie von neuem zum Ausharren und zur größten Sparsamkeit mit den Patronen zu ermahnen. Ein schlimmes Ding, wenn dem Soldaten im Kampf die Patronen ausgehen. Was nutzt ihm alle Tapferkeit, aller Opfermut, sobald das Gewehr in seiner Hand ein totes, unbrauchbares Stück Eisen geworden ist? Mit dem Bajonett oder Hirschfänger allein wirft man keinen übermächtigen Angriff zurück! Auch die wackerste Truppe überkommt Verzagen,

wenn die Munition fehlt — wie viel schlimmer stand es hier, wo eine seit Tagen auf fortwährendem Rückzug befindliche schwache, von einem überlegenen Feinde gedrängte Truppe nur noch wenige Patronen zur Selbstverteidigung in der Tasche hatte!

Aber Grottkamm verzagte nicht. Er ließ zunächst die Munition der Toten und Verwundeten austeilen und gab dann seine Weisung aus: „Laßt sie nur um so dichter herankommen, die Firlefanziers, die bunten Bengels! Dichte ran und dann mit dem Kolben drauf — sollen doch auch mal schmecken, wie deutsches Eichenholz thut.“

Und sie kamen. Wieder drängten aus der Umfassung von Altenzaun dichte Schützenlinien vor, diesmal gleich von Anfang an in weit überlegener Stärke. Im raschen Lauf erreichten sie den nächsten Graben und eröffneten, hinter den ihn umsäumenden Büschen verdeckt, ein verheerendes Feuer auf die Jäger. Schon zogen hinter ihnen starke Reserven heran, deutlich sah man die Gewehre in der klaren Nachmittagssonne glitzern. Berittene Offiziere sprengten die feindlichen Linien entlang und überbrachten Befehle: das geringe Feuer aus der preußischen Stellung schien den Gegnern ein schnelleres Vorgehen möglich zu machen, man mochte wohl glauben, die Jäger, die den ersten Angriff so wacker abgewiesen, seien zum größten Teil bereits abgezogen. Näher und näher schoben die Schützen sich an den Damm heran, immer mehr verstärkten sie sich, und immer dichter rückten die geschlossenen Abteilungen an die Tirailleurlinie, um bei der Durchführung des Angriffs gleich bei der Hand zu sein.

Die Entscheidung stand bevor — vergebens aber spähte der alte Grottkamm nach rückwärts, ob der Oberst ihm nicht frische Mannschaft, ob er ihm vor allem nicht die mehrfach erbetene Munition senden würde. Freilich — York hatte an den andern Teilen der Stellung auch der Sorgen genug. Überall umklammerte der starke Gegner mit eisernem Arm die kleine Preußenschar, überall war die Abwehr gleich schwierig.

Bis auf dreihundert Schritt waren die Franzosen an die Jäger herangekommen. Noch einmal warfen sie sich hinter einer Baumreihe nieder, um vor dem Anlauf Kräfte zu sammeln, aber schon blieben die Reserven unter hellem Trommelwirbel im Vormarsch. Da kam Seydlitz, Yorks Adjutant, auf schweißbedecktem Rosse angesprengt. „Wie steht's hier, Alter?“ rief er dem Feldwebel zu.

„Gut!“ gab Grottkamm mit verbissenem Grinsen zurück. „Lebendig kriegen sie uns nicht hinter unserm Damm heraus!“ Dann aber trat er, ohne auf die Kugeln zu achten, die seinen Graukopf umpfiffen, dicht an den Lieutenant heran: „Melde gehorsamst — wir sind hier so gut wie verloren! Wollt's nur nicht sagen — die Kerle brauchen nichts davon zu hören. Wir haben nicht eine Patrone mehr, und drüben,“ er wies auf die Franzosen, „kommen fünf auf einen von uns.“

Seydlitz gab keine Antwort. Sein helles Auge flog nur noch einen kurzen Moment hinüber zu den feindlichen Linien, dann warf er seinen Braunen herum und stob davon.

Die Jäger lagen wie festgemauert hinter dem Damm. Keiner dachte an Zurückgehen, die eiserne Zucht von Mittenwalde, das Gefühl der Disciplin, das York den Seinen anerzogen, stak ihnen zu fest in den Knochen und im Herzen. Aber auf den Gesichtern malte sich ein dumpfer Ernst — sie wußten, es ging auf Leben und Sterben! Noch wenige Minuten und es kam zum Handgemenge mit den Franzosen — wie teuer sie aber ihr Leben verkaufen mochten, sie waren verloren! Unrettbar verloren!

Da erscholl plötzlich hinter ihnen eine frische, fröhliche Knabenstimme.

„Patronen, Feldwebel! Patronen! Ich bringe Patronen!“ Und ehe sie sich noch umwenden konnten, eilte Hans Salden mit flinken Füßen die Linie entlang und warf den Jägern Munition zu. Einen großen Beutel voll trug er unter dem Arm, und alle Taschen seines Wamses waren dick geschwollen — er hatte sich gut vorgesehen.

Dem alten Feldwebel liefen die Thränen über die Backen, „Wetterjunge! Prachtjunker!“ rief er. „Nun gebt's ihnen — jeder Schuß einen Vogel — wie auf der Hühnerjagd!“ Und knick—knack! erst einzeln, dann zu einem ordentlichen Schnellfeuer anschwellend, flammte es hinter dem Damme auf.

Das plötzlich wieder erwachende Feuer schien auf die Franzosen, die jeden Widerstand schon gebrochen geglaubt, einen ganz merkwürdigen Eindruck zu machen. Es war, als ob sie fürchteten, es sei ihnen eine Falle gestellt, sie mochten jetzt plötzlich die Besatzung des Dammes für weit stärker halten, als sie in der That war. Der Angriff stockte; die Reserven hielten und suchten Deckung; es kam an Stelle des scharfen Vorgehens wieder zu einem schleppenden Feuergefecht.

Grottkamm sah sich vergebens nach dem Junker um. Der

war schon wieder über alle Berge. Aber er blieb diesmal nur wenige Minuten, dann erschien er wieder in der Stellung, wieder alle Hände voll Patronen, die er mit geschickten Griffen den Jägern bündelweise zuschleuderte.

„Junker! Retter in der Not! Wo zum Geier haben Sie denn die Munition her?“ Der Feldwebel greinte über das ganze Gesicht. Aber Hans Salden schüttelte nur mit dem Lockenkopf. „Keine Zeit! Keine Zeit, Grottkamm!“ und wieder war er verschwunden, und zum dritten Male kehrte er atemlos vom schnellen Lauf nach der Stellung zurück, von den Jägern mit lautem, freudigem Hallo begrüßt.

Diesmal ließ ihn der Alte aber doch nicht ohne Antwort los. In fliegender Hast mußte ihm der Junker melden, wie er mittags, als er das Brot aus Osterholz geholt, in einem Bauernhofe einen unbespannten Munitionskarren gesehen, den wahrscheinlich ein Trainknecht des schon über die Elbe gegangenen Hauptcorps pflichtvergessener Weise hatte stehen lassen. Der war ihm eingefallen, als der Patronenmangel hervortrat. Er war zurückgelaufen, um wenigstens einige Taschen voll Munition zu holen, unterwegs aber hatte er sich klar gemacht, daß er selbst nur eine Hand voll mitnehmen könne. Und so hatte er denn einfach dem Bauern, der sich irgendwo verkrochen haben mochte, ein Pferd aus dem Stall gezogen, es vor den Karren gespannt und war mit ihm bis zur nächsten Biegung des Dammes gefahren; dort stand der Wagen gegen das feindliche Feuer wohl gedeckt. Und kaum hatte Hans Salden das alles hervorgebracht, als er schon wieder unterwegs war, um neue Munition heranzuschaffen, denn die Jäger wetterten jetzt darauf los, daß das, was er jedesmal in seinen kleinen Ärmchen herbeibrachte, immer wie im Nu verschossen war.

Jetzt schienen die Franzosen sich indessen auch von ihrer ersten Überraschung erholt zu haben. Der unterbrochene Vorstoß wurde mit neuer Kraft wieder angesetzt — hell schimmerten inmitten den geschlossenen Compagnien die goldglänzenden Adler, die Feldzeichen Napoleons, und wieder tönten zwischen dem aufmunternden Trommelton und den schrillen Angriffssignalen die Kommandorufe der Offiziere herüber: „En avant! En avant, mes braves!“

Noch einmal trug das preußische Blei Tod und Verderben in die feindlichen Massen — noch einmal stockte auf wenige kurze Augenblicke der Ansturm! Dann drang der Feind in vollem Lauf mit



Hans Salden bringt den Jägern im Gefecht bei Altenzaun Patronen.

„Patronen, Feldwebel! Patronen! Ich bringe Patronen!“ ...



wildem Sturmgeschrei gegen den Damm und dessen Besatzung vor — das Schicksal der preußischen Jäger schien besiegelt.

Da — im letzten Augenblick heller Hörnerklang im Rücken! Mit lautem, donnerndem Hurra stürmen von Osterholz her einige Reservecompagnien, die Seydlitz auf Yorks Geheiß im Laufschritt herangeführt, vor. „Auf!“ kommandiert Grottkamm. „Schlagt an — Feuer!“

Eine letzte runde Salve schmettert in den Feind — dann schließen sich die Jäger den vorstürmenden Compagnien an. Mit der blanken Waffe und dem Kolben geht's auf die überraschten Gegner! Und gleichzeitig kracht es vom Damme her ein-, zweimal: York hat seine beiden Geschütze, die einzigen, die er zur Verfügung hat, herangeholt, und sie schleudern ihre Kartätschen aus nächster Nähe in die feindlichen Massen. Hui! Wie das wirkt! Wohl ballen sich die Franzosen zur Abwehr zusammen. Die Adjutanten fliegen von einem Flügel zum andern! Die Reserven versuchen, am Geestgraben die weichenden Schützen aufzunehmen, aber die Preußen sind ihnen bereits auf den Fersen — einige Augenblicke wirbelt im blutigen Wirrwarr Freund und Feind durcheinander — dann ertönt plötzlich der Ruf „Sauve, qui peut!“ aus den französischen Reihen. Unwiderstehlich pflanzt er sich fort, der lang nicht vernommene Schreckensruf — in voller Auflösung stieben die Angreifer wie ein gescheuchtes Rudel Rehe auf Altenzaun zurück.

Die preußischen Hörner rufen zum Sammeln. Langsam lösen die heftig, fast zu heftig verfolgenden Jäger sich vom Feinde und ziehen sich, allmählich wieder zusammenschließend, in die alte Stellung. Helle Freude liegt auf allen Gesichtern — wohlverdiente Freude! Einen schönern Erfolg hat Preußen in dem ganzen Feldzug des Unglücksjahres 1806 nimmer errungen, denn im Gefecht von Altenzaun, das zum ersten Male nach den schweren Schlägen von Jena und Auerstedt wieder bewies, daß der Geist des großen Friedrich noch nicht von Preußens unglücklichem Heer gewichen sei.

York stand am Oberdamm und begrüßte die braven Jäger; nicht mit lautem Lobe, das lag nicht in des Isegrims Art, hatte doch jeder, so meinte er wohl, nur seine verfl— Pflicht und Schuldigkeit gethan! Aber er nickte den Seinen zu, und in dem verwetterten, eisernen Gesicht glänzte es auch von mühsam verhaltener Freude. Als der Feldwebel Grottkamm herankam, über der linken Wange eine

tiefe Schmarre, die ein französischer Chasseur dem Alten mit dem Säbel vom Mundwinkel bis zum Ohrläppchen als schönste Kampfeszierde aufgezeichnet, drängte York sein Pferd etwas vorwärts bis dicht an den Graukopf heran.

„He, Feldwebel, wo hat Er denn die Munition her gehabt, um den letzten Angriff so lange abzuwehren, bis ich heran war? Meinte doch, seine Kerle hätten sich verschossen! Was sollte die Flunkerei?“ Der Oberst sagte das nicht gerade ungnädig, aber es wurmte den Alten doch.

„Halten zu Gnaden, Herr Oberst! Die Munition hat der junge Bursch, den der Herr Oberst vorher bei mir sahen, gerad noch im letzten Augenblick herbeigeschafft — der Junker von Salden, unseres gefallenen Herrn Kapitäns einziger Sohn — gehorsamst zu vermelden.“

„So? So? Der Junker von Salden? Und wie kommt das Bürschlein denn hier her? Und wo hat er denn die Munition herbekommen? He? Wo steckt der Junker?“

„Hier, Herr Oberst!“ Hans von Salden trat schnell aus den Reihen der Jäger vor und stellte sich in straff militärischer Haltung gerade vor dem gestrengen Manne auf, ihm furchtlos ins Auge sehend.

„Wahrhaftig — das ist der Salden! So — nun erzähle, mein Sohn! Aber mach's kurz — hab wahrhaftig keine Zeit zu verlieren.“

Das ließ sich unser Junker nicht zweimal sagen, und die knappe Art, wie er sein Garn vor York abspann, mußte dem Obersten gefallen. Er nickte einigemale mit dem Kopf und reichte schließlich dem Knaben, freundlicher als sonst sein Brauch, die Hand vom Pferde herunter.

„Der Herr Vater war ein braver Soldat — Gott hab ihn selig! Und was Er heut gethan, Junker, war auch wacker — hätten nicht viele seines Alters die gleiche Contenance und Umsicht bewiesen. Alle Achtung — muß ich sagen!“

Dem Junker glühten die Wangen bei diesen anerkennenden Worten. Und noch größer wurde seine Freude, als York fortfuhr: „Will auch ausnahmsweise erlauben, daß Er vorläufig bei uns bleibt, Junker von Salden — vorläufig, bis wir in einen größeren Ort kommen, wo ich dann selbst für sein Weiterkommen sorgen werde. Melde Er sich nachher bei dem Seydlitz, der Ihn ein wenig zurechtstutzen mag. Verstanden — Junker?!“

„Zu Befehl, Herr Oberst!“

York sprengte von dannen. Mit leuchtenden Augen sah ihm unser Junker nach, bis der Isegrim hinter den Büschen verschwunden war. Dann aber wandte er sich zu Grottkamm um, und jubelnd rief er dem Alten zu: „Ich darf bei Euch bleiben — habt Ihr's gehört, Feldwebel?“ Und als der lachend nickte, da streckte der Junker ihm die kleine Hand hin: „Soll dem Oberst nicht gereuen und Euch auch nicht, Grottkamm — Schande mach' ich Euch nicht! Lieber tot, als in Unehre!“

---

## Drittes Kapitel.

**Von Altenzaun nach Lübeck. Gefangen und wieder befreit. Jagd der Franzosen und die Rettung durch das Meer.**

Das schöne, erfolgreiche Gefecht von Altenzaun, eine Ehrenrettung für die vielgelästerte preußische Armee, konnte keinen großen, dauernden Erfolg haben. Es war nur eine Episode im Verlauf des Krieges, ein Sonnenblick im maßlosen düstren Unglück. Aber York hatte doch sein Ziel erreicht; er hatte dem übermütigen Feind eine derbe, empfindliche Schlappe beigebracht und vor allem den Übergang des Hauptcorps über die Elbe noch rechtzeitig ermöglicht.

Wie indessen selbst jetzt nachfolgen? Der Feind war zwar augenblicklich glänzend abgeschlagen, aber es ließ sich voraussehen, daß er in wenig Stunden mit neuen Kräften den Angriff wiederholen würde, mit einer Überlegenheit, gegen die eine nochmalige wirksame Abwehr kaum möglich sein mochte.

Zum Glück brach der Abend, brach die schützende Nacht herein.

Es war gegen acht Uhr, als Seydlitz auf müdem Pferde wieder bei Grottkamms Jägern erschien, die bisher, einzelne Patrouillen auf Altenzaun vorgeschoben, in ihrer alten Stellung geblieben waren. Er nickte dem Junker freundlich zu: „Wir sprechen uns morgen früh!" und tuschelte dann geraume Zeit mit dem Feldwebel. Der Auftrag, den er überbracht, mußte so recht nach Grottkamms Herzen gewesen sein. Der Graukopf lachte wenigstens stillvergnügt vor sich hin: „Wird besorgt werden, Herr Lieutenant! Wird bestens besorgt werden!"

Als dann der Adjutant fortgeritten war, nahm der Feldwebel seine Leute zusammen: „Jungens," sagte er zu ihnen, „das ist heute ein Tag, bei dem einem das Herz im Leibe lachen könnte. Erst haben wir den Parlez-vous ordentlich was aufgebrummt, jetzt sollen wir ihnen noch eine zierliche Nase drehen. Ihr werdet

gleich sehen, wie so! Jetzt gehen aber erst mal zehn Mann, nein zwanzig, und schaffen mir aus Osterholz ordentlich Brennmaterial heran — was es ist, ist ganz gleich — wenn's man brennt." Er zählte den Trupp ab und fuhr dann fort: „So, und ihr zehn, ihr geht an den Graben da unten, haut Strauchwerk um und schleppt es herauf. Vorwärts — je schneller ihr wieder hier seid, desto besser!"

Eine Viertelstunde später loderten längs der ganzen Stellung an hundert mächtige Wachtfeuer gen Himmel, und dicke Rauchwolken wälzten sich nordwärts. An jedem Wachtfeuer aber standen nur zwei von Grottkamms Jägern, legten immer wieder frisches, nasses Holz in die Flamme und tobten dazu, als ob der Feind nicht in Schußnähe, sondern meilenweit entfernt stünde.

Die ganze Stellung aber war leer — der eine einzige Jägerzug bildete den Rest der ganzen Truppe, die sich den Tag über so tapfer mit dem weit überlegenen Gegner herumgeschlagen hatte!

Das war die Nase, die Feldwebel Grottkamm auf Yorks Befehl den Parlez-vous drehte: unter dem Schutz von lodernden Wachtfeuern, die den Feind im Glauben erhielten, daß ihnen ein starkes, wachsames preußisches Corps gegenüber stehen geblieben sei, bewerkstelligte York seinen Abzug und erreichte ungefährdet das andere Elbufer.

Erst gegen Mitternacht sammelte auch Grottkamm seine Jäger. Sie standen schon bei Osterholz, eine kleine Schar von ungefähr vierzig Mann, als der Feldwebel plötzlich eine Patrouille vermißte, die er vor etwa einer halben Stunde auf Altenzaun ausgesandt hatte. Der Alte kraute sich hinter den Ohren und spendete den Saumseligen, denen er noch besonders eingeschärft, sich nicht unnötig aufzuhalten, einige seiner allerschönsten und allerkräftigsten Kernflüche. Was thun? Länger warten, war fast ausgeschlossen und auch gegen den bestimmten Befehl Yorks. Die armen Kerle in Stich lassen, das ging auch nicht, wäre ja ganz unkameradschaftlich gewesen!

Da erbot sich unser Junker, der Patrouille entgegen zu gehen. Den Weg kannte er, und traf er wirklich auf die Franzosen, so würden sie ihm voraussichtlich auch nichts thun — so meinte Hans wenigstens. „Ein Bürschchen von zehn Jahren — das läuft schon so zwischen durch! Werd mich nicht fangen lassen, und wenn's doch der Fall sein sollte, lüg' ich mich auch schon durch."

Grottkamm wollte zuerst nichts von dem Vorschlag wissen, ließ sogar den Junker ordentlich hart an, gab aber schließlich doch nach. Es lag ja etwas Wahres in dem, was Salden sagte. So verabredeten sie denn, daß die Jäger zwar auf der großen, schon bereit liegenden Fähre übersetzen sollten, daß indessen ein kleiner Kahn am diesseitigen Ufer für den Junker noch liegen blieb; auch wollte Grottkamm für alle Fälle einige Mann bei diesem Kahn zurücklassen.

Wohlgemut trollte Hans am Oberdamm entlang auf die feindliche Stellung zu. Die Nacht war dunkel, nur die Wachtfeuer, auf welche die Jäger zu guter letzt noch tüchtig Holz aufgelegt hatten, leuchteten zuerst seinem Wege und wiesen ihm die Richtung, die er einzuschlagen hatte. Als er aber über die eigne Stellung hinaus war, verglomm auch ihr Schein. Tiefe Finsternis umfing ihn, die Augen mußten sich erst allmählich an das Dunkel gewöhnen.

Von vorn klang der Ruf der französischen Posten, mit dem sie sich gegenseitig wach zu erhalten suchten, herüber. Hinter Altenzaun lag ein breiter Lichtschimmer — dort mochten sich die Beiwachten, die Lager der Feinde befinden.

Jetzt mußte Hans rechts von der gebahnten Straße abgehen, wenn er den Weg einschlagen wollte, der von der zurückkehrenden Patrouille voraussichtlich gewählt wurde. Ein schmaler Wiesenpfad durchschnitt hier das Schlachtfeld des Tages.

Plötzlich stockte des Knaben Fuß: er war in der Dunkelheit auf einen großen weichen Gegenstand gestoßen. Ein leises Grauen überrieselte ihn — eine Leiche war's, ein gefallener Franzose! Und als er ausweichen wollte, traf sein tastender Fuß auf eine zweite —! In diesem Augenblick tauchte der Mond hinter den Wolken hervor. Welch grauenhafter Anblick ringsumher?! Hier mußten die feindlichen Schwadronen zerschmettert worden sein. Da lagen die Pferdekadaver mit blutenden Gliedern, dazwischen einzelne Reiter, die Fäuste noch im Zaumzeug der Rosse, die Gesichter verzerrt, die Gliedmassen wie aus allen Gelenken gerenkt, mit besudelten Uniformen und zerbrochenen Waffen. Und dann schien im zitternden Mondlicht das ganze schreckliche Bild mit einem Male Leben zu gewinnen — es war nur eine Einbildung, ein Spuk der erregten Sinne, Hans wußte es wohl, aber er schlug die Hände vor das Gesicht, und unwillkürlich wandten seine Füße sich zur Flucht.

Aber nein! Und nochmals nein! Die Jäger sollten nicht von ihm sagen, daß er wie ein Hasenfuß davon gelaufen sei, der alte Grottkamm sollte es nicht bereuen, ihm einen ernsten Auftrag erteilt zu haben. Hans biß die Zähne fest aufeinander und riß die Hände vom Gesicht — vorwärts! Es muß sein — also muß es auch gehen! Und es ging! Ging, wenn auch das Herz dem tapferen Knaben zum Zerspringen an die Rippen pochte. Zum ersten Male lernte er in diesen fürchterlichen Augenblicken die Kraft der Selbstüberwindung, die Macht eines wirklichen Pflichtgefühls kennen — die Bedeutung des Wortes: man kann alles, wenn man ernst will!

Langsam und vorsichtig umging er die Gruppe der Gefallenen und schlich sich unter dem Schutze der dichten Gebüschreihe, die hier einen kleinen Graben umsäumte, vorwärts. Jetzt wurde der Pfad deutlicher erkennbar — der Junker konnte schneller ausschreiten.

Aber was war das? Von rechts her klang plötzlich ein leises, schmerzliches Stöhnen an sein Ohr, ein wehes Wimmern, das schaurig durch die stille Nacht zitterte. Hans hemmte den Schritt aufs neue. War es ein Verwundeter, der hier vergessen sich in seinen Schmerzen krümmte? War's ein Franzose oder gar ein eigner Landsmann? Hier mußte der Vorstoß der Jäger erfolgt sein, der den Tag entschieden hatte! Es mochte immerhin einer der Mannschaft bei dem Zurückgehen in die eigne Stellung vergessen worden sein — vielleicht, daß man angenommen hatte, er sei tot, vielleicht daß er wirklich erst später wieder zum Bewußtsein gekommen war. Aber gleichviel, ob Preuße oder Franzose — die Menschlichkeit gebot, ihm beizustehen.

Und es war wirklich ein Landsmann — deutlich hörte der Junker jetzt, als er die Büsche auseinanderbog, den leisen Schmerzensruf: „Wasser! Um unseres Heilands willen — einen Trunk Wasser!"

Ah — dort unten am Grabenrand lag er! Wahrhaftig — eine Jägeruniform. Hastig eilte Hans Salden, das Herz von innigem Mitgefühl beseelt, hinzu. Er richtete mit seinen schwachen Kräften den Kopf des Verwundeten auf und schob ihm seinen eignen, schnell von den Schultern gerissenen Rock unter das Haupt. Dann sprang er zum Graben, füllte seine Mütze mit Wasser und erquickte den verschmachtenden Ärmsten, der begierig das kühle Naß einzog und tief aufatmend flüsterte: „Wie das wohl thut — wie das wohl thut."

Dem Jäger war anscheinend der rechte Arm zerschmettert, derselbe hing wenigstens schlaff am Körper hinunter; außerdem klaffte auf der linken Seite der Uniformrock, und zwischen den Zeugfetzen rieselte das Blut bei jeder Bewegung hervor. Der Verwundete berichtete auf Saldens Befragen, daß ihm ein französischer Säbel eine tiefe Wunde beigebracht habe, und daß es vorzüglich der Blutverlust sei, der seine übergroße Schwäche hervorrufe. Hier mußte also zuerst geholfen werden. Unser Junker eilte zum zweiten Male zum Graben hinunter, netzte sein Sacktuch mit Wasser und suchte damit die Wunde zu verbinden und das Blut zu stillen, so gut es ging, während er für den zerschossenen Arm aus dem ledernen Leibgurt des Jägers eine Schleife band, die, um den Hals gehängt, den Unterarm aufnahm.

Was aber nun mit dem Verwundeten beginnen? Zurücklassen konnte ihn Hans nicht, alle Versuche, ihn völlig aufzurichten, scheiterten aber an seiner Schwäche und Erschöpfung. Der Mann — Peter Duschnas nannte er sich und stand bei der Leibcompagnie — vermochte sich nicht zu erheben und fiel jedesmal, wenn er mit Saldens Unterstützung den Oberkörper emporgehoben hatte, wieder hilflos zurück.

„Laß mich liegen — laß mich liegen, Jungelchen," stöhnte er dann jedesmal leise, und jedesmal antwortete der Junker fest und bestimmt: „Nein — ich bleibe hier. Es muß sich Rat finden." Aber die Minuten verrannen, kostbare Minuten, denn in kurzer Zeit strömten wahrscheinlich die Franzosen über das Feld — konnte doch schon jetzt in jedem Augenblick eine feindliche Patrouille das Samariterwerk unterbrechen.

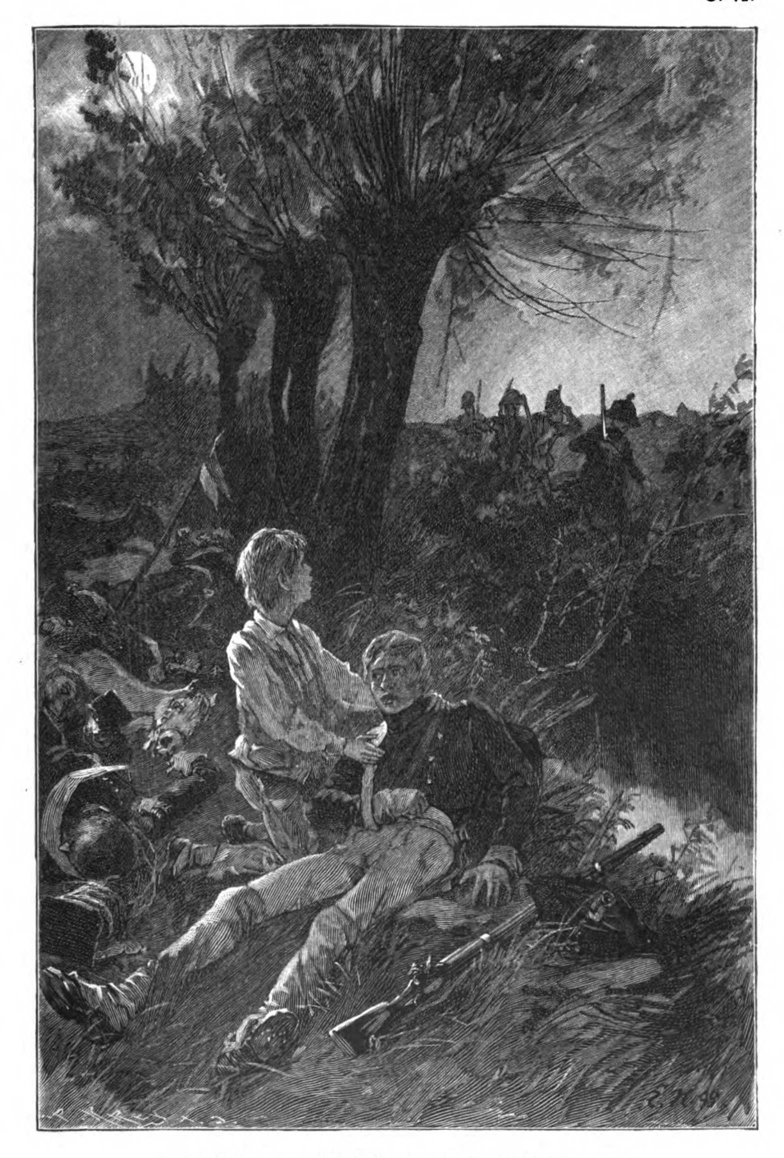
Da — was war das? War das gar schon der Feind? Leise nahende Schritte wurden hörbar — ein flüsterndes Tuscheln von einigen Stimmen.

Hans Salden preßte die Hand auf die Lippen des Jägers. „Um Gottes willen — unterdrücke dein Stöhnen."

Die Tritte kamen näher. Durch das Gebüsch schimmerten im Mondenschein einige Gewehre. Drei, vier Gestalten konnte der Junker unterscheiden — aber wie er auch spähte, es war nicht zu erkennen, ob die Männer die preußische oder die feindliche Uniform trugen. Jetzt standen sie still und lauschten ihrerseits in die Nacht hinaus — —

Da machte der Verwundete eine kurze Bewegung. Das

S. 72.



Auf dem Schlachtfelde von Altenzaun.

„Laß mich liegen — laß mich liegen, Jungelchen, ...“

Laub unter ihm raschelte. Die Leute jenseits des Grabens wurden aufmerksam. Sie rissen die Gewehre von den Schultern.

„Wer da?“ tönte es leise hinüber.

„Gut Freund!“ jubelte Hans zurück. „Gut Freund — Yorksche Jäger!“

Es war die Patrouille, die er suchen sollte. Die Leute sprangen über den Graben, und mit ihrer Hilfe gelang es, den Verwundeten aufzurichten. Vorsichtig und langsam wurde der Rückweg angetreten, wobei Peter Duschnas halb getragen werden mußte. Es ging schwer — der arme Verwundete stöhnte fürchterlich und schien jeden Augenblick völlig zusammenbrechen zu wollen — aber es ging doch. Nach einer guten halben Stunde kamen sie an der Fährstelle an, wo sie nicht nur den Kahn, sondern auch Grottkamm mit einigen Jägern fanden. Der Alte hatte es doch nicht übers Herz bringen können, ohne seinen Junker auf das andere Ufer überzusetzen.

Als alle endlich im Kahn waren, brach der Verwundete ganz zusammen. Und jetzt endlich holte Grottkamm seine geliebte Feldflasche aus der Rocktasche, streichelte sie mit einem leisen Blinzeln und meinte: „Sehn Se, Junker, ich wußte ja, daß ich den edlen Stoff noch zu 'nem besonderen Zweck aufgehoben. Sie soll'n gleich merken, was so 'n guter, alter Korn manchesmal für Wunder thut.“

Er setzte die Flasche dem Blessierten an die Lippen und feuchtete dessen Mund an. Wenige Augenblicke, und Peter Duschnas schlug die Augen wieder auf. Sein erster Blick galt Salden. Es war ein Blick, den der Knabe nie vergessen konnte — ein Blick voll schlichter, inniger Dankbarkeit. Und dann stürzten dem Armen plötzlich die Thränen aus den Augen, und er stieß in seinem breiten, märkischen Platt hervor, indem er die gesunde Linke dem Junker hinüberstreckte: „He hat mi rettet. Dat vergeß ich ihm mein Lebtag nich!“

Jetzt erst wurde Grottkamm auf die näheren Umstände aufmerksam, und Hans mußte ihm erzählen, wie er den Verwundeten aufgefunden. Und auch der Alte fuhr sich mit der Hand über die Augen und drückte Hans so kräftig die Rechte, daß der Knabe am liebsten laut aufgeschrieen hätte.

„Ein kreuzbraver Junker, ein Blitzkerlchen! Das muß der Yorck wissen! Und alle Jäger sollen es erfahren, was der Junker von Salden, unseres Hauptmanns Einziger, für ein Prachtjunge

ist!" So lobte Grottkamm Hans, der gar nicht wußte, was er so Besonderes gethan.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die nächsten Tage brachten böse Nachrichten, doppelt böse nach dem schönen Erfolge von Altenzaun, der alle Herzen mit neuen Hoffnungen erfüllt hatte.

Da kam die Nachricht, daß Erfurt, die starke Festung, fast ohne Gegenwehr sich übergeben, daß die Hauptstadt, daß Berlin am 25. Oktober vom Feinde besetzt worden sei, und Spandau am Tage darauf kapituliert habe. Und dann traf am 29. die schreckenvollste aller Kunden ein: der Fürst Hohenlohe hatte bei Prenzlau den Rest des preußischen Hauptheeres, immer noch gegen 12000 Mann mit 60 Geschützen — ohne Widerstand dem rastlos nachdrängenden Gegner überantwortet!

Welche Zeiten waren über Preußen, über den Staat Friedrichs des Großen, hereingebrochen — was mußte die Zukunft bringen?! Konnte ein Staatswesen, dessen halbes Gebiet kaum drei Wochen nach der ersten verlorenen Schlacht schon vom Feinde überschwemmt war, dessen Hauptstadt in des Gegners Hand fiel ohne Widerstand, dessen Festungen sich ergaben, ohne eine ernste Berennung abzuwarten, dessen König seinen Zufluchtsort in der äußersten Provinz des Landes suchen mußte — konnte solch ein Staatswesen sich jemals wieder aufrichten, jemals wieder eintreten in die Reihe der bedeutenderen Reiche Europas, unter denen es bisher eine stolze führende Stellung eingenommen hatte!?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auch im Feldlager Blüchers herrschte tiefe, schmerzliche Niedergeschlagenheit. Unser Junker war von Seydlitz in dessen Zeltgenossenschaft aufgenommen worden, er hatte daher Gelegenheit, die Stimmung der höheren Offiziere kennen zu lernen, und er erfaßte sie mit seinem klaren Verstand trotz seiner jungen Jahre.

Wenn er auf den langen anstrengenden Märschen, in denen Blücher sein kleines Corps elbaufwärts führte, auf dem wackeren Ponny, den ihm Seydlitz auf Yorks Befehl verschafft, im Stabe des Obersten einherritt, hörte er so manches Wort, das ihm zu denken gab. Und wenn er in Yorks finsteres Gesicht sah, dann wußte er, welche Schmerzen und welchen Kummer der treue Patriot in seiner verschlossenen Brust barg.

Auch Blücher sah Hans Salden in diesen Tagen häufiger.

War kein Jüngling mehr damals schon, der Gebhard Lebrecht Blücher, sondern ein Vierundsechzigjähriger, den aber seine Jahre nimmer drückten, und der mit seinen strahlenden Augen um sich blickte wie der Jüngste. Wenn er so auf seinem starkknochigen Gaule des Wegs trabte, die Gestalt noch grade und ungebeugt, das Antlitz offen, die Stirn trotz aller Trübsal der Zeit immer wolkenlos, um den rotlippigen Mund ein etwas spöttisches Lächeln, das aber der herabhängende starke Schnurrbart meist verdeckte, dann jubelten ihm die Soldaten zu: er besaß eben die seltene Gabe, Vertrauen zu erwecken und den gemeinen Mann an sich glauben zu machen, nicht bloß im Glück, nein! erst recht auch im Unglück.

Und noch ein anderer war neben Blücher, der Salden absonderlich auffiel. Ein schweigsamer, in sich gekehrter Mann mit klugem, bartlosem Gesicht — der Oberst Scharnhorst vom Generalstabe. Wunderbar: beide Männer waren keine geborenen Preußen; des General Blüchers Wiege hatte auf mecklenburgischem Boden gestanden, der Gerhard Johann David Scharnhorst war ein Sohn Hannovers. In beiden Männern aber lebte — in dem Gebhard Lebrecht wie in dem Gerhard David — der preußische Geist der Armee des großen Königs, und beide setzten, vom glühenden Haß gegen Frankreich beseelt, ihr alles an die Erhaltung ihres neuen Vaterlandes: die Kraft seiner Entschlußfähigkeit, seines herrlichen, nie verzagenden Wagemuts der eine, der tapfere Gebhard; die weitumfassende, schöpferische Vielseitigkeit seiner hohen geistigen Begabung der andere, der treffliche Gerhard!

Unter deren beider Führung ging es auf Lübeck zu. Die Braven verzagten auch im Unglück nicht, ihre starken Seelen stählten sich unter den Schicksalsschlägen. Sie planten westwärts zu ziehen, sich mit den preußischen Besatzungen im Hannoverschen zu vereinigen, möglichst starke Kräfte des Feindes auf sich zu lenken und dadurch dem König in Ost- und Westpreußen Luft zu machen, damit er dort die anderen Reste der Armee sammeln und wirksam dem Gegner entgegenführen könne. Ein guter und ein kühner Plan! Aber immer stärker und mächtiger drängte der Feind nach. Der Zug gen Westen wurde unmöglich. Die eignen Truppen waren durch die langen Märsche bis auf den Tod ermüdet. Wohl schlugen sie sich noch wacker genug unter solcher Führung und hielten die verfolgenden Feinde nach Möglichkeit in Schach. Trotzdem wurde das Corps schließlich von seiner eigent-

lichen Marschrichtung ab und auf Lübeck zugedrängt. Am 5. November hielt Blücher mit der todmüden Schar seinen Einzug in die alte Hansastadt.

Es war nur ein kurzes Rasten — am kommenden Tage schon griffen die Feinde mit großer Übermacht Lübeck an. Wohl warf sich Blücher selbst ihnen im blutigen Straßenkampf entgegen, wohl kämpfte York mit seinen tapferen Jägern in voller Verzweiflung, bis ihn eine schwere Brustwunde niederstreckte — vergebens —! — nach langem Widerstand mußte Blücher die Stadt räumen und schon am nächsten Tage die ihm angebotene ehrenvolle Kapitulation unterzeichnen. „Ich kapithullire, weil ich kein brot und keine Muhnitsion nicht mehr habe.“ So schrieb er im bitteren Grimme selbst unter die Urkunde in seinem Husarendeutsch, das Freund und Feind dereinst besser verstehen lernen sollten, denn alle schönen geschnörkelten Schriftstücke vom grünen Tische. Gefangen auf Ehrenwort ging er nach dem nahen Hamburg, krank und gebeugt, aber nicht gebrochen. In seiner Seele lebte die Hoffnung auf bessere Tage lebendig fort, auch wenn alles um ihn verzagte. Einst ging er in jenen trüben Tagen in Hamburg über den Jungfernstieg an der schönen Alster entlang, als zwei französische Voltigeurs, leichte Gerten unter dem Arm, eilends an ihm vorüber wollten. Das Gedränge war groß, und so klopfte einer der Franzosen, wie mit einer Aufforderung, Platz zu machen, dem alten Blücher mit der Gerte auf die Schulter. Da lachte der General: „Schlagt nur, ihr Franzosen, schlagt nur! Ich schlage euch schon mal wieder!“

Und er hat wacker Wort gehalten, der Gebhard Lebrecht von Blücher!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In ihrem Lager um Ratkau lagen in den nächsten Tagen die gefangenen Preußen und harrten ihrer weiteren Bestimmung.

Auch die Yorkschen Jäger waren darunter — mit ihnen Junker Hans von Salden. Er hatte an Yorks Seite den wütenden Straßenkampf in Lübeck mitgemacht, neben ihm war in der Burgstraße der Oberst schwer verwundet zusammengestürzt. Dann hatte das Gewühl des Gefechts den Knaben fortgerissen. Mit einem kleinen Trupp Jäger war er entkommen; vor dem Thore, als sich die Versprengten sammelten, hatte sich auch der alte Feldwebel Grottkamm wieder aufgefunden, bei ihm war Salden verblieben.

Inmitten der gefangenen Truppen hatten sich die Jäger ein kleines Hüttenlager errichtet. Grottkamm, Hans und der Peter Duschnas, den der Junker bei Altenzaun gerettet, und der trotz seiner Wunden bei der Truppe geblieben war, quartierten unter einem Laubdach, das gerade hinreichte, ihnen den notdürftigsten Schutz vor der rauhen Witterung zu gewähren. Der Feldwebel war in der schlechtesten Stimmung. Er aß nicht, er trank nicht; den ganzen Tag hindurch kauerte er unter seinem Dach und fluchte über die ganze Welt im allgemeinen und die Parlez-vous im besondern. Als er seine Waffe hatte abgeben sollen, brach er sie mitten durch und schleuderte sie dem französischen Offizier vor die Füße, und als dieser ihm dafür hart anlassen wollte, machte er kurz kehrt und trollte sich davon. Man ließ ihn gewähren — auch die Feinde waren Soldaten; sie verstanden seinen Grimm und seinen Schmerz.

Aber derselbe Schmerz bebte auch in Saldens jugendlichem Gemüt nach — auch er empfand die Schmach tief, die auf dem unglücklichen Heere und dem Vaterlande ruhte. Stundenlang saß er neben dem Feldwebel und sprach mit ihm über die letzte unheilvolle Zeit und über das, was nun kommen solle. Würde man sie nach Frankreich hineinschleppen? Würden die Gefangenen in Deutschland bleiben? Und gab es denn keine Möglichkeit, zu entkommen?

Hans war es zuerst, in dessen Seele der Plan eines Fluchtversuchs auftauchte. Grottkamm war es, der ihn reiflich nach allen Seiten hin erwog und alle Gründe, die dafür und dagegen sprachen, erörterte. Der Graukopf lebte auf, seitdem er sich mit seinen Fluchtplänen beschäftigte.

Es war freilich eine mißliche, gefährliche Sache. Das Lager war rings von französischen Wachen umstellt; in den einzelnen Lagergassen standen Posten. Auf jeden Versuch auszubrechen, war durch Tagesbefehl des französischen Generals Todesstrafe gesetzt — und man hatte keine Waffen.

Halt — doch! Ein starkes Taschenmesser mit einer scharfen, guten Klinge besaß Hans, und manchmal mußte er es unter der schützenden Hütte dem Alten reichen, der dann mit grimmem Lächeln über die Schneide fuhr: „Scharf und fest, Junker! Scharf und fest!"

Und wie, um das zu bekräftigen, stieß er dann jedesmal die Klinge in eins der Holzscheite, die Peter Duschnas in einer Ecke

der Hütte zum Trocknen ausgebreitet, und freute sich, wenn das Messer durch und durch drang: „Durch und durch, Junker! Durch und durch!“

Der Junker hatte mehr Freiheit der Bewegung im Lager, als die übrigen Gefangenen. Nicht nur seiner jungen Jahre wegen, die ihn wohl den Franzosen ungefährlich erscheinen ließen, sondern auch, weil er vortrefflich französisch sprach und sich jenen dadurch häufig als Dolmetscher nützlich zu machen wußte. So konnte er die Umgebung und die Aufstellung aller Wachen ganz genau erkunden. Dabei fand er, daß die Nordostecke des Lagers an ein dichtes Gehölz stieß, und daß hier zwischen zwei Posten ein ziemlich großer Zwischenraum war, der in dem unübersichtlichen Gelände vielleicht ein Durchschlüpfen gestattete. Er machte seinen alten Grottkamm darauf aufmerksam, und beide kamen schnell überein, daß hier, wenn überhaupt, die günstigste Gelegenheit zur Flucht wäre.

Wie aber unbemerkt aus den Lagerreihen, wo jeder Schritt von den französischen Posten und Patrouillen bewacht wurde, bis an jene Stelle gelangen?

Endlich reifte in Grottkamms Seele ein bestimmter Plan.

Hans erkrankte plötzlich. Der Alte eilte zu dem französischen Militärarzt, der dem Bewachungskommando zugeteilt war, und bat ihn in seinem kaum verständlichen Kauderwelsch, sich des Knaben anzunehmen. Der Doktor kam am Nachmittag wirklich zu der Hütte und fand unsern Junker in einem unruhigen Halbschlaf. Hans warf sich auf seinem Strohlager umher, sprach wirres Zeug und schüttelte sich vor Frost.

„Eine Erkältung — kein Zweifel! Ein leichtes Fieber — wird in einigen Tagen wohl ohne Schaden vorübergehen!“ meinte der Arzt.

„Der Junge klagt fortwährend über Kälte,“ brummte Grottkamm. „Ist ja auch kein Wunder. Keine Decke — nicht einmal ’nen warmen Mantel hat der arme Bursche!“

„Ganz richtig — ganz richtig. Dafür muß zunächst Sorge getragen werden. Ich will ihm sofort einige Mäntel zuschicken — in unserer Krankenabteilung haben wir wohl noch ein Paar übrig.“

Über des Alten Gesicht glitt es wie ein Lächeln verhaltenen Triumphes, aber er nickte nur schweigend den Kopf. Als der freundliche Doktor dann jedoch fortfuhr: „Das beste wäre, man

nehme le petit garçon gleich selbst in das Lazarett auf," remonstrierte er erschrocken: „Nix Lazarett, Monsieur! Nix Lazarett! Mein Junker wird sich schon bei meiner Pflege bald erholen. Im Lazarett, unter den vielen fremden Männern würde er nur noch kränker werden. Sie lassen ihn bei mir, Monsieur — nicht wahr? Sie lassen ihn bei mir."

Der Arzt nickte Gewährung und sandte wirklich noch am selben Vormittag zwei dicke, schöne, warme Soldatenmäntel, in die Grottkamm in Gegenwart der Überbringer den kranken Knaben mit väterlicher Sorgfalt einhüllte. Der arme Bursche stöhnte dabei so jämmerlich, daß der französische Lazarettgehilfe mitleidig den Kopf schüttelte: „Oh, le joli garçon — le pauvre enfant est si malade!"

„Sehr malade," murmelte Grottkamm und schnitt ein betrübtes Gesicht: „Sehr malade! Der arme Junge — wer weiß, ob er die Nacht überlebt?! Könntet wohl Euren Landsleuten, die in der Hüttenreihe hier bei uns auf Posten stehen, sagen, daß sie nicht so oft an unserer Lagerstelle vorüberschreiten, Kamerad. Der Junge schrickt jedesmal zusammen, wenn er draußen die festen Tritte auf dem gefrorenen Boden hört."

„Will ich' gern thun, Monsieur. Hab daheim ein Brüderchen, just so alt, wie votre petit!" Und dabei beugte er sich über den Junker und strich ihm sanft über die Wange: „Wunderlich — c'est vraiment curieux, daß le petit garçon gar kein Hitz hat im Gesicht."

„Das kommt eben von der Kälte," brummte der Alte etwas verlegen und komplimentierte den guten Mann, so schnell es ging, aus dem niedrigen Hüttchen hinaus. Als er dann allein wieder die Nase zum Eingang herein steckte, jubelte er auf und warf sich neben Hans auf das Stroh: „Heute nacht gibt's ein fröhliches Fest, Junker — ein Freudenfest! Die Nacht wird dunkel werden, und es rieselt schon ein leiser Schnee vom Himmel — das rechte Wetter für uns, für Euch armen, schwerkranken Junker! Wie geht's denn dem maladen Patienten?"

„Schlecht, sehr schlecht," stöhnte Hans, und dann lachte er plötzlich so laut auf, daß ihm Grottkamm erschrocken die Hand auf den Mund drückte: „Pst! Pst!"

Hans drehte sich herum: „Was machen wir mit Peter, Feldwebel? Können wir den guten Kerl nicht mitnehmen?"

Der Alte kraute sich hinter den Ohren. „Ist mir auch schon

durch den Kopf gegangen. Der Duschnas ist ein kreuzbraver Kerl, und ich fürchte, sie machen ihm Späne, wenn wir fort sind, was er doch bei unserm steten Beisammensein gemerkt haben müßte. Aber es geht nicht, Junker, es geht partout nicht. Zwei kommen überall durch, mit dreien is das schon wieder 'ne ganz andre Sache. Und dann — wir haben ja doch auch nur zwei Mäntel —"

Sie beratschlagten noch eine Weile hin und her, aber Hans mußte dem Alten schließlich recht geben. Es war wirklich besser, Peter Duschnas blieb zurück und erfuhr gar nichts von dem ganzen Fluchtplan, damit er nachher mit gutem Gewissen aussagen konnte, die beiden Hüttengenossen seien ohne sein Wissen entkommen.

Gegen Abend wurde Junker Hans noch kränker. Er stöhnte zum Steinerweichen, jammerte dem guten Duschnas ein herzzerreißendes Liedlein von seinen Schmerzen „hier und dort und überall" vor und war einigermaßen verwundert, daß der sonst so besorgte Peter gar keinen rechten Anteil an seinen schweren Leiden nahm. Grottkamm wurde sogar einmal ordentlich grob: „Sieht Er, Schafskopf, denn nich, daß der Junker schwer krank is? Und nich mal 'n freundliches Wort hat Er für ihn! Hat Er denn gar kein Herz im Leibe?"

Peter greinte, antwortete indessen nicht einen Ton. „Er is wirklich ein Esel, Duschnas!" meinte der Feldwebel schließlich aus vollster Überzeugung, und der Jäger antwortete kurz und bündig: „Zu Befehl, Herr Feldwebel!" worauf Hans mit seinen spitzen Zähnen ein großes Loch in den Mantel biß, um sich sein Lachen nicht merken zu lassen.

Gegen neun Uhr legten sich Grottkamm und Duschnas neben Hans auf das Stroh, während der Jäger aber bald durch ein sonores Schnarchen meldete, daß ihn Gott Morpheus beehre, kam in die Augen der beiden kein Schlaf. Sie lagen bis gegen Mitternacht wach und berieten leise miteinander. Dann, als die Runde draußen vorüber geschritten war, kroch der Alte an den Eingang und streckte den Kopf hinaus: „Es schneit tüchtig — man sieht kaum zehn Schritt weit. Vorwärts, Junker."

Der arme Patient sprang hochaufatmend auf. Grottkamm zog den einen Mantel über, der ihm freilich bedenklich zu kurz war, was in der Dunkelheit aber immerhin nicht auffallen mochte. Hans schlüpfte in den zweiten und half dem umgekehrten Fehler durch

Aufstecken und Umkrempeln ab, so gut es ging. Es war ja nur ein winziges Soldatchen, aber die Franzosen sind oft kleiner Statur. „Müßt Euch für 'nen Tambour ausgeben, wenn die Parlez-vous uns stellen sollten. Sie haben manchmal solch kleine Knirpse — nichts vor ungut, Junker — in einzelnen Regimentern."

Damit schob er das Strauchwerk im Hintergrund der Hütte auseinander, und beide drängten sich nacheinander durch die schmale Öffnung.

Draußen alles still. Der Schnee rieselte in dicken Wolken vom Himmel — es war so dunkel, daß das lodernde Feuer der Lagerwache nur wie ein leichtes Glimmen von weitem her sichtbar war.

Vorsichtig um sich spähend, schlichen beide an der Rückseite der Hüttenreihe entlang. Hier war noch nichts zu befürchten, die Gefahr begann erst, als sie rechts ab in die Lagergasse einbiegen mußten, um fast unmittelbar an der Wache vorbei an die Stelle zu gelangen, wo sie die äußere Postenkette zu durchschreiten gedachten.

„Jetzt ruhig und dreist!" flüsterte Grottkamm, als sie die gefährlichste Stelle erreicht hatten.

Schnellen Schritts, aber ohne auffällige Hast, eilten sie durch die Hüttenreihe. Niemand hielt sie an — die Franzosen mochten des schlechten Wetters halber auch den Schutz ihrer Hütten aufgesucht haben. Da — fast am Ende des Lagers — prallte Grottkamm plötzlich unmittelbar auf einen patrouillierenden Posten, den er in der Dunkelheit gar nicht gesehen, und der sie jetzt mit einem kurzen „Halte-là!" anrief.

Der Alte preßte die Rechte fest um den Griff des Messers, das ihm Hans übergeben hatte, aber dieser legte seine Hand leise warnend auf den Arm seines Begleiters! „Laßt mich machen!"

„Bon soir, camarade!" begann er dann in fließendem Französisch. „Eine scheußliche Nacht — was? Wir kommen von der Kantine, haben uns ein wenig verspätet und wollen jetzt endlich zur Außenwache zurück. Werdet uns doch keine Ungelegenheiten machen, Kamerad?" Er lachte. „Korporal Dutinier hier hat etwas schwer geladen, hab meine Not mit ihm."

Grottkamm torkelte verständnisvoll hin und her, so daß Hans ihn stützen mußte. Der Posten grinste lustig und rieb sich den Schnee aus den Augen. „Macht, daß ihr fort kommt — und

du, Kleiner, laß deinen Isegrim nicht in den Schnee fallen; kann sich ja kaum noch auf den Beinen erhalten, der alte Saufaus!"

„Bon soir, camarade, et merci beaucoup!"

„Il n'y a pas de quoi — man hilft sich gegenwärtig, so gut es geht."

Damit schob der Posten nach der einen Seite ab, während Hans und der Korporal Dutinier alias Grottkamm, jetzt wieder ganz fest auf seinen zwei Beinen, nach der andern eilten. „Puh!" machte der Alte. „Ihr seid doch ein verflixtes Kerlchen, Junker! Nun aber vorwärts, was uns unsere Füße tragen können!"

Es traf zu, wie es Hans vorausgesehen. Am Waldrand stand kein Posten, oder wenigstens war der Zwischenraum zwischen den beiden nächsten so groß, daß die beiden Flüchtlinge unbemerkt den deckenden Forst erreichen konnten. Kaum aber hatten sie die Umfassung des Waldes gewonnen, so erscholl vom Lager her lebhafter Lärm! Erst ein einzelner Schuß, dann zwei, drei hinter einander — dazwischen das wirre Getöse von Stimmen, lautes Schreien und Rufen!

„Vorwärts — um Gottes willen vorwärts!" drängte Hans, und beide waren im Begriff, längs einer Waldschneuse, die gen Norden führte, weiter zu eilen, als sie plötzlich hinter sich eine Stimme hörten, die wieder und immer wieder rief: „Herr Junker — Herr Junker!"

„Daß dich —!" rief Grottkamm. „Das ist, hol mich dieser und jener, unser Dickschädel, der Peter! Na warte —" Und er rieb sich in nicht mißzuverstehender Bewegung die derben Fäuste.

Hans hatte inzwischen schon kehrt gemacht und erwiderte leise den Ruf des Jägers, der auch gleich darauf, atemlos und schnaufend, an seiner Seite war. Zu langen Erörterungen war keine Zeit; selbst Grottkamm verschob mit einem zornigen Blick auf Duschnas seine beabsichtigte handgreifliche Auseinandersetzung — alle drei eilten, dicht bei einander bleibend, vorwärts. Hinter ihnen her tobte es, wie die wilde Jagd, aber allmählich wurden die Stimmen der Verfolgenden undeutlich und immer undeutlicher, bis sie endlich ganz verhallten Die Flucht war gelungen — wenigstens war die unmittelbare Gefahr für die drei Preußen anscheinend vorüber.

Der Junker hatte sich wacker an der Seite der beiden Männer gehalten, als aber Stunde auf Stunde verging, ohne daß Grottkamm Halt machte, begannen den Knaben doch seine

Kräfte zu verlassen. Die Füße schmerzten ihn, die Stirn brannte wie höllisches Feuer, und die Zunge klebte am Gaumen. Er schleppte sich noch eine gute Strecke mit, er biß die Zähne fest aufeinander, kam's ihm doch wie eine Schmach vor, die Flucht seiner beiden Gefährten durch seine Schwäche aufzuhalten — dann aber brach er plötzlich völlig zusammen. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel er lang in den Schnee — die Sinne entschwanden ihm — er streckte noch einmal die Glieder, wie in einem vergeblichen Versuch, sich aufzurichten — dann sank er in eine tiefe Ohnmacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Als er endlich erwachte, lag er in einem mächtigen, fast haushohen Federbette in einer behaglich durchwärmten Bauernstube. An seinem Lager saß Grottkamm, während sich Peter Duschnas, in einen mächtigen Flauschrock gehüllt, am Ofen zu thun machte.

Hans blickte erstaunt um sich. Er vermochte sich gar nicht zusammen zu reimen, wie er in diese veränderte Umgebung gekommen, und erst ganz allmählich tauchte die Erinnerung an die Flucht aus dem Lager bei Schwartau wieder in ihm auf. Aber er konnte noch keine Worte finden, das Sprechen wurde ihm sehr schwer, wie ein bleierner Ring lag es ihm um den Kopf, und der Hals war dick verschwollen. Auch wehrte der alte Feldwebel gleich seinen ersten Versuchen, zu sprechen, entschieden ab: „Ihr sollt Euch ruhig verhalten, Junker, und Ordre parieren!“ sagte er, sich tief auf das Bett beugend. „Habt uns schöne Angst und Sorge gemacht, aber nun, Gottlob, nun ist's wohl überstanden.“ Und dabei leuchtete es in des Graukopfs Augen auf, und er winkte Peter heran und flüsterte ihm leise zu — und dann standen sie beide und blickten still, mit gefalteten Händen auf den Knaben, der bald wieder die Augen schloß zu einem ruhigen, kräftigenden Schlummer.

Die helle Frühsonne schien ins Fenster, als der Junker zum zweiten Male erwachte. Er fühlte sich wie neugeboren: der Kopf war frei, die Entzündung im Hals fast ganz geschwunden, die jungen Glieder, die gestern noch völlig erstarrt gewesen, dehnten sich und streckten sich wieder im Vollgefühl ihrer Kraft.

„Nun aber erzählen, Grottkamm,“ waren seine ersten lebhaften Worte, „ich habe euch beiden gewiß recht viele Sorge und Mühe gemacht.“

Der Alte lachte: „Nun aber erst essen, Junkerchen!“ gab er zurück. „Und wenn Ihr hübsch artig Euren ordentlichen Teller Suppe, der schon bereit steht, ausgelöffelt haben werdet, dann will ich auch berichten, als ob Ihr der Herr Oberst in eigner Person wäret.“

Hans ließ sich nicht zweimal nötigen. Das Süppchen, das ihm Peter Duschnas mit grinsendem Gesicht brachte, während eine alte, gutmütig dreinsehende Bauernfrau zur Thür hereinguckte, schmeckte ihm vortrefflich, so trefflich, daß er dem ersten Teller sofort noch einen zweiten nachfolgen ließ. Dann aber richtete er sich im Bett auf: „Nun, Vater Grottkamm, nun halte ich es vor Ungeduld nicht mehr aus. Jetzt müßt Ihr erzählen.“

Der Feldwebel hatte sich inzwischen ein Pfeifchen angesteckt und blies große, blaue Wolken. „Na, Junker, 's ist eigentlich nicht viel zu vermelden. Daß der Mosjöh Peter uns nachkam, wißt Ihr ja schon — der Bengel hatte uns natürlich belauscht, wollte uns aber erst einen guten Vorsprung lassen, ehe er nachfolgte. Das war gut gemeint — wahrhaftig, das war es! — aber er hetzte uns doch die Parlez-vous auf den Hals, denn er hatte ja nicht wie wir 'nen Krankenmantel als Maskerade. 's beste bei seiner Flucht thaten denn auch seine langen Beine — der Kerl kann laufen wie 'n Wiesel, hol mich dieser und jener! Na, wir sind alle tüchtig ausgeschritten damals vor acht Tagen —“

„Vor acht Tagen? Wie meint Ihr das, Grottkamm?“

„Jemine, jemine — wißt Ihr denn nich, Junkerchen, daß Ihr acht volle Tage gelegen habt wie tot? Na freilich, woher sollt Ihr das denn wissen! Ja also, wir beiden alten Hechte hatten Euren kleinen Beinchen und Eurer jungen Lunge wohl was zu viel zugemutet — kurz, kaum daß wir den Parlez-vous aus unmittelbarster Nähe waren, klapptet Ihr uns zusammen wie ein Taschenmesser. Ich denk' nicht anders, als mich kriegt die Kränke, als ich Euch so in den Schnee hinpurzeln seh — noch eh' ich aber zuspring, ist der Peter schon hingekniet, jammert immerfort und, meiner Seel, ich glaub, der Bursch hätt's nich überlebt, so Euch wirklich 'n Schaden zugestoßen wär. Na also und so — wir packten Euch dann, der Duschnas mit seinem gesunden Arm und ich von der andern Seite, und so haben wir unsern Junker noch ein gut Stündchen weiter geschleppt bis hierher, wo wir zum Glück einen wackeren Bauern fanden, der uns aufnahm und mit Speis und Trank erquickte —“

„Aber wo sind wir denn eigentlich — und sind wir in Sicherheit, Feldwebel?"

„In Niendorf sind wir, Junkerchen, und wenn Ihr zum Fenster 'raussehr, so könnt Ihr grade aufs Meer schaun, auf die Ostsee, wie sie es nennen, obschon das dummes Zeug is, sintemal das Meer doch kein See, sondern eben 'n Meer is. Und was nun die Sicherheit anbetrifft —" der Alte kratzte sich hinter den Ohren und blies eine besonders gewaltige Dampfwolke von sich — „was nun die Sicherheit anbetrifft, so hat das so seine Haken. Die verd— Parlez-vous flitterieren allerorten hier herum, und wenn uns der Klaus Klausen, was nämlich unser Wirt is, auch gut versteckt hat, so können wir ihm doch nicht lange auf dem Halse liegen. Der arme Kerl und sein braves Weib kommen in Teufels Küche, wenn die französischen Kanaillen erfahren, daß sie uns bei sich verbergen. Sobald der Herr Junker also reisefertig, das heißt hübsch gesund sind —"

Hans fuhr auf. „Ihr werdet doch meinetwillen Euch nicht in Gefahr bringen! Ich bitte Euch, Grottkamm, brecht gleich auf —" —

„Nee!" Der Feldwebel stieß das kurz, fast grob heraus. Aber dann lachte er wieder. „Nee, Junkerchen, davon kann gar keine Rede sein — entweder alle drei, oder gar keiner von uns geht. He, Peter, Kerl, komme Er mal her. Wie ist's, will Er den Junker hier allein lassen?"

„Nee!" gab Peter zurück, und in seinen Augen blitzte es fast zornig auf. „Nee, det will ick nich!"

„Na also, da seht Ihr's, Junkerchen — wir drei gehören nun mal zusammen, wie 'n Kleeblatt. 's ist zwar man 'n dreiblätteriges, aber warum müssen's denn immer nur die vierblätterigen sein, die Glück bringen."

Salden streckte den beiden die Hände zu: „Dank, dank, ihr guten, braven Seelen!" sagte er innig.

„Ist gar nich von nöten, Junker, partoute nich, wie die Parlez-vous ja wohl sagen. Und außerdem: Ihr seht mir so munter aus den Augen, als ob besagte Gucklöcher frisch auf die Knopfgabel gezogen wären. Ich denke, in den nächsten Tagen werden wir uns dünne machen können."

„Morgen schon — heute, wenn's sein muß!"

„Immer hübsch langsam voran, dafür aber sicherer. Nee, Junker, so schnell geht's nicht. Im Bette, da denken die Maladen

immer, sie sind Riesen, aber wenn sie nachher aufstehen, dann hapert's höllsch in allen Knochen. Ich kenne das noch von Anno 93 her, als ich ins Lazarett gemußt."

Da war Hans aber schon, ehe der Alte es noch hindern konnte, mit beiden Füßen zugleich aus den Posen. „Ich bin ja so gesund, wie ein Fisch im Wasser!" rief er und wollte in bloßen Beinen in der Stube herumtanzen. Grottkamm ließ es indessen nicht dazu kommen. Er packte den Knaben, wie ein Bund Flicken, beim Hemde, nahm ihn in die Arme und trug ihn lachend und fluchend zu gleicher Zeit ins Bett zurück. „Daß dich! daß dich! Nee, so 'n Durchgänger! Na, nu wird aber Ordre pariert! Kreuz Millionen Himmel Donnerwetter! Ich will dem Windspiel 'nen Zopf flechten, daß ihm Hören und Sehen vergeht! He, Duschnas, hierher! Hier stellt er sich als Posten ans Bett vor diesen Arrestanten, und wenn es besagtem Indiwidibum noch mal einfallen sollte, aus besagtem Bette, seiner Arrestzelle, 'raus zu kriechen, dann —"

„Na, was thut Er dann, Peter Duschnas?" unterbrach sich der Alte selbst.

Peter greinte, sann einige Augenblicke angestrengt nach und entgegnete dann, sich in straffe Positur setzend: „Zu Befehl, Herr Feldwebel! Dann stecke ich ihn wieder rin in die Federn und binde ihn fest."

„Très bien! wie die Franzosen sagen, die Quatschköppe. Du bist mir zwar sonst immer als einer der dummsten Kerle der ganzen Compagnie vorgekommen, Duschnas, aber du entwickelst dir! Was ja auch kein Wunder is, seit du meines näheren Umgangs gewürdigt wirst — von dem Herrn Junker da gar nich 'nen Ton zu reden."

Und Grottkamm stopfte sich eine neue Pfeife und setzte sich ans Fenster, um in die schneebedeckte Landschaft und auf das Meer hinauszusehen, das ihn höchlichst interessierte, obschon es die dummen Holsteiner durchaus nur als die „See" bezeichneten.

Mit der längeren Erholungszeit, die der gute Alte seinem geliebten Junker zugedacht hatte, sollte es aber doch nichts werden, wie sich nur zu bald herausstellte.

In der nächsten Nacht kam nämlich ein Trupp Franzosen in das Dorf, nahm förmlich Quartier und richtete sich anscheinend für längeren Aufenthalt ein. Nur mit äußerster Mühe hatte

Klaus Klausen noch gerade rechtzeitig seine drei preußischen Gäste in den Keller seines Hauses geborgen; kaum fünf Minuten, nachdem sie in wenigstens vorläufiger Sicherheit waren, kam die ihm bestimmte Einquartierung angestürmt und nahm — acht Mann hoch — Besitz von der „guten Stube", der Stube des Altsitzers, die bisher Grottkamm und Genossen beherbergt hatte.

Bis zum Morgengrauen tobten und zechten die Franzosen, denen Klausen widerwillig genug auffahren mußte, was Küche und Keller herhalten konnte. Als es dann endlich ruhig wurde, und der holsteinsche Kornbranntwein seine gute Wirkung auf die französischen Gemüter gethan hatte, kam Klaus Klausen zu seinen Landsleuten hinunter. Sein ehrliches Gesicht zeigte finsteren Ärger, und er eröffnete das Gespräch mit einigen Kernworten, die an Innigkeit und Kraft nicht hinter denen zurückstanden, die Grottkamm in guten Stunden immer zu seiner Verfügung hatte.

Seiner langen Rede kurzer Sinn aber war der, daß das „bösige bunte Kroptüg" zwar nicht auf der Suche nach den entflohenen Preußen nach Niendorf gekommen sei, wie er zuerst gefürchtet, daß sich die Franzosen dagegen für desto längere Zeit hier einzurichten gedächten. Es seien eigentlich nicht mal ordentliche Soldaten, wenigstens nur ein paar darunter — die übrigen seien Zollmenschen — „Duhniers", die schlimmsten Quälgeister, die's auf dieser Welt gebe. Der Bauer spuckte verächtlich aus. „De Düwel hol se und brat se sich to Vesper — abers knusprig!" setzte er hinzu.

Napoleon lag bekanntlich seit Jahren mit England in Fehde. In seiner Ohnmacht, dem mächtigen, durch die Gunst seiner Lage vor allen unmittelbaren Angriffen geschützten Inselreich, dem unbesiegbaren Gegner des Bonapartismus, bei zu kommen, hatte er beschlossen, England von aller Verbindung mit dem Festlande abzuschneiden. Er zog um alle Küsten des Kontinentes, die ja seit seinen Siegen fast überall unter seiner unmittelbaren oder mittelbaren Einwirkung standen, eine dichte Zollschranke, besetzte alle Gestade mit seinen Douaniers und suchte derart den britischen Handel, der damals noch weit mehr wie heute die Welt beherrschte, zu lähmen, ihm den Absatz auf dem Kontinent völlig zu verschließen. Alle Waren, die aus England auf dem Kontinent gelandet wurden, sollten infolge dieser „Kontinentalsperre" für dem Staate verfallen gelten, ja sie wurden meist einfach verbrannt. Da nun zu jener Zeit unzählige Manufakturwaren allein in Eng-

land hergestellt wurden, da Großbritannien ferner alle Meere beherrschte und den Handel mit allen Kolonialwaren, Zucker, Kaffee, Thee u. s. w. fast allein in Händen hielt, so trat bald ein empfindlicher Mangel an allen diesen Dingen auf dem Festlande ein; die Preise stiegen ins unermeßliche, und eine große Erbitterung griff in allen Kreisen der Bevölkerung um sich, während sich an den Küsten ein umfangreicher, wohlorganisierter Schmuggel herausbildete, der die Bevölkerung vielfach entsittlichte, obwohl er ihr auch hier und dort große Gewinne verschaffte.

Durch ein aus Berlin vom 21. November 1806 datiertes Dekret hatte der Kaiser die Kolonialsperre im weitesten Umfang angeordnet, und bei der Schnelligkeit, mit der seine Offiziere und Beamten alle kaiserlichen Befehle vollzogen, machte sich die Einwirkung jenes Dekrets schon jetzt an dem kleinen Küstendorf der Ostsee bemerkbar — galt es doch hier freilich die Mündung der Trave und die Verbindung des verhaßten England mit der alten Handelsstadt Lübeck zu sperren. Sie sollten die „Duhniers“ noch kennen lernen, die braven, volle Handelsfreiheit gewohnten Küstenbewohner! Wenn Klaus Klausen heute in instinktivem Haß vor ihnen ausspuckte — bald sollte sich ein erbitterter Krieg zwischen seinen Landsleuten und den rücksichtslosen französischen Zollschergen entspinnen, ein Krieg, in dem Pardon weder gegeben, noch genommen wurde.

Was aber nun thun? Von einem längeren Verbleiben in dem freundlichen, gastfreien Niendorf konnte keine Rede sein. Wie indessen fortkommen? Wohin die Schritte lenken in einem unbekannten Lande, das vom Feinde besetzt ist, in dem jeder Tag neue Gefahren bringen kann? Und wie den Knaben transportieren, der kaum genesen war, dessen Besserung bei dem rauhen Winterwetter jede Anstrengung unterbrechen konnte?

Während die Männer noch überlegten, kam die Bäuerin in den Keller hinab und flüsterte mit ihrem Manne. Die alte Frau hatte dem Junker, von dessen traurigen Schicksalen sie durch Grottkamm gehört, vom ersten Tage an eine fast mütterliche Teilnahme erwiesen — sie war es auch jetzt, die entschiedene Einsprache dagegen erhob, daß er den Strapazen eines Marsches unterworfen werde. „Ick lied et nich, ick lied et nich, dat dat lüttje Jüngche in de bannig Kält un de Schnee umkimmt — kein Vieh nich jagt man rut, un de feine lüttje Blut sall vor de Franzschen us min

Huus gehn. Ick lieb es nich, ick lieb es nich!" wiederholte sie immer wieder. Und dann flüsterte sie wieder mit ihrem „Ollen", und schließlich glitt über dessen durchfurchtes Gesicht so etwas, wie ein glücklicher Gedanke.

„Hätt he woll Lust un Courage, upp See to gahn?"

Grottkamm warf sich in die Brust: „Ein preußischer Feldwebel hat zu allem Courage! Bin zwar noch nicht auf 'nem andern See gefahren, als auf'm Müggelsee bei Berlin, aber ich denke, schlimmer kann's auch nicht sein!"

„Na — na!" lächelte der Bauer. „Mit de See is nich to spaßen! Kann bannig düll warn, dat Water!" Dann aber setzte er den aufmerksam Zuhörenden seinen Plan auseinander, und derselbe fand allgemeinen Beifall.

Noch in derselben Nacht, während die Franzosen dank dem reichlich genossenen Korn im festen Schlaf lagen, führte Klaus Klausen seine Freunde in einem kleinen Boot zu einem Schoner, der draußen auf der Travemündung vor Anker lag und nur auf Briefe aus Lübeck wartete, um in See zu gehen. Das Schiff gehörte dem Lübecker Rheder Völkers, der es nach Königsberg bestimmt hatte, und sein Auslaufen war nur durch die Ereignisse der letzten Wochen, die es unmöglich gemacht, die Ladung an Bord zu bringen, verzögert worden. Jetzt hatte der Kaufherr beschlossen, den Schoner Maria Luise nur mit Ballast auszusenden — der Schiffsführer, Kapitän Ralf Jürgensen, sollte sich in andern Häfen Frachtgut suchen.

Ralf Jürgensen aber war ein guter Freund des braven Klausen und selbst ein Niendorfer Kind. So machte er denn nicht viel Umstände, als jener ihn bat, die flüchtigen Preußen mit an Bord zu nehmen.

Als der Morgen graute, waren die Preußen auf dem Schiffe einlogiert, und Klaus Klausen nahm mit herzlichen Worten Abschied. Nicht lange darauf, Grottkamm war soeben wieder an Deck gekommen, legte ein kleines Boot an dem Schoner an, und der Führer überbrachte die Briefe des Rheders. Unmittelbar, nachdem der Kapitän den Empfang bescheinigt, gab er Befehl zum Anker lichten. Rasselnd stieg der schwere Anker in die Höhe, die Segel flogen an den schlanken Masten empor — die Maria Luise setzte sich langsam erst, dann bald mächtig zum Flug aushebend, in Bewegung.

„Des schaukelt ja ordentlich!" meinte Peter Duschnas, als die Wellen ihr Spiel mit dem kleinen Fahrzeug begannen.

„Wird schon noch besser kommen!" lachte der Kapitän und strich sich den Bart.

Grottkamm, der in der Nähe stand, lächelte überlegen. „Der Peter da, Herr Kapitän, müssen Sie wissen, is 'n guter Kerl, aber 'n bißchen beschränkt und nicht in der Welt herum gekommen. Ich kann mir schon denken, daß 's noch ganz anders kommt, wenn auch sicher nicht schlimmer, als vor zwei Jahren auf dem Müggelsee bei Berlin —"

„Werden ja sehn — werden ja sehn" — brummte der alte Seebär, der ein wenig Spaßvogel zu sein schien.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Junker Hans lag indessen unten in der kleinen Kajüte neben der Koje des Kapitäns, die ihm als noch nicht ganz Genesenen auf Klaus Klausens Fürsprache eingeräumt worden war. Kam ihm, der auch noch nie an Bord eines Schiffes gewesen war, nicht einmal an Bord eines Spreekahns auf dem berühmten Müggelsee, ganz kurios vor, das Ding vier Schritt lang und zwei breit, so daß kaum Raum auch nur zur schmalen Lagerstätte drinnen schien, während die Schiffsleute doch noch allerlei anderes: ein Schränkchen, ein Körbchen mit lieblich duftenden Äpfeln, ein Regal mit hübsch gebundenen Büchern und noch einiges mehr in der Kajüte zu verstauen verstanden hatten. In der einen Ecke stand sogar ein ganz, ganz kleiner Ofen und strahlte eine urbehagliche Wärme aus.

Während unser Hans sich in seiner Koje prächtig wohl fühlte und nachher beim Mittagessen in der Kapitänskajüte seinen Mann trotz einem stand, litten Peter Duschnas und auch Grottkamm schwere Plagen. Der böse Gott Neptun forderte ihnen unerbittlich seinen Tribut ab. Der arme Peter hielt sich für sterbenskrank, wollte durchaus ans Land gesetzt werden, um wenigstens in Ruhe sein Ende erwarten zu können, und schluchzte herzzerreißend, bis ihm die leidige Seekrankheit, in immer kürzeren Pausen auftretend, selbst das Schluchzen unmöglich machte, und er schweigend, über irgend eine verschwiegene Stelle der Bordwand gelehnt, den Meereswogen opferte. Grottkamm kämpfte wie ein Mann und ein alter Soldat; er wollte nicht zugestehen, daß auch ihm das Innerste sich zum Äußersten kehrte. Standhaft biß er die Zähne aufeinander, schimpfte stolz und still in sich hinein und

schritt schwankenden Ganges auf dem Verdeck auf und ab. Dann und wann machte er bei dem Kapitän Halt, tauschte mit dem alten Seebären einige Worte über Wind und Wetter aus, meinte immer noch „es sei nicht so schlimm, wie auf dem Müggelsee“ und sah verachtungsvoll auf Duschnas hin, der, ein Bild des Jammers, mit seinem Leid rang. Dann aber verschwand der gute Feldwebel plötzlich von der Bildfläche — er stürzte hinunter in den untersten Schiffsraum — und was dort mit ihm geschah, das hat er auch seinen besten Kameraden nicht erzählt! Unbestreitbare Thatsache bleibt nur, daß er später stets mit einem heiligen Respekt von seiner ersten Seereise sprach und die Ostsee für das gefährlichste aller Meere erklärte.

Hans Salden fühlte sich ganz im Gegenteil zu seinen Genossen so frisch und wohlgemut, wie seit langer Zeit nicht. Am Nachmittag ging er auf das Verdeck und freute sich des Spiels der Wellen, der lustig im Winde flatternden Segel und der ziehenden Wolken am Horizont. Der Kapitän fand Wohlgefallen an dem klarblickenden Knaben, erklärte ihm die Einrichtungen des Schiffes, plauderte mit ihm über Vergangenheit und Zukunft und ließ sich von ihm seine Lebensgeschichte erzählen. Als dann am Abend der Steuermann auf einige Stunden die Wache übernahm, lud Kapitän Jürgensen Hans zu einer Flasche Wein in seiner Kajüte ein, und als sie sich bei dem feurigen Pontak, den der Kapitän selbst von seiner letzten Reise nach Bordeaux mitgebracht, gegenüber saßen, kam der wackere Mann auch darauf zu sprechen, was denn unser Junker Hans nun eigentlich in der nächsten Zeit beginnen solle.

„Sieh, mein Junge,“ sagte er und legte seine schwere Hand herzlich auf die Schulter des Knaben, „sieh, das Soldatenleben mag ja seine Reize haben — kann mir schon denken, daß du dich bisher ganz zufrieden mit dem Feldwebel als Kameraden gefühlt hast — scheint ja auch wirklich ein braver Mann zu sein, wenn er auch, Gott verdamm mich, 'nen elenden Landsee, 'ne Pfütze sozusagen, mit dem Meere vergleichen will! Aber, mein Junge, so kann es doch mit dir nicht weiter gehen. Du bist von guter Familie, hast eine treffliche Erziehung genossen, bist nicht bestimmt, im Feldlager zu verrohen, wie es doch unvermeintlich wäre, wenn du dich nicht selbst nach einer andern Unterkunft umsehen würdest. Ich weiß, wie das geht: ist ja mit manchem jungen Burschen, der sich den Seemannsberuf als das Schönste auf Erden denkt

und vorzeitig der Schulbank den Rücken kehrt, nicht anders. Das geht dann als halbes Kind noch an Bord, lernt nichts, vergißt das wenige, was es vorher gelernt, und läuft nachher Zeit seines Lebens als gewöhnlicher Matrose umher. Wünsch dir nicht, mein, Junge, daß dir's ähnlich geht."

Hans hatte mit gesenktem Kopfe zugehört. Er fühlte, daß der brave Mann recht hatte, völlig recht. Und als der Kapitän nun wieder anhub: „Nun sag' mir mal zunächst, wie denkst du dir denn selbst deine Zukunft?" da stürzten ihm die Thränen aus den Augen: „Ich weiß es nicht — ich hab' ja weder Vater noch Mutter, ich hab' keinen Verwandten auf der weiten Welt, der sich meiner annehmen könnte."

„Aber dein Herr Vater war ein braver Offizier des Königs. Er ist den Heldentod für das Vaterland gestorben — ist's da nicht das nächstliegende, daß du dich an den König wendest oder irgend jemand veranlaßt, dies für dich zu thun?"

Vor des Knaben geistigem Auge stieg unter dem Flor von Thränen die lichte Gestalt der schönen Königin Luise empor, und er gedachte des Tages, an dem sie segnend ihre Hand auf sein Haupt gelegt und zur Mutter gesagt hatte: „Unsere Knaben müssen Gespielen werden!" Was war seitdem nicht alles geschehen? Der Krieg war über das unglückliche Preußen hinweggetobt, die Königin selbst befand sich auf der Flucht — die Prinzen hatten vielleicht keine Stätte, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten! Das war wohl eine schlechte Zeit, von der schwergeprüften Fürstin Hilfe und Beistand zu erbitten, sie an das Wort zu mahnen, das sie zur Mutter gesprochen. Trotz seiner jungen Jahre fühlte der im Unglück schnell gereifte Knabe alles dies und sprach es auch seinem neuen Freunde, dem Schiffskapitän, gegenüber aus.

Jürgensen neigte bedenklich das Haupt. Es schien, daß er Hans nicht Unrecht gab, aber er ließ nichts hören, als ein langgezogenes „Hm! Hm!" trank dann in mächtigen Zügen sein Paßglas aus und steckte sich eine neue Thonpfeife mit duftendem holländischen Kanaster an. Alles bedächtig und mit fast feierlicher Überlegung. „Ist 'ne schlimme Sache," meinte er schließlich, „will mal zuschauen, was da zu machen ist, wenn ich gelegentlich oben nach Königsberg oder Memel komme, was wohl in den nächsten Monaten mal geschehen wird. Hab da manchen Bekannten, der wieder vielleicht bei den Majestäten ein offenes Ohr finden

kann. Aber zunächst muß anders Rat für dich geschafft werden, mein guter Junge! Hast du Vertrauen zu mir? Wirkliches, ganzes Vertrauen? He?"

„Ja, Herr Kapitän, das habe ich!" entgegnete Hans. Die ruhige, wohlmeinende Art des Seemannes hatte wirklich in der Brust des Knaben Widerhall gefunden, er sah dem Alten fest in die Augen und wiederholte wie aus innerster Überzeugung: „Ja, Herr Kapitän, das hab' ich!"

„So ist's recht, mein Junge — das gefällt mir! Und nun höre: am liebsten behielte ich dich bei mir an Bord. Aber damit wär' dir nicht viel geholfen, denn du mußt 'ne ordentliche Schule besuchen, mußt lernen, wenn du dereinst ein tüchtiger Mann werden willst. Und je eher du in Ordnung kommst, in Ruhe und zu den Büchern, ohne die's nun einmal nicht geht, desto besser. Wir legen nun morgen in Kolberg an, wo ich mich nach Ladung umthun will. Dorten aber wohnt ein alter, lieber Freund von mir, ein Prachtkerl, der das Herz und den Verstand auf dem rechten Flecke hat, auch solch alter Seebär, der sich in allen Wassern versucht hat, ehe er sich zur Ruhe in seiner Heimatstadt setzte. Zu ihm sollst du. Er wird's mir nicht abschlagen, dich vorläufig unter seinen Schutz zu nehmen, bis wir eine anderweitige gute Unterkunft für dich gefunden haben. Bist einverstanden, Junker Hans?!"

Kräftig schlug der Junker in die Rechte des Kapitäns ein — er wußte, ohne viel zu fragen und zu forschen, daß der Seemann es auch mit diesem Vorschlag gut mit ihm meinte und das Rechte getroffen haben würde.

„Also abgemacht, mein Junge!" Der Kapitän stand auf und warf sich den Südwester über die Schultern. „Will nun meinen Steuermann ablösen — du aber legst dich jetzt aufs Ohr. Schlafe gut und träume was recht Schönes an Bord der Maria Luise. — Gute Nacht, mein Junge!"

Am späten Nachmittag des nächsten Tages lief die Maria Luise nach einer ausnahmsweise schnellen und günstigen Fahrt in den Hafen von Kolberger Münde ein. Am Bollwerk stand ein Mann in schlichtem grauen Rock, das Haupt entblößt, so daß das weiße Haar im Winde flatterte, mit der Hand lebhaft nach dem Verdeck hinüberwinkend — „Willkommen in Kolberg, alter Jürgensen!"

Der Kapitän der Maria Luise grüßte herzlich zurück und winkte Hans Salden an seine Seite: „Da siehst du unsern Freund, Jungchen — betracht ihn dir genau, wirst ihn bald lieben lernen, kalkulier' ich!"

Und als dann der Schoner fest am Bollwerk lag, und der Kapitän und Hans als die ersten auf das feste Land hinüberschritten, da ging Jürgensen sofort auf den Greis zu und reichte ihm die Hand: „Gott zum Gruß, alter Freund! Freu mich von Herzen, dich wieder zu sehen! Diesmal komm' ich aber nicht allein — ich bring' dir hier eine kleine vater- und mutterlose Waise, daß du dich ihrer annimmst — Hans von Salden, reich dem alten Nettelbeck die Hand!"

## Viertes Kapitel.

**Junker Hans und der alte Nettelbeck. Kolbergs Not, in der ein Gneisenau als Retter erscheint, und wie Hans bei einem seltsamen Abenteuer einen Verwandten findet, um ihn gleich wieder zu verlieren.**

Überschäumenden Meereswogen gleich hatten die französischen Heerscharen sich über Preußen ergossen. Es schien vorbei mit dem Staate Friedrich des Großen, mit dem stolzen Reich der Hohenzollern, das Generationen trefflicher Fürsten aus kleinen Anfängen zum mächtigen, starken Gemeinwesen ausgebaut hatten in Jahrhunderte langer steter Arbeit und emsiger Pflichttreue. Vernichtet bis auf schwache Reste war das Heer, die Festungen, die Bollwerke des Landes, bestimmt, auch in Unglückstagen das schwarzweiße Panier hochzuhalten, waren im ersten Anlauf fast vom Feinde überwältigt, von den schwachen, eingeschüchterten Kommandanten voreilig übergeben worden — — nur in einigen oberschlesischen Plätzen, in Graudenz, wo der wackere L'homme de Courbière kommandierte, und in Kolberg wehte noch die Hohenzollernfahne im Winde.

Das alte Stammland der Monarchie hieß jetzt Departement Berlin; die Civilbeamten waren von den Feinden in Eid und Pflicht genommen und leisteten den Geboten des allgewaltigen Franzosenkaisers — mit rühmlichen Ausnahmen freilich — meist nur zu willig Folge. Und auch die sonst so starrnackigen Unterthanen beugten sich, in den größeren Städten zumal, nur allzu tief vor dem „unbewindlichen Genius des erhabenen Siegers". Es ist ein Irrtum, wenn man meint, das alles fortreißende, kein Opfer scheuende Nationalgefühl, das dereinst die Wiedererhebung Preußens und Deutschlands möglich machen sollte, wäre damals schon in den Herzen lebendig gewesen. Wohl trauerte der einzelne und empfand die ungeheure Schmach mit tiefem Ingrimm — der große Zug, der die einzelnen mit unlösbarem Kitt fest zusammenschmiedet, aber fehlte, richtiger: er schlummerte noch. Die

Schale des Unglücks mußte erst voll werden, das Land, „Regierende und Regierte“, mußte erst das Leid der Fremdherrschaft, der unerträglichen Tyrannei bis zum Äußersten kennen lernen, ehe in seinen Söhnen der eine große Gedanke: „los vom Feinde“ lebendig und zur Unwiderstehlichkeit anschwellend zu Thaten wurde.

Es war zu Ortelsburg im fernen Preußen, wo die unglückliche Königin Luise am 5. Dezember in ihr Tagebuch die rührenden Goetheschen Verse eintrug:

„Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Ihr führt ins Leben ihn hinein,
Ihr laßt den Armen schuldig werden;
Dann überlaßt ihr ihn der Pein,
Denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“

Die arme, arme Königin! Es gab kein Leid, das sie verschont hätte. Zu dem Schmerz um das Unglück des Vaterlandes gesellte sich schwere Krankheit. Erst warf ein heftiges Fieber den jüngsten Sohn des Königshauses, den fünfjährigen Prinzen Karl nieder, dann erkrankte die hohe Frau selbst. Man fürchtete wochenlang um ihr Leben, und als dann endlich, nach einer langen, bangen Zeit, die Krankheit sich zu bessern schien, da zwang das Vorrücken der Franzosen die Umgebung der Fürstin dazu, die gekrönte Dulderin mitten im rauhen Winter, bei der schneidendsten Kälte und im heftigsten Schneegestöber, von Königsberg nach dem zwanzig Meilen entfernten Memel zu bringen. Über die kurische Nehrung wurde die Kranke nach der äußersten Grenzstadt Preußens geführt — drei Tage und drei Nächte währte die Fahrt längs der von Eisschollen übersäten Küste. Der Leibarzt der Königin, der berühmte Hufeland, war in Verzweiflung. Er fürchtete das schlimmste, als seine Herrin in der ersten Nacht auf der Reise in einem elenden Bauernhause, in einer Stube, deren Fenster zerbrochen waren, und wo der Schnee unmittelbar auf das Bett der Kranken fiel, untergebracht werden mußte. „Und dennoch erhielt sie ihr Vertrauen, ihr himmlisches Vertrauen auf Gott aufrecht und belebte uns alle,“ schrieb der große Arzt in seinen Aufzeichnungen. „Selbst die freie Luft wirkte wohlthätig: statt sich zu verschlimmern, besserte sich ihr Zustand. Endlich erblickten wir Memel am jenseitigen Ufer, zum ersten Male brach die Sonne durch

und beleuchtete mild und schön die Stadt, die unser Ruh- und Wendepunkt werden sollte."

In und um Memel sammelten sich die Reste des einst so schönen, stolzen, preußischen Heeres — eine verschwindend kleine Schar gegenüber den Riesengeschwadern Napoleons, denen sich die Abteilungen der Bayern, Württemberger, Sachsen anfügten, die der Wille des Gewaltigen zur Heeresfolge zwang. 25000 Mann waren es Ende November, die sich in Ostpreußen um die Fahnen des Königs gesammelt — über 200000 konnte Napoleon ihnen entgegenführen! Aber in diesen Stunden bangster Erwartung, in denen jeder Tag die völlige Zertrümmerung dessen bringen konnte, was von Preußen noch bestand, in diesen Tagen zeigte es sich doch auch, daß der alte gute Geist, der in Preußens Heer gelebt, und der auf den Feldern von Jena und Auerstedt verloren gegangen schien, noch immer fortlebte. Täglich trafen bei den Regimentern Offiziere und Soldaten ein, die sich der französischen Kriegsgefangenschaft entzogen und, oft unter den schwierigsten Verhältnissen, den Weg durch halb Deutschland zu ihren Truppenteilen zurückgefunden hatten. Mehr und mehr wuchs die kleine Streitmacht des Königs, und wenn es ihr auch nicht vergönnt sein sollte, dem Feldzuge eine andere Wendung zu geben, so sollte ihr doch der schöne Ruhm beschieden sein, die Ehre der preußischen Waffen Schulter an Schulter mit dem heranrückenden russischen Hilfsheere auf blutigen Schlachtfeldern wiederherzustellen.

Und für die Ehre des preußischen Waffenruhms, da sorgten zu gleicher Zeit auch andere in der kleinen Festung Kolberg — für die Ehre der preußischen Waffen und zugleich für die Ehre des preußischen Bürgertums.

„Eher tot, als wälsch! Lieber zehn Leben verlieren, als die Ehre!" hatte der alte Nettelbeck wenige Tage, nachdem Hans Salden seinen Einzug in das einfache Haus des ehemaligen Schiffskapitäns und Spiritusbrenners gehalten, zu seinem kleinen Kameraden, wie er ihn nannte, gesagt. „Unser Kolberg sollen sie wenigstens nicht haben, so lange ich atme. Amen!"

Es war auf einem Spaziergang um die Festung gewesen, als diese Worte fielen. Der Nettelbeck liebte es, an den Nachmittagen, wenn er seine Geschäfte erledigt, und Hans seinen Unterricht hinter sich hatte, die Werke der Stadt zu begehen und hinaus zu wandern nach einzelnen Punkten der näheren Umgebung. Das

waren schöne Stunden für unsern Freund, denn der alte Nettelbeck plauderte gern und wußte viel und Interessantes aus seinem bewegten Leben zu erzählen. Wo war der Greis nicht überall gewesen? Fast keine Hafenstadt Europas, die er nicht genau kannte, kein Meer, das er nicht befahren hatte! Heute berichtete er von den maurischen Piraten, morgen von seinen Erlebnissen an Bord eines Sklavenschiffes; von den Thaten des großen Königs, unter dessen Regierung er schon einmal seine geliebte Vaterstadt Kolberg gegen die Russen hatte verteidigen helfen, wußte er ebenso fesselnd zu erzählen, wie von den einstigen afrikanischen Besitzungen Brandenburgs am Golf von Guinea, die er besucht hatte, und deren Wiedergewinnung der Traum seines Alters war. Aber wo er auch anknüpfen mochte, immer wieder kam er auf die Gegenwart zurück, auf die trübe Gegenwart, deren Leid und Schmach der glühende Patriot mit ganzer Seele mitempfand.

Schon in den ersten Tagen ihres Beisammenseins hatte er Hans Salden in die allgemeine Kriegslage in Pommern eingeweiht, von der er, dank seiner vielfachen Beziehungen zu allen Küstenplätzen, stets die besten Nachrichten erhielt.

Auch nach Pommern hatte Napoleon eine seiner Heeressäulen entsendet. Stettin, die Hauptstadt der Provinz, war bereits gefallen, und nur der schwache Widerstand, den ein schwedisches Corps, welches in dem damals noch schwedischen Teil Pommerns stand, leistete, hinderte bisher den Marschall Mortier, den französischen Führer, ernstliches gegen die Feste Kolberg zu unternehmen.

Die Feste Kolberg?! — Wie oft stöhnte Nettelbeck, wenn er längs der Wälle mit seinem kleinen Genossen dahinschlenderte! Es sah schlecht genug um die Werke der Stadt aus. Die Wälle waren verfallen, die Geschütze lagen ohne Lafetten umher, selbst die wichtigsten Punkte der Umgebung entbehrten des Schutzes, und weder die militärischen Führer, noch die Bürgerschaft schienen an die Verproviantierung der Stadt zu denken. Und dabei konnte schon in wenigen Tagen der Feind vor den Thoren erscheinen und mit der Berennung beginnen!

„So kann es nicht weiter gehen — nun und nimmermehr!“ rief Nettelbeck eines Tages, als er und Hans wieder einmal von einem Nachmittagsspaziergang heimkehrten, der sie nach der Maikuhle, einem nahe dem Hafen gelegenen Lustwäldchen, geführt hatte. „So wahr ich Nettelbeck heiße, so kann es nicht mehr weitergehen!

Und wenn die klugen Herren nicht selber mit Hand anlegen wollen zum allgemeinen Besten, dann muß ich ihnen zeigen, was ihre Pflicht und Schuldigkeit ist. Komm, Hans, wir wollen einmal zu einem Manne gehen, von dem ich glaube, daß er das Herz auf dem rechten Flecke hat, und dem besagtes Herz noch nicht völlig in die Hosen gerutscht ist! Hol mich dieser und jener — es ist 'ne Schande —!"

Und sie schlugen den Weg zum Markt ein, zu einem kleinen Hause, in dem ein bei Auerstedt schwer am Kopf verwundeter Offizier seiner Heilung entgegensah. In dem Oberstock klopfte der Alte an eine Thür, und als ein kräftiges Herein ertönte, trat er mit Hans an der Hand ein.

Auf dem Kanapee lag der junge Verwundete. Sein Haupt war mit einem breiten Verband verbunden, aus den frischen Augen aber sprühte die volle Kraft kühner Entschlossenheit. Es war der Lieutenant von Schill vom Regiment Königin-Dragoner.

„Guten Tag, Nettelbeck!" rief der Offizier aufspringend. „Was führt Sie zu mir? Hier einen Stuhl — nehmen Sie Platz! Und herzlich willkommen!"

Der Alte setzte sich bedächtig. „Was mich zu Ihnen führt, Herr von Schill? Die allgemeine Not, der allgemeine Jammer ist's — wir sprachen ja schon häufig davon!"

„Sind neue schlechte Nachrichten eingelaufen?"

„Bin nicht einer von denen, die gleich wehklagen, wenn eine schlimme Mär kommt, Herr Lieutenant. Um Kolberg handelt es sich, um die eigne Haut, in der wir stecken, und die zu schützen, unsere Pflicht und Schuldigkeit ist!"

Schill antwortete nicht sofort. Er sah zu dem Knaben hinüber, forschend und fragend. „Wer ist Euer Begleiter, Nettelbeck? Ich bemerkte den Knaben noch nie mit Euch," sagte er dann.

„Ein preußischer Junker, Herr! Hans von Salden! Ich erzähle Euch ein andermal mehr von ihm —"

„Hans von Salden? Ich kannte einen Salden, der bei den Yorkschen Jägern stand und bei Auerstedt fiel — ein Held noch im Sterben!"

„Das war mein Vater!" rief Hans, während ihm die Augen sich mit Thränen füllten, und das junge Herz doch voll Stolz schwoll.

Der Lieutenant zog den Knaben zu sich heran und drückte ihn warm an sich. „Weine nicht, mein Sohn!" sagte er sanft. „Dein

Vater fand einen schönen Tod — du kannst mit Stolz an ihn denken — ich wollte, wir hätten viel seinesgleichen in der Armee gehabt, dann stünde es besser um uns!“

„Aber nun zu Euch, Nettelbeck, alter Freund!“ fuhr er fort, ohne die Hand des Junkers aus der seinen zu lassen. „Nun zu Euch! Wie ich Euch kenne, kommt Ihr nicht mit leeren Reden, sondern mit einem festen, bestimmten Vorschlag. Los damit, und es müßte wunderlich zugehen, wenn wir nicht einer Meinung würden!“

Nettelbeck nickte freudig. „Das war ein gutes Wort! Vertrauen um Vertrauen, Herr Lieutenant, und wir werden gewiß einer Meinung sein! Müßt' mich in Ihnen doch mehr geirrt haben, als des alten Nettelbeck Art ist, wenn das lange Stillesitzen Ihnen nicht auch längst über wäre. Die Wunde da am Kopfe —“

„Soll mich wahrlich nicht hindern, wenn es Thaten gilt. Aber Thaten — — wer darf denn hier in Eurem Kolberg an Thaten denken? Das döst und schläft in den hellen Tag hinein und wird erst aufwachen, wenn der Franzos' an die Thore pocht, die — ich seh's nur allzu deutlich — ihm bereitwilligst geöffnet werden dürften! Ist ja so bequem zu sagen: wenn das große Magdeburg, wenn Küstrin und Stettin und Spandau nicht dem König erhalten werden konnten, wie soll da das kleine Kolberg widerstehen.“

„Es wird widerstehen!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schill sah dem Bürger im schlichten Rock fest und durchbohrend ins Angesicht. „Das war auch ein gutes Wort, Nettelbeck! Doppelt gut, da Ihr es sprecht! Und nun laßt hören — ich brenne vor Begier, Worte in Thaten zu übersetzen!“

Nettelbeck setzte sich breitbeinig auf seinen Stuhl zurecht, nahm den Rohrstock, den er nie von sich ließ, zwischen die Kniee und hub an: „Sie kennen unsern Kommandanten, den alten Obersten von Loucadou! Ich will nichts Böses über den Mann sagen, der seiner Zeit gewiß ein braver, tüchtiger Offizier gewesen. Aber er ist heute ein Greis, und der liebe Gott läßt nicht jedem die Frische und Spannkraft des Geistes und Körpers, die mir, der ich wohl ebenso viele Jahre zähle, dank seiner Güte erhalten geblieben sind. Kurz und gut — oder vielmehr nicht gut: der alte Herr ist schwach, wir können uns von ihm nicht sonderlicher Thaten, wie wir sie brauchen,

versehen. Drum müssen wir an seiner Stelle handeln — mit seiner Zustimmung, wenn es geht, ohne dieselbe, wenn es sein muß! Für die Bürgerschaft lassen Sie mich sorgen, Herr von Schill; sind wohl auch Schwachköpfe und Feiglinge darunter, aber die Mehrzahl ist doch von gutem Schrot und Korn, und ich will die Schwachen und Feigen schon aufrütteln, daß ihnen das Gewissen schlägt. Gottlob — man gibt ja in Kolberg etwas auf den alten Nettelbeck, der immer seine Schuldigkeit gethan hat, wenn es das Gemeinwohl galt!"

„Weiß ich, weiß ich, Nettelbeck! Habt Euch in langen Jahrzehnten bewährt, und die Bürger wissen, wem sie Vertrauen zu schenken haben!"

„Wollen also von mir nicht weiter sprechen, Herr von Schill, sondern von Ihnen! Sehn Sie, was wir zunächst brauchen, sind tüchtige Männer, sind Soldaten, die mit ihrem Leibe die Stadt schirmen — die schönsten Bastione und Wälle taugen ja zu nichts, wenn die Männer fehlen, sie zu verteidigen. Was ist ein Schiff, und wenn's die prächtigste Takelage an Bord führt, so ihm die Matrosen und der Kapitän ermangeln! Nun also — Ihr müßt uns helfen. Die Stadt und die ganze Umgegend sind voll von Ranzionierten, von versprengten Soldaten. Steckt ein' guter Kern in den Leuten, sie brennen vor Begier, die Schmach von Jena auszuwaschen — schart sie um Euch, Herr von Schill, bildet ein Freicorps oder wie Sie es sonsten zu nennen belieben, und bildet unsere lebendige Mauer, die besser sein wird, als alle granitenen!"

Schill war aufgesprungen und schritt mit großen Schritten im Zimmer hin und her. Endlich blieb er vor Nettelbeck stehen: „Mann, können Sie in der Seele anderer lesen? Das ist's ja, was mich seit Wochen bewegt, mich nimmer zur Ruhe kommen läßt, mich im Schlaf aufjagt und in meinen Träumen verfolgt! Ein Freicorps — eine Schar ausgesuchter, von wirklicher Begeisterung getragener Männer, bei denen Mut und Tüchtigkeit ersetzt, was ihnen vielleicht an Ausbildung und Erfahrung abgeht, das war's, was mir vorschwebte! Und Ihr glaubt wirklich, daß sich ein genügender Zustrom findet?"

„Das glaube ich nicht nur, das weiß ich!" Nettelbeck blickte scharf zu dem Junker hinüber: „Hans Salden, bist zwar ein Knabe, der eigentlich noch nicht mitsprechen sollte, wenn Männer reden und beraten, aber außergewöhnliche Zeiten machen manches erlaubt, was sonsten ungewöhnlich wäre. Sag du, weißt du

Männer, die gern und willig mit dem Herrn Lieutenant mitthun würden zu des Vaterlandes Bestem?"

Hans brauchte nicht nachzusinnen. Er rief sofort: „Gestern abend noch war ich mit dem alten Grottkamm — einem Feldwebel von den Yorkschen Jägern, Herr Lieutenant — und noch mit einem andern Manne von meines Vaters Compagnie zusammen, und sie thaten nichts, als daß sie klagten, es gebe für sie nichts zu thun, als unnütz des Königs Brot essen — das wären die ersten, die mitthäten!"

„Da hören Sie's aus Kindermund, Herr von Schill! Und nun, da ich weiß, daß wir einer Meinung sind, lassen Sie uns einen Pakt schließen: Sie beginnen morgen mit der Sammlung Ihres Corps; ich aber will meinen Mitbürgern ihre Pflicht gegen König und Vaterland, die Pflicht der Selbsterhaltung zugleich, ins Gedächtnis zurückrufen, und wenn's nicht im Guten gelingt, dann will ich mit feurigen Zungen reden und die Feiglinge züchtigen mit den Worten, die mir der liebe Gott schon eingeben wird, als wie mit Skorpionen! Es soll anders werden, und es wird anders werden um Kolberg! Hier meine Hand! Unsere gute Stadt soll keines Feindes Fuß betreten, solang' der Krieg währt, solang' wir leben!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und der alte Nettelbeck hielt so gut Wort, wie der junge Schill. Während dieser mit überraschender Schnelligkeit ein kleines, aber immer mehr an Zahl und innerer Tüchtigkeit zunehmendes Corps um sich sammelte, ein Häuflein getreuer, mutiger Männer, die bereit waren, nicht um äußerer Ehren, sondern um des Vaterlandes Besten willen ihr Gut und Blut einzusetzen, schloß sich die Bürgerschaft zu einem Bataillon zusammen, rüstete sich aus mit Flinten und Kurzgewehr und begann die alten Übungen in den Waffen wieder aufzunehmen, die Kolbergs Bürger schon im siebenjährigen Kriege bei der Verteidigung der Stadt gute Dienste geleistet.

Der greise Loucadou sah den militärischen Übungen der braven „Spießer" mit etwas verächtlichem Lächeln zu, und als er nach einiger Zeit von Nettelbeck aufgefordert wurde, das Bataillon auf dem Markte förmlich zu besichtigen, da sagte er lächelnd: „Nein, nein, guter Nettelbeck, was soll's mir helfen, wenn ich Euch sehe! Macht dem Spiel ein Ende und geht nach Hause, ihr braven Leute!" Aber Nettelbeck war der Mann nicht, sich so leicht von dem abschrecken zu lassen, was er einmal für gut und richtig, für

notwendig erkannt hatte. Er ließ nicht nach. Die Bürgerwehr setzte ihre Übungen fort, und er selbst ging von Bürger zu Bürger, um die Vorräte, die jeder an Lebensmitteln in seinem Hause habe, aufzunehmen, oder wußte von den Dörfern der Umgegend Schlachtvieh und Brotkorn nach der Stadt hineinzuschaffen.

Und mehr als das. Auf seinen Antrieb fingen die Bürger an, einzelne wichtige Punkte der Umgebung der Festung selbst zu verschanzen. Der Kommandant hatte gemeint, was außerhalb der Wälle der eigentlichen Festung geschehe, ginge ihn nichts an! Gut — dann hatte die Bürgerschaft ja hier freien Spielraum, und der mußte ausgenutzt werden. So zogen denn die Männer täglich hinaus nach der Bergschanze mit Schaufeln und Karren, und bald erhob sich hier ein kleines, festes Werk, wohl geeignet, dem Feinde zu trotzen. Und noch ein zweites Werk ließ der unermüdliche Nettelbeck, der an jedem Nachmittag samt seinem Junker Hans wacker mit Hand anlegte und trotz seiner hohen Jahre den Spaten gleich dem Jüngsten zu handhaben wußte, zum besonderen Schutz des Hafens ausheben: die Maikuhle westlich der Stadt wurde nach seinen und Schills Angaben befestigt.

Es war eine schöne Zeit angestrengter Thätigkeit. Hans mußte tüchtig heran, denn der alte Nettelbeck duldete nicht, daß er nur mit ihm „im militärischen Dienst“ arbeitete — der Herr Junker mußte auch die Schulbank bei dem Herrn Rektor drücken. Schloß manche Freundschaft dabei, der frische Junge mit dem offenen Sinn und dem offenen Herzen. Daß er aber in der Stadt bald zu besonderem Ansehen gelangte, das hatte seinen besonderen Grund.

Als er eines Tages mit Nettelbeck am Hafen war, wo soeben einige Schiffe aus England eingelaufen waren, und, wie er es liebte, in deren Takelage herumkletterte, sah er, daß ein kleines Mädchen, die am Bollwerk Wäsche spülte, plötzlich das Gleichgewicht verlor und kopfüber ins Wasser stürzte.

Der Zufall wollte, daß Nettelbeck gerade mit den Schiffern im eifrigen Gespräch stand, und keiner der Männer den Unfall bemerkte. War freilich auch kaum von nöten, denn der Hans Salden sprang, wie er da war, ohne auch nur die Stiefeln abzustreifen, vom Schiffsbord ins Wasser — — —

Er schwamm ja wie ein Fisch — was brauchte er da zu zaudern! Mit zwei — drei Stößen war er an der Stelle, wo die Kleine untergegangen war. Da tauchte sie gerade wieder auf —

flugs hatte er sie bei einem der beiden langen Zöpfe, zog sie an sich, und während jetzt endlich die Schiffer, Nettelbeck in voller Aufregung voran, einen Kahn losgemacht hatten und herangerudert kamen, hatte der Junker die Ohnmächtige schon fest umfaßt, ganz kunstgerecht, daß sie sich nicht etwa sträuben und ihn umklammern konnte, und rief fröhlich zu den Männern hinüber: „Hierher! Hierher! Nehmt mir die Kleine ab!“

Das geschah, und gleich darauf saß auch Hans, sich gewandt über Bord schwingend, im Kahn, schüttelte lachend seinen nassen Rock, zog sich die voll Wasser gesogenen Stiefel aus und fragte dazwischen: „Das Mädel wird doch keinen Schaden genommen haben, Vater Nettelbeck?“

Der Alte hielt die Kleine, ein schmuckes Kind von etwa acht Jahren, auf den Knieen und versuchte sie ins Leben zurückzurufen. Er antwortete nicht gleich. Erst als das Mädchen die Augen aufschlug und verwundert um sich schaute, reichte er Hans die Rechte hinüber: „Das war eine brave That, Junker!“ sagte er ernst. „Soll dir nicht vergessen bleiben, Hans! Und wenn die Menschen es dir nicht lohnen, so hat Gott im Himmel gesehen, was du gethan, du mutiger, kleiner Geselle du!“

Ganz erstaunt sah ihm der Junker in das wetterharte Gesicht und in die blauen, treuen Augen, die so merkwürdig gefeuchtet waren. „Aber, Vater Nettelbeck — was redet Ihr da? Ich sah's doch gerade, und ich kann doch schwimmen — was war denn dabei, daß ich die Kleine aus dem Wasser zog —?“

„War das dabei, daß von hundert Großen neunundneunzig ratlos und unthätig dabeigestanden wären, wo du Knirps handeltest!“ entgegnete der Greis. „Komm mal hier heran, mein Junge. So — und nun gib mir 'nen Kuß!“ Dabei rannen dem Alten jetzt die schweren, dicken Thränen aus den Augen. Und die Schiffer im Kahn reichten einer nach dem andern dem Junker die Hand und drückten seine kleine Rechte so fest und derb, daß man sah, sie meinten es gar ernst. Das Mädchen aber saß stumm dabei, schaute mit großen Augen Hans Salden an, bis sie plötzlich sich ihm zu Füßen warf und schweigend seine Kniee umklammerte. —

Am Bollwerk hatte sich unterdessen eine große Masse Menschen angesammelt, und als der Kahn ans Land stieß, erhob sich ein lauter, stürmischer Beifallsjubel.

Die Leute, einfache Schiffer und Arbeiter zumeist, aber auch einige Soldaten darunter, umringten den Junker, der noch immer

gar nicht recht wußte, wie ihm geschah, hoben ihn in die Höhe und trugen ihn im Triumph nach dem nächsten Hause, wo Nettelbeck ihm trockene Kleider aufnötigen wollte.

Davon mochte der „Knirps“ aber nichts wissen. Man solle vor allem nach dem Mädchen sehen und für sie sorgen! Er fühle sich wohl und munter, habe ein kaltes Bad genommen und werde sich schon nicht erkälten, sei kein solcher Schwächling. Aber die Kleine, das arme Würmchen — für die müsse Sorge getragen werden.

„Ist schon geschehen!“ beruhigte Nettelbeck den Knaben. Der Vater des Kindes, ein Marketender vom Schillschen Corps, habe sein gerettetes Göhr schon in Empfang genommen. Und da that sich die Thür auf, und, die umgekleidete Kleine an der Hand, trat der Marketender selbst ein, hochrot im Gesicht, die Augen voller Thränen: „Wo ist der brave junge Mann, der mein Kind gerettet?“ stieß er hervor.

Die Umstehenden machten Platz. Der Mann schluchzte, als er vor Hans stand, tief auf, und dann umschlang er ihn mit seinen schwieligen Fäusten: „Dank, tausend Dank, Junker, daß Ihr das thatet! Bin ein armer Kerl, aber wenn der Fritz Welter Euch einmal einen Dienst erweisen könnte, er ging durchs Feuer für Euch! Hab' keine Frau mehr! Die Mutter ist vor 'nem Jahre gestorben, muß mich mit der Göhr da allein durchs Leben schlagen — ist mein ein und alles in der Welt — und die habt Ihr mir erhalten! Dank, hundertfachen Dank — und Gott mög's Euch lohnen!“

Nur mit Mühe konnte Hans die stürmischen Danksagungen des Mannes abwehren, die er wirklich gar nicht so besonders verdient zu haben glaubte, denn ihm erschien, was er gethan, immer noch nicht als irgend etwas Absonderliches. Ja — er schämte sich ein wenig, daß man davon solch Wesens machte, und nur die Kleine, die neben dem Vater stand und ihn mit großen Kinderaugen so eigen anschaute, erregte sein Interesse. Er gab ihr die Hand: „Wie heißt du, Mädchen?“

Sie errötete bis unter die Wurzeln ihres dichten, schwarzen Haares, das vom Wasser noch triefte und glatt um die Stirn herumlag. „Grete Welter!“ sagte sie dann leise. Und wie sich gewaltsam zum Reden zwingend, fügte sie hinzu: „Die Leute meinen, du hast mir das Leben gerettet — war wohl sehr unachtsam, daß ich ins Wasser fiel — will's auch nicht wieder thun —“

Die Umstehenden lachten, und das hübsche Gesicht des Mädchens färbte sich in noch tieferes Rot. Plötzlich stampfte sie mit den kleinen Füßen auf, wie zornig. „Ich will's auch nicht wiederthun! Nie wieder — sonst mußt du mich ja noch mal aus dem Wasser ziehen — und das Wasser war so kalt — puh — so kalt! Aber besuchen mußt du mich, junger Herr, wir haben an der Maikuhle einen eignen Wagen, und der Vater hat viel Wein und andere gute Sachen auf dem Wagen, und du sollst alles umsonst haben — alles!"

Jetzt mußte auch Hans lächeln, aber er that's nur ganz leise, um die Kleine nicht zu kränken. Er versprach ihr vielmehr, sie wirklich bald zu besuchen, und nachdem der Vater noch einmal in überschwenglicher Weise seinen Dank ausgesprochen, trollte er sich mit dem Kinde von dannen.

Am nächsten Morgen aber gab der Herr Rektor in der Klasse einen Aufsatz auf. „Der brave Knabe!" hieß das Thema, und der Lehrer erzählte nichts Geringeres, als was der Hans Salden gestern gethan. Und als er geendet, trat der sonst so strenge Schulmonarch vom Katheder herunter, ging geradeswegs auf Hans zu und küßte ihn auf beide Wangen. Und als der Junker nach beendetem Unterricht über die Straße ging, da blieben die Leute stehen, und er hörte deutlich, wie sie hinter ihm herflüsterten: „Das ist der wackere Knabe, der gestern das Mädchen aus dem Wasser gezogen hat!"

Da rannte Hans, was ihn die Füße tragen wollten, nach Hause, warf sich Nettelbeck um den Hals und bat ihn unter Thränen: „Vater Nettelbeck, Vater Nettelbeck, sprecht mir nie mehr von der dummen Geschichte — ich sterbe vor Scham, daß die Menschen schon davon wissen."

„Vor Scham?" entgegnete der Greis lächelnd. „Guter Junge — stolz dürftest du sein. Aber es geschehe, wie du wünschst. Ich glaube, ich verstehe dich!"

Wurde aber von dem Tage an doch ein noch innigeres Verhältnis zwischen dem Greise und dem Knaben. Tags über ging jeder von ihnen seinen Beschäftigungen nach. Am Abend jedoch, wenn Hans über seinen Schularbeiten saß und ihm manchmal die Augen etwas vorzeitig zufallen wollten, dann rief ihn der Alte meist bald an seine Seite zu einem kleinen, gemeinsamen Plauderstündchen.

„Jung, du schläfst ja!“ meinte dann wohl Nettelbeck über den Eichentisch hinüber, an dem sie beide beim trüben Schein einer Unschlittkerze saßen, dieser über den großen Plan der Umgebung von Kolberg, jener über seine Hefte gebeugt. „Jung, du schläfst ja! Nun laß einmal die lateinischen Vokabeln und deine Grammatik — komm zu mir herüber und schau mit an, was wir bisher geleistet haben, und was noch zu thun übrig ist!“

Und mit seinen langen, knochigen Fingern wies er dem Junker auf der Karte alle wichtigen Punkte und besprach mit ihm, wie mit einem Erwachsenen, was er für erforderlich und geboten hielt. Aber immer wieder schloß seine Erwägung mit dem leisen Schmerzensruf: „Was nützt uns all unser Mühen, wenn unser Kommandant nicht ein fester und entschlossener Mann ist!“

Mißmutig warf er dann meist seine Karte zusammen — — „Geh in die Posen, Junker! Morgen ist auch noch ein Tag! Wird zwar auch nichts Besseres bringen, als der heutige gebracht — — Hol mich der Henker, ich hab's satt! Gute Nacht, Hans!“

Die Verdrießlichkeiten wuchsen in den nächsten Wochen, anstatt abzunehmen. Der alte Loucadou zeigte sich seiner Aufgabe schon jetzt, ehe der Feind noch vor den Thoren erschien, in keiner Weise gewachsen, der zweite Kommandant, Hauptmann von Waldenfels, ein braver, tapferer Offizier, hatte dem alten, schwachen Herrn gegenüber keine Autorität in die Wagschale zu werfen, und Nettelbeck selbst trug nur Undank für seine Bemühungen davon. Ja das schlimmste war, die Bürgerschaft fing schon an, des Schanzens und der Waffenübungen müde und überdrüssig zu werden.

Als der alte Nettelbeck eines Abends wieder einmal seinem bedrückten Herzen dem Junker gegenüber Luft machte, da kam Hans Salden ein guter Gedanke. Er rückte erst eine Weile unruhig auf seinem Stuhle hin und her, denn er traute sich nicht recht mit der Sprache heraus, sintemalen der Alte bisweilen gar scharfe Spottworte auf unbedachte Reden setzte, endlich aber schoß er doch los: „Ihr solltet an den König schreiben, Vater Nettelbeck, und ihn um einen andern Kommandanten bitten,“ stieß er hervor, gleich darauf im ganzen Gesicht von einer dunklen Blutwelle überströmt.

„Daß dich! Daß dich!“ rief Nettelbeck von seinem Stuhle aufspringend. „Solch Kiekindiewelt! An den König schreiben? Was Seine Majestät wohl sagen würden, wenn der Brief von dem alten Schiffskapitän Nettelbeck aus Kolberg ankäme? He? ‚Soll

sich um seine Sachen kümmern!' würde er sagen, ‚und mir nicht meine alten Offiziere verleumden!' Ja, so würde er sprechen — so und nicht anders!"

Der Junker steckte die Nase wieder in Cäsars de bello gallico, während Nettelbeck, allerlei von der naseweisen Jugend vor sich hinmurmelnd, hastig im Zimmer auf und ab schritt: „An den König schreiben — ich — der Bürgervorsteher von Kolberg! Hm! Hm! Was sich der Junge eigentlich denkt?! Schön ankommen beim König! Hum! — Hum! Und die klugen Herrn Militärs, die würden gut lachen! Werd' mich hüten! In die glühenden Kohlen greifen — so dumm ist der alte Nettelbeck denn doch nicht! Hum! Hum!"

Plötzlich blieb Nettelbeck dicht vor Hans stehen: „He? Und wer soll denn meinen Brief — 's ist zu dumm — meinen Brief an des Königs Majestät bringen? Quer durch die Feinde? Oder vielleicht über See? Was? Wie?"

Hans schlug die Augen auf und sah dem Alten ruhig ins gerötete Gesicht. „Aber ich denke, Vater Nettelbeck, Ihr wollt nicht schreiben?"

„Will auch nicht — frage nur so! Das wird mir der junge Herr doch wohl noch erlauben. Nun also, wird's bald mit der Antwort?"

„Ich sollte meinen, es könnte nicht schwer werden, einen zuverlässigen Schiffer und irgend einen sicheren Mann zu finden, den man nach Königsberg senden dürfte."

„Möchte der Herr Junker am Ende gar selbst der ‚zuverlässige Mann' sein? 's ist zum Lachen!" Und wieder begann er seinen Rundgang durchs Zimmer, fünf Schritte hin, fünf Schritte her, indes Hans sich in die Einzelheiten der Rheinbrücke Cäsars vertiefte, was ihm freilich noch schlechter denn vorher glückte. Die Worte tanzten ihm vor den Augen umher, und wenn der gestrenge Herr Rektor gesehen hätte, wie er eine Viertelstunde brauchte, um ein Wörtchen im Lexikon aufzufinden, hätte er sicher die Bekanntschaft des gelben Onkels machen müssen, des gefürchteten Rohrstöckchens, mit dem man damals in der Schule noch ungleich verschwenderischer umging, denn heutzutage.

Aber da machte Nettelbeck in seiner Marschübung ja wieder einen Halt. „Nun, Junkerchen, heraus mit der Sprache! Daß ich den Herrn Klippschüler nicht übers Meer lasse, das ist sicher — wen hast du denn sonsten vorzuschlagen?"

„Wenn kein besserer da ist, Vater Nettelbeck, und wenn Ihr wirklich schreiben wollt — — —“

„Potz Ankerwinde und Bramsegel — was geht's dich an, ob ich schreiben will oder nicht!“ Der Alte machte ein grimmiges Gesicht, aber Hans wußte jetzt bereits sicher, daß sein Gedanke bei Nettelbeck feste Wurzel geschlagen. „Den Feldwebel Grottkamm zum Beispiel!“ sagte er kurz. „Der läßt sich eher in Stücke hauen, ehe denn Euer Schreiben durch seine Schuld in unrechte Hände kommt, Vater Nettelbeck!“

Der Alte erwiderte dies Mal gar nichts. Er schritt noch einigemale, jetzt bedeutend langsamer, wie im Innern ernstlich mit sich zu Rate gehend, im Zimmer auf und ab. Dann nahm er dem Junker das Licht vor der Nase weg, setzte sich vor seinen Schreibtisch und holte einen großen Bogen weißes Papier hervor.

Am andern Morgen hatte er eine lange Besprechung mit Schill, und um die Mittagsstunde wurde der Feldwebel Grottkamm gerufen. Gegen Abend stach ein kleiner Schoner, der seit einigen Wochen unbeschäftigt im Hafen gelegen, in See. „Nach Schweden,“ hieß es in der Stadt. Hans Salden wußte es besser — der „Phönix“ war nach Königsberg bestimmt, und von seiner glücklichen Ankunft hing das Schicksal Kolbergs ab.

Als sie beide, der alte Joachim Nettelbeck und der junge Hans von Salden, aber am Abend wieder bei der trüben Talgkerze saßen, jeder über seine Arbeit gebeugt, die heute allen beiden sonderlich glatt von statten zu gehen schien, da lachte der Greis plötzlich laut und fröhlich auf: „Bist doch eigentlich ein Mordsschwernotsjunge, Herr Hans von Salden! Was solch Kindskopf nicht alles ausheckt! Aber hübsch das Mäulchen gehalten — stumm wie ein Fisch — verstanden?!“

Und dann stimmte er mit dröhnender Stimme sein Lieblingslied an, das alte Soldatenliedchen:

„Ein Schifflein seh' ich fahren,
Kapitän und Lieutenant —
Darinnen sind geladen
Drei Compagnien Soldaten!
Kapitän und Lieutenant,
Fähnrich, Sergeant,
Nehmt das Mädel bei der Hand —
Soldaten, Kameraden!“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In den letzten Februartagen war's, daß die vorgeschickten Reiter Schills die Meldung zurückbrachten, der Feind sei von Neubrück her im Anmarsch.

So stand also wirklich die Stunde der Einschließung, die lang gefürchtete, unmittelbar bevor.

Sie traf Kolberg nicht mehr ganz wehrlos, und daß dem so war, das war vor allem Nettelbecks Verdienst. Seine Fürsorge hatte die Speicher gefüllt, ihm war es zu danken, daß Schill jetzt die Maikuhle besetzte und damit dem Feinde den Zugang zum Hafen versperrte, Kolberg den Verkehr mit dem Meere offen hielt! Ihm war es zu danken, daß die Überschwemmung des Vorgeländes wenigstens in allen wesentlichen Punkten vorbereitet war — ihm war es vor allem zu danken, daß die Bürgerschaft ungeachtet einiger Kleinmütigen vom besten Geiste beseelt, mit Opfermut und Gottvertrauen der Zukunft entgegensah.

Hatte gar eine eindringliche Art zu sprechen, der alte Nettelbeck, wenn er die Schwachen aufrichten, den Verzagenden Mut einflößen wollte. Schonte dabei auch die Herren vom Militär nicht und nahm selbst vor dem Kommandanten kein Blatt vor den Mund. Hans Salden sollte das erfahren, als am 9. März der Oberst von Loucadou, einige andere Offiziere und der alte Nettelbeck nach der Schanze an der Ziegelscheune hinausgegangen waren — Hans, wie jetzt fast immer, als Nettelbecks „kleiner Adjutant" auch dabei zu einiger Verwunderung der übrigen Herren.

Es wurde sehr klug gesprochen draußen bei der Besichtigung der Befestigungen, und die lange Reihe der zur Stadt ziehenden Bauern, die vor den Feinden hinter Kolbergs Wällen Schutz suchten — „unnütze Fresser", meinte einer der Herren — drückte die allgemeine Stimmung nicht minder, wie die berechtigte Überzeugung, daß das thatsächlich an Widerstandsmitteln Vorhandene doch verhältnismäßig recht geringfügig sei. Es wurde auch so etwas laut, als ob Kolberg wohl kaum lange Zeit zu halten sein werde — da fuhr aber der Joachim Nettelbeck nicht schlecht auf: „Kolberg kann und muß dem Könige erhalten bleiben!" rief er, „es koste, was es wolle. Wir haben Brot und Waffen, und was uns noch fehlt, das wird uns zur See zugeführt werden. Wir Bürger sind, alle für einen Mann, entschlossen, und wenn auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden, die Festung nicht übergeben zu lassen. Und hörten es je meine Ohren, daß irgend jemand — er sei Bürger oder Militär — von Übergabe spräche, bei Mannes-



Der alte Nettelbeck und Hans Salden auf den Wällen von Kolberg.

„Kolberg kann und muß dem Könige erhalten bleiben!“ ...



wort! dem rennte ich gleich in der nächsten Minute diesen meinen Degen durch den Leib, und sollte ich ihn mir dafür in der nächsten selbst in die Brust bohren müssen!" *)

Wer den Alten kannte, der wußte, das waren keine leeren Worte — er hätte Ernst gemacht, und wenn es ihm sein Leben kostete!

Die Belagerung begann.

Immer dichter schloß sich der eiserne Ring um Kolberg.

Die Vorstädte mußten geräumt und teilweise niedergebrannt werden, damit sie den Belagerern keinen Stützpunkt gewährten, die Bewohner wurden in den engen Straßen der eigentlichen Stadt untergebracht. Schon schlugen auch einzelne feindliche Granaten in die Stadt ein und zündeten hier und dort, und wenn der angerichtete Schaden selbst auch nur gering war, so trugen sie doch Verwirrung und Schrecken unter die Bevölkerung.

Und nicht allein in der Bevölkerung, wenigstens unter deren unzuverlässigen Bestandteilen, schien ein böser Geist aufzuleben, nun die Gefahr wirklich an die Thore pochte, auch bei den berufenen Verteidigern stand nicht alles so, wie es hätte stehen müssen — das böse Beispiel von Magdeburg, von Spandau und Küstrin schien auch in Kolberg Nachfolge großziehen zu wollen.

Es war am Abend des 16. März, daß Nettelbeck den Junker Hans zu sich rief und ihn zu einem Rundgang längs der Wälle aufforderte. Der Alte war übelster Laune, und was er bei seiner freiwilligen Ronde fand, war wenig dazu angethan, seine Stimmung zu heben. Es fehlte fast an jeder Wachsamkeit — nur sieben Wachtposten traf Nettelbeck längs der ganzen ausgedehnten Befestigungswerke! Eine Vorstellung bei dem Kommandanten blieb erfolglos — so entschloß sich Nettelbeck denn selbst mit noch einigen befreundeten Bürgern allnächtlich in regelmäßigen Touren die Wälle zu begehen: er und der wackere Schill, das waren in jenen Tagen, in denen ein feindlicher Überfall die Stadt unrettbar dem Gegner in die Hände geliefert hätte, die wahren Retter Kolbergs. Außerhalb der Wälle hielt Schill mit den Seinen gute Wacht, schützte vor allem die Maikuhle und damit den Hafen — drinnen in der Stadt wachte Nettelbeck, der die Augen überall hatte, und dessen Mund nicht müde wurde, zu warnen und zu ermahnen.

Aber was vermochte der gute Wille, was vermochte alle

*) Nettelbecks eigene Worte.

Opferfreudigkeit der Einzelnen, wenn der feste Zug, der das Ganze hätte zusammen halten müssen, fehlte! Schon sprach man hier und dort von Kapitulation — leise erst und von Scham noch zurückgehalten — dann aber bald laut und lauter! Kam nicht bald Hilfe, so fiel auch Kolberg, fiel unrühmlich, wie andere preußische Festungen, und den schmachbeladenen Blättern der Geschichte des unheilvollen Feldzuges hätte sich ein neues, trauriges Blatt angereiht.

Auf keinem vielleicht ruhte die Last dieses Bewußtseins drückender und schwerer, denn auf Nettelbeck. Schon war es zwischen ihm und dem greisen, ebenso schwachen, wie eigenwilligen Kommandanten zu erregten Auseinandersetzungen gekommen, schon hatte Schill, inneren Mißmuts voll, die Stadt verlassen, um sich einen besseren Schauplatz für seine Thätigkeit im freien Felde zu suchen — und noch immer fehlte jede Nachricht von Memel, jede Antwort des Königs auf die Eingabe des treuen Alten! „Wir sind vergessen — vergessen und verloren!“ stöhnte er oft, wenn er abends nach rastloser Tagesthätigkeit sich mit dem Junker in seiner Wohnung zusammenfand; „der König hat meinen Brief entweder gar nicht erhalten — oder er hat ihn nicht gewürdigt; er kennt unsere verzweifelte Lage nicht — er will sie nicht kennen!“

Und immer wieder war es dann Hans, der den Alten in seinem Schmerz aufrichtete, so gut es in seinen kindlichen Kräften stand. „Der König hat uns nicht vergessen, Vater Nettelbeck! Verlaßt Euch darauf — die Hilfe, derer Ihr harrt, ist schon unterwegs!“

„So — so, du Grünschnabel!“ brummte Nettelbeck wohl. „Schon unterwegs! Na, wir werden ja sehen! Werden ja sehen! Muß aber bald kommen, deine Hilfe, sonsten kann sie meinetwegen bleiben, wo sie will — ich überlebe Kolbergs Übergabe nicht!“

Der März war vergangen, der April entschwand — keine Hilfe kam, keine Kunde aus Memel! Wohl aber brachte man in Erfahrung, daß die Franzosen, die sich immer weiterer vorgeschobener Punkte im Gelände um die Festung bemächtigten, jetzt auch schweres Belagerungsgeschütz herangezogen hätten — die eigentliche Beschießung konnte daher jeden Tag beginnen. Und sie war sicher, so wie die Dinge in der Stadt lagen, der Anfang vom Ende!

Am 29. April in aller Frühe war Nettelbeck wieder einmal mit Hans Salden nach dem Hafen hinausgewandert, um nach

vielleicht in der Nacht angekommenen Schiffen auszuspähen. Aber sie kamen heute gar nicht einmal mehr bis zum Hafen selbst; schon am Münderthor begegnete ihnen der zweite Kommandant, der Herr von Waldenfels, und neben ihm schritt ein hochgewachsener, junger Mann einher, den beide nicht kannten. Er trug bürgerliche Kleidung, sein Aussehen indessen verriet den Soldaten.

Nettelbeck wollte an den Männern vorübergehen, aber der Herr von Waldenfels ließ das nicht zu: „Kommen Sie mit nach meiner Wohnung, Nettelbeck," sagte er mit sichtbarer Erregung, „und nehmen Sie auch Ihren kleinen Freund, den wackeren Jungen, mit — ich habe Ihnen Wichtiges mitzuteilen — es ist heute morgen Nachricht aus Memel gekommen!"

Schweigend schritten die Männer nebeneinander her und schauten sich gegenseitig mit prüfenden Blicken an, als ob sie sich in der Seele lesen wollten. Als sich dann endlich die Thür der Waldenfelsschen Wohnung hinter ihnen geschlossen hatte, rief der Hauptmann freudig aus: „Hier, alter Freund — das ist der neue Kommandant, den uns der König geschickt hat — Major von Gneisenau!"

Hans erschrak über die Veränderung, die plötzlich mit dem alten Manne an seiner Seite vor sich ging. Nettelbeck, der eisenharte, bebte an allen Gliedern, seine Augen füllten sich mit Thränen, und dann warf sich der Greis, wie einem unwiderstehlichen Antrieb folgend, vor dem jungen Manne nieder: „Um unseres Gottes willen, verlassen Sie uns nicht!" rief er. „Verlassen Sie uns nicht! Wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange noch ein warmer Blutstropfen in uns ist, und sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden! Die Stadt darf und soll dem Feinde nicht übergeben werden!" *)

Und auch in den hellen, durchdringenden Augen Gneisenaus stieg ein feuchter Schimmer auf. Er beugte sich über den Greis und zog ihn empor: „Ich stehe fest zu euch! Gott wird uns helfen!" sagte er in tiefer Rührung.

Sofort wurden dann einzelne wichtige Fragen besprochen, und nach kaum einer halben Stunde schickten die Männer sich an, die Befestigungswerke einer genauen Prüfung zu unterziehen. „Ich bin hier noch ganz unbekannt," meinte der junge Major. „Und

*) Nach Nettelbecks eignen Aufzeichnungen.

das ist mir sehr recht — gerade so kann ich mich am sichersten über alles und jedes orientieren."

So gingen sie hinaus auf die Wälle, und Nettelbeck erklärte Gneisenau alles, was bisher geschehen und was unterblieben war. Er führte den Major nach den Thoren, zeigte ihm, wie mangelhaft der Wachtdienst gehandhabt werde, wie schlecht es mit der Artillerie bestellt sei, erläuterte ihm die von ihm bereits auf eigne Faust, meist gegen den Willen des bisherigen Kommandanten geschaffenen Überschwemmungsmaßregeln, die schon wesentlich zum Schutz der Festung beigetragen hatten, und als der Rundgang endlich vollendet war, da konnte der Alte nicht mehr an sich halten, er wandte sich plötzlich nach Hans Salden um, schloß den Knaben in seine Arme und sagte, ohne die erstaunten Augen der Offiziere zu achten: „Junge, du mußt dich mit mir freuen — daß der Herr hier ist, das ist ja dein Werk so gut, ja mehr fast noch, denn meines! Habe Dank dafür, mein Junge — es soll dir nicht vergessen werden, so lange der alte Nettelbeck lebt!"

Und sich zu Gneisenau wendend, erklärte er diesem mit kurzen, herzlichen Worten, warum er dem Junker solchen Dank zu schulden meine, und nun zog auch Gneisenau den errötenden Knaben an sich: „Mein wackerer Junge, ich habe schon viel Gutes von dir gehört! Wirst daheim den alten Feldwebel finden, der Nettelbecks Briefe nach Memel gebracht hat und wieder mit mir zurückgekehrt ist. Der hat mir von dir berichtet — ich kannte ja auch deinen Herrn Vater selig, und ich darf sagen, daß er mein Freund war! Vergiß das nicht, und wenn und wo du meiner bedarfst, zähle immer auf den Neidthardt von Gneisenau!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daheim, in Nettelbecks Unterstube, saß inzwischen schon Grottkamm und harrte sehnsüchtig des Augenblicks, in dem er seinem geliebten Junker die Hand schütteln und ihm berichten konnte. Der Hans war denn auch kaum heimgekehrt, mit noch vor Freude glänzenden Augen und vor Stolz geröteten Wangen, so fing der Feldwebel sein Garn zu spinnen an. Es war dies Mal eine lange Geschichte. Da mußte er zuerst ausführlich von der Fahrt nach Preußen berichten und dem Ungemach der Seereise, die ihn dies Mal doch belehrt hatte, daß die Ostsee dem Müggelsee um einiges an „gemeiner Niederträchtigkeit" überlegen sei, zumal gerade, wenn er, der Grottkamm, sich ihr anvertraue. Dann erzählte er mit leuchtenden Augen, daß „dort oben, in Preußen"

die alte Tapferkeit des Heeres immerhin einige schöne Erfolge geerntet habe, wie ein kleines preußisches Corps unter dem General Lestocq und unter Scharnhorst in der blutigen Schlacht von Preußisch-Eylau am 7. Februar den Russen gerade noch rechtzeitig zu Hilfe geeilt wäre und den Franzosen den Sieg, den sie schon sicher zu haben glaubten, wieder entrissen hätte. Endlich kam er aber auf die Erledigung seines Auftrages selbst zu sprechen.

„War nicht ganz leicht, das könnt Ihr mir glauben, Herr Junker!“ hob er an, nachdem er sich mit einem langen Zuge Braunbier gestärkt hatte. „Man wollte mich partute nich zu unserm König lassen. Immer wieder hieß es, ich sollte die Papiere nur bei einem der — na, wie nennen sich die Herrens denn gleich — bei einem der Kabinettsräte abgeben. Aber weil der alte Nettelbeck und Ihr, Herr Junker, mir das Gegenteil doch, so zu sagen, auf die sogenannte Seele gebunden hattet, und der Grottkamm doch nun einmal weiß, was Ordre parieren heißt, so pfiff ich ihnen eins auf ihre schönen Worte. Na, und da traf ich zum Glück endlich zufällig auf der Straße den Herrn General von Scharnhorst. Halt! dachte ich, der kennt dich am Ende von Lübeck her, erkundigte mich nach seinem Quartier und ging noch am selbigen Tage zu ihm. Machte wohl große Augen, als ich mich bei ihm anmelden ließ, und dachte wahrscheinlich, es wäre von wegen irgend einer Bettelei. Aber kaum daß ich zu Worte gekommen, so war er wie umgekehrt — ‚das sei recht, daß ich zu ihm gekommen‘, sagte er, und ich mußte ohne Aufschub mit ihm zum König. ‚Die gnädigsten Majestäten seien bei dem Prinzen Wilhelm‘, hieß es, als wir im Schloß ankamen. ‚Ach so‘, darauf General Scharnhorst, ‚ist ja heute der zehnte Geburtstag des jungen Herrn. Aber komm Er nur mit nach dem Argelanderschen Hause, wo die Prinzen wohnen — wir wollen wenigstens versuchen, ob wir nicht dorten vorkommen, denn unsere Sache verträgt keinen Aufschub.‘ Als wir dort sind, weiß der Herr General durch die Frau von Voß, was die Oberhofmeisterin der Königin ist, gleich zum König zu kommen. Er muß ihm wohl meine Sache gut vorgetragen und sie auch sehr eilig gemacht haben, denn es kam gleich ein Kammerdiener heraus: ‚der Feldwebel solle hineinkommen!‘ Junker, ich bin nicht furchtsam, das wissen Sie, aber das Herz hat mir doch gar zu gewaltig gehämmert unter dem Rock, als ich so plötzlich vor dem König und der Königin und all den Prinzen stand! Aber das half

nu mal nischt. Ich also stramm an der Thür, wie nen Ladestock, Brust heraus und Kopf hoch! Kommt Seine Majestät ein paar Schritt auf mich zu und sieht mich von oben bis unten an: ‚Aus Kolberg kommen? Nachrichten bringen? Warum nur mir selber abgeben wollen?‘ sagt er; nicht unfreundlich gerade, aber doch so, daß ich denke, ‚nimm dich zusammen, Grottkamm, sonsten setzt's was!‘ Also stramm ich: ‚Zu Befehl, Eure Majestät!‘

‚Warum nur mir selbst abgeben wollen?‘ wiederholte der König.

‚Is mir so aufgetragen worden, Eure Majestät!‘

‚Von wem aufgetragen?‘

‚Von dem Vertreter der Kolberger Bürgerschaft, Eure Majestät.‘

Darauf mißt der König mich noch einmal von oben bis unten, und ich dankte unserm lieben Gott, daß ich mir hier wenigstens meine Montur leidlich hatte in Ordnung bringen können. ‚Hergeben, die Papiere, und warten! Will gleich lesen!‘

Der König nimmt also den Schreibebrief des Herrn Nettelbeck und tritt damit ans Fenster. Ich stehe während der Zeit — und es dauerte ziemlich lange, Junker — wie angemauert, was mir aber kein Hindernis gewesen, unsere schöne Frau Königin und die gnädigsten Herren Prinzen so mal recht aus nächster Nähe nach Herzenslust anzusehen. Schaut sehr verkümmert aus, die Frau Majestät, und was das Geburtstagskind war, der kleine Prinz Wilhelm, der war so blaß und zart, daß man ihm hätte, mit Respekt zu sagen, durch die Backen durchpusten können. Wie ich nu aber so stehe, fängt der junge Herr plötzlich an, mit seiner gnädigen Frau Mama zu flüstern. Die lacht ein klein wenig, und dann nickt sie! Darauf geht der Prinz zu einem Nebentisch, worauf Gläser und Weinflaschen standen, schenkt ein Glas voll und — denken Sie doch, Junker — bringt es mir hin. Mir zitterte die Hand ein bißchen, als ich es ihm abnahm, aber ich faßte mir ein Herz und trank das Glas, wie das Reglement in solchen Fällen vorschreibt, auf einen Schluck aus. Dann that ich aber etwas, wovon das Reglement eigentlich nichts sagt —“

„Was denn?“ fragte der Junker hastig, als der Feldwebel eine kleine Pause machte, wie um seiner Erzählung einen noch größeren Nachdruck zu verleihen.

„Ich sagte ganz laut, so daß ich selber erschrak: ‚Auf Eurer Königlichen Hoheit gütigste Gesundheit!‘ Da lachten sie alle, und nun kam die Königin an mich heran, fragte mich, bei welchem

Truppenteil ich gestanden, bei welchen Gefechten ich gewesen, und wie ich mich ranzioniert hätte? Na und sehen Sie, wie ich nun meinen allerunterthänigsten Bericht mache, von unserer Flucht aus dem verfl— Ratkauer Lager, da kommt mir, mir nichts — dir nichts, so auch Ihr Name, Herr Junker, zwischen die Zähne. Hatte mir gar nichts dabei gedacht, aber die Majestät horchte gleich auf.

‚Wiederhol Er den Namen noch einmal!‘

‚Von Salden — Hans von Salden, Eurer Majestät zu Befehlen,‘ ich darauf.

Die Königin wollte mich wohl noch des weiteren fragen, aber in diesem Monumente kam der König aus seiner Fensternische zurück. Er sah sehr ernst aus, so daß ich gleich merkte, was der Herr Nettelbeck geschrieben, müßte wohl seine Folgen haben, und sagte: ‚Gut gewesen, daß Er mir die Papiere selbst gebracht. Zufrieden mit Ihm, Feldwebel. Kann sich morgen Bescheid auf der Kabinettskanzlei holen.‘

Damit war ich nun eigentlich, sozusagen, entlassen, machte auch rechtsum kehrt, aber die Königin rief mich noch einmal zurück. ‚Komm Er heute nachmittag um viere noch mal hierher, Feldwebel,‘ sagte sie. ‚Ich habe Ihn noch einiges zu fragen und Ihm auch einen Auftrag zu geben.‘

Na, daß ich pünktlich wieder im Argelanderschen Hause war, das brauch' ich wohl nicht besonders herzubeten, Herr Junker. Und soviel Ehren, wie mir hier, sind wohl noch nie einem königlich preußischen Feldwebel zu teil geworden, nicht einmal gewiß dem Unteroffizier Bennstein vom ersten Bataillon Garde, der doch den Herren Prinzen die ersten Exercitien beigebracht hat, so ein Prinz von Preußen allemal ebenso gut lernen muß, wie jeder gemeine Rekrut, und was Ihnen eigentlich noch sehr fehlen thut, Herr Junker. Na also, nun denken Sie sich mal, Herr Junker, ich muß in die Spielstube der Prinzen kommen, und weil die Königin noch nicht gleich da ist, zeigt mir der Herr Kronprinz, Königliche Hoheit, seine Bücher, und darauf holt der Prinz Wilhelm eine schmucke Uniform und ein Patent, das er heut an seinem Geburtstag vom Könige erhalten — das Fähnrichspatent! Ist das ein Herrlein, der Prinz Wilhelm?! Gar zu lieb und gut, und dabei schon jetzt ein kleiner Soldat, wie man sich gar keinen hübschern und adrettern denken kann! Indem aber kommt die gnädigste Frau Königin und fängt mich an zu fragen — und nach wem

wohl? — Na, Ihr ahnt es ja schon — immer nur nach Euch! Und wie ich erzähle, alles, was ich mit dem Junker Hans von Salden erlebt, da fängt die gnädige Frau an zu weinen, und einmal übers andere hat sie unter ihren Thränen gesagt: ‚Ach, diese unglückliche Zeit — diese unglückselige Zeit!‘ Na, und als ich dann geendet, da hat die Frau Königin ein kleines Briefchen geschrieben —“

Mit immer wachsender Spannung hatte unser Junker dem Bericht des Feldwebels gelauscht. Jetzt konnte er nicht mehr an sich halten, er sprang auf: „Wo ist das Schreiben? Und das sagt Ihr mir nun erst, Grottkamm?!“

„Gemach — gemach, junger Herr! Alles zu seiner Zeit! Und immer der Ordnung nach! Hier —“ er nestelte aus seinem Rock ein kleines Briefchen hervor — „hier ist das Epistolam, wie ja wohl die Gelehrten sagen.“

Mit leise zitternder Hand erbrach der Knabe das zierlich zusammengefaltete Papier und las:

„Mein lieber Hans!

Mit inniger Betrübnis habe ich von dem Unglück vernommen, das Dich betroffen. Deine Mutter war mir eine liebe Freundin, und Dein tapferer Vater war ein treuer Diener des Vaterlandes und des Königs. Wir werden ihr Andenken allezeit in Ehren halten, und ich insbesondere, mon petit, werde meines Versprechens, das ich Deiner lieben Maman in Wallesleben gab, ohne zu ahnen, daß ich sie nimmer wiedersehen würde, nicht vergessen. Sobald die Kriegsläufe es gestatten, werde ich Dich von Kolberg abholen lassen, und Du sollst dann meinem Herzen nahestehen, wie ein eigen Kind. Bis dahin empfehle ich Dich Gottes gnädiger Obhut! Sei brav und führe Dich Deiner trefflichen Eltern so würdig, wie Du es, nach allem, was ich von Dir gehört, bisher gethan hast. Ihr Segen wird Dir über das Grab hinaus Glück bringen!

Deine treue, wohlaffektionierte Königin

Luise.“

Darunter war mit einer etwas ungelenken Knabenhand noch eine Zeile geschrieben:

„Maman sagt, daß Du zu uns kommen wirst. Komme bald, ich freue mich sehr darauf.

Willy.“

Vor dem geistigen Auge des Junkers stieg die Stunde wieder empor, in der die holde, schöne Königin ihn an sein Herz gedrückt hatte, und ihre Worte klangen ihm in der Seele nach, daß er dereinst der Gespiele des Prinzen werden solle! Voll Freude und Dankbarkeit drückte er die Lippen auf das Briefchen, aber dann schüttelte er leise den Kopf: wer konnte es wissen und vorhersagen, was ihm in diesen unruhigen Zeiten das Schicksal bringen würde. Das konnte keine Königin — das stand bei Gott allein!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schon die nächsten Tage sollten zeigen, was ein tüchtiger, energischer Mann vermag. Mit einem Schlage drückte Gneisenau der Verteidigung Kolbergs einen andern Charakter auf. Schon seine erste Anrede an die Garnison, die er auf der Bastion Preußen versammelt hatte, um ihr die Übernahme der Kommandanturgeschäfte anzuzeigen, wirkte belebend auf die ganze Besatzung — etwas von dem Geiste, der in Gneisenau wohnte, ging auch auf sie über! Mit ernsten, feierlichen Worten ermahnte er sie, ihre Pflicht zu thun, schilderte ihnen die hohe Verantwortlichkeit, die auf ihnen ruhte, die Erwartungen, die der König von ihnen hege; er sagte ihnen, daß er entschlossen sei, die ihm und ihnen anvertraute Festung bis auf den letzten Mann zu halten, er forderte sie auf, mit ihm den Schwur der Treue gegen König und Vaterland zu erneuern! Und seine Worte, die vom Herzen kamen, zündeten: mit lauter Stimme jubelten ihm die Männer, Offiziere und Soldaten, zu, daß sie bereit und willig seien, mit ihm für König und Vaterland zu sterben!

Nicht anders die Bürgerschaft! Die da nur mit halber Seele bei der Verteidigung gewesen, die vielleicht schon den Gedanken an eine Kapitulation erwogen hatten, sie einten sich mit den Gutgesinnten, mit den Mutigen zum neuen Bunde. Wie aus einem Munde klang Gneisenau, als er in der Versammlung der Bürgervertreter zum entschlossenen Widerstand aufforderte, die Versicherung entgegen, daß die Kolberger entschlossen seien, Gut und Blut, Leben und Vermögen für die eine gemeinsame große Sache, für die Verteidigung der Stadt einzusetzen!

Und es blieb nicht bei den Worten — die Thaten folgten! Thaten, die den heldenmütigen Widerstand der kleinen Stadt von einem Ende Europas bis zum andern berühmt machten und leuchtenden Sonnenstrahlen gleich die Herzen aller derer erwärmten, die in Preußens Unglückszeit an der Zukunft des Hohenzollern-

staates nicht verzweifeln wollten. Wahrlich, ein Staat, der solche Offiziere, solche Truppen, solche Bürger besaß, wie sie sich hier einer schier zwanzigfachen Übermacht gegenüber in heldenhafter Tapferkeit, in rührender Opferwilligkeit und unerschütterlicher Ausdauer bewährten, solch ein Staat konnte nimmer untergehen!

Mit Gneisenau, der hier auf den Wällen der kleinen Ostseefeste den Grundstein zu seinem unsterblichen Ruhm legte, wetteiferte vor allem Nettelbeck in nimmermüder Thätigkeit. Setzte sich da eines Tages Gneisenau selbst, hingerissen von der Art des alten Schiffskapitäns, von seiner Unerschrockenheit, Umsicht und Mannhaftigkeit, hin und schrieb einen uns erhaltenen Brief über des Greises Verhalten, ein herrliches Dokument, das in wenigen Zeilen mehr enthält, denn langatmige Berichte: „Nettelbeck ist allgegenwärtig," so heißt es in dem denkwürdigen Briefe. „Zündet der Feind durch seine Haubitzgranaten ein Haus an, so steht er mit der Spitze des Schlauches hoch oben an der gefährlichsten Stelle. Er geht nicht von dannen, bis das Feuer hernieder ist. Greift der Feind ein Außenwerk an oder die Verschanzungen, so sitzt er zu Pferde, reitet, der Siebzigjährige, kühn wie ein Jüngling, ermuntert im heftigsten Feuer die Truppen, holt Munition herbei und ist ebenso schnell bei mir, um Bericht über das Gefecht zu erstatten. Ist das Gefecht vorüber, so schafft er Lebensmittel für die ermatteten Truppen hinaus. Zeigt sich ein Schiff, worauf man Kriegs- oder Mundbedürfnisse erwartet, so ist er der erste an Bord und der erste zurück, um Kunde davon zu bringen. Auf den Böden und in den Häusern der Bürger hält er Revision, um alles Entzündliche fortzuschaffen. Der Kommandant hat ihm die Obhut über die Überschwemmung gegeben, und wehe dem, der aus Eigennutz oder bösem Willen das Wasser um eine Linie vermindern wollte. Wo nur immer an den vielfachen Schleusen etwas Wasser durchsickert, wird er es gewahr. Keine Maus dürfte ihm die Dämme durchlöchern, er würde es sogleich wittern. Überall zeigt er Einsicht, Mut, Patriotismus: dies alles thut er umsonst, und er ist nicht reich. Spiegelt euch daran, ihr Deutschen!"

Aber auch unserm Junker sollte es beschieden sein, für sein Teil und mehr als seine Jahre es mit sich brachten, am gemeinsamen Werke mitzuthun! Er blieb nach wie vor „der kleine Adjutant des alten Nettelbeck", und wo man diesen fand, da fehlte auch der Hans von Salden nicht. Seine Ruhe in der Gefahr, wie seine Wagehalsigkeit, wo es auf solche ankam, hatten ihn bald

bei Gneisenau in besonderes Ansehen gebracht, und mehr als einmal brauchte ihn dieser zu schwierigen Aufträgen.

Es war Mitte Mai, als Gneisenau den Junker wieder einmal zu sich rufen ließ. Der Major saß in seiner kleinen Stube im Wachthaus auf dem Walle, als Hans sich melden ließ — dort mitten unter den Verteidigern der ersten Linie brachte Gneisenau fast jede Stunde während der ganzen Belagerung zu.

„Hast du wohl Lust zu einem tollen Streich?“ fragte der Kommandant den Knaben, nachdem er ihn mit herzlichem Händedruck begrüßt hatte.

In den Augen des Junkers blitzte es auf. „Zu Befehl, Herr Major — und je toller, desto besser!“

„Du, Hans, sag das nicht, ehe du nicht weißt, um was es sich handelt. Es ist nämlich wirklich eine tolle Aufgabe, die dir werden soll: du sollst dich gefangen nehmen lassen.“

„Aber doch hoffentlich nicht für immer?“

Gneisenau lachte: „Ja, das ist es eben, was die Sache so gefährlich macht und für jeden andern, als für dich, fast unausführbar. Habe lange hin und her gesonnen, ob ich nicht jemand anderm den mißlichen Auftrag geben könnte, aber du bist schließlich doch der geeignetste. Und nun höre aufmerksam zu — verspürst du nachher, wenn du alles weißt, keine Lust zu dem Wagestück, so nehme ich dir's — auf mein Ehrenwort, Hans! — nicht übel, wenn du ‚nein!‘ sagst.

Du weißt, der Feind rückt uns immer mehr auf den Pelz. Er hat schon manchen wichtigen Punkt im Vorgelände besetzt, arbeitet unausgesetzt an der Verstärkung seiner Stellung, und ich fürchte, er wird die Stadt selbst bald stärker, denn bisher, beschießen und uns arg zusetzen. Immerhin, so lange er nicht mehr Truppen und vor allem kein schwereres Belagerungsgeschütz hat, werden wir's aushalten können. Du sollst nun verhindern, daß die Franzosen noch mehr Geschütze heranziehen!“

Hans mußte doch wohl über diese Zumutung ein etwas thörichtes Gesicht machen, denn Gneisenau lachte so laut und herzlich, wie der Junker den ernsten Mann bisher noch nicht lachen gehört hatte. „Nun, lieber Junker, daß du dich etwa den Franzosen selbst entgegenwirfst oder ihnen die Geschütze fortstibitzt und sie uns in der Tasche nach Kolberg bringst, das verlange ich nicht von dir. Ich meine etwas anderes. Du sollst dich gefangen nehmen lassen — recht absichtlich, so daß es aussieht, als ob du halb

und halb aus freien Stücken übergegangen seist. Gelegenheit dazu werde ich dir zu verschaffen suchen. Das weitere ist dann deine Sache. Du mußt es nämlich so einzurichten wissen, daß du vor den Höchstkommandierenden geführt wirst und mußt dich von ihm recht tüchtig ausfragen lassen. Dabei sollst du dann die Zustände in der Stadt hier in den schlimmsten Farben schildern. Mache mich vor allem tüchtig schlecht — geniere dich dabei nicht, je dicker du die Farben aufträgst, desto besser! Ich sei ein Tyrann, der die Bürgerschaft über alle Maßen malträtiere; ich sei infolge dessen über alle Maßen verhaßt, und die Bürger warteten nur auf eine Gelegenheit, mich zur Kapitulation zu zwingen. Lange könne, so habest du gehört, die Festung ja auch nicht mehr widerstehen. Die Munition solle fast zu Ende sein, erzähle man sich hier bei den Bürgern und in der Garnison, die Lebensmittel seien auch knapp. Heuchle einen hübschen Hunger — verstehst du! Merkst du nun, worauf ich hinaus will?"

Unser Junker hatte aufmerksam zugehört. „Ich glaube, den Herrn Major verstanden zu haben — ich soll die Franzosen glauben machen, daß wir uns nicht mehr lange in Kolberg halten können, so daß sie die Heranziehung weiteren schweren Geschützes und sonstiger Verstärkungen nicht für erforderlich erachten."

„Richtig — du bist doch wirklich der kluge Bursch, für den ich dich immer hielt, Hans Salden! Hast du diesen Hauptzweck erreicht, so magst du nebenbei auch noch so viel als möglich über die Stärke der Herren Gegner und ihre fortifikatorischen Vorbereitungen, namentlich an der Wolfsschanze, in Erfahrung zu bringen suchen —"

„Und was haben der Herr Major sonst noch für Befehle?"

„Ich dächte, es wäre gerade genug, mein lieber Junker! Daß du gesund und heil zurückkommst, das befehle ich dir noch besonders an. Aber halt! Mit dem Zurückkommen hat das noch seinen besonderen Haken! Machst du dich drüben zu früh aus dem Staube, so könnten die Herren Lunte riechen und unsere kleine List durchschauen. Du mußt also einige Tage bleiben, damit der General Loison, der Befehlshaber des Belagerungscorps, erst seinen Bericht, daß er glaubt, ohne weiteres Geschütz auskommen zu können, abgesandt hat, ehe du entschwindest. Verstanden? Schön — wie du das alles fertig bekommst, darüber kann ich dir keinen Rat geben — das muß dir der eigene Witz im gegebenen Augenblick sagen."

„Zu Befehl, Herr Major! Ich denke, er soll mich nicht im Stich lassen!"

„Wir wollen das beste hoffen!" fuhr Gneisenau fort. „Es wird am besten sein, du schließt dich morgen Abend einer Patrouille an, die ich gegen die Wolfsschanze vorsenden und deren Führer ich mit entsprechenden Anweisungen versehen werde. Melde dich also morgen um 9 Uhr abends am Stettiner Thor bei mir. Und nun vorläufig: Gott befohlen!"

Es war ein dunkler Abend; den Tag über hatte es stark geregnet, auf den überschwemmten Teilen des Vorgeländes der Festung lag dichter Nebel nnd wogte hier und dort über die Grenzen des Inundationsgebietes hinüber. Die Beschießung war während der Tagesstunden ziemlich lebhaft gewesen, aber gegen Abend verstummt. Nur dann und wann zog eine Brandgranate, aus einer der französischen Batterien entsendet, ihren feurigen Bogen am Nachthimmel entlang, oder eine Leuchtrakete flammte innerhalb der feindlichen Stellung auf, stieg fast kerzengerade in die Höhe und zerstiebte hoch oben nach kurzem Leuchten in funkelnde Atome.

Am Stettiner Thor nahmen Gneisenau und der alte Nettelbeck, der es sich nicht hatte nehmen lassen, seinen Schützling bis zum Ausgangspunkt der gewagten Unternehmung zu geleiten, von Hans Salden herzlichen Abschied. Ein kurzes „Glück auf!" und der Junker wanderte mit seinen sechs Mann, die ein junger Offizier führte, in die dunkle Nacht hinein — ein Mann als Spitze einige zwanzig Schritte voraus, die übrigen dicht zusammen hinterdrein.

Als sie die vorgeschobene Feldwache passierten, konnte Hans noch einen flüchtigen Gruß mit dem Feldwebel Grottkamm austauschen, der jene zufällig befehligte, und erst hier sah er, daß zu den Leuten der Patrouille auch sein alter Freund Peter Duschnas gehörte, der sich mit einem leisen „'n Abend, Herr Junker!" bemerkbar machte.

Zu langen Auseinandersetzungen war keine Zeit. Der Offizier zog Hans an seine Seite, und der Vormarsch begann von neuem.

Die feindlichen Laufgräben mochten etwa noch 400 Schritte entfernt sein, man konnte die Gestalten einzelner französischer Posten, die sich schattengleich am Horizonte abhoben, bereits erkennen. Es war jetzt nur noch möglich, sich der Postenkette im Anschleichen etwas weiter zu nähern. Die Leute warfen sich platt

auf die Erde hin und krochen langsam, von Zeit zu Zeit anhaltend, in gerader Richtung vorwärts.

Rechts neben Hans Salden befand sich der Lieutenant — links neben dem Junker hatte Peter Duschnas sich den Platz zu sichern gewußt.

Als man dem Feinde auf wenig über 200 Schritte nahe gekommen war, meinte der Offizier: „Nun, Junker? Ich glaube, jetzt ist der rechte Augenblick. Wenn Sie jetzt aufspringen und vorwärts laufen, werde ich durch meine Leute einige Schuß hinter Sie herfeuern lassen — daß dieselben nicht treffen, ist ja bei der Dunkelheit selbstverständlich. Sie aber rufen sofort den ersten französischen Posten an und stellen sich unter seinen Schutz! Glück auf die Reise!“

Das Herz pochte Hans Salden denn doch gewaltig an die Rippen, als der Offizier gleich darauf einen kurzen Pfiff ertönen ließ. Aber er sprang, wie von starker Federkraft emporgeschnellt, auf und lief, was seine Beine ihn tragen konnten, nach vorn!

Einige kurze Sekunden war's ihm, als vergingen ihm die Sinne! Er hörte hinter sich fluchende Stimmen, und einige Kugeln flogen ihm in bedenklicher Nähe um die Ohren, dann blitzten ihm auch von vorn einige Schüsse entgegen — gleich darauf aber stand er hochaufatmend neben einem französischen Doppelposten: „Sauvez-moi, camarade! Sauvez-moi!“

Einer der beiden Franzosen hatte ihm die Bajonettspitze auf die Brust gesetzt, so daß er das kalte Eisen durch seine Weste hindurchfühlte — der andere Mann des Doppelpostens aber kniete auf einer im Dunkel zuerst nicht erkennbaren Gestalt, die sich wie rasend wehrte. Erst als einige andere Franzosen von rückwärts her herankamen, den am Boden Liegenden völlig überwältigten und dann beide nach der nahen Laufgrabenwache führten, erkannte Hans mit Schrecken, daß der zweite Gefangene niemand anderes, als Peter Duschnas, der Unglücksrabe, sei! Was den Burschen veranlaßt haben konnte, die Flucht ins feindliche Lager mitzumachen, blieb dem Junker vorläufig noch ein Rätsel, und dies um so mehr, als außer dem alten Nettelbeck und dem die Patrouille führenden Offizier niemand den eigentlichen Zweck seiner, des Junkers, Flucht kennen konnte!

In der Laufgrabenwache wurde Hans einem ersten Verhör unterworfen. Es war ein Glück, daß er das Französische völlig beherrschte und daher ohne Zögern auf alle Fragen antworten

konnte. Er sei aus der Stadt geflüchtet, weil man ihn schlecht behandelt habe — so betete er sein vorher erdachtes Liedchen her — er sei von französischen Eltern geboren und alles, was französisches Blut in den Adern habe, werde in Kolberg mit bösem Mißtrauen betrachtet. Man habe ihn eingesperrt, geschlagen, dann wieder gezwungen, trotz seiner Jugend an den Schanzarbeiten teilzunehmen — schließlich habe er es nicht mehr ertragen können und die Gelegenheit benutzt, sich hinter einer Patrouille aus dem Thor heraus zu stehlen. Erst als er dann dicht vor der französischen Linie an der Patrouille sich vorübergeschlichen habe, sei er bemerkt worden — die „Prussiens“ hätten auf ihn geschossen, einer — „der da“, auf Peter Duschnas weisend — sei mitgelaufen, weshalb, wisse er nicht — enfin — er sei hier und bitte als ein Kind französischer Eltern und aus guter Familie um Schutz und freundliche Aufnahme.

Der Kapitän, der im Laufgraben befehligte, beriet sich einige Augenblicke mit seinen beiden Offizieren, und sie kamen, wie Hans mit heimlicher Freude hörte, überein, „daß der sans doute sehr findige Garçon vielleicht Aussagen machen könne, die von Wichtigkeit wären; es sei daher doch wohl notwendig, ihn nach Tramm — der Junker wußte, daß in diesem Dorf das Hauptquartier des Belagerungscorps lag — zu schaffen. Und der andere Gefangene? Den guten Peter Duschnas streifte ein verächtlicher Blick — nun, wenn doch einmal eine Patrouille den Kleinen nach Tramm brächte, dann sei es schon das einfachste, den langen Schlingel gleich mitzuschicken!

Und so geschah es.

Der Kapitän schrieb eine kurze Meldung, wandte sich noch einmal an Hans, um nach dessen Namen zu fragen — „Jean de Ricard“, erwiderte der Junker ohne Zögern — und stellte dann einen Trupp von drei Mann zusammen, die beide Gefangenen nach Tramm bringen sollten.

Es war ein langer, anstrengender Nachtmarsch, aber Hans fühlte in seiner Aufregung die Strapazen kaum. Als sie kurz nach Mitternacht in Tramm ankamen, wurden er und Peter Duschnas auf einem Scheunenboden untergebracht, und hier fand der Junker endlich die lange und sorgenvoll herbeigesehnte Gelegenheit, mit dem Jäger einige unbeachtete Worte auszutauschen.

Der gute Peter war völlig geknickt. Er hatte gemeint, nichts Klügeres thun zu können, als dem Junker, den er tollkühn

einer Gefahr entgegeneilend meinte, rücksichtslos zu folgen, ihn womöglich vor der Gefangennahme zu retten, und nun mußte er sich dafür noch harte Worte sagen lassen. Und zudem wollte alles das, was Hans ihm jetzt notgedrungen auseinandersetzen mußte, gar nicht recht in seinen harten Bauernschädel hinein. Erstens: „Ich heiße nicht Hans von Salden, sondern du weißt nicht, wie ich heiße!“ — Zweitens: „Davon, daß ich beim alten Nettelbeck nicht ganz schlecht angeschrieben bin, und daß mich gar der Herr Major manchmal ein wenig bevorzugt hat, weißt du auch nicht!“ — Drittens: „Du hast gesehen, daß ich vor acht Tagen auf dem Markt öffentlich dreißig Hiebe erhalten habe, weil ich mich geweigert, weiter mit zu schanzen!“

„Aber, Herr Junker —!“

„Still, höre weiter und strenge deinen werten Gripps an: Viertens also — ich habe nicht etwa an unserer Patrouille teilgenommen, sondern bin, du weißt selbst nicht, wie, an euch von hinten her vorbeigelaufen. Da hast du mich fassen wollen und bist dabei in Gefangenschaft geraten. Fünftens und letztens: Wenn man dich nach irgend etwas in der Festung fragt, stellst du dich so dumm, wie nur möglich — gieb dich recht natürlich, dann wird man dir deine Dummheit schon glauben!“

„Aber, Herr Junker —!“

„Kein Aber! Allerletztens noch eins: In der Festung ist Brotmangel, und die Garnison bekommt nur noch Pferdefleisch zu essen!“

„Aber, Herr Junker —!“

„Wenn du mich noch einmal ‚Herr Junker!‘ nennst, ist's mit unserer Freundschaft, die schon einen starken Stoß erhalten, überhaupt vorbei! Und damit deine arme Seele beruhigt ist, so erfahre noch, daß das alles auf besonderen Befehl des Herrn Majors geschieht, und daß dich der Herr Major sehr ernst zur Verantwortung ziehen wird, wenn du nicht genau nach meinen Anordnungen handelst. So — und nun lege dich gefälligst aufs Ohr und schlafe. Das ist nach den Dummheiten, die du heute gemacht, das vernünftigste, was du thun kannst.“

Peter Duschnas schüttelte über die ernste, lange Rede des jungen Herrn zwar noch einigemale das weise Haupt samt dem daran bammelnden Zopf, aber da er gewohnt war, alles, was Junker Hans von Salden that, als besonders klug anzusehen, so nahm er sich vor, dessen Befehlen auch diesmal genau nachzukommen

und zum Zeichen dessen die am leichtesten zu befolgende Weisung zuerst zu erfüllen — er drehte sich um, und schon nach wenigen Minuten dröhnte sein pflichtschuldiges Schnarchen — hrmmm — hrmmm! hrmmm — hrmmm! in den verschiedensten Tonarten aus dem Heu heraus.

Ein gutes Gewissen ist das beste Ruhekissen! Das bewährte sich an Peter. Hans Salden hatte nun zwar auch kein schlechtes Gewissen, aber der Schlaf floh doch seine Augen, und das war eigentlich ganz gut, denn er bemerkte am andern Morgen, als er um die zehnte Stunde zu General Loison geführt wurde und im Vorzimmer an einem Spiegel vorüberkam, daß er hübsch blaß aussah. Das aber paßte ja vortrefflich zu seiner Rolle als leidender Märtyrer der Gneisenauschen Tyrannei!

Der General saß an einem großen Arbeitstisch, an dessen anderer Seite ein blutjunger Offizier hinter einem Aktenstoß und Schreibmaterialien Platz genommen hatte.

Loison musterte einige Augenblicke den Knaben scharf und wenig freundlich.

„Erzähle, wer du bist und warum du aus Kolberg entflohst! Aber die Wahrheit, Bürschchen! Die volle Wahrheit, sonst sollen dich deine jungen Jahre auf mein Wort nicht vor dem Galgen schützen!“ sagte er dann schroff.

Der Junker sah dem General keck und ohne sich durch die Drohung verblüffen zu lassen, in die Augen und begann die Geschichte zu erzählen, die er gestern abend schon vorgetragen hatte. Er spann sie nur etwas weiter aus, berichtete, daß sein Vater, Jaques Ricard, ein ausgewanderter Franzose gewesen sei, der in Kolberg ein kleines Kaufmannsgeschäft betrieben habe, aber dessen Herz immer voller Anhänglichkeit an Frankreich geblieben sei; daher habe auch er, Jean Ricard, der nach dem Tode der Eltern als Waise von der Stadt untergebracht worden, in der letzten Kriegszeit ein so schweres Los zu ertragen gehabt. Man habe ihn überall als Franzosen gehänselt und verspottet, und wie ihm neulich einmal die Geduld gerissen und er sich gewehrt, da sei er auf öffentlichem Markt zur Strafe ausgepeitscht worden. Das habe das Maß voll gemacht — er sei entflohen!

Loison hörte, nur dann und wann den Knaben mit einer scharfen Zwischenfrage unterbrechend, aufmerksam zu. Als Salden dann geendet, klingelte er und befahl der eintretenden Ordonnanz, den zweiten Gefangenen nebst einem Dolmetscher vorzuführen.

Hans mußte gewaltsam an sich halten, um seine Erregung nicht zu verraten. So gut er den Peter instruiert zu haben glaubte, so genau er ihm noch heute morgen seine Lektion wiederholt hatte, der Jäger hieß ja leider nicht umsonst der dumme Peter Duschnas! Wie, wenn er sich vergaß? Ein einziges unbedachtes Wort konnte das ganze Lügengewebe durchbrechen.

Aber da war er ja schon. Er stand an der Thür in straffer, militärischer Haltung, und wie ihn Hans jetzt noch einmal etwas scheu anblickte, da erschrak er erst recht: der Kerl sah doch zu thöricht aus! Es war das Schlimmste von ihm zu erwarten.

„Wer ist der Junge hier?“ ließ ihn der General an.

Der Dolmetscher übersetzte — Peter machte ein womöglich noch dummeres Gesicht als vorher.

„Das ist ein Junge aus Kolberg.“

„Das wissen wir. Kennst du ihn? Wie heißt er?“

„Nee — den kenn' ick nich. Ja doch — dat is ja der Bengel, wegen den ick gestern jefangen bin.“

„Wie er heißt, will ich wissen.“

„Das wees ick nich, Herr Jeneral Excellenz.“

„Stell dich nicht dümmer, als du bist, Kerl! Du wirst den Jungen doch in Kolberg gesehen haben?“

Peter schien nachzusinnen. „Nee – ick weeß nich!“ sagte er dann im langsamsten Tonfall. „Oder doch — ick jlaube, dat is dat infamijte Bürschken, dat se neulich uff'n Markt verwammst han.“

Der General wechselte einen schnellen Blick mit dem jungen Offizier, der augenscheinlich das Protokoll führte. Dann trat er zwischen den Junker und Peter Duschnas und stieß einen kurzen Fluch hervor. „Ihr seid eine nichtsnutzige Lügnerbande,“ rief er. „Aber ich durchschaue euer Spiel, und ihr sollt dem Galgen nicht entgehen. — Willst du es leugnen, Bursche, daß du von mir und von hundert andern Offizieren und Mannschaften wiederholt an der Seite des Kommandanten von Kolberg gesehen worden bist? Und an der Seite des alten Halunken, des Nettelbeck, der die Bürger immer von neuem zum Widerstand gegen uns aufstachelt! Wir haben auch unsere Beziehungen in der Stadt, wir erfahren auch so manches, was drinnen vorgeht! Und nun heraus mit der Sprache, oder sacre nom de Dieu! — ich mache kurzen Prozeß!“

Hans Salden fühlte, wie es sich mit Eiseskälte um sein Herz legte — nun war alles verloren! Es war nur noch ein Glück,

daß Loison sich zuerst an Peter Duschnas wendete, ihn heftig am Ohr zauste und ihn anschrie: „Will Er wohl reden, Er altes Kamel, Er!“

O Peter — Peter — was hat man dich verkannt?! Kein Schauspieler vom Theater français hätte seine Rolle köstlicher spielen können, denn du, märkischer Bauernsohn!

„Au — au, dat thut ja weh!“ das war zunächst die erste und einzige Antwort, die der General erhielt, und sie wirkte so komisch, daß Loison unwillkürlich lachen mußte. Und als der Dolmetscher dann dessen Worte in ruhigerer Weise übertragen hatte, da kraute Peter sich hinter den Löffeln, schüttelte den dicken Schädel, that, als verstehe er gar nicht, was der General eigentlich meine, und erst nach einer ganzen Weile des Hin- und Herredens zwischen ihm und dem Dolmetscher schien ihm ein Licht aufzugehen.

Er lachte verächtlich. „Der da mit unserm Herrn Major reiten! Der da — der L—bub! Den se uff'n Markt ausgeprügelt han?! Nee — so wat is noch nich dagewesen! Da kennt der Herr Jeneral aberst unsern Herrn Major schlecht!“

„Dummer Lümmel, ich habe doch mit meinen eigenen Augen den Knaben neben eurem Kommandanten auf einem kleinen Schimmel gesehen!“

Jetzt vergrößerten sich plötzlich die Augen Peters zu wahren Kirchenfenstern, ohne darum von ihrem unbeschreiblich blöden Ausdruck zu verlieren.

„Herr Jemine! Herr Jemine!“ rief er. „Nu merk ick erst, wen der Herr Jeneral eejentlich meenen thut. Den Junker von Salden meent er, wat der Jeschwistersohn von unserm Herrn Major is und immer mit ihm reiten thut. Der gnädigste Herr Junker von Salden — den meent der Herr Jeneral! Aberst nich den da!“ — und eine unnachahmlich verachtungsvolle Handbewegung nebst einem energischen Ausspucken, vor dem der General eiligst einen Schritt retirierte, schloß Peters glänzendes Bravourstück.

Hans Salden hätte den Jäger umarmen mögen, und da dies nicht ging, so bat er ihm wenigstens im Herzen hundertmal ab, daß er ihn je für dumm gehalten. Ohne Zweifel, dank Peters Schauspielerkunst begann seine schon verloren gegebene Sache eine günstigere Wendung zu nehmen. Der General war zu seinem Adjutanten getreten und sprach mit ihm über die Möglichkeit, daß sich sein sonst so gutes Auge doch getäuscht haben könne. Dabei hörte der Junker aber zu seinem maßlosen Erstaunen plötzlich einen

Namen, der in ihm einen neuen, kecken Gedanken auftauchen ließ. Oder hatte er falsch verstanden? Aber nein! Jetzt sagte Loison ja zum zweiten Male und diesmal ganz laut und deutlich: „Sie haben genau folgen können, Lasigny?“

Hans faßte sich ein Herz und trat schnell einen Schritt vor: „Pardon, mon général — vielleicht kann ich beweisen, daß ich wirklich französischer Herkunft bin, sofort beweisen in einer Art, die Ihnen, mon général, ohne Zweifel genügen dürfte. Dieser Herr Offizier dort —“

„Was sind dies für neue Ausflüchte?“ brauste Loison auf.

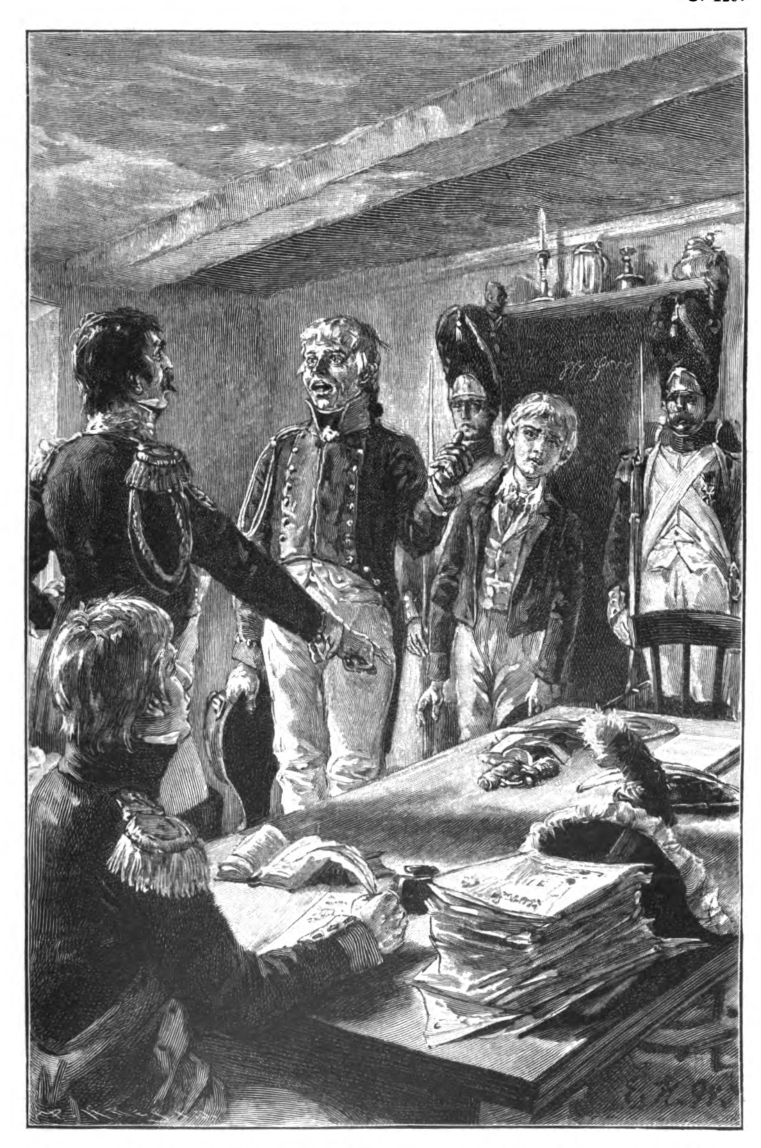
„Dieser Herr Offizier dort trägt den Namen meiner Mutter!“ vollendete Hans, ohne sich erschrecken zu lassen. „Meine verstorbene Mutter war eine geborene von Lasigk — aus dem Elsaß, mon général — und die Familie von Lasigk und de Lasigny ist die gleiche. Es sind zwei Zweige desselben Geschlechtes!“

Jetzt sprang der Offizier auf. „Verzeihung, mein General, ein Zweig meiner Familie — eben die Lasigks — ist in der That während der Stürme der Revolution nach Deutschland ausgewandert — wenn der Knabe glaubhafte Angaben machen könnte —?“

„Das kann ich!“ gab Hans sofort zur Antwort. „Meine Mutter stammt aus dem Schlosse Lasigk selbst —“ er gab in kurzen Worten einige Daten aus den Erinnerungen und Aufzeichnungen seiner Mutter wieder, die er sich durch wiederholtes Durchlesen in den letzten Monaten ja völlig zu eigen gemacht hatte.

Der General und der junge Offizier folgten seinen Auseinandersetzungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Dann, als Hans geendet, warf der letztere einen fragenden Blick auf General Loison, und als dieser nicht unfreundlich nickte, streckte der Lieutenant dem Knaben die Hand hin: „Wir müssen uns wahrhaftig als Vettern begrüßen, mon petit,“ sagte er mit einer gewissen Herzlichkeit. „Ich bin der Vicomte Gaston Lasigny, und unsere Großväter waren Vettern.“ Er machte eine kleine Pause, tauschte noch einen Blick mit seinem Vorgesetzten und fuhr dann fort: „Wenn der Herr General es gestattet, will ich mich deiner annehmen, Cousin —“

Loison lachte: „Das mögen Sie, Lasigny — ich habe nichts dagegen, zumal mir doch wirklich eine Personenverwechselung vorzuliegen scheint, und ich jetzt geneigt bin, den Worten dieses Dummkopfs dort“ — er wies auf Peter Duschnas, der wieder sein thörichtstes Gesicht aufsteckte — „Glauben zu schenken. Und wenn



Hans Salden und Peter Duschnas vor dem General Loison.

„Der da mit unserm Herrn Major reiten! Der da — der L—bub!“ . . .



wirklich der Kleine da Fisimattenten im Sinne des Herrn von Gneisenau im Kopfe haben sollte, so vertraue ich auf Sie, mon lieutenant! Sie werden mir den Knaben nicht aus den Augen lassen und ihm hoffentlich bald auch zum lebendigen Bewußtsein bringen, was er dem französischen Blute, dem Blute der großen Nation, der seine Vorfahren angehörten, schuldig ist!"

Der Vicomte verneigte sich, Hans aber rief lebhaft: „Dank, Dank, mon général. Ich brenne vor Begier, mich Ihres Vertrauens würdig zu erweisen, und wenn ich mit meinen geringen Kenntnissen von den Zuständen in Kolberg unserer Sache irgend dienen kann, so will ich gern jede Auskunft geben, die von mir verlangt wird. O, ich hasse diesen Tyrannen, der mich auspeitschen ließ wie einen Verbrecher!" Und er ballte seine kleine Faust und hob sie drohend gegen die preußische Uniform in Gestalt des guten Peter Duschnas, der einigermaßen verwundert dreinschaute, denn er war nicht ohne Grund der Meinung, seine Sache recht gut gemacht zu haben. Als er auf Befehl des Generals jetzt abgeführt wurde, blickte er noch einmal zweifelnd auf unsern Junker hinüber, der indessen, so schwer es ihm wurde, den fragenden Blick sich gar nicht zu beantworten getraute, sondern bereits mit seinem in so merkwürdiger Weise wiedergefundenen Vetter ein lebhaftes Gespräch begonnen hatte.

Über alle Erwartung konnte Hans in den nächsten Tagen seiner Aufgabe gerecht werden. Es gelang ihm vor allem, das volle Vertrauen des Lieutenants de Lasigny zu gewinnen, und dadurch kamen alle die artigen Bären, die der erfindungsreiche Junker seinem Vetter im Sinne der Gneisenauschen Befehle aufband, auch dem General zu Ohren. Da sie aber den Zustand in der Festung stets im trübsten Lichte zeichneten, und Loison, wie die Mehrzahl aller Menschen, das gern glaubte, was er wünschte, so hegte er auch keinen Zweifel in die Wahrhaftigkeit der Erzählungen, die Hans mit der Miene tiefinnerster Überzeugung zum besten gab. Schon am dritten Tage konnte unser Junker mit höchster Befriedigung bemerken, daß die List Gneisenaus ihr Ziel nicht verfehlt hatte, und er ein brauchbares Werkzeug gewesen war. Man sprach im Hauptquartier an der Tafel, an der Hans als Gast seines Vetters täglich teilnahm, ganz offen davon, daß die Kapitulation Kolbergs ja unmittelbar bevorstehe, und man gab allgemein der Freude Ausdruck, von der langweiligen Belagerung

nun voraussichtlich bald erlöst zu sein und im offenen Felde unter den siegreichen Adlern des schlachtengewaltigen Imperators neue Lorbeeren ernten zu dürfen. O dieser Übermut, der sich dabei in den Worten und Geberden der Offiziere aussprach! Dieses schnöde Hervorheben, daß sie die Unbesiegbaren, die Unüberwindlichen seien, diese Mißachtung, mit welcher der Unterlegenen von Jena und Auerstedt gedacht wurde! Wie oft ballte Hans nicht unter dem Tisch die Faust und preßte die Zähne krampfhaft zusammen, wenn böse, häßliche Worte über den König und seine geliebte Königin fielen, wenn das Andenken des stolzen Erben des Ruhmes eines Friedrich erbarmungslos in den Kot gezerrt wurde! Wie oft war er nicht im Begriff, alles vergessend aufzuspringen und zu rufen: „Hier, ich bin auch ein Preuße, ich bin auch ein Sohn des Landes, das ihr schmäht, ein Unterthan des Königs, über den ihr spöttelt, der Sohn eines preußischen Soldaten! Und nun macht mit mir, was ihr wollt — ich habe es satt, vor euch Komödie zu spielen!“

Aber Hans besann sich doch immer noch rechtzeitig, daß er ernstere Pflichten zu erfüllen habe, als die Fanfaronaden der Herren in solcher Weise zu beantworten, wie es ihm wohl sein Herz diktiert hätte. Er hatte einen Befehl zu befolgen — da mußten die eigenen Regungen zurücktreten — er hatte nur zu gehorchen! Die schwere und doch so unendlich wichtige, wertvolle Kunst der Selbstüberwindung, sie lernte er in diesen Tagen in reichem Maße üben!

Eins aber schmerzte den Jungen außerdem noch und erschwerte ihm die Durchführung der Rolle, die ihm Gneisenau übertragen. Es schmerzte ihn, daß er seinen Vetter Lasigny hintergehen mußte. Der junge Offizier war, das erkannte Hans von Tag zu Tag mehr, eine durchaus anständige, liebenswürdige, vertrauensvolle Natur, ein Mann, der unter seinem Soldatenrock eine reine Kinderseele trug. Er war der einzige unter all den französischen Offizieren, die der Junker kennen lernte, zu dem er sich — auch abgesehen von allen verwandtschaftlichen Beziehungen — wirklich hingezogen fühlte. Während die übrigen fast ausnahmslos vom Glück der Schlachten emporgetragene Leute aus niederen Ständen und von mangelhafter Bildung waren, war der Vicomte de Lasigny durchaus ein Edelmann vom besten Schrot und Korn, ein Mann, den man achten mußte, und der sich über die Achtung hinaus durch sein immer gleich liebenswürdiges, heiteres Wesen auch die Herzen

gewann. Es war rührend, mit welcher geradezu brüderlichen Zärtlichkeit er für Hans sorgte, wie er mit ihm Pläne für die Zukunft machte, sich um seine Aufnahme in die Militärschule von St. Cyr verwenden wollte und mit allen seinen Verbindungen für die Rettung wenigstens eines Teiles des großväterlichen Vermögens einzutreten versprach. „Und wenn der Kaiser dir dein Recht nicht verschafft — eh bien, mon cher, ich bin reich — dann teilen wir!“ so pflegte Gaston wohl seine Versicherungen zu beschließen. Und es war ihm allem Anschein nach völliger Ernst mit dem Teilen!

Je länger, je mehr wurde dem Junker unter diesen Verhältnissen der Aufenthalt in Tramm unerträglich. Mit aller Macht seiner Seele sehnte er sich fort, zumal seine Aufgabe völlig erfüllt war, und seine scharfen Augen mehr von den Belagerungsarbeiten sahen, als Gneisenau wohl je erwartet hatte. Aber so liebenswürdig man ihm im Hauptquartier entgegenkam, in so hohem Grade er augenscheinlich das allgemeine Vertrauen genoß — das Entkommen war doch ungemein erschwert, ja es erschien fast unmöglich. Unmöglich vor allem, weil Gaston unsern Junker bei Tag und bei Nacht nicht von seiner Seite ließ. Der Vicomte war in einem kleinen Bauernhause von Tramm einquartiert, dessen einzige Stube zu ebener Erde er mit Hans teilte. Ihre Betten standen dicht nebeneinander, und Hans hatte bereits bemerkt, daß sein Vetter einen so leisen Schlaf hatte, daß das geringste Geräusch ihn wach werden ließ.

Schon verzweifelte der Junker an der Möglichkeit des Entkommens und hatte sich bereits halbwegs entschlossen, sich seinem Vetter im Vertrauen auf dessen Großherzigkeit ganz zu entdecken, da erhielt er eines Tages, nachdem er fast eine Woche in Tramm war, einen kleinen schmutzigen Zettel durch einen Dorfbuben zugesteckt.

Auf dem Zettel stand, kaum leserlich, mit riesengroßen, hölzernen Buchstaben in einer wahrhaft schrecklichen Rechtschreibung:

„Heite Nahch um Glokke zwee komm ick, ihnehn hohle. Mahn jetst blos de Parol besorjen, sonsten mach ick allens.

Dehr Peter.“

Hans zitterte, als er im ersten unbeobachteten Augenblick den Zettel überflog. Was bedeutete das? War Peter Duschnas der Absender dieses sonderbaren Briefes? Und in welcher Weise, auf wessen Antrieb plante er die Flucht?!

Unser Junker hatte seinen Begleiter notgedrungen aus dem Gesicht verloren. Der Yorksche Jäger war gleich am ersten Tage mit einem Transport nach Stettin abgeführt worden. Seitdem hatte Hans nichts mehr von ihm gehört.

Und nun dieser Zettel, der so sicher klang, als sei die Flucht aus Tramm eine Kleinigkeit?

Die Tageslosung? Ja, die konnte Hans Salden wohl ohne Schwierigkeit erhalten. Da lag ja der Zettel auf dem Tisch, auf dem sie Gaston täglich zugeschickt wurde. „Marengo!" — Wenn es weiter nichts gewesen wäre! Aber der gute Duschnas ahnte nicht, welche andern Schwierigkeiten sich dem Fluchtversuch entgegenstellen würden! Die Posten und Patrouillen draußen vor den Wällen der Festung würde Hans nie gefürchtet haben — die Ortschaftswache in Tramm, die Stunde auf Stunde Rundgänge durch die Straßen des Ortes sandte, war ungleich gefährlicher, und vor allem, Gaston Lasigny mußte ohne Zweifel erwachen, sobald der Junker sich nur aus seinem Bette erhob.

In angstvoller Erwartung verbrachte Hans Salden den Tag. Er mußte noch einmal mit dem General und Lasigny hinausreiten zu den französischen Linien, und es kam ihm ganz sonderlich vor, als er von den Wällen der Wolfsbergsschanze nach den Türmen von Kolberg hinüberschaute. War's wahr: würde er morgen schon wieder unter ihrem Schatten leben? Konnte der Fluchtversuch glücken?!

Die beiden Vettern hatten bei dem General zur Nacht gegessen und zu ziemlich früher Stunde ihr Lager aufgesucht, aber in beider Augen schien heute kein Schlaf kommen zu wollen. Das Licht auf dem kleinen Tisch neben Lasignys Bett war längst erloschen, aber Gaston konnte kein Ende finden, von Frankreich zu erzählen, und wie er sich freue, seinen kleinen Vetter bald, sobald nur dieser Feldzug beendet, den Seinen in der sonnigen Heimat vorstellen zu können. Er sprach so warm, so herzlich, wie kaum je zuvor, und jedes seiner natürlichen, schlichten Worte ungesuchten Wohlwollens bohrte sich wie ein Nadelstich in die Brust des Junkers. Wieder kam ihm der Gedanke einer offenen Aussprache, aber wieder drängte die kühle Überlegung ihn zurück. Hans mußte schweigen — und er schwieg!

Und nun das letzte „bonne nuit": unwillkürlich tastete Hans noch einmal mit der Hand nach dem Bett des Vetters hinüber und suchte dessen Rechte, um sie herzlich zu drücken. Dann sagte

er leise: „Es ist so heiß hier im Zimmer — erlaubst du wohl, Gaston, daß ich das eine Fenster ein wenig öffne?“

„Wenn du nicht fürchtest, daß die Mailuft dir einen ordentlichen Schnupfen bringt, mir ist's recht, mein Lieber. Gute Nacht — schlaf wohl und träume gut!“

Leise huschte Hans aus seinem Bett und öffnete ein Fenster der dumpfigen Bauernstube. Dabei warf er einen flüchtigen Blick die Dorfstraße entlang. Es war alles ruhig: von der Wache her, die am Eingang des Dorfes in einem einzelnen Gehöft untergebracht war, drang nur gerade der Kommandoruf des ablösenden Korporals herüber, und dann dröhnten die Schritte einer Patrouille durch die Nacht.

Stunde auf Stunde verrann. Längst schnarchte Lasigny unter der Last des dicken pommerschen Federbettes im gesunden Schlaf. Hans brauchte sich nicht mit Mühe wach zu erhalten, die Erregung ließ den Sandmann nicht an seinem Bett erscheinen.

Ob Peter wirklich kommen wird?

Mitternacht! Noch zwei Stunden!

Und wenn er kommt, was dann? Wird die Flucht glücken? Und wenn sie nicht glückt? Wenn Gaston, wie fast mit Sicherheit vorauszusehen, erwacht? Was dann?

Ruhelos wälzte sich der Junker hin und her. Immer wieder drängten sich vor seinen geistigen Augen die Ereignisse der letzten Woche zu lebendigen Bildern zusammen. Bis hierhin hatte Gott ihn so gnädig beschützt, würde sein Beistand auch in dieser schweren Stunde mit ihm sein?

Ein Uhr! Eine Stunde noch! Eine kurze, knappe Stunde! Wie schnell entflieht sonst eine Stunde — wie endlos dehnt und streckt sie sich, wenn man erwartungsvoll einer Entscheidung harrt!

Hans hatte sich auf einem Schemel neben seinem Bett die Kleidungsstücke handlich bereit gelegt. Jetzt begann er sie zu sich ins Bett zu ziehen und sich langsam anzukleiden. Nur die Stiefel blieben auf dem Fußboden stehen — jeder feste Tritt hätte Gaston ja unfehlbar aufgeweckt — lauschte doch auch so der Junker schon angstvoll immer und immer wieder nach dem Lager des Vetters hinüber.

Halb zwei Uhr! Noch dreißig Minuten!

Auf der Straße taktmäßige Schritte — die zurückkehrende Ronde! Jetzt wäre die rechte Zeit — es vergeht wohl eine Stunde, ehe die nächste durch das Dorf entsendet wird.

Aber Peter kommt nicht!

Pah — es ist ja auch noch nicht die Zeit, die er angegeben! Warten, ruhig warten, Hans — drücke nur die Daumen fest in die Hände, daß dir die Finger fast erlahmen! Es nützt dir doch nichts! Geduld, sagte ja immer der alte Nettelbeck, Geduld ist ein kostbares Kräutlein!

Draußen entschwindet der Schein des Mondes, der bisher das schmale Fenster erhellte. Nur noch ein mattes Sternenlicht schimmert hinein in das kleine Gemach — oder ist es bereits die Morgenröte des kommenden Tages?

Des kommenden Tages? Was wird dieser Tag bringen?

Da — vor dem Fenster — was war das?

Peter?

Nein! Eine Fledermaus oder ein Käutzchen, das nach Beute umherirrte, hatte wohl die offenen Fensterflügel gestreift.

Alles ist wieder ruhig und still. Gaston atmet schwer und tief. Er träumt, und jetzt spricht er gar im Schlafe. Der Junker beugt sich hinüber, um die Worte des Schlummernden zu verstehen. „Mon cousin — mon cher petit cousin!“ Der Gute träumt von ihm, von dem Vetter, der ihn soeben schnöde zu verraten im Begriff ist!

Da — diesmal ist's aber keine Täuschung —! Vor dem Fenster taucht ein dunklerer Schatten auf — ein leises vorsichtiges Pfeifen ertönt —

Auf den Socken huscht Hans aus dem Bett.

Am Fenster, dicht an das Haus gelehnt steht eine männliche Gestalt.

Aber das kann doch nicht der Peter sein?

Ein jüdischer Hausierer ist's mit dem langen Kaftan, den Löckchen um die Stirn und dem Kasten mit Waren vor der Brust, ein Hausierer, wie sie vielfach bei den Soldaten, bei Freund und Feind, herumziehen — das alles erkennt Hans bei dem matten Sternengefunkel —

Was will der Mann? Bringt er eine Botschaft? Ist er von Nettelbeck, ist er von Gneisenau geschickt? Ist's vielleicht ein Spion?

Hans will den Kopf wieder aus dem Fenster zurückziehen, er ist unsicher über das, was er thun soll, und will überlegen. Da schlägt plötzlich ein leise geflüstertes Wort an sein scharfes Ohr: „Junker! — Gnädigster Junker!“

Bei Gott! — Das ist doch Peters Stimme — unter Tausenden hätte Hans sie herauserkannt! Und nun kein Zögern, kein Schwanken, kein Erwägen mehr —

„Ich komme!"

Leise huscht Hans noch einmal bis an sein Lager zurück. Er nimmt seine Schuhe auf — er tritt noch einmal an Gastons Bett — nur noch einen Blick möchte er auf den guten braven Mann werfen, der sich ihm auch im Rock des Feindes als ein treuer wohlmeinender Verwandter erwiesen, der dem fremden Knaben so viel Liebe und Güte entgegengebracht hat! — „Lebwohl, Gaston! Und wenn du mir verzeihen kannst —"

Unhörbar gehen die Worte über des Junkers Lippen, indessen seine Augen sich feuchten —

Aber was ist das?!

Lasigny schlägt die Augen auf — erstaunt blickt er um sich: „Mais, — cher cousin —!"

„Ich — bin nicht ganz wohl —" will der Junker erklärend sagen, aber schon hat sich Gaston völlig ermuntert. In ihm scheint eine Idee des wirklichen Zusammenhanges der Dinge aufzusteigen — er springt aus dem Bett und faßt Hans an der Schulter: „Was soll das heißen —?"

Im gleichen Augenblick hat sich Peter durch das Fenster geschwungen, wirft sich, ehe Hans noch ein Wort hervorbringen kann, auf den Offizier. Mit der einen Hand ihm den Mund zudrückend, mit dem andern Arm ihn eisenfest umklammernd, drängt er den Widerstrebenden auf sein Lager zurück — und dann blitzt in seiner, den Gegner nur einen kurzen Augenblick freigebenden Hand ein Messer —

„Um des Himmels willen! Peter, er ist mein Vetter!"

Der Junker hat gerade noch im letzten Moment den Arm mit dem todbringenden Stahl aufgefangen, das Messer gleitet zur Erde. „Banditen!" knirrscht Lasigny, indessen die Hände des Jägers seine Kehle aufs neue umspannen.

„Keine Gewaltthat, Peter!" fleht der Junker. „Ich will lieber auf die Flucht, auf die Freiheit, auf alles verzichten! Nur keine Gewaltthat wider ihn!"

„Daß dich —!" Der Yorksche wendet sich halb zu dem Knaben um. „Nee, Junker, hab' Befehl, Sie zu holen! Aber wenn Sie's durchaus im Guten haben wollen — mir ist's recht! Die Fenster zu, Junker!"

Hans Salden springt zu den Fenstern und stößt die Laden zu.

„Und nun helfen Sie mir wenigstens, Junker! Wir müssen ihn binden!“

Noch immer zögert Hans — seine Seele kämpft einen schweren harten Kampf! Das Herz in seiner Brust empört sich gegen den kühlen Verstand, gegen das häßliche Gebot der unerbittlichen Notwendigkeit.

„Der Herr Major haben befohlen —“ rief Duschnas leise, sich mit aller Kraft seines massigen Körpers gegen den zähen Widerstand des schmächtigen, aber überaus geschmeidigen Franzosen stemmend.

Befohlen! Befohlen! Das Soldatenblut regte sich in dem Junker. Dem Befehl mußte gehorcht werden — über alles die Subordination!

Er stöhnte noch einmal schmerzlich auf. „Wir müssen ihn binden,“ sagte er dann.

„In meinem Kasten sind Stricke — jebn Se man her, Herr Junker — det wolln wir besorgen!“

In wenigen Minuten waren die Glieder Lasignys fest zusammengeschnürt. Ein Federbett wurde über den Kopf des Armen gebunden, der mit wutverzerrten Zügen sich immer aufs neue gegen seine Vergewaltiger sträubte, bis er völlig widerstandsunfähig geworden war.

Endlich richtete Peter sich auf: „So — den hätten wir stille gemacht! Un saubere Arbeit, Herr Junker, nich nen Härchen is ihm gekrümmt! Wenn sie 'n früh finden und auspellen, wird er frisch und munter wie'n Fisch sein.“

Der Jäger greinte unter dem falschen Bart über das ganze Gesicht. „Nu aberst vorwärts, Herr Junker! 's ist die höchste Zeit — der Tag kommt uns sowieso schon früher übern Hals, als jut is!“

Hans konnte sich nicht trennen, so sehr er auch einsah, daß Peter recht hatte. Ihm lag es auf dem Herzen, wie das Bewußtsein einer schweren Schuld — er kam sich so verächtlich, so grenzenlos undankbar vor, daß sein Herz sich immer wieder wie in einem tiefen innerlichen Schmerz zusammenkrampfte. Er trat noch einmal zu dem Bett, auf dem Lasigny gebunden lag, und bog das dicke Kissen, das dessen Gesicht verdeckte, ein klein wenig zurück.

Zwei haßerfüllte Augen, aus denen eine tiefe Verachtung schimmerte, leuchteten ihm entgegen.

„Ich konnte nicht anders!“ stammelte der Junker. „Verzeihe mir, Gaston! Und Dank, hundertfachen Dank für alles Gute, das du mir gethan!“ Er beugte sich auf die heiße Stirn des Gefesselten und drückte seine Lippen auf sie.

Lasigny schauerte unter seinen Fesseln zusammen, als ob eine Schlange ihn berührt hätte. Ein leises gurgelndes Stöhnen, einem unterdrückten Fluch gleich, wurde hörbar — eine ingrimmige Verwünschung!

Seufzend wandte der Junker sich ab. „Komm, Peter!“ Die Stimme des Knaben klang tonlos. „Komm — wir sind hier fertig!“

Hans Salden wußte, als das kleine Bauernstübchen hinter ihm lag, daß er einen Freund verloren, ein treues, liebevolles Herz! Verloren — für immer verloren!

Peter zog den Junker in raschen Schritten neben sich her. Nicht die Dorfstraße entlang, sondern, gleich in eines der benachbarten Gehöfte einbiegend, durch einige Gärten und Höfe, an die sich unmittelbar ein dichtes Gehölz anschloß. Alle Fragen wehrte er mit einem kurzen „Noch nich, Herr Junker!“ ab. Und Hans war eigentlich auch wenig nach Fragen zu Mute — sein Inneres mußte sich nach der tiefen seelischen Aufregung der letzten Stunde erst seine Ruhe zurückerkämpfen.

Es ging in schnellem Tempo quer durch den Wald, dann bog Peter rechts ab in einen Niederungsstreifen, der in der entgegengesetzten Richtung des Weges nach Kolberg führte. Als Hans ihn fragend ansah, meinte er: „Heute können wir nich mehr durch die Vorposten, Junker. Ich weiß aber 'nen guten Unterschlupf für uns bis morgen nacht!“

Peter Duschnas, vor dessen Witz unser Junker immer höheren Respekt bekam, wußte augenscheinlich in der Gegend vortrefflich Bescheid. Mit unfehlbarer Sicherheit fand er die verschlungensten Waldwege, vermied alle von den Franzosen belegten Ortschaften und machte erst nach einem etwa dreistündigen Marsch in der Nähe eines einsamen, mitten in der Forst belegenen Försterhauses Halt.

„Hierher hat de olle Nettelbeck mir gewiesen — Förster Hilken is 'nen juter Freund von ihm un hat mer schon dat Zet-

telchen vor Sie, gnädigster Herr Junker, besorgt!“ erläuterte er und setzte dann die geballten Hände an den Mund, um ein ganz eigentümliches, langhinschallendes, aber mehrfach unterbrochenes Pfeifen ertönen zu lassen.

Es dauerte gar nicht lange, so öffnete sich die Thür des Forsthauses, und heraus trat ein alter Mann im grünen Jagdrock, von einer ganzen Schar großer Jagdhunde umsprungen, die, sofort die Fremden witternd, laut anschlugen und in mächtigen Sätzen auf die Waldlisiere losstürmten, um dann auf den energischen Zuruf des Alten kehrt zu machen und gehorsam neben ihm her zu traben.

Peter und der Junker traten aus dem Dickicht hervor, von dem Grünrock mit einem „Grüß Gott!“ bewillkommt, aus dem herzliche Freude herausklang.

„Also gelungen!“ rief der Alte, die Rechte des Junkers mit eisenfestem Druck umspannend. „Na, mir fällt ein Stein vom Herzen! Nun nur herein ins Haus — bei mir sind Sie sicher wie in Abrahams Schoß!“ Und er sah dabei dem Knaben wohlgefällig in die offenen Augen: „Scheinen ja ein Wetterjunge zu sein, junger Herr, nach dem, was mir Nettelbeck geschrieben, und der da,“ er deutete auf Duschnas, „erzählt hat. Das ist so das Holz, aus dem unsere zukünftigen Befreier geschnitzt werden sollten — dem lieben Gott sei's gedankt, daß er unter dem vielen elenden Unkraut doch auch noch manch edles Pflänzlein wachsen und gedeihen läßt!“

Es war ein kleines gemütliches Jägerheim, das der alte Junggeselle sich in seiner Waldeseinsamkeit geschaffen. Er hielt selbst Haus und war nicht weniger stolz auf die schmucke Sauberkeit in seinen paar Stuben, wie auf seine Kochkunst und seinen — Grog, den „lieblichen Maitrank“, wie er das starke heiße Getränk mit Vorliebe nannte, das er auch jetzt seinen Gästen vorsetzte.

Peter that einen tiefen Zug, aber Hans dankte.

„Wollen Sie lieber 'nen Kaffee, Junker! Die heillosen Kerle, die Franzosen, meinen zwar, daß unsereiner keinen Mokka zu trinken braucht, und sperren alle Häfen, aber sie machen die Rechnung ohne den Wirt und ohne unsere wackern Schiffer, die 'nen braven Christenmenschen immer noch etwas braunen Labetrunk heranbesorgen.“ Er lachte über das ganze Gesicht, während er sich, ohne des Junkers Antwort abzuwarten, schon daran machte,

einen kräftigen Aufguß zu bereiten. „Hat mir da erst neulich der Schiffer Arndt 'nen ganzen Sack Bohnen ins Haus gebracht, den er 'nem englischen Dreimaster auf hoher See abgekauft und glücklich durchgepascht hatte.

So — hier ist der Mokka — und hier ist Brot und Butter, und ein Stück kalten Wildbratens werden Sie auch nicht verschmähen, Junker von Salden! Und nun erzählen Sie mal von der feinen Nase, die Sie den Schlaufüchsen gedreht haben — du Jemine, was werden sie fluchen in Tramm!"

Sie fluchten in Tramm aber nicht nur, sondern sie setzten, als der Lieutenant de Lasigny gegen Morgen, da sein Diener ins Zimmer kam, aus seiner verzweifelten Lage befreit wurde, sofort eine halbe Schwadron Lanciers und eine ganze Compagnie Fußvolk auf die Fährte der Flüchtigen. Loison war außer sich vor Wut, und Lasigny stellte sich selbst an die Spitze der Verfolgenden, während an die Vorpostenkette gleichzeitig der schleunige Befehl zu größter Aufmerksamkeit abging. Noch mußte es ja gelingen, der Flüchtigen habhaft zn werden — tot oder lebendig. —

Im Forsthaus hatte währenddessen nicht nur Hans dem alten Weidmann von seinen Erlebnissen berichten müssen, sondern vor allem hatte Peter Duschnas, der vielverkannte, dem Junker berichtet, wie es gekommen, daß er gerade so zur rechten Zeit zu seiner Befreiung erscheinen konnte.

Peter war auf dem Gefangenentransport nach Stettin entsprungen, hatte sich durch die feindliche Postenkette nach Kolberg durchgeschlichen und sich hier bei dem Major von Gneisenau, der um das Schicksal des Junkers schon in einiger Sorge war, gemeldet. Wenn er nun den Inhalt der Unterredung zwischen Hans Salden, Loison und Lasigny auch nicht völlig verstanden hatte, so schien Peter mit seinem angeborenen Mutterwitz wenigstens den Zusammenhang doch einigermaßen begriffen zu haben, und was sich aus seinen Worten selbst nicht ergab, das kombinierten Gneisenau und Nettelbeck sich hinzu, so daß sie der Wahrheit wirklich ziemlich nahe kamen.

„Wir dürfen unsern Allerweltsjunker nicht im Stich lassen!" hatte Gneisenau sofort ausgerufen, und Nettelbeck hatte nicht übel Lust gehabt, sich selbst auf einen Streifzug zu dessen Befreiung zu begeben. Da das letztere aber doch nicht wohl angängig war, so wurde Peter Duschnas damit beauftragt, Hans wenigstens eine

Botschaft aus der Festung zu überbringen, und in dem findigen Hirn des braven Yorkers gestaltete sich diese Weisung, nachdem er in dem Förster Hilken einen bereiten Helfer gefunden, bald zu dem Entschluß um, Salden ganz aus den „Teufelsklauen der Parlez-vous“ zu befreien. Er vertauschte seine Kleidung mit des Försters Hilfe gegen die eines alten jüdischen Hausierers und trieb sich einige Tage in den Vorpostendörfern der Franzosen herum, um eine günstige Gelegenheit zu erspähen und um sich zu orientieren. Als er seiner Sache endlich leidlich sicher zu sein meinte, ging er ans Werk — daß und wie es ihm gelang, wissen wir!

Freilich — noch war ja nur die erste Hälfte geglückt — noch galt es, die dichte Kette der französischen Posten zu durchqueren, um in die Festung hineinzukommen!

Hans kannte wohl das Passierwort für den heutigen Tag: „Marengo!“ Aber es war mindestens fraglich, inwieweit ihnen das Wort von Nutzen sein, inwieweit die Vorposten es anerkennen würden — wahrscheinlich waren ja jetzt schon sämtliche Feldwachen von dem Verschwinden des Knaben aus Tramm benachrichtigt worden.

Die drei — Hans Salden, der Förster Hilken und Peter Duschnas — saßen am Spätnachmittag des Tages noch und überlegten, als draußen der alte Karo, Hilkens Lieblingshund, den er als Wächter und Warner außer dem Hause gelassen — „denn er ist klüger als drei Franzmänner!“ — laut anschlug.

„Alle Wetter — das sind die Franzosen!“ sprang der Förster auf. „Sie haben eure Spuren doch gefunden oder, vielleicht, sie tappen aufs geratewohl auf das einsame Haus zu — wissen wohl auch, daß sie in dem alten Hilken keinen sonderlichen Freund und Gönner haben!“

Auch Hans und Peter waren erschrocken aufgesprungen, aber der Förster beruhigte sie lachend. „Hat keine Not — ein guter Fuchs baut sich in solchen Zeiten immer einen Notausgang! Könnt euch auf mich schon verlassen — kommt nur schnell — ihr seid außer jeder Gefahr!“

Er führte die beiden in den kleinen Keller hinunter und öffnete hier eine schmale, hinter einem Haufen Kohl gut verborgene Thür.

„Nur hier hinein! Auf allen vieren, anders geht's freilich nicht, und dunkel ist's auch, aber sicher, ich hab' mir den Gang in den letzten Wochen selbst gegraben und ausgezimmert. Er

endet im Dickicht etwa fünfzig Schritt hinter meinem Garten! Dorten wartet ihr auf mich, bis ich den verehrten Moschiös die Wege gewiesen!"

Von oben her drang bereits heftiges Schelten und Fluchen: „Sacre nom de Dieu! Ouvrez donc, maudit Prussien!" als der Förster, ohne sich aus seinem Gleichmut bringen zu lassen, die Thür hinter Peter und Hans wieder verschloß. Er deckte sorgfältig das Kraut vor den Eingang und ging dann nach oben, seinen Hunden zur Ruhe pfeifend.

„Dunner un Wetter!" stöhnte Herr Peter Duschnas, als er sich vor dem Junker in dem engen Gang eingepfercht sah, „dat is aberst nich scheen! Sehn Sie vielleicht was, gnädigster Herr Junker?"

„Nicht 'nen Schimmer — nicht mal 'nen Schatten von dir! Und wenn ich meine eigenen Ellbogen suchen sollte, ich könnte sie nicht finden, trotzdem ich mit ihnen hier unzweifelhaft im nassen Sande herumrutsche."

Sie krochen in der nichts weniger als angenehmen Lage ein Weilchen vorwärts, dann stoppte Peter, als der vordere, plötzlich ab: „Hier is de Welt mit Brettern vernagelt, un wenn's nich Bretter sin, denn sin's Steine!" erläuterte er.

„Stemm dich mal gegen — vielleicht ist's der andere Eingang?!" meinte Hans raten zu sollen.

„Soll geschehen!"

Wo Peter sich dagegen stemmte, da krachte es gewöhnlich, denn er besaß die Kräfte eines ausgewachsenen Bären. Diesmal mußte er sich indessen doch ordentlich abmühen, weil er im Dunkel nicht den rechten Angriffspunkt für die Wucht seiner Schultern zu finden wußte. Endlich gab der Widerstand aber nach — Hans sah zuerst ein Spältchen hellen Lichtscheins hindurchschimmern, dann, zugleich mit Peters letztem: „Oha!", einen vollen Strahl; gleich darauf kauerten beide in der klaren Tageshelle zwischen einem üppigen Dickicht von jungen Buchen- und Eichensprößlingen, und neben ihnen lag ein starker Findlingsblock von Granit, den Peters gewaltige Schulterkraft herausgehoben hatte, anstatt der kleinen bequemen Holzthür, die der Förster dicht dabei eingefügt hatte, und für die der massige Stein nur gleichsam als fester Thürstock dienen sollte.

Peter besah sich den Schaden, den er in dem kunstvollen Bau angerichtet, nicht ohne leise Gewissensbisse. „Dat kommt von der nichtsnutzigen Dunkelheit —" meinte er dann achselzuckend. „In der Nacht sein alle Katzen grau, und kein Düvel kann 'nen Thürpfosten von 'nem Stein unterscheiden. Na — die Hauptsache — da wären wir ja!"

Ja — da waren sie! Ehe aber der Förster kam, verging noch geraume Zeit. Und als er endlich im Dickicht auftauchte, blickte er nicht eben freundlich drein.

So scharf wären die Franzmänner ihm denn doch noch nie zu Leibe gegangen — schalt er. Das ganze Haus von dem Dach bis zum Keller hätten sie ihm durchsucht, und wenn sie auch den Eingang zu seinem Fuchsbau nicht gefunden, so sei ihnen dafür der Sack mit den schönen Kaffeebohnen — und noch einiges andere — in die unverschämten Hände gefallen.

Schließlich habe er sich auf und davon gemacht und auch keine Lust, wieder mit den vermaledeiten Kerlen anzubinden — wenigstens nicht anders als mit der Büchse in der Hand. In Kolberg würden der Gneisenau und der alte Nettelbeck wohl auch noch einen tüchtigen Mann gebrauchen können — er gehe mit nach der Festung hinein!

Und so geschah es. Aber nicht auf dem Wege durch die französischen Vorposten, sondern auf einem bessern Wege, den Hilken besonders empfahl.

Im weiten Bogen wanderten die drei nach dem Stranddorfe Ziegenberg, und von dort führte der wackere Schiffer Arndt sie trotz der französischen Aufpasser in dunkler Nacht nach Kolberger Münde.

In der ersten Morgenstunde des nächsten Tages trat Junker Hans von Salden vor das Feldbett Gneisenaus, das der Major sich in dem kleinen Wallhause auf dem Ravelin Bülow hatte aufschlagen lassen.

„Melde mich ganz gehorsamst zurück!"

Gneisenau brauchte sich nicht den Schlaf aus den Augen zu reiben. Wie der Blitz sprang er auf —

„Salden — Wetterjunge?! Wahrhaftig — er ist's! Gott sei's gedankt, daß wir dich wieder haben! Der alte Nettelbeck hätt's mir ja auch sein Lebtag nicht verziehn, wenn dir ein Unglück arriviert!"

Und er zog den Knaben an seine Brust und küßte ihn herzlich, wie ein rechter väterlicher Freund, auf die Stirn, auf beide Wangen und auf die frischen, lachenden Lippen.

Die gefährliche Mission Saldens war nicht nutzlos gewesen. Die weitere Heranziehung schweren Geschützes war wenigstens wesentlich verzögert, und in der Zwischenzeit kam den Belagerten eine kaum noch erwartete Hilfe von auswärts — ein englisches Schiff mit Munition und Geschützen aller Art erschien auf der Reede und wurde in Sturm und Unwetter, da kein Lotse sich hinauswagen wollte, vom alten Nettelbeck selbst nach dem Hafen geleitet.

Das war Hilfe in der Not und zur rechten Zeit, denn es begann in der bedrängten Stadt an Geschossen zu mangeln, und die Kanonen auf den Wällen waren nur noch zum kleinsten Teil brauchbar. Mit neuem Vertrauen sahen die wackern Verteidiger jetzt wieder in die Zukunft.

Fast täglich wurde unter den Wällen der Stadt gekämpft. Der Wolfsberg, die wichtigste der vorgeschobenen Schanzen, ging verloren und wurde mit schweren Opfern wieder erobert, ging zum zweiten Male verloren und wurde noch einmal zurückgewonnen, bis der Feind sich endlich der Schanze endgültig bemächtigte und sie so stark besetzte, daß alle weiteren Versuche, ihn aus ihr zu vertreiben, scheitern mußten. Das war ein harter Schlag für die Verteidiger, aber Gneisenau und Nettelbeck verzagten darum nicht. Noch trennten immerhin gegen 2000 Schritt die vorgeschobensten feindlichen Laufgräben von den Bastionen der Festung selbst, und jeden einzelnen dieser 2000 Schritte sollte der Franzose mit Blut erkaufen müssen.

An alles dachten die beiden wackeren, nie verzagenden Männer. Als in der Stadt unter der Bürgerschaft das Geld zu mangeln begann, gaben Nettelbeck und Gneisenau ein ganz absonderliches Notstandsgeld aus: der Kommandant ließ nämlich von einigen zwanzig Schulknaben unter unseres Junkers Oberaufsicht große Packpapierbogen mit Schreibpapier überkleben, die Bogen in kleine viereckige Stücke schneiden und sie mit acht, vier und zwei gute Groschen beschreiben: dann wurden sie von einigen Mitgliedern des Magistrats und der Bürgerschaft unterzeichnet, auf der Rückseite mit dem Magistratssiegel versehen und an die Hilfsbedürftigen zur Erleichterung des kleinen Verkehrs ausgegeben.

Ein wunderliches Papiergeld, das aber treffliche Dienste that; gegen 5200 Thaler gelangten davon in Umlauf und wurden später wieder eingelöst — einzelne Stücke, die sich bis heute erhalten haben, sind große Seltenheiten geworden, denn man riß sich später in ganz Europa in den Sammlerkreisen um das seltsame Notstandsgeld der durch ihre tapfere Verteidigung berühmt gewordenen Stadt Kolberg.

Gegen Ende Juni hatte die Not der Festung indessen doch den Höhepunkt erreicht. Mit Sehnsucht harrte man der Nachrichten aus dem Hauptquartier des Königs, harrte eines erlösenden Wortes. Keine Kunde traf ein. Die Stadt war jetzt so fest umzingelt, daß jeder Versuch, durch die französischen Linien hindurchzudringen, scheiterte. Selbst der mit allen Schleichwegen vertraute Förster Hilken mußte, als er auf Nettelbecks Anraten sich auf Erkundung begab, unverrichteter Sache und sogar leicht verwundet zurückkehren. Mit wachsender Sorge sahen die Verteidiger jedem neuen Morgen entgegen.

Und nun begann plötzlich — es war in der Nacht zum ersten Juli — der Feind ein verheerendes Feuer aus allen seinen Werken auf die Stadt.

Mit diesem volle sechsunddreißig Stunden währenden Bombardement erreichten die Leiden Kolbergs ihren Gipfelpunkt. Tausende von Granaten und Bomben wurden über die Straßen und Häuser der innern Stadt geschüttet. Bald loderten die Flammen an allen Ecken und Enden hervor, und die Löschmannschaft konnte die immer aufs neue ausbrechenden Flammenherde nicht mehr bewältigen. Es gab keinen Schutzraum in der Stadt, in dem die Bürger, die Frauen und Kinder geborgen werden konnten — überall zerschmetterte Gewölbe, einstürzende Böden, krachende Wände, aufwirbelnde Säulen von Staub, Dampf und Feuergarben. Dazu die Straßen überfüllt von ratlos umherirrenden Flüchtigen, die unter dem Tosen des feindlichen Feuers sich von Tod und Verderben verfolgt sahen.

Hans Salden war in der fürchterlichen Nacht an der Seite Gneisenaus und Nettelbecks. Er erlebte mit ihnen die Schreckenskunde, daß in der ungeheueren Verwirrung die so lange und so tapfer verteidigte Maikuhle verloren gegangen sei; er eilte in des Kommandanten Auftrag durch die brennenden Straßen, um Hilfe für die Verwundeten herbeizuholen; er stand neben dem Major,

als der Parlamentär des Generals Loison erschien, um die Festung zur Übergabe aufzufordern.

Der französische Offizier war kein anderer, als Gaston de Lasigny!

Wenn unseres Junkers Brust in dieser Stunde mit freudigem Stolz erfüllt wurde, als er vernahm, wie Gneisenau, der Held, die Aufforderung zur Übergabe in kühlen Worten ablehnte, so empfand er doch zugleich auch einen tiefen persönlichen Schmerz, der ihm fast wie ein körperliches Weh das Herz zerriß: Gaston hatte ihn gesehen und sofort erkannt, aber er schritt an ihm vorüber, wie an einem Fremden! Und als Hans Salden dann, nachdem die Verhandlung zwischen den Offizieren ein Ende erreicht, zu seinem Vetter trat und ihm mit einem bittenden Wort die Rechte hinstreckte, da kam von Gastons Lippen ein so verächtlicher, so beschimpfender Ausruf, daß das Blut dem Junker siedend heiß ins Gesicht stieg, und er zurücktaumelte, als habe ein Schlag ihn getroffen.

Gneisenau hatte mit seinem scharfen Auge den Vorgang sehr wohl beobachtet. Er trat sofort an des Knaben Seite und legte wie schützend seine Hand auf Saldens Haupt.

„Vicomte de Lasigny, ich weiß, was zwischen Ihnen und meinem kleinen Schutzbefohlenen hier vorgefallen ist," sagte er in seiner ruhigen, vornehmen Art. „Junker Hans von Salden ist Ihr Vetter, er hat Sie in diesem Punkte nicht getäuscht; und wenn er im übrigen anders handelte, als Sie für richtig zu finden scheinen, so handelte er so auf meinen Befehl. Ich allein trage dafür die Verantwortung, und — wahrlich! — ich werde nicht dulden, daß man das Kind eines wackeren preußischen Edelmanns und meines Kriegskameraden Sohn beschimpft! Ich bitte, sich danach zu richten!"

Damit nahm er Hans an der Hand und wandte sich mit einer höflichen, aber überaus knappen Verbeugung ab.

Die Worte des Majors thaten dem wunden Herzen unseres Junkers unendlich wohl, wenn sie das schmerzliche Empfinden, das die Begegnung mit Gaston wachgerufen hatte, auch nicht völlig verschwinden lassen konnten. Gneisenau hatte gewiß recht, Hans hatte sich nichts vorzuwerfen, auch dem Vetter gegenüber nicht! — aber der Schmerz, die Zuneigung Gastons und dessen Achtung verloren zu haben, wurde durch solche verstandesmäßige Erwägungen nicht gemildert!

Es war für die innere Stimmung unseres Junkers gut, daß die äußeren Umstände seine Gedanken bald wieder in eine andere Bahn brachten. Das Bombardement begann von neuem und mit noch vergrößerter Heftigkeit. Das Rathaus ging in Flammen auf, derer man nur mit Mühe einigermaßen Herr wurde; halbe Straßen glichen Schutthaufen, die noch stehenden Gebäude waren mit Verwundeten überfüllt! Und nun setzte der Gegner zum Sturm an. Mit starken Kräften drang er längs der Küste gegen den Hafen vor und warf gleichzeitig eine zweite Kolonne auf das Lauenburger Thor. Ein verzweiflungsvoller Kampf entspann sich; die vorderste Linie wurde zurückgedrängt, aber die Reserven stürmten, von der trotz des heftigen Feuers der Franzosen bei ihren Geschützen ausharrenden Artillerie wirkungsvoll unterstützt, todesmutig vor und hemmten die feindlichen Angriffe gerade noch im entscheidendsten Augenblick.

Es war drei Uhr am Nachmittag des 2. Juli — alle Kräfte der Verteidigung waren aufs höchste gespannt —

Da schwiegen plötzlich die feindlichen Geschütze in allen Batterien, nachdem sie sechsunddreißig Stunden Tod und Verderben gespieen —

Auf der Bastion Neumark stand eine kleine Gruppe. Gneisenau, einige andere Offiziere, der alte Nettelbeck mit halbversengten Kleidern und rauchgeschwärzten Zügen — etwas abseits unser Junker.

Erstaunt, fragend spähten die Männer hinaus in die Ebene, hinüber zu den französischen Batterien. Was bedeutete dies plötzliche, allen unerklärliche Schweigen der feindlichen Geschütze? War es eine Kriegslist? War's die Ruhe vor dem letzten, entscheidenden Sturm?!

Unten, im Grunde, wird eine kleine Zahl von Franzosen sichtbar, die sich von den dunkeln Linien der Laufgräben ablöst. Eine weiße Fahne flattert im Winde.

Schon wieder ein Parlamentär?

Er soll nur kommen, wir sind noch nicht zu Ende!

„Wie steht's mit unserer Munition?"

„Noch genug für sechs Wochen, Herr Major!"

„Wie mit den Lebensmitteln, alter Nettelbeck?"

„Wenn wir haushalten, und daran soll's, mein' ich, nicht fehlen — auf sechs Wochen langt's auch noch gut und gern, Herr Oberstwachtmeister!"

Über das stolze, schöne Gesicht Gneisenaus gleitet ein Lächeln. „Gut denn also. Von Übergabe kann keine Rede sein. Wir sind eines Willens! Sie mögen nur kommen!“

Aber was ist das?! Das ist ja eine preußische Uniform dort unten! Ein Lieutenant gar vom neumärkischen Reservebataillon — ist das nicht der Herr von Holleben, der von hier, von Kolberg aus, erst kürzlich nach Königsberg zu des Königs Majestät gesandt wurde?!

Und was winkt er und schwingt in der Hand — wie leuchtet sein Gesicht vor Glück und Freude!

Endlich steht er vor Gneisenau. Atemlos fast vor innerer Erregung reicht er dem glorreichen Verteidiger von Kolberg seine Briefe —

„Der König hat Frieden geschlossen — Kolberg ist gerettet!“*)

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

*) Die Scene ist, wie die ganze Schilderung der Belagerung von Kolberg, durchaus geschichtlich treu.

## Fünftes Kapitel.

**Der Friede von Tilsit. Die Königin hat unseres Junkers nicht vergessen. Der Spielgenosse des Prinzen Wilhelm auf den Hufen und in Berlin. Rüstung zum Kampf. Der Tod der Königin.**

„Was schmiedest du, Schmied? Wir schmieden Ketten, Ketten! —
Ach, in die Ketten seid ihr selbst geschlagen!
Was pflügst du, Bau'r? Das Feld soll Früchte tragen,
Ja, für den Feind die Saat, für dich die Kletten!

Was zielst du, Schütze? Tod dem Hirsch, dem fetten! —
Gleich Hirsch und Reh wird man euch selber jagen.
Was strickst du, Fischer? Netz dem Fisch, dem zagen. —
Aus eurem Todesnetz, wer kann euch retten?

Was wiegst du, schlaflose Mutter? Knaben! —
Ja, daß sie wachsen und dem Vaterlande
Im Dienst des Feindes Wunden schlagen sollen!

Was schreibst, Dichter du? In Glutbuchstaben
Einschreib' ich mein und meines Volkes Schande,
Das seine Freiheit nicht darf denken wollen! —"

So sang Friedrich Rückert in seinen geharnischten Sonetten, und er traf den Ton der Zeit, die schwer zum Erdrücken auf Deutschland und auf Preußen zumal lastete!

Auch das russische Heer war der gewaltigen Kriegskunst Napoleons unterlegen; der Krieg war entschieden — er war entschieden, da die Russen des Ringens überdrüssig, und das kleine preußische Heer nicht im stande war, dem übermächtigen Feinde allein Widerstand zu leisten!

In der entscheidenden Stunde aber ließ der Zar seinen Freund und Waffenbruder, den König von Preußen, im Stich.

Auf einem, zwischen beiden Ufern der Memel, mitten im Strom, aufgeschlagenen Pavillon trafen am 25. Juni die beiden Kaiser, Napoleon und Alexander, zusammen. Hier umgaukelte der Korse, ein ebenso geschickter Diplomat wie Schlachtenlenker, den ehrgeizigen Russenherrscher in wenigen Stunden vollständig. In

gleißenden Bildern, mit glühender Phantasie führte er ihm die Zukunft vor: die Teilung der Weltherrschaft zwischen Frankreich und Rußland, ein Kaiserreich des Occidents und ein zweites des Orients! Was war Preußen? Ein Spielball in den Augen der Gewaltigen — abhängig von ihren Launen, eine Null in ihren Rechenexempeln! Daß diese Null, dieses zu Boden geworfene, betäubte Preußen sich aus seiner Ohnmacht dereinst aufrichten könne, daß die Null zur ausschlaggebenden Ziffer für die Gestaltung der Geschicke Deutschlands, Europas werden sollte, wer von den Männern, die in jenen Schreckenstagen über Preußens Schicksal berieten, dachte daran?!

Und nicht genug, daß der unglückliche König, daß der Erbe des Hohenzollernstaates und des Hohenzollernruhmes sich in jenen Tagen tief vor dem Welteneroberer, dem Emporkömmling beugen mußte — auch die schöne, die tiefbetrübte, leidende Königin sollte, so wollte es der Gewaltige, vor ihm als Bittende erscheinen!

Es war am 6. Juli — unvergessen bleibe der Tag — daß die Königliche Frau unter einem Geleit von französischen Garde-Dragonern in Tilsit einfuhr. Eine Stunde später kam Napoleon, um ihr seinen Besuch zu machen. Der König und die königlichen Prinzen empfingen ihn an der Pforte des Hauses. Der Kaiser grüßte und schritt, die Reitpeitsche in der Hand behaltend, die Treppe zu den Gemächern der Königin empor. Hinter ihm drein der fuchsschlaue Talleyrand, sein Minister des Auswärtigen, der rücksichtslose Leiter der kaiserlichen Politik.

O über diese Unterredung zwischen dem rohen Eroberer und der holden deutschen Frau!

„Wie konnten Sie den Krieg mit mir anfangen?“ warf der Korse der Königin entgegen.

Sie fand die richtige Antwort. „Sire, dem Ruhme Friedrichs war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen — wenn anders wir uns getäuscht haben!“

Um Magdeburg bat sie dann, sie bat, die Landesmutter, um die eine Perle ihres Landes — —

„Damals nach der Befehdung,
Im siegestrunkenen Sinn,
Begehrt er Unterredung
Mit unsrer Königin.

So sollst du Reine, Treue,
Vor dem nun stehen itzt,
Der kaum noch ohne Scheue
Auf dich auch Gift gespritzt:
Sie wollte dies auch dulden,
Die viel geduldet schon,
Sie trat in ihren Hulden
Hin vor Napoleon.

Da ward der starre Kaiser,
Getroffen von dem Strahl
Der Anmut zum Lobpreiser,
Der Schönheit auch einmal:
„Ich hoffte eine schöne
Königin hier zu schau'n,
Und finde, die ich kröne,
Als schönste aller Frau'n!"

Er pflückte eine Rose
Vom nahen Stocke dort,
Sie dir, o Makellose,
Darreichend mit dem Wort:
„So zum verdienten Ruhme,
Zum Zeichen ihres Rechts,
Reich' ich die schönste Blume
Der schönsten des Geschlechts!"

Hinnahm, ihr Herz bezwingend,
Die Königin das Pfand:
Wohl stach, die Rose nehmend,
Ein Dorn sie in die Hand.
Daß er sie ehrend kränke,
Begehrt er hochmutsvoll,
Daß sie noch ein Geschenke
Von ihm erbitten soll.

Sie sprach mit hohen Sitten,
Mit königlichem Sinn:
„Ich habe nichts zu bitten
Als Preußens Königin!
Als Mutter meiner Söhne
Thu' ich die Bitt' allhie:
Zu geben mir die schöne
Stadt Magdeburg für sie!"

Da stand der Mann von Eisen,
Des Scheins der Anmut bar:
„Ihr seid," sprach er, „zu preisen
Als schöne Kön'gin zwar;
Doch schöne Königinnen
Ein Hundert sind zu leicht,

Wenn man sie mit den Zinnen
Von Magdeburg vergleicht!“

O Schönste von den Schönen,
Der Reinen Reinste du,
So hörtest du das Höhnen
Und schwiegest still dazu.
Du hobest in die Lüfte
Den nassen Blick hinauf,
Und wandtest über Grüfte
Bald selbst dorthin den Lauf.

Dort fandest du gelinder
Für deine Bitt' ein Ohr,
Um die Burg deiner Kinder,
Die unsre Schuld verlor.
Dort hast du sie erbeten
Für uns von Gott zurück,
Und freust dich zu vertreten
Im Himmel Preußens Glück!“

Fr. Rückert.

Er war vergebens gewesen, dieser letzte Schritt. Nicht einen Deut ließ sich der hartherzige Mann des Schwertes von seinen Friedensbedingungen abhandeln. Die Hälfte seines Gebietes mußte Preußen abtreten, alle Provinzen westlich der Elbe, seine ganzen polnischen Besitzungen; aus jenen formte Napoleon für seinen jüngsten Bruder Jerôme das Königreich Westphalen, aus diesem wurde das Großherzogtum Warschau, das der König von Sachsen als Dank für treue Heeresfolge und als Lockspeise für die Zukunft erhielt; Danzig, die alte Handelsempore, wurde zum Scheine eine freie Stadt, in Wirklichkeit eine französische Festung.

Mit 5700 Quadratmeilen Gebiet und 9750000 Einwohnern war Preußen in den unglücklichsten aller Kriege eingetreten — mit 2870 Quadratmeilen und 4600000 Einwohnern ging der Hohenzollernstaat aus seinen Niederlagen hervor!

Aber das war noch nicht alles! Der Staat Friedrichs des Großen sollte für alle Zukunft vernichtet, geknebelt werden! Eine unerschwingliche Kriegskontribution wurde dem schon jetzt völlig erschöpften Lande auferlegt, bis zu deren Zahlung in den Festungen französische Garnisonen und die Hauptstraßen quer durch das ganze Reich dem Feinde offen bleiben sollten — und um das Maß voll zu machen, um jede Möglichkeit eines Wiederaufrichtens zu brechen, Preußen durfte nur ein winziges Heer, nur 42000 Mann, unter den Fahnen halten.

Das war der Frieden von Tilsit — ein Frieden, wie er schwerer kaum je einem Lande auferlegt worden ist; ein Frieden, der das Königtum, wie das Volk bis ins innerste Mark hinein traf.

Gab es noch eine Hoffnung — war es für immer zu Ende mit dem Großstaat, den die Hohenzollern in treuer, fruchtbarer Arbeit von Jahrhunderten aufgerichtet hatten?!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In allem ihrem schweren Herzensleide hatte die Königin des Versprechens, das sie einst Frau von Salden gegeben, das sie dann unserm Junker wiederholt hatte, nicht vergessen.

Kaum vier Wochen nach dem Friedensschluß wurde Gneisenau, unter Beförderung zum Oberstlieutenant, nach Memel berufen, um bei der Neuordnung des Heerwesens mitzuwirken, und derselbe Feldjäger, der diesen Befehl brachte, hatte auch für den Junker Hans von Salden die Weisung, sich in Begleitung des Oberstlieutenants einzuschiffen — Ihre Majestät erwarte ihn!

Es war ein schwerer und ein froher Abschied von all den braven Männern in Kolberg, den Männern, mit denen Gneisenau und auch unser Junker so viele harte Stunden, so viele Gefahren geteilt, die mit ihnen aber auch durch das schöne Bewußtsein gut erfüllter Pflicht und über diese hinaus durch manche gemeinsame Heldenthat verbunden waren.

Da galt es für Hans von dem alten Grottkamm Abschied zu nehmen, von seinem getreuen Peter Duschnas, dem schlausten aller Dummen, der es gar nicht begreifen wollte, daß er sich von seinem „gnädigsten Junker“ trennen sollte, von Hilken, dem trefflichen Förster, der kleinen Marketendertochter Grete, dem drolligen Ding, und zuletzt — von dem greisen Nettelbeck! Das war das schwerste. Dem Alten standen die dicken Thränen in den Augen, als er Hans zum letzten Male die Hand drückte. „Werde ein so tüchtiger Mann, wie du ein braver Junge gewesen bist!“ sagte er dann, seine Rührung gewaltsam herunterzwingend. „Hab’ dich lieb gewonnen, Hans Salden, wie ein eigen Kind, und wenn’s nicht gerad die Frau Königin wär, die dich ruft, niemand sonsten sollt dich mir rauben! Und nun geh mit Gott — und vergiß den alten Nettelbeck nicht!“

So war Hans Salden denn nun in Memel, und von den allerhöchsten Herrschaften überaus gnädig aufgenommen worden. Der König hatte ihm in seiner knappen, kurzen Redeweise seine besondere Anerkennung ausgesprochen. — „Sich brav geführt haben!

Mir berichtet worden sein! Ein tüchtiger Kern! So bleiben! Nun aber was Ordentliches lernen! Und meinen Söhnen immer mit einem guten Beispiel vorangehen!“ Die Königin hatte ihn an ihr Herz gezogen: „Du hast keine Mutter, mein armer, lieber Schelm! Ich will versuchen, dir das Mutterherz zu ersetzen — soweit das möglich ist! Wirst du immer rechtes Vertrauen zu mir haben?“

Welche Frage hätte Hans gleich freudig bejaht, denn diese?!

Dann hatten ihn die Prinzen mit Beschlag belegt. Der Kronprinz, damals Prinz Friedrich gerufen — der nachmalige König Friedrich Wilhelm der Vierte — hatte ihm seine Bücher gewiesen, wobei Hans mit einiger Beschämung, aber ebenso mit großer Offenherzigkeit zugab, daß er vom Lateinischen herzlich wenig, von der Sprache der alten Hellenen so gut wie nichts verstand, kurz, mindestens in literis ein recht dummer Junge sei. — Prinz Wilhelm, ihm an Alter fast genau gleich, hatte seine neue Uniform vorgeholt, aber voll Gutherzigkeit sogleich hinzugefügt, daß er Papa bitten werde, dem Junker auch einen Waffenrock anmessen zu lassen; dann war auch die anmutige Prinzessin Alexandrine — die spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin — hinzugekommen samt ihrer liebreizenden Schwester Charlotte — der einstigen Kaiserin von Rußland — und die beiden Mädchen hatten herzlich über den in „Damengesellschaft“ noch recht befangenen Knaben gelacht. Das hatte Prinz Wilhelm dann wieder gewaltig übel genommen und den Schwestern ausführlich auseinandergesetzt, daß der Junker einmal „sein Freund“ sei, und er sich jede Spötterei energisch verbitten müsse; daß besagter Junker außerdem aber mit dem alten Nettelbeck und mit dem Gneisenau zusammen auf Kolbergs Wällen im Pulverdampf gestanden habe und daher an sich besonderen Respekt verdiene! „Ihr wißt doch, was die Grenadiere neulich auf dem Marsche von den Verteidigern von Kolberg sangen:

‚Seid lustig, ihr Brüder! Es freuet uns prächtig,
Der Kaiser von Frankreich wird Kolbergs nicht mächtig!
Er ließ zwar durch einen Trompeter ansagen,
Daß er die Stadt Kolberg und Festung wollt haben.

Der brave Kommandant antwortet darauf:
Wir geben die Festung und Kolberg nicht auf —
Wir haben Kanonen, viel Pulver und Blei
Es gibt auch noch recht brave Preußen dabei!

Wir thun uns nicht ergeben! Wir lieben den König
Und unsre Freiheit, und fürchten uns wenig.
Schießt ihr die halbe Stadt auch gleich in Asche,
Doch brennt das Schnupftuch uns noch nimmer in der Tasche!‘"*)

Der kleine Prinz hatte das damals vielgesungene Lied mit lebhafter Stimme vorgetragen. „Also Respekt vor meinem Freunde, dem Junker von Salden!" schloß er nun. „Respekt! Was sich die Demoiselles gesagt sein lassen mögen!"

Und dann war es an das Erzählen gegangen, von Altenzaun und Lübeck bis zur Wolfsschanze und Hansens Erlebnisse mit dem General Loison. Der Junker durfte nicht aufhören, bis der Herr Doktor Delbrück hereinkam, der Erzieher der Prinzen, und des Junkers Garn mit dem Ruf zum Unterricht kurz abschnitt.

Das war nun freilich zunächst eine böse Sache mit dem Unterricht, den unser Junker mit dem Prinzen Wilhelm nach dem Willen der königlichen Eltern teilen sollte.

Der Doktor Delbrück schüttelte in den ersten Tagen bedenklich den Kopf; das Wissen bestand bei dem guten Hans eigentlich aus mehr Lücken als aus festen Beständen — wo sollte er auch feste Kenntnisse her haben, er, den das Leben im letzten Jahre von einem Kriegsschauplatz zum andern geworfen hatte?!

Aber der Lehrer hatte Geduld, und Hans hatte guten Willen — das traf prächtig zusammen! Unser Junker entwickelte einen, wie der Prinz zu sagen pflegte, „bärenmäßigen" Fleiß, und außer der Gottesgabe eines guten Verstandes zeigte sich doch auch, daß das unstäte Leben, das Salden geführt, nicht ohne vorteilhafte Einwirkung geblieben war. Es hatte ihm die Augen geöffnet, hatte ihn beobachten und schnell auffassen gelehrt. So kam es, daß er in alle Welt überraschender Weise das Versäumte nachholte und bald mit seinem Prinzen gleichen Schritt halten konnte. Ja, es dauerte gar nicht lange, so wurde er wohl seines Fleißes und seiner Fortschritte halber auch einmal als Muster hingestellt.

Das Leben am königlichen Hofe war in seiner Ruhe und Einfachheit dem eifrigen Lehrbetrieb besonders günstig.

Wie anders, wie ganz anders spielte es sich doch ab, als der Junker es sich wohl ehedem vorgestellt hatte! Wenn er auch nicht

*) Dies Lied ist wirklich ein Volks- und Soldatenlied jener Zeit, wie alle in der Erzählung wiedergegebenen Dichtungen, bei denen der Verfasser nicht ausdrücklich genannt ist.

zu den Knaben zählte, die da meinen, der König und die Frau Königin könnten gar nicht anders durchs Leben wandern, denn mit einer güldenen Krone auf dem Haupt — so bürgerlich schlicht, wie sich die königliche Familie in Memel und dann auf den Huben, dem einfachen Landsitz bei Königsberg, bewegte, hatte er sich das Leben an einem Königshofe doch nicht gedacht! Nun und nimmermehr!

Der König tagsüber ganz in seine Arbeiten vertieft, die gerade in jenen Tagen der langsamen, unsäglich mühseligen Neuordnung aller Verhältnisse die Thatkraft des ganzen Mannes erforderten, widmete sich in allen freien Stunden völlig seiner Familie, als ein rechter Hausvater, der keine größere Freude kannte, als nach angestrengter Arbeit mit den geliebten Seinen glücklich zu sein. Und nicht anders die Königin; auch ihr, der holden schwergeprüften Frau, ging das stille Glück, das sie auf dem einsamen Landsitz genoß, über alles. „Ich habe hier, was mein Herz begehrt: meinen Mann, meine Kinder, gute Bücher, ein gutes Pianino, und so kann man unter den Stürmen dieser Welt ruhiger leben, als diejenigen, welche diese Stürme erregen!“ schrieb sie einmal in jenen Tagen. In Einfachheit, in Gehorsam und in Gottesfurcht wurden auch die Kinder des königlichen Hauses ererzogen. Friedrich Wilhelm III. und die Königin waren treue Diener der Kirche und von großer tiefinnerlicher Frömmigkeit — diese auf die Ihren zu vererben, schien ihnen eine heilige Pflicht. Als in der Schloßkirche zu Königsberg am 24. September 1809 die Gedächtnistafeln für die gefallenen Krieger feierlich eingeweiht wurden, standen die Prinzen neben dem Vater, und er wies sie auf den Wahlspruch hin, der dort auf dem Grabstein der vor mehr denn zwei Jahrhunderten entschlafenen Markgräfin Elisabeth in Stein ausgehauen stand: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“.

„Haltet den Spruch wert alle Zeit,“ sagte der König, und seine Stimme bebte leise, „hab' ihn zum Merkspruch meines eignen Lebens erkoren: meine Zeit in Unruhe — meine Hoffnung in Gott!“

Die feierliche Einweihung der Gedächtnistafeln gab für unsern Junker Gelegenheit zu einem merkwürdigen und überraschenden Wiedersehen.

Auf dem Schloßplatz waren vor der Kirche die Bataillone des ersten ostpreußischen Infanterieregiments mit fliegenden Fahnen

aufgestellt, und der König ließ diejenigen alten Soldaten vortreten, welche sich in dem unglücklichen letzten Feldzuge ausgezeichnet hatten. Dreiundzwanzig Krieger traten vor, und unter diesen erkannte Hans — er wollte anfangs seinen Augen nicht trauen — seinen alten Freund, den Feldwebel Grottkamm, wieder. Als der König, die Front abschreitend, vor dem Graukopf stehen blieb, mußte auch ihm das verwetterte Gesicht des Unteroffiziers auffallen. Er sann einen Augenblick nach und sagte dann: „Muß Ihn doch kennen? Woher? Kann mich nicht besinnen!"

„Zu Befehl, Eure Majestät! Hab' seiner Zeit Nachrichten aus Kolberg nach Memel gebracht!"

Der König lächelte gnädig: „Richtig — weiß jetzt! Habt damals Eure Sache sehr brav gemacht. Und jetzt in meinem ersten Regimente? Und woher die Auszeichnung dort auf Eurer Brust?"

„Bin vor vier Wochen hierher versetzt worden, Eure Majestät. Die Auszeichnung habe ich nachträglich für das Gefecht von Altenzaun erhalten!"

„Ah — besinne mich! Hat mir vorgelegen. Waret mit dem Junker von Salden zusammen." Friedrich Wilhelm wandte sich rückwärts zu der Gruppe der Prinzen um, bei denen auch unser Junker stand, und winkte ihn zu sich heran.

Mit hochroten Wangen und klopfendem Herzen trat Hans zum König: „Bist noch zu jung für eine Auszeichnung!" sagte der Monarch und legte seine Hand auf Saldens Schulter. „Sprech' es aber gern hier aus, daß du, wie dein Waffenkamerad da, sonsten auch Anspruch auf eine Anerkennung hättest. Soll dir unvergessen bleiben!" Der König nickte Grottkamm und dem Junker zu und schritt dann weiter. Hans Salden aber fand einen kurzen Augenblick, dem Feldwebel schweigend die Hand zu drücken und trat dann bescheiden zu den Prinzen zurück.

Das Herz war ihm so voll, daß er fast überhört hätte, wie sich jetzt der Prinz Wilhelm an ihn wandte und in seiner lebhaften Art sagte: „Den Grottkamm muß ich wiedersehen und sprechen, Hans! Ich hab' ihn gleich erkannt, noch vor dir — wollt's dir aber nicht sagen, um dir die Überraschung nicht zu verderben. Weißt du was? Ich bitte den Major von Pirch," — dieser war kurz vorher zum militärischen Gouverneur des Prinzen ernannt worden — „daß er uns erlaubt, den Feldwebel einmal einzuladen!"

Dem Wunsche des Prinzen wurde in der That Erfüllung. Eines Tages durfte Herr Feldwebel Grottkamm, angethan mit seiner neuesten Montur, wirklich auf den Huben erscheinen. Die Schokolade und der Kuchen, die ihm vorgesetzt wurden, wollten ihm freilich nun kaum sonderlich schmecken, dafür gefielen seinen Zuhörern aber seine Erzählungen und sein ungeschminktes Wesen desto besser. So hatten sie denn doch noch nicht auf den „Lumpen den Kujon Napoliohn“ und auf die „Parlez-vous von verfl— Windhunden von Mordssakramentern von Affenfranzosen“ schimpfen hören, wie es Grottkamm fertig bekam, nachdem seine erste Befangenheit überwunden war. Und mit solcher Offenherzigkeit hatten sie auch den großen Gedanken der Vergeltung noch nicht aussprechen hören, wie von dem Alten, der ihm mit dem einfachen Ausspruch Worte verlieh: „Wenn wir erst in Paris sein werden, Königliche Hoheiten, dann woll'n wir den Kerlen schonstens ihren Raub mit Zinsen und Zinseszinsen wieder abnehmen! Das hat auch der alte Nettelbeck gesagt! Und hin müssen wir, meine jungen Herrens — Königliche Hoheiten, wollt' ich sagen, mit Permission zu vermelden — hin müssen wir, sonsten kann wenigstens der Feldwebel Grottkamm nicht mit Ehren, wie er doch gern möchte, zur Grube fahren!“

„Hin müssen wir!“ riefen Prinz Wilhelm und unser Junker wie aus einem Munde. Der ältere Kronprinz aber warf überlegend ein: „Und wer wird uns hinführen?“

Da blitzte es in den Augen des Alten auf, und unter seinem buschigen Schnurrbart zuckte es ganz sonderbar. „Eurer Königlichen Hoheit Herr Vater, so Gott will, und der General Blücher, der General Scharnhorst, unser Kolberger Gneisenau unter ihnen! Auf den Dächern pfeifen's ja schon die Spatzen, daß kein Jahr ins Land gehen wird, bis wir Krieg haben werden! Krieg und Sieg, Königliche Hoheiten — Krieg und Sieg, denn der alte Gott lebt noch!“

Ach, wie weit war die Stunde der Wiedervergeltung, von der Grottkamm träumte, noch entfernt!

Langsam nur vermochte der Wiederaufbau des aus allen Fugen gerenkten preußischen Staats- und Heerwesens fortzuschreiten, langsam — zu langsam für die Ungestümen, denen die Stunde der Erhebung, der Befreiung nicht früh genug kommen konnte.

Aber es ging doch vorwärts!

Unser Junker lernte sie alle kennen, die Männer, welche in jenen Tagen der Wiedergeburt Preußens an des Königs Seite arbeiteten, um aus den Trümmern der alten Monarchie einen neuen kräftigen Staat zu gestalten. Da strich ihm eines Morgens, als er mit dem Prinzen Wilhelm im Vorgarten des schlichten Landhauses spielte, ein vornehm aussehender Herr freundlich über die blonden Locken: „Sag, Kleiner, sind Seine Majestät schon zu sprechen?"

Hans sah auf, und sein Blick traf auf zwei wunderschöne große, mächtige Augen in einem seltsam ausdrucksvollen Antlitz.

„Ich glaube, Seine Majestät sind im Garten!"

„Schön, schön!" Der Herr wandte sich an den Prinzen, der bisher hinter dem Gebüsch verborgen gestanden. „Kennen mich Eure Königliche Hoheit noch?"

Der Prinz streckte ihm die Rechte hin: „Gewiß! Sie sind der Freiherr von und zum Stein," antwortete er ohne Zögern in seiner ruhigen bestimmten Weise.

Der Herr nickte und meinte: „Königliche Hoheit haben ein gutes Gedächtnis — das ist eine schöne Fürstengabe! Und wer ist der Kleine da? Ein Spielkamerad, wenn ich recht vermute!"

„Mein Freund! Der Junker Hans von Salden!" erwiderte der Prinz mit scharfer Betonung.

„Das ist hübsch, wenn die Söhne des Königs wirkliche Freundschaften schließen. Gott gebe ihnen beiden — Ihnen, mein Prinz, und dem Junker dort, daß diese Freundschaft stand hält über die Zeit der leicht begeisterten Jugend hinaus für das Leben!"

Er nickte den Knaben noch einmal freundlich zu und schritt dann dem Leibdiener des Königs entgegen, der ihn vom Portal aus bemerkt hatte und ihm zu sagen herunterkam, daß Majestät Seine Excellenz bereits erwarte.

Der Prinz und Hans sahen ihm nach. Dann wandte sich jener plötzlich kurz um und legte sein Haupt an des Junkers Schulter: „Das soll wahr werden, Hans, was der von Stein sagte! Gelt — das wollen wir wahr machen!" Seine Stimme bebte leise, und er schlang beide Arme um den Hals seines Gefährten: „Wir wollen Freunde sein und bleiben — Freunde für das ganze Leben!"

Es war also der Minister Karl Reichsfreiherr von und zum Stein gewesen, der die beiden Knaben derart sich noch näher brachte,

als sie sich schon gestanden — des deutschen Reiches Eckstein, aller Guten Edelstein, wie man ihn später wohl genannt hat, der seltene Mann, der an die Spitze des preußischen Staatswesens gestellt, mit einer Thatkraft und Umsicht sonder Gleichen die Kräfte Preußens neu zu sammeln und zu einer ungeahnten Entfaltung zu bringen wußte, bis das Mißtrauen Napoleons den König zwang, auf die Dienste seines trefflichen Dieners zu verzichten.

Aber ehe dies noch geschah — in den schweren Jahren von 1807 bis 1809 — da hatte der Unvergleichliche doch schon die Saat ausgestreut, die zur herrlichen Frucht heranreifen und Preußen wieder fähig machen sollte, seine Stelle unter den Großmächten Europas einzunehmen!

Das höchste und unvergeßliche Verdienst Steins war die Zusammenfassung aller Kräfte des Staates zu dem Dienst dieses Staates selbst. Auf seinen Rat wurde ein freier Bauernstand geschaffen und damit ausgeführt, was vor ihm schon die Zollernkönige angebahnt hatten; er — und seine treuen Mitarbeiter von Schröter, von Vinke, Stägemann, von Klewitz, von Schön — sorgten für eine gleichmäßige Verteilung der Steuern und Lasten und erschlossen damit dem Staate neue Hilfsquellen. Stein schuf die Gleichheit vor dem Gesetz und sicherte für alle Zeiten allen tüchtigen Männern das Recht der Mitarbeit an den Aufgaben der Allgemeinheit.

Mit ihm aber, unter des Königs besonders regem Anteil, gliederten inzwischen der treffliche Scharnhorst, der scharfblickende Gneisenau und, mit und unter ihnen, ein Grolmann und ein Boyen das kleine preußische Heer von neuem und legten die Grundsteine zu seinem weitern Ausbau.

Ein Volk in Waffen sollte Preußens Volk werden! Nicht einem geworbenen Heer sollte in Zukunft die Verteidigung des Vaterlandes zufallen, nur Preußen sollten das Vorrecht genießen dürfen, für Preußen zu kämpfen! Schon bahnten diese führenden Geister den großen Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht an, durch dessen Verwirklichung allein dereinst Preußen seine herrlichsten Siege erringen konnte, und schon legten sie in rastloser Thätigkeit die Grundlage fest, die zur Schaffung eines einheitlichen, wahrhaft tüchtigen Offiziercorps für dies Heer der allgemeinen Wehrpflicht führen mußte. Während bisher im großen und ganzen — zahlreiche Ausnahmen hatten bereits bestanden — der Adel das schöne Vorrecht allein besaß, dem Heere seine Offiziere

zu geben, ein Vorrecht, dessen er sich stets würdig erwiesen, so sollte jetzt jedem Bürgerlichen, der nach der Stellung seiner Familie, nach seinen Kenntnissen und seiner militärischen Vorbildung dazu geeignet war, oder der sich vor dem Feinde hervorragend auszeichnete, der Zutritt zur Offizierslaufbahn offen stehen — eine Maßregel, die mit einem Schlage dem vaterländischen Heere unzählige tüchtige Elemente zuführte. Strenge Ehrengerichte sollten über den guten Geist im Offiziercorps wachen.

Aber nicht genug damit: wenn die Ausländer, die Geworbenen, die oft nur durch die äußerste Strenge bei der Fahne und bei der Pflicht gehalten werden konnten, aus dem Heere schieden, wenn das Heer sich in Zukunft wirklich nur noch aus Kindern des eignen Landes und aus allen Schichten des Volkes, auch den gebildeten, zusammensetzte, dann mußte auch ein anderer Geist in der Armee großgezogen und gepflegt werden. An die Stelle der harten, bisweilen grausamen Strenge konnte und mußte eine mildere Behandlung treten, die in dem höhern Ehrgefühl der zukünftigen Verteidiger des Vaterlandes wurzeln sollte! Daher wurde das Spießrutenlaufen, ja die Prügelstrafe überhaupt für alle Soldaten guter Führung abgeschafft. Und endlich: an die Stelle der alten überlebten Ausbildungsart, die bei Jena und Auerstedt trotz aller Tapferkeit der Truppe gescheitert war, wurden neue Kampfesformen gesetzt, die sich denen näherten, mit welchen Napoleon seine Siege erfochten hatte. Daß der Bezwungene von dem Sieger lernen müsse — das ist ja eine Regel, die sich noch nach allen Kriegen bewährt hat.

Aber ehe alle diese Reformen ins Werk gesetzt und zur That wurden, verging lange Zeit. Nicht nur daß die Anhänger des Alten, die sich in wohl begreiflichen Empfindungen nur schwer von den Einrichtungen trennen mochten, welche sich einst unter andern Verhältnissen so trefflich bewährt hatten, den Neuerern manches Hindernis in den Weg legten — das erschöpfte Land, auf dem Napoleons Hand noch immer schwer lastete, konnte nur allmählich die erforderlichen Mittel aufbringen, und die Friedensbestimmungen von Tilsit machten die Aushebung und Ausbildung eines starken Heeres unmöglich — durfte Preußen ja doch nur 42000 Mann unter den Fahnen halten. Da war es denn wieder Scharnhorst, der das Mittel fand, diese drückendste aller Bedingungen zu umgehen. Sein reger, nie um Auswege verlegener Geist erfand das Krümpersystem: es wurde stets eine größere Anzahl Rekruten ausgehoben,

aber schon nach kürzerer Dienstzeit, nach einer knappen Ausbildungsperiode, wieder in die Heimat beurlaubt. So standen in den Regimentern freilich nur die bestimmungsmäßigen Mannschaften im Dienst — überall im Lande aber, in den Dörfern und Städten des ganzen Königreiches, lebten Männer, die in den Waffen ausgebildet und bereit waren, auf den ersten Ruf ihres obersten Kriegsherrn zu den Fahnen zu eilen!

Wann aber konnte endlich die Stunde der Befreiung kommen?

Noch stand der gewaltige Eroberer auf der Höhe seiner Machtfülle. Im Herbst des Jahres 1808 veranstaltete er in Erfurt einen großen Fürstenkongreß, bei dem die Monarchen halb Europas ihm zu huldigen sich versammelten — blutenden Herzens auch der König Friedrich Wilhelm. O, wie sie knirschten, die Männer in Preußen, und mit ihnen, wer im Knabenherzen die rechte Empfindung für das Unglück des Vaterlandes trug, als die Zeitungen die unglaublich klingende Nachricht verbreiteten, daß der freche Emporkömmling ihren König gezwungen habe, auf dem unweit Erfurt belegenen blutgedüngten Schlachtfelde von Jena eine Hasenjagd mitzumachen!

Ja, er stand noch im Zenith seiner Größe und Macht, der Welteneroberer! Aber schon begann am gewitterschwangeren Horizonte Europas die Dämmerung eines neuen Morgens emporzusteigen.

Die von dem wuchtigen Schwerte des Gewaltigen zerschmetterten Völker des Weltteils begannen zu hoffen, und mit dem ersten Schimmer neuen Hoffens regte sich auch der erste Widerstand gegen die schier unerträgliche Gewaltherrschaft.

Im fernen Spanien mußte der große Schlachtenlenker 1808 zum ersten Male erfahren, daß seiner Knechtschaft eine Grenze gezogen sei — es gelang ihm nicht völlig, das tapfere spanische Volk, das zu verzweifeltem Widerstand aufstand, zu unterdrücken. In Tirol erhoben sich die Alpensöhne, im unterdrückten Hessenlande sammelte der wackere Oberst Dörnberg eine Schar zum Aufstand — und auch aus Preußen klang in alle Welt der Ruf hinaus, daß das Joch nicht mehr zu ertragen sei, klang hinaus in dem kurzen, heldenhaften, unglücklichen Kampf des tapfern Schill!

„Und glühet nur von edlem Zorn
Der Alpen kühner Hirt?
Es klirren Fesseln, wo der Sporn
Napoleons erklirrt.

In Flammen lodert unversöhnt
Des Hasses Schmerz empor,
Allwo ein fremder Laut ertönt
In deutsch geadelt Ohr.

Schon reicht uns von der Havel her
Der Schill die tapfere Hand.
Den Stahl, von alten Thaten schwer,
Hebt Hessen von der Wand!"

(Stägemann. April 1809.)

Hell aufjubelte Hans Salden zuerst, als er erfuhr, daß sein Schill, sein tapferer Waffengefährte von Kolberg her, zur That, zur kühnen Mannesthat geschritten sei! Er stürmte in der ersten freien Stunde nach der Stadt, seinem alten Grottkamm die Wundermär zu künden, daß der Schill, „unser Schill", am 28. April plötzlich mit seinem ganzen Husarenregimente aus Berlin gerückt sei auf die Elbe zu, daß alle seine Husaren geschworen, mit ihm zu siegen oder zu sterben — daß die eine große That unfehlbar ganz Deutschland zum Kampf um die Freiheit mit sich fortreißen werde.

Auch in des Feldwebels Augen hatte es zuerst auf die begeisterten Worte hin hell aufgeleuchtet. Der Alte war aufgesprungen und griff wie unwillkürlich nach seinem Degen. Aber die erhobene Hand sank wieder herab, und trübe fragte Grottkamm: „Hatte der Schill denn Befehl so zu handeln!"

Hans stutzte. Aber die Begeisterung war noch zu stark in ihm. „Befehl?! Wer fragt nach einem Befehl, wenn das Vaterland ruft!"

Grottkamm sah ihn groß an. Dann schüttelte er den Kopf. „Nee, Herr Junker, ich bin nur ein einfacher Soldat, aber erst muß der König befehlen! Das weiß ich: wenn's daran fehlt, ist kein Segen dabei! Schade um das edle Blut!"

Schade um das edle Blut! — — —

Es war ein kühner, aber ein unbesonnener Husarenstreich, der mit so großen Hoffnungen begonnene Zug Schills — der alte Grottkamm hatte nur zu recht: schade um das edle Blut!

Der König durfte und konnte den Friedensbruch nicht gut heißen, ja nicht einmal entschuldigen, wie sehr auch sein Herz um den frischen, unbezähmbar wagelustigen Reitersmann bangen, um die Tapfern, die sein unbesonnener Streich mit sich fortgerissen, trauern mochte! Und mit dem König sah die ungeheure Mehrzahl

aller Weiterblickender, daß die rechte Stunde doch noch nicht gekommen, daß Schills Hoffnung, das ganze deutsche Volk zum Aufstande mit sich fortzureißen, verfehlt sei.

Es kam, wie es kommen mußte — — —.

Wohl fand Schill hier und dort einigen Zuzug; wohl stritt er wie ein Löwe, als er sich von der Elbe bis zur Ostsee mitten durch ein Heer von Feinden durchschlug und in dem schwachbefestigten Stralsund den Verzweiflungskampf um Freiheit und Leben auskämpfen mußte — 1500 Mann gegen die vierfache Übermacht! Es war vergebens! Er selbst fiel, glücklicher als seine Gefährten. Nur wenige hundert Mann schlugen sich durch und entkamen nach der Provinz Preußen — der unglückliche Rest fiel den Feinden gefangen in die Hände.

Und wieder kam ein Tag, an dem Hans Salden zu seinem alten Freunde Grottkamm eilte, heute aber nicht mit jubelndem Herzen, sondern mit thränenden Augen!

„Er ist tot, der Herrliche! Gefangen sind seine Tapfern, und Napoleon erklärt sie als Räuber, will ihnen nicht einmal die Rechte der Kriegsgefangenen zuerkennen! Die Königin weint, meine lieben Prinzen weinen, unser gnädigster Herr geht schweigend mit zusammengebissenen Zähnen umher, und niemand wagt, ihn auch nur anzureden — wir wissen alle, er darf nicht einmal ein fürsprechendes Wort für die Unglücklichen einlegen! Sie sind verloren — rettungslos verloren!"

Sie waren es.

Napoleon hatte in Spanien die gewaltige Wucht, die unwiderstehliche Kraft der entfesselten Volksleidenschaft kennen gelernt. Er meinte, die ersten Erhebungen des unglücklichen preußischen Volkes, der deutschen Nation in einem blutigen Strafgericht ersticken zu müssen!

Auf den Wällen von Wesel wurden elf der Gemeinen des kleinen Schillschen Corps und die zwölf gefangenen Offiziere am 16. September erschossen: die Brüder von Wedel, die Lieutenants von Keller, Jahn, Gabain, von Flemming, von Keffenbringk, von Trachenberg, Schmidt, Felgentreu und Galle. — — 543 Mann aber schleppte der grausame Wille des Kaisers auf französische Galeeren, und selbst an Schills Leichnam ließen die erbitterten Sieger ihre maßlose Rachsucht aus: sein Heldenhaupt wurde abgeschnitten und in Holland als Merkwürdigkeit öffentlich für Geld

gezeigt. Erst nach langen Jahren fand es im Vaterland eine stille Ruhestätte.

Der alte Ernst Moritz Arndt, der Patriot von Rügen, aber sang dem gefallenen Helden ein Grablied:

„Es zog aus Berlin ein tapferer Held,
Er führte sechshundert Reiter ins Feld,
Sechshundert Reiter mit redlichem Mut,
Sie dürsteten alle Franzosenblut.

Auf Stralsund stürmte der reisige Zug,
Franzosen, verständet ihr Vogelflug!
O wüchsen euch Flügel und Federn geschwind.
Es nahet der Schill und er reitet wie Wind!

O Stralsund, du trauriges Stralesund,
In dir geht das tapferste Herz zu Grund.
Eine Kugel durchbohret das redlichste Herz,
Und Buben, sie treiben mit Helden Scherz!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und wie der heldenhafte Zug Schills ohne Erfolg für die große gemeinsame Sache verlief, nur in den Herzen des trauernden Volkes eine stille Saat aussäend, so blieb Österreichs Ringen gegen den schlachtengewaltigen Korsen ein vergebliches. Wohl mußte der Sieggewohnte am 22. Mai 1809, nach der blutigen Schlacht von Aspern, dem schönsten Lorbeerblatt im Ruhmeskranze des österreichischen Heeres, zum ersten Male in allen seinen Feldzügen den Rückzug antreten, aber schon am 6. Juli nahm er auf dem Felde von Wagram seine Vergeltung und zwang den Kaiserstaat der Habsburger zu einem schmerzlichen Friedensschluß. Und vergebens war auch der verzweifelte Kampf der braven Tiroler, die in ihren heimatlichen Bergen unter Andreas Hofer, dem Sandwirt von Passeyer, unter Speckbacher und Haspinger sich unsterblichen Ruhm erwarben. Nach hartem Ringen wurden auch die tapferen Alpensöhne niedergeworfen. Hofer selbst geriet in Gefangenschaft — am 19. Februar 1810 wurde er auf den Wällen von Mantua erschossen.

Durch ganz Deutschland klang das Lied, das der Dichter Julius Moser dem tapfern Sandwirt weihte:

„Zu Mantua in Banden der treue Hofer war,
In Mantua zum Tode führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
Ganz Deutschland, ach, in Schmach und Schmerz.
Mit ihm sein Land Tirol!"

Noch einmal hatte Napoleon Deutschland vor sich zittern gemacht, noch einmal die Völker des Weltteils die Schärfe seines blutigen Schwertes fühlen lassen. Höher und fester denn je vorher schien seine Macht, unüberwindbar erschienen die Kriegstüchtigkeit seines Heeres und seine Feldherrngröße. Aufs neue beugten sich die Könige und Fürsten vor seinem Zorn, und die Völker verzweifelten an der Möglichkeit, die schweren Ketten zu brechen, die er ihnen aufgezwungen. Nur die bravsten der braven, die glühendsten unter seinen Hassern, die stärksten Geister zagten nicht und rasteten nicht.

Sie trauten auf Gott, gleich dem alten Arndt, der in jenen Monaten, auf Napoleons Geheiß seiner Professur in Greifswald enthoben, sang:

„Du, der ewig waltend steht,
Höre, Vater, mein Gebet!
Denn mich drückt die böse Stunde,
Denn mich schmerzt die heiße Wunde,
Tief im Herzen brennt sie sehr —
Wärst Du nicht, wär ich nicht mehr."

und zum andern:

„Was stürmst du, Herz, und bist so wild?
Ist nicht der alte Gott dein Schild?
Der alte Gott im Himmel hoch,
Der lebet und regieret noch!"

Endlich war für das preußische Königshaus die Stunde gekommen, wo es nach seiner Hauptstadt, nach Berlin, zurückkehren sollte.

Am Tage vor Weihnachten, am 23. Dezember 1810, hielt das Königspaar, von der Bevölkerung begeistert begrüßt, seinen Einzug in Berlin.

Hans Salden war mit einigen Herren vom Hofstaat schon am Tage vorher nach der Hauptstadt gekommen und harrte des festlichen Zuges gegenüber dem königlichen Palais.

Und wie er so dastand und zu den Fenstern des Schlosses sinnend hinüberblickte, da schoß ihm die Erinnerung durch den Sinn, daß er just an derselben Stelle vor nun mehr als vier Jahren an der Seite der verstorbenen Mutter gestanden hatte, und seine Gedanken flogen hinüber nach dem stillen Friedhof von Wallesleben, wo die Teuere ruhte. Seine Augen füllten sich mit Thränen, und die Rechte griff unwillkürlich nach der Brust, wo

Hans wie immer neben den letzten Aufzeichnungen der Mutter ein kleines Epheublatt trug, das ihm der Kammerdiener der alten Tante Excellenz auf seine Bitte vor nun Jahresfrist vom Grabe der Mutter geschickt hatte.

Vier Jahre — welch eine kurze Spanne Zeit, und wieviel hatte sie ihm doch an Trübsal und — gewiß — auch an Gutem gebracht! Auch an Gutem! Er hatte Herzen gefunden voll Güte und Teilnahme, des Landes Königin nannte sich seine zweite Mutter, ihr Sohn, Prinz Wilhelm, war sein Freund! Und Freunde, Berater, hatte ihm der gütige Gott in allen Lebenslagen, wie schwer diese auch zuerst scheinen mochten, gesandt.

Er durfte nicht klagen! Aber wunderbar, in dem Herzen des Knaben wollte doch keine sonnige Freude aufkommen! Was lag nicht alles zwischen jenem Tage, an dem er mit der Mutter hier gestanden, und dem heute?! Es war zuviel des Elendes und des Leides, das inzwischen vor der Seele unseres Junkers vorübergezogen war; die Bilder, die gerade jetzt aus dem Meer der Erinnerungen wieder lebendig vor ihm aufstiegen, waren zu ernst, als daß er sich von Herzen an dem Jubel der nur dem Augenblick lebenden Volksmenge, die ihn umdrängte, hätte beteiligen können.

Und wie ihm, schien es einem ältern Herrn zu gehen, der dicht neben ihm stand. Es mußte ein alter Soldat sein. Er trug sich ganz nach der Mode von vor dreißig Jahren, sogar der scharfgedrehte und gepuderte Zopf hing ihm noch hinten über dem schlichtgrauen Rock hinunter. Und als Hans dann näher zusah, bemerkte er, daß der alte Mann das rechte Bein verloren hatte, was ihn jedoch gar nicht hinderte, recht fest und energisch aufzutreten.

Gleich unserm Junker sah der Alte fast unverwandt nach den Fenstern des Palais hinüber, an denen es doch noch gar nichts zu sehen gab. Und gleich Hans zog er dann und wann ein Sacktuch aus der Tasche und fuhr sich damit über die feuchtschimmernden Augen, um dann jedesmal sein Gesicht zu einem grimmigen Lächeln zu verziehen, als ob er damit seine Rührung vor den Augen der Menge verbergen wollte.

Der Stelzbein kam Hans Salden merkwürdig bekannt vor, aber wie er auch sann, er konnte sich nicht erinnern, wo er den Alten schon gesehen haben mochte.

Es mußte doch wohl ein Irrtum sein.

Vom neuen Königsthor her erschallten zum Festesgruß hundert Kanonenschüsse — jetzt ritt der König die Fronten seiner Bataillone ab, die dort draußen in Parade aufgestellt waren. Und dann erklang tausendstimmiger Jubel vom Schloßplatz herüber, immer mächtiger anwachsend — ein Willkommengruß aus dem Herzen des Volkes!

Die Königin!

Im prächtigen, kornblumenblau ausgeschlagenen Wagen, den ihr die Bürgerschaft heute zum Einzug als Geschenk dargebracht, sitzt die hohe Frau und dankt mit ihrem holden, lieben Lächeln immer wieder der begeisterten Huldigung! Sie lächelt — aber auch ihr Lächeln ist ernst und trübe! Denkt auch sie vielleicht an jenen Tag, da sie an der Spitze ihres stolzen siegesgewissen Dragoner-Regimentes in Berlin einzog? Nur vier kurze Jahre sind vergangen seitdem, aber in diesen vier Jahren lagen die Tage von Jena, von Auerstedt und von Tilsit! Arme Königin — arme Frau!

Der König!

Hoch zu Roß reitet er in seine Hauptstadt ein, und wieder erschallt brausender Jubelruf! Dankend neigt er das ernste Haupt — denkst du daran, Friedrich Wilhelm, daß du dieses Volk, das dich begrüßend umdrängt, dereinst noch zum Siege führen, daß du ihm die Freiheit, die das Vaterland verloren, wiedergeben sollst! Gott sei mit dir, Erbe des Ruhmes Friedrichs des Großen. — Gott stärke dein Herz für alles Schwere, das dir noch bevorsteht!

Und nun naht schmetternde Musik! Hinweg die Sorgen der Vergangenheit und der Gegenwart! — Der Zukunft, der hoffnungsfrohen, werde ihr Recht! Dort den beiden Söhnen des Königspaares, den echten Sprossen des Zollerngeschlechtes, gehört die Zukunft!

Wie schmuck und frisch sie ausschauen, wie kraftvoll sie ausschreiten, die Prinzen Friedrich und Wilhelm, an der Spitze des Garde-Regiments zu Fuß!

„Hoch! Hoch! Und abermals Hoch!"

Als sich jetzt, gerade wie die beiden Prinzen vorübermarschieren, und während sich oben auf dem Balkon des Palais die Königliche Familie, sie zu begrüßen, sammelt, Junker Salden umschaute und dem alten Soldaten neben ihm in die leuchtenden Augen blickte, als er sah, wie der Veteran den Dreispitz schwenkte

und mit dröhnender Kommandostimme sein Hoch! auf die beiden Zollernsöhne ausbrachte, da wußte er mit einem Male, wen er vor sich hatte.

Und als dann die Menge sich zu verlaufen begann, da trat er dicht an den Alten heran, lüftete bescheiden sein Hütchen und fragte: „Darf ich Herrn weiland Schloßverwalter Spieseke einen guten Tag wünschen?“

Der Veteran drehte sich kurz um, starrte dem Knaben einen Augenblick ins Gesicht und breitete dann seine beiden Arme weit und herzlich aus.

„Wach' ich oder träum' ich? Bomben und Granaten — ich will ewig Matz heißen und den Franzosen aus den Händen fressen, wenn das nicht der sogenannte Junker Hans von Salden ist!“

Damit hatte er unsern Freund aber schon, ohne eine Antwort abzuwarten, fest in seine Arme geschlossen und ließ ihn erst nach einer geraumen Weile los, als der Knabe halb lachend, halb weinend sagte: „Vater Spieseke — Ihr mordet mich ja mit Eurer Zärtlichkeit!“

„Mohrenwetter, das also ist der Herr Junker!“ Der Graukopf stellte Hans Salden, ihn immer noch am Schlawittchen haltend, mit abgespreizten Armen auf Schrittweite von sich. „Laßt Euch mal ordentlich beschauen! Wahrhaftig, das ist er! Die Augen vom Vater und das Grübchen da am Kinn von der Frau Mutter!“

Der Alte wurde plötzlich ernst. „Ja so — armer Junker! Gott habe sie selig, die lieben Herrschaften! Hab' auch den einen und den andern im Grabe, an dem mein Herz hing. Mein Eidam, der Wachtmeister von dem Regimente Gensdarmen — Ihr entsinnt Euch, lieber Junker — der fiel bei Jena. Und was mein ältester Enkelsohn war, der August, der liegt bei Märkisch-Friedland!“ Er fuhr sich mit dem Sacktuch über die Augen. „Eine schlimme Zeit — eine böse Zeit, Junker von Salden! Man kann seiner Tage nicht mehr froh werden — selbst nicht, wenn die andern jubeln und feiern wie heute!“

Der Veteran machte eine lange Pause, ehe er fortfuhr: „Aber nun müßt Ihr mir erzählen, liebster Herr Junker, wie's Euch ergangen ist in den langen traurigen Jahren. Weiß hier in der Nähe 'ne gute Tabagie, deren Wirt ein treffliches Glas gut abgelagertes Braunbier schenkt und auch ein braver Kerl und

tüchtiger Patriot dazu ist — da sollt Ihr mir Rede und Antwort stehen!“

Es gab in bewußter Tabagie ein langes Garn, das zwischen dem Greise und dem Knaben hin und her gesponnen wurde und schier kein Ende nehmen wollte. Als sie dann endlich doch von einander schieden, verabredeten sie ein baldiges anderweitiges Zusammentreffen, wie der Monsieur Spieseke mit einem gewissen geheimnisvollen Augenzwinkern beim letzten Händedruck nochmals besonders betonte: „Braucht keiner darum zu wissen, Junker! Wimmelt hier in Berlin ja von schuftigen Spionen, und die Franzosen und Franzosenfreunde haben ihre großen neugierigen Ohren überall. Also: hübsch Maul gehalten! Und das Herz fest und frisch, und die Fäuste geballt in der Tasche! Gott befohlen, junger Herr!“

Hans Salden ging in den nächsten Tagen wie ein Träumer umher — das Gespräch mit dem alten Veteranen wollte ihm nicht aus dem Kopfe. Manches Mal, mitten in dem Unterricht oder im Spiel, fuhr er wie geistesabwesend auf, und dann und wann meinte Prinz Wilhelm lächelnd: „Kenne dich gar nicht wieder, Hans! Du bist ja völlig verändert, seit wir in Berlin sind. Du — du! Wenn das der Oberst von Pirch merkt, kannst du dich auf einen Sermon gefaßt machen, der dir acht Tage die Lust am Kuchenessen vergehen lassen wird!“

Und ein andermal fand der Prinz den Freund über einem kleinen Zettel brüten, auf dem mit ungelenker Hand einige Strophen geschrieben standen — der alte Veteran hatte das Blättchen dem Junker in die Hand gedrückt. Es war das schöne Lied Joseph von Eichendorfs:

„Denn eine Zeit wird kommen,
Da macht der Herr ein End’,
Da wird den Falschen genommen
Ihr unrecht Regiment.

Denn wie die Erze vom Hammer,
So wird das lock’re Geschlecht
Gehaun fein von Not und Jammer
Zu festem Eisen recht.

Die Morgenröt’ wird tagen
Hoch über den Wald hinauf —
Da gibt’s was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, wacht auf!“

Sinnend wiederholte Prinz Wilhelm die letzte Strophe —

„Da gibt's was zu singen und schlagen,
Da wacht, ihr Getreuen, wacht auf!"

„Das muß Mama kennen lernen!" sagte er dann mit leise bebender Stimme. Und ehe Hans noch etwas erwidern konnte, ergriff er das Blatt und eilte in die Gemächer der Königin hinüber.

Es verging eine geraume Zeit, ehe er wiederkam, und als ihm dann Hans in die Augen sah, da bemerkte er, daß sie gerötet waren wie von heißen Thränen.

Unser Junker legte dem Freunde erschrocken die Hand auf die Schulter: „Thränen? O wie mich das schmerzt, Prinz Wilhelm! Waren Ihre Majestät ungehalten?"

Der Prinz schüttelte leise das Haupt. „O nein, Liebster! Im Gegenteil! Als ich zu Mama kam und ihr das herrliche Gedicht zeigte, sagte sie, daß sie es schon kenne und sehr schön finde. Und dann sah sie mich mit einem Male so unsagbar traurig an, zog mich zu sich heran und küßte mich. Eine geraume Zeit konnte Mama nicht sprechen, so erregt war sie. Aber dann flüsterte sie mir leise zu, ganz leise, und doch drang mir jedes Wort durch das innerste Mark: ‚Du bist noch so jung, mein Willi — verstehst du denn, wie unsagbar ich unter dem Unglück des Vaterlandes, unseres teuern Preußens, leide?' — ‚Wie kannst du mich so fragen, Mama?' entgegnete ich. ‚Vollende ich nicht bald, am 22. März schon, mein dreizehntes Lebensjahr und trage ich nicht das Ehrenkleid der Armee?! Und da sollte ich nicht reif genug sein, um mit dir und mit allen unseres Vaterlandes Unglück zu empfinden?! Meinst du, ich könnte vom Ruhme und den Heldenthaten meines Großohms erzählen hören, ohne daß mir die Thränen des Zornes und der Scham darüber in die Augen steigen, daß der Franzose nicht viel anders, denn unser aller Herr ist! Und wäre ich mit jenem Gedicht von Eichendorf zu dir gekommen, wenn ich nicht fühlte, daß es anders, daß es besser um uns werden muß!'"

„Ich hatte wohl etwas lebhaft geschlossen," fuhr der Prinz fort. „Mama aber war gar nicht böse; sie küßte mich aufs neue und schaute mich so gut und sanft an, wie niemand außer ihr zu blicken versteht. Dann wurde sie wieder sehr traurig —" Prinz Wilhelm stockte, es schien, als würde es ihm schwer, gleich die rechten

Worte zu finden. „Ja — sehr traurig!“ wiederholte er endlich. „So traurig, wie ich Mama noch nie gesehen habe. ‚Mein Liebling,‘ sagte sie, ‚uns ist nur beschieden die Kräfte des Vaterlandes zu schützen und zu sammeln, den guten Geist, wie er dort auch aus deinem Liede spricht, wach zu erhalten! Ich werde den Tag der Vergeltung nicht mehr erleben, aber Gott wird ihn uns senden, denn Gott ist gerecht. Dir wird es beschieden sein, so hoffe ich, unser Volk noch einmal auf der Höhe seines alten Ruhmes zu sehen, ja neue Lorbeeren werden diesem Ruhme hinzuwachsen, denn der Kern des preußischen, unseres ganzen deutschen Volkes ist gut und kraftvoll! Wenn dieser Tag der Erhebung und Vergeltung aber kommt, wird mein Geist mit Preußen sein, auch wenn ich nicht mehr unter euch weilen darf.‘

‚O sprich nicht so, liebe Mutter!‘ bat ich, sie aber schüttelte wieder den Kopf. ‚Wenn dereinst dieser Tag kommt,‘ wiederholte sie, ‚dann behalte du Gott vor Herzen und im Sinn. Werde nicht übermütig, sondern bleibe auch im Siege bescheiden; sei milde, sei gerecht! Und sei dankbar gegen alle die, so da mitwirken am Werke, sei aber vor allem dankbar vor Gott und demütig vor seiner Gnade!‘ — So sprach Mama, und mir ist's, als sei diese Stunde eine für mich sonderlich weihevolle gewesen. Ich werde sie nimmer vergessen!“

Der Königin Worte zitterten auch in unseres Junkers Herzen noch nach, als er an einem der nächsten Tage von dem alten Spieseke in die große, runde Aula der Berliner Universität geführt wurde. Der Veteran mußte hier eine bekannte Persönlichkeit sein, so wenig seine äußere Erscheinung zu den jungen Männern, die sich um den Katheder scharten, passen wollte — man machte ihm willig Platz, als verstünde sich das von selbst, und man räumte auch dem Knaben in seiner Begleitung ein bescheidenes Plätzchen ein, obwohl sich mancher verwunderte Blick auf den Vierzehnjährigen richtete.

Auf dem Katheder stand ein Mann von untersetzter kräftiger Statur, mit einem scharf markierten, adlernasigen Gesicht, auf dessen gedrungener Stirn der rastlose Gedankenflug tiefe Furchen gezogen zu haben schien, mit buschigen Brauen, unter denen es blitzte und funkelte aus großen mächtigen Augen — Johann Gottlieb Fichte war's, der Weberssohn aus der Oberlausitz, der glühendsten Patrioten und der beredtesten einer. Wie ein Gewitter brauste seine Rede daher, als er unter dem atemlosen Schweigen der um ihn

Versammelten anhob von der deutschen Nation zu sprechen, von ihren Pflichten, ihren Aufgaben, ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft.

„Laßt die Freiheit immer einige Zeit verschwinden aus der sichtbaren Welt, aber geben wir ihr eine Zuflucht im Innersten unserer Gedanken, bis in uns die neue, durch nationale Erziehung gezeitigte Welt heranwächst, die da Kraft haben wird, die Freiheitsidee zur That zu machen: lassen wir nicht mit unserm Körper auch unsern Geist niederwerfen und in die Gefangenschaft bringen! Wir müssen werden, was wir sein sollen: Deutsche! Das zu sein, haben unsere Altvorderen mehrere Menschenalter hindurch mit den Römern gestritten. Sie setzten voraus, daß ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um Deutscher zu sein und zu bleiben und die Seinigen zu Deutschen zu bilden. Sie und alle andern in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer mit Notwendigkeit diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Kraft der Arme ist es, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts, welche Siege erkämpft. Geht ihr ferner hin in euerer Dumpfheit und Achtlosigkeit, so erwarten euch alle Übel der Knechtschaft: Entbehrungen, Demütigungen, der Hohn und der Übermut des Überwinders. So lange werdet ihr herumgestoßen werden, bis euere Nationalität ausgelöscht ist. Ermannt ihr euch aber, so werdet ihr noch unter und um euch ein Geschlecht aufblühen sehen, durch welches euer Volk wiederhergestellt und das wiederhergestellte zur Wiedergebärerin der Welt wird! Ihr Deutschen seid eine Nation, ihr seid sogar die erste in der Welt und von euch muß die Wiedergeburt Europas ausgehen!“

So mahnend und aufrichtend scholl das Wort des gewaltigen Mannes und zündete von Herzen kommend und zu Herzen gehend — so lehrte, strafte, tröstete und erhob Gottlieb Fichte seine Zuhörer und säete, ein echter Sämann, eine reiche Saat aus, die zur herrlichsten Frucht heranreifen sollte.

Aufs tiefste erschüttert und doch zugleich innerlich gekräftigt verließ unser Junker die Aula — eine neue Weltanschauung war ihm in dieser Stunde aufgegangen! Und als er sich, nachdem er lange keine Worte hatte finden können, zu dem Alten an seiner Seite aussprach, da nickte der Veteran mit dem grauen Haupte: „Geht's mir denn anders? Hab' mein Lebelang nimmer gedacht, daß ich einmal in die Akademie gehen und einen gelehrten Herrn

anhören würde. Als ich aber von einem Freunde erst einmal hingeführt worden war, da gab es für mich nichts Schöneres mehr, als den Fichte zu hören — ist er doch wie ein Prediger des Gotteswortes und wie ein Feldherr zugleich, wenn er losdonnert und uns zeigt, was wir uns selber, und was wir unserm Vaterlande schuldig sind!"

„Und noch zu einem andern muß ich Euch hinführen, lieber Junker," fuhr der Alte fort, „auch zu einem Manne recht nach meinem Herzen. Kommt am nächsten Sonnabend zu mir, so etwa gegen vier Uhr nachmittags, dann sollt Ihr ihn kennen lernen!"

Ob Hans Salden kam!

Sie wanderten selbander hinaus weit vor die Stadt durch den tiefen märkischen Sand. Dort im Süden Berlins lag ein kleines Gehölz, auch echt märkisch aus schlichten Fichten zusammengesetzt, und hier fanden sie in einer Lichtung eine nach Hunderten zählende muntere Gesellschaft, die, wie unser Junker zuerst meinte, lustige Spiele trieb.

Es war ihm etwas ganz Neues, zu sehen, wie die Männer und Buben um einen jungen hochgewachsenen Mann fröhlich herumtollten, sich bald hier, bald dort in Gruppen ordneten, im Wettlauf das unglaublichste zu leisten suchten oder miteinander rangen, als gelte es die stolzen Wettkämpfe der alten Griechen wieder zurückzurufen. Erst allmählich erkannte er, daß dem Spiel doch ein ernster Zug zu Grunde lag, daß alle diese Übungen wohldurchdacht waren zur Stählung des Leibes und der Seele. Und als dann nach gut einer Stunde der Leiter des Ganzen — es war Friedrich Ludwig Jahn, der Predigerssohn aus der Mark, den sie später den deutschen Turnvater genannt — seine bunte Schar versammelte und in kernigen Worten seine Ziele auseinandersetzte, dabei manch scharfes Spitzlein anbringend gegen den „Verbrecher, den wir alle kennen und daher nicht zu nennen brauchen, den Mann, der uns zu knechten gekommen, die Rute, die nicht von Gott gesandt, sondern vom Teufel" — da wußte Hans, weshalb sein alter Freund, den auch hier alle kannten, ihn nach der sandigen Hasenheide geführt hatte.

Im langen, militärisch geordneten Zuge ging's dann heimwärts — durch das Hallesche Thor, an der Stadtmauer entlang, die damals Berlin noch im Zuge der heutigen Königgrätzer Straße umschloß, unter frohen Scherzen und Liedern. Wohl schüttelte

mancher von den Vorübergehenden den Kopf und sah sich ängstlich um, ob auch kein französischer Späher in der Nähe sei, als der Ludwig Jahn, sich den langen Bart streichend, mit seines Basses Grundgewalt das grimmige Lied Heinrich von Kleists anstimmte, das damals die Gemüter aller Patrioten begeisterte, das die meisten aber doch nur bei verschlossenen Thüren zu singen und zu sagen wagten:

„Alle Triften, alle Stätten
Färbt mit ihren Knochen weiß,
Welche Rab' und Fuchs verschmähten,
Gebet sie den Fischen preis.
Schießt sie tot, das Weltgericht
Fragt euch nach den Gründen nicht!“

Vor dem Brandenburger Thor, dessen hohe Zinnen verödet standen, denn Napoleon hatte die stolze Quadriga, das preußische Siegesgespann, mit frevler Hand geraubt, um sein Paris mit ihr zu schmücken, ließ Jahn aufmarschieren.

Lange sah er sinnend hinauf nach der leeren Fläche, und die Falten auf seiner Stirn zogen sich unheilverkündend zusammen. Dann drehte er sich plötzlich kurz um: „Was denkst du dir dabei, wenn du dort hinblickst, von wo einst die Viktoria, die Siegesgöttin, herabschaute?“ wandte er sich an einen der halbwüchsigen Buben, die um ihn standen.

Der Junge wußte nicht gleich eine passende Antwort. Er zögerte —

Da holte Jahn aus, und ehe jener noch abwehrend die Hand erheben konnte, brannte auf seiner rechten Wange ein Backenstreich, wie nur des Turnvaters kraftvolle Hand ihn verabreichen konnte.

„Dummer Junge!“ schnob er dabei. „Weißt du, weshalb ich dir dies Merkzeichen verabreichte?!“

„Nee! Wahrhaftig nicht, Herr Jahn!“ kam es kläglich heraus.

Schwapp, hatte der Ärmste eine zweite Dachtel von gleicher Qualität auf der linken Wange weg.

„Damit du immer daran denkst, wenn du hier vorübergehst, daß wir sie wiederholen müssen — die uns von den Franzosen gestohlene Viktoria nämlich!“

Und Hans Salden dachte in seinem Innern, daß der Gestrafte

die beiden Jahnschen Schläge und die mit ihnen zusammengehörige Lehre sicher nie im Leben vergessen werde!

Ja — es war doch eine große Zeit der geistigen Vorbereitung damals — die Zeit vor dem Sturm! In dem stillen Königsberg, wo der Hof einsam und zurückgezogen gelebt hatte, da war dem Knaben nicht recht der Wogenschlag der geistigen Bewegung zum Bewußtsein gekommen, die hier in Berlin bereits donnernd und brausend bis an die Stufen des königlichen Thrones rollte, und die in allen Schichten der Bevölkerung, je länger, je mehr, feste Wurzeln schlug.

Nicht nur Stein und Scharnhorst, nicht nur Gneisenau und Boyen bereiteten die Erhebung des deutschen Volkes vor! Auch ein Fichte vom Lehrstuhl der Akademie, ein Jahn mitten unter dem Spiel und den Übungen des damals ganz neuen Turnens thaten, jeder an seinem Platz und unterstützt von Hunderten und Aberhunderten von andern tüchtigen, hochdenkenden Männern, am großen Werke mit.

Und weiterhin — das Samenkorn, das Friedrich von Schiller dem Herzen des deutschen Volkes anvertraut, es begann allmählich zu keimen.

Sein Wilhelm Tell, der kühne Befreier eines unterdrückten Volkes von Helden, begeisterte die Nation, und eine neue Schar junger dichterischer Talente begann die rechten Töne für die Empörung gegen die Fremdherrschaft, für die Wiederbelebung des nationalen, des deutschen Geistes zu finden. Da sammelten Achim von Arnim und Clemens Brentano die alten herrlichen Volkslieder der Deutschen und ließen die Gegenwart in vollen Zügen sich Mut und Kraft an der stolzen Mannhaftigkeit der Vorfahren trinken; da sang ein Friedrich de la Motte Fouqué seine prächtigen Lieder, und Heinrich von Kleist rührte und entflammte mit seinem „Käthchen von Heilbronn“ die Gemüter, um sie dann mit seinen feurigen Gesängen zu berauschen! Von ihm stammt das herrliche:

„Horchet! Durch die Nacht, ihr Brüder,
Weht ein Donnerruf hernieder?
Stehst du auf, Germania?
Ist der Tag der Rache da?

Zu den Waffen! Zu den Waffen!
Was die Hände blindlings raffen,
Mit dem Spieße, mit dem Stab,
Strömt ins Thal der Schlacht hinab!

So verlaßt, voran der Kaiser,
Eure Hütten, eure Häuser,
Schäumt, wie uferloses Meer,
Über all die Franken her! --"

Die stille Sammlung der Nation, sie fand ihren schönsten Wiederhall in den Räumen des Palais der Königin Luise — sie fand den stärksten Wiederhall im Herzen der edlen Frau! Wenn ganz Preußen in seinem namenlosen Unglück auf die Herrscherin blickte, von der man wußte, was sie gelitten, was sie getragen um des Vaterlandes willen, so gewann auch sie in jenen Jahren das Vertrauen und die Hoffnung auf die Zukunft von Tag zu Tag mehr zurück, weil sie sah und fühlte, daß mit der Liebe zum Hohenzollernhause auch die Kräfte des Widerstandes in ihrem Volke ständig wuchsen.

Aber der zarte Körper der schwergeprüften Königin war den Erregungen, den Leiden und Sorgen, die ihr die Jahre seit Jena gebracht, nicht mehr gewachsen.

Noch einmal nur sollte sie — am 10. März 1810 — ihren Geburtstag im Kreise der Ihren feiern; noch einmal, zwölf Tage darauf, am 22. März, das Wiegenfest ihres geliebten Sohnes Wilhelm festlich begehen. Sie sollte noch die Freude erleben, daß der Graf Hardenberg, in dem sie die geeignetste Persönlichkeit zur Fortsetzung der Steinschen Reformen erkannt hatte, auf ihr Drängen als Staatskanzler an die Spitze der Leitung des Staatswesens berufen wurde.

Dann, bald nachdem das Königspaar nach Potsdam übergesiedelt war, begann die Krankheit der Königin eine ernstere Form anzunehmen, und die Ärzte wurden bedenklich.

Es war, als ob das körperliche Leid die holde Frau geistig noch mehr reifte. Niemals hatte die innige Liebe zu den Ihren sich in schöneren, edleren Formen gezeigt, denn jetzt. Es war, als ob eine bereits Verklärte mit stillem Walten zwischen Lebenden wandele. — Niemals hatte auch Hans Salden so lebhaft empfunden, als jetzt, daß ihm die königliche Frau in Wirklichkeit eine zweite Mutter gewesen war, mit so zärtlicher, rührender Fürsorge umgab sie auch ihn. Immer und immer wieder zog sie den Junker in ihre nächste Umgebung, und immer wieder kam sie auf die Freundschaft zu sprechen, die sich zwischen ihm und dem Prinzen Wilhelm, ihrem Lieblingssohne, immer inniger entwickelte. Daß

es eine Freundschaft für das Leben sein solle, das war auch ihr herzlichster Wunsch!

Es waren ernste und doch so schöne Stunden, die Hans hier im Kreise der königlichen Familie verleben durfte. Wenn die Königin an den sonnigen Frühjahrsnachmittagen in ihrem kleinen offenen Wagen im Park von Sanscouci spazieren fuhr, oder wenn die Herrschaften nach der schönen Pfaueninsel hinauskutschierten, oder die Kranke noch einmal ihr geliebtes Paretz sehen wollte, wo sie in den glücklichen Jahren der Kronprinzenzeit so gern die schlichte „gnädige Frau" gespielt hatte, immer mußte auf ihren besondern Wunsch auch Junker Salden dabei sein, und immer hatte sie ein gütiges Wort, einen freundlichen Blick für den Knaben. Es kam wohl vor, daß einer der Prinzen neckend meinte: „Aber, Mama, du bevorzugst den Salden wahrhaftig auf unsere Kosten — wir müssen nächstens ein energisches Veto einlegen!" — wenn dann aber Hans eine helle Blutwelle in die Wangen stieg, dann rief sie ihn jedesmal zu sich heran und strich liebkosend über sein blondes Haar: „Er hat ja keine Mutter, der arme Wicht! Dürft ihr da eifersüchtig auf ihn sein, wenn ich es recht von Herzen gut mit ihm meine?!"

Es schien vorübergehend, als ob die frische Luft und die viele Bewegung im Freien der Kranken wohl thäten. Die schweren Brustkrämpfe, die sie so sehr peinigten, traten seltener auf, ihre Wangen röteten sich wieder im rosigen Schimmer. Der König, der seine geliebte Gattin mit der rührendsten Sorgfalt umgab, atmete auf — mit neuer Hoffnung sah die ganze Umgebung den Fortschritten der anscheinenden Besserung entgegen.

So glaubten die Ärzte der hohen Frau auch den Wunsch nicht versagen zu brauchen, den sie seit langen im Herzen trug — den Wunsch, ihren Vater und ihre nun einundachtzigjährige Großmutter in Neu-Strelitz zu besuchen. Ende Juni reiste sie ab; nur auf kurze Zeit war ihr Aufenthalt geplant.

Gott hatte es anders bestimmt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am Mittwoch, den 18. Juli, als in Potsdam ein Eilbote eintraf, der die schmerzliche Kunde brachte, daß die geliebte Königin schwer erkrankt sei. Man hatte schon vorher gewußt, daß sie in Hohen-Zieritz, einem Lustschloß dicht bei Strelitz, niederliege, aber doch nicht das Schlimmste befürchtet. Jetzt entschloß sich der König, trotzdem er selbst am kalten Fieber erkrankt war, zur so-

fortigen Abreise. Der Kronprinz und der Prinz Wilhelm sollten ihn begleiten.

Die Wagen waren bereits vorgefahren, als der König noch einmal in das Zimmer seiner Söhne trat. Die beiden Prinzen standen am Fenster, neben ihnen unser Junker mit thränenschweren Augen.

Friedrich Wilhelm legte leise die Hand auf die Schulter seines Ältesten: „Seid ihr bereit, Kinder?“ sagte er trübe. „Soeben ist noch ein Eilbote vom alten Heim,“ dem Arzt der Königin, „eingetroffen; Mamas Zustand ist sehr gefährlich — arme Kinder!“ Man sah es dem starken Manne an, wie schwer er litt. Die Worte rangen sich nur langsam von seinen Lippen.

Prinz Wilhelm schmiegte sich dicht an den Vater: „Darf Salden uns nicht begleiten?“ bat er innig. „Mama hat in so sehr lieb!“

„So sehr lieb —“ wiederholte der König wie im Traume. Dann, als ob er plötzlich aus fernen Regionen in die Wirklichkeit zurückkehrte, nahm er des Junkers Haupt zwischen beide Hände: „Du bist eine Waise, Hans Salden — armer Knabe! Eine Waise — und Luise hatte dich sehr lieb. Weiß es wohl — wie eine Mutter! Wird sich gewiß freuen, wenn du kommst! Mach dich fertig — aber schnell — kannst mit uns fahren!“

Als dem Knaben aber die Thränen aus den Augen stürzten, da fuhr der König hastig herum: „Nicht weinen — nicht weinen!“ stieß er hervor. „Werdet noch genug Thränen vergießen!“ Und er zog den Kronprinzen fest an sich: „Arme Kinder! — Arme Kinder!“

Es war eine stille, traurige Fahrt durch die märkischen, in sommerlicher Pracht prangenden Auen hinein ins mecklenburgische Land. Schweigend saß der König, ganz in seine schmerzlichen Gedanken versunken, im Vordersitz des Wagens — schweigend saßen seine Söhne, und zwischen ihnen der Junker, ihm gegenüber. Nur dann und wann seufzte Friedrich Wilhelm schmerzlich auf, und jedesmal, wenn der König, der Vater, so dem sonst gewaltsam niedergekämpften Herzensschmerz Ausdruck lieh, faßte Prinz Wilhelm des Junkers Hand und preßte sie krampfhaft zwischen seinen kalten Fingern.

Sie sollten ja nicht weinen, die armen Prinzen! Und es war ihnen doch ums Herz so schwer — so schwer! Sie ahnten, daß sie zu einem Sterbelager fuhren!

Ja, es war ein Sterbelager — —

Gegen fünf Uhr in der Morgenfrühe des 19. Juli sind sie endlich in Hohen-Zieritz. Der alte, treue Arzt kommt dem König entgegen — es steht auf seinem Gesicht geschrieben, daß er keine Hoffnung hegt.

Aber noch lebt Luise — noch ist sie bei vollem, klarem Bewußtsein.

Leise tritt der König in das Sterbezimmer, mit ihm die beiden Prinzen und der Junker — leise, ganz leise. —

Und sie lächelt ihnen zu.

„Mein lieber, lieber Freund, wie glücklich bin ich, dich zu sehen!“ das waren ihre ersten Worte. Und dann, als er seine Thränen nicht länger zurückhalten kann, fügt sie traurig hinzu: „Bin ich denn wirklich so gefährlich krank?!“

Der König setzt sich zu ihr an das Bett und bedeckt ihre schöne, zarte Hand mit heißen Küssen. Er kann nicht sprechen vor Schmerz.

Aber sie fährt, obwohl es ihr sichtlich Anstrengung kostet, fort: „Und wer ist mit dir? Fritz und Wilhelm! Ach, mein Gott, welche Freude! Und da ist ja auch mein guter Hans — da seid ihr ja —“

Die beiden Söhne werfen sich am Bett nieder, unter der segnenden Hand der Mutter zu beten. Und auch Hans faltet die Hände.

Ein heftiger Brustkrampf läßt die emporflackernden Kräfte der Sterbenden völlig erlahmen.

Der König schickt die widerstrebenden Kinder hinaus in den Garten — ein schmerzensvoller Blick auf den Arzt hat ihm gesagt, daß die letzte Stunde gekommen ist — sein Vaterherz will nicht, daß sie die Mutter sterben sehen — —

Und noch ein Mal wiederholt sich der Krampf — und zum dritten Male!

Die Uhr zeigt zehn Minuten vor neun!

Noch einmal schlägt die Königin ihre großen Wunderaugen, die so viel Liebe und Herzensgüte ausgestrahlt haben, die so viel Unglück sahen, auf, noch ein Blick voll Innigkeit trifft den an ihrem Bette knieenden Gatten, dann biegt sie sanft das schöne Haupt zurück und leise flüstern ihre Lippen: „Herr Jesu, Jesu, mach es kurz!“

Es war ihr letztes Wort — —

Fünf Minuten später drückte der im Schmerz fassungslose Gatte der Geliebten die Augen zum ewigen Schlummer zu, — kein anderer sollte der Holden, Süßen den letzten Liebesdienst erweisen, denn er! — —

Königin Luise war hinübergegangen zu einem bessern Leben — ihre Seele stieg empor zum ewigen Licht!

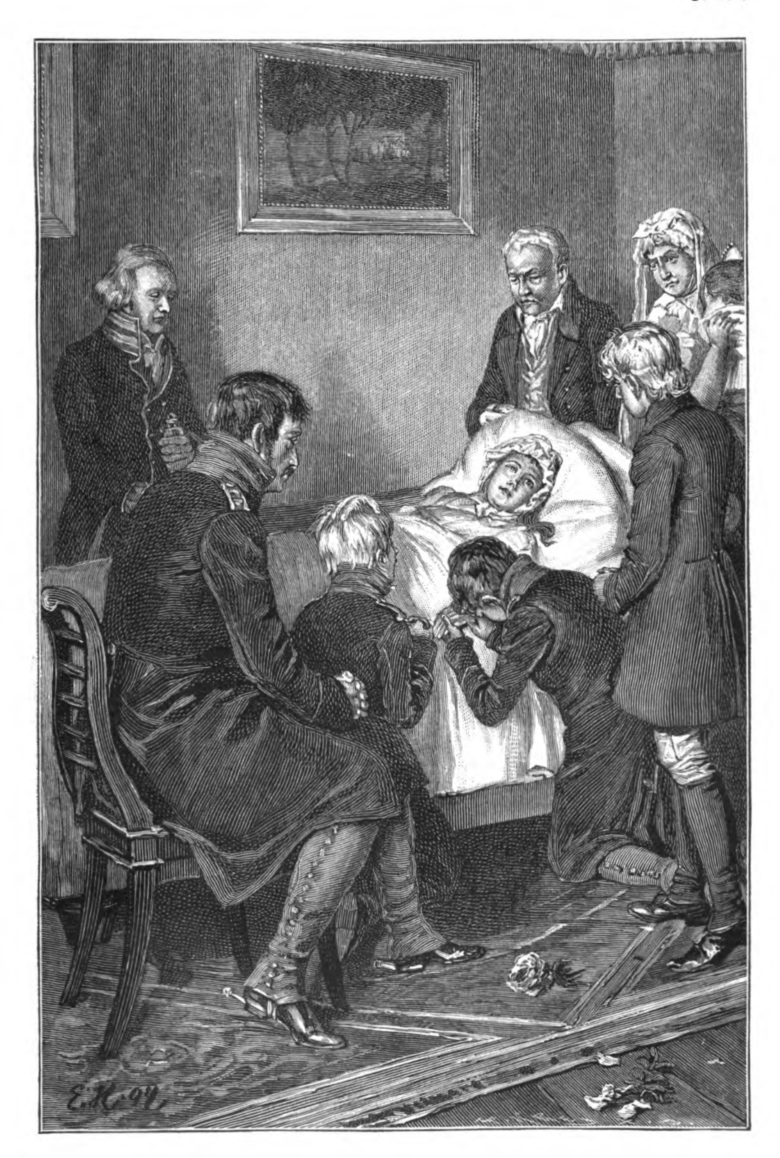
„Rose, schöne Königsrose,
Hat auch dich der Sturm getroffen?
Gilt kein Beten mehr, kein Hoffen,
Bei dem schreckenvollen Lose?!“
(Max v. Schenkendorf)

Einen Kranz von weißen Rosen pflückten Prinz Wilhelm und der Junker im Park: aber des Sohnes sinnigem Gemüt schien es damit noch nicht genug der Zärtlichkeit gegen die teuere Mutter auf dem Totenbette — er eilte über die Parkgrenze hinaus auf die Felder und suchte an den Rainen eine Handvoll Kornblumen. Und als er dann thränenden Auges zurückkehrte, die blauen Blüten in der Rechten, nahm er unsern Junker bei der Hand und zog ihn mit sich ins Sterbezimmer —: „Es waren Mamas Lieblingsblumen, die holden Cyanen — sie sollen auch meine Lieblingsblumen bleiben mein ganzes Leben lang!“ raunte er leise dem Freunde zu.

Zu Häupten der Verklärten, die im Tode noch zu lächeln schien, legte Hans den Kranz von weißen Rosen nieder, nachdem er sich vom König, der stumm und gebrochen am Totenlager saß, mit einem stillen Blick Erlaubnis erbeten hatte. Prinz Wilhelm aber war neben der Mutter niedergesunken und betete leise — als er sich dann aufrichtete, schob er sein schlichtes blaues Kornblumensträußchen zwischen die gefalteten Hände der theuren Dahingeschiedenen. —

In den Dämmerstunden des 24. Juli trafen die sterblichen Reste der Königin in Berlin ein.

Unter ernsten Choralklängen wurde der Sarg am Portal des Schlosses von 24 Kammerherren emporgehoben und die Stufen hinan, bis in das Thronzimmer getragen, wo er drei Tage ausgestellt blieb. Tausende und Abertausende wallten in diesen Trauertagen an der violettsammetnen Estrade vorüber, auf der unter dem Thronhimmel, von hohen Kandelabern beleuchtet — zur Rechten



Am Totenbett der Königin Luise.

„Die beiden Söhne werfen sich am Bett nieder, unter der segnenden Hand der Mutter zu beten . . .“



auf einem Taburett die Königskrone, die Luise mit so vielem Herzeleid getragen, zur Linken auf einem zweiten Sessel der russische Katharinenorden — der blumenüberschüttete Sarg ruhte. Am dritten Tage endlich fand dann die Beisetzung im Dom statt, wo die geliebteste aller Königinnen eine vorläufige Ruhestätte finden sollte, bis das herrliche Mausoleum, das der König ihr im stillen Schloßgarten von Charlottenburg zu bereiten gedachte, vollendet sei.

Dem Sarge zunächst folgte der König; hinter ihm schritten die Prinzen und die Prinzessinnen — rührend war es anzuschauen, wie die Amme das jüngste Kind der Verewigten, den Prinzen Albrecht, auf dem Arme dem Sarge der dahingeschiedenen Mutter nachtrug.

Der greise, ehrwürdige Konsistorialrat Sack, der vor sechzehn Jahren das königliche Paar zum Bund für das Leben zusammengethan, er segnete heute auch die verklärte Tote zur ewigen Ruhe ein.

Wie ein Schmerzensruf war die Kunde von dem Tode der Königin durch ganz Preußen, durch ganz Deutschland gerauscht — durch ganz Deutschland, denn — in Wahrheit! — alle patriotisch fühlenden Herzen in allen deutschen Gauen, in Nord und Süd und Ost und West, fühlten sich eins in der tiefen Trauer um die deutsche Fürstin, die allezeit das Musterbild einer edlen deutschen Frau und Mutter gewesen war!

Sie war dahingegangen, aber sie lebte fort in der Brust von Hunderttausenden. Wie sie gerungen, wie sie getragen, wie sie in allem Herzeleid stets das Panier der, im Vertrauen auf die Hilfe des Höchsten und im Vertrauen auf die Tüchtigkeit ihres Volkes wurzelnden Hoffnung hochgehalten hatte, das blieb unvergessen und trug als ein Vorbild sondergleichen Samen und Frucht für unser ganzes Volk!

Sie war dahingegangen, aber ihr Beispiel blieb lebendig! Sie war dahingegangen, ohne die Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes und ihres geliebten Preußens zumal mit eignen Augen schauen zu können!

Aber von den himmlischen Höhen droben hat ihr schönes Wunderauge auf Preußen und auf Deutschland geruht — die tote Königin wurde zum Schutzengel unseres ganzen Volkes, bis

die heilige Stunde der Wiedergeburt kam, in welcher der Dichter der Befreiungskriege, unser Theodor Körner, begeistert singen durfte:

„Du Heilige! Hör deiner Kinder Flehen,
Es dringe mächtig auf zu deinem Licht,
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verklärter Engel, weine länger nicht!
Denn Preußens Adler soll'n zum Kampfe wehen,
Es drängt das Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und jeder wählt — und keinen siehst du beben, —
Den freien Tod für ein bezwungnes Leben!"

---

## Sechstes Kapitel.

**Was Junker Hans von Salden dem alten Nettelbeck zu berichten hatte. — Gottes Strafgericht: Moskau und die Beresina; York und Tauroggen.**

Peterhof vor Riga im Moskoviterlande,
6. September 1812.

Lieber, guter Vater Nettelbeck!

Ihr habt gewiß schon oft und heftig auf den bösen unzuverlässigen Hans von Salden gescholten, der sein Wort, hübsch fleißig zu schreiben, so schlecht hält. Es ist wahr, lieber Vater Nettelbeck, ich bin sehr schreibfaul gewesen, aber, wenn ich recht artig um Pardon bitte, dann vergibt mir, so hoffe ich wenigstens, Vater Nettelbeck doch! Ich bin ja auch soeben im Begriffe, meine Sünden, soweit es geht, wieder gut zu machen, und nach dem alten Kolberg einen Schreibebrief zu verfassen, der, fürchte ich beinahe, Euch zu lang werden wird. Braucht ihn ja aber nicht auf einmal zu lesen, sondern alle Tage ein Stückchen, oder — noch besser! — nehmt das Epistel in den Ratskeller mit, und laßt es Euch bei einem Glase Pontak von dem Herrn Rektor vorlesen. Denn manches, was ich Euch zu schreiben habe, dürfte auch für andere brave Kolberger von Wert sein — habe ich doch, ohne mich überheben zu wollen, wohl vieles erlebt in den letzten Jahren, wovon sonsten ein junger Mensch in meinen Jahren nichts zu berichten weiß.

Ich schrieb Euch zuletzt nach dem Tode unserer unvergeßlichen Königin, meiner zweiten Mutter. Die teuere, geliebte Königin — noch über den Tod hinaus hatte ihr liebevolles Herz für mich gesorgt.

Als etwa vier Wochen seit ihrem Dahinscheiden verflossen waren, ließ mich unser allergnädigster Herr zu sich rufen.

Er hielt einen kleinen vergilbten Zettel in der Hand, als ich in sein Arbeitsgemach trat, und winkte mich dicht zu sich heran.

„Dieses Billet im Sekretär von Luise gefunden,“ sagte der König, und schwere Thränen standen ihm in den Augen. „Meine liebe verstorbene Frau empfiehlt dich darin meiner besonderen Fürsorge. Ist mir Befehl, wie alles, was Luise gewünscht, hätte freilich auch so für dich gesorgt, Salden. Bis jetzt fünfzehn Jahr — was?“

„Im September — zu Befehlen, Eure Majestät!“

„Hm — noch zu jung, um in die Armee einzutreten. Du willst doch Offizier werden?“

„Sehr wohl, Eure Majestät!“

„Hm —! Wenn du willst, magst ins Corps des Cadets gehen? Hier bei uns sehr trüb und langweilig sein — he?!“

Ich faßte mir ein Herz. „Eure Majestät würden mir die größte Gnade erweisen, wenn ich noch weiter bei Hofe bleiben und am Unterricht Seiner Königlichen Hoheit teilnehmen dürfte?!“ wagte ich zu sagen.

Der König sah mich mit seinen klaren, ruhigen Augen wie prüfend an: „Bin eigentlich kein sonderlicher Freund davon! Nicht gut für solch jungen Burschen. Unser Hof wohl einfach sein, aber immerhin manche Verwöhnung für dein späteres Leben. Hm! Hm!“ meinte der gnädige Herr. „Aber, weil Luise es nun mal so eingeleitet, magst vorläufig bei dem Wilhelm bleiben.“ Er nickte mir meine Entlassung zu. Ich wollte gehen, da rief er mich noch einmal zurück. Seine Stimme klang sehr weich: „Luise dich lieb gehabt — hier ein kleines Andenken an sie. Halt's in Ehren!“

Erst draußen, nachdem ich des Königs Hand geküßt, wagte ich die weiße Seidenhülle zu öffnen. Ahnt Ihr, Vater Nettelbeck, was sie enthielt? — Eine Locke war's von unserer Königin Haupte. Das Herz wollte mir zerspringen, als ich meine Lippen auf das seidenweiche Haar preßte, voll innigen Dankes für alles Gute, was die hohe Frau an mir gethan, aber auch voll Dank gegen den König, daß er mich solcher Gnade für würdig gehalten.

Und dann eilte ich zu meinem Prinzen und teilte ihm jubelnd mit, daß ich bei ihm bleiben könnte, und er schloß mich innig in seine Arme, und wir gelobten uns, fest zu einander zu halten für alle Zeit.

O mein lieber, lieber Prinz — ich habe ihn so recht kennen gelernt in jenen Monaten mit seinem goldenen Herzen voller Liebe und Treue! Vater Nettelbeck, auch Ihr würdet ihn von Herzen lieb haben! Es ist kein Fehl, noch Tadel an ihm, er ist voller Aufrichtigkeit, das offenste Gemüt. Seht, auch der Herr Kronprinz ist ein Jüngling, den man lieben muß. Ja, manche werden vielleicht sagen, er sei begabter, reifer entwickelt, denn mein Prinz, und sie werden am Ende nicht unrecht haben. Aber die Gabe, Herzen zu gewinnen, die Stetigkeit, sie fest zu halten, die ruhige Klarheit, die meinen Prinzen auszeichnet, die hat er doch nicht im gleichen Maße. Wie dem aber auch sei — Gott schütze alle beide Königssöhne und vergelte ihnen alles Gute, was sie gerade in jenen Monaten, als das Unglück mich zerschmettern zu wollen schien, mir erwiesen.

Ja, Vater Nettelbeck — es hätte nicht viel gefehlt, und Euer Hans Salden säße heute noch in irgend einem Kerker oder hätte übers Meer flüchten müssen — —

Und das kam so:

Ich habe Euch in meinem letzten Briefe aus Berlin schon von Monsieur Spiesecke geschrieben. Ich erzählte Euch damals auch, wie ich durch ihn mit Jahn und Friesen — dem prächtigen Friesen — bekannt wurde und mit einer ganzen Reihe von andern patriotischen Männern, die im stillen an des teuren Vaterlandes Wiedererhebung arbeiten. Bald bei diesem, bald bei jenem von ihnen kamen wir zusammen; dabei wurden die Klagen erörtert, die aus allen Teilen des Landes einliefen über die beispiellose Erschöpfung der Bevölkerung, über die Verarmung des Volkes unter dem Druck der französischen Kontributionen — blutet einem nicht das Herz, wenn man hört, daß unser armes Preußen seit 1806 gegen dreihundert Millionen Thaler Geld und Geldeswert an Frankreich hat steuern müssen! Und nicht nur aus Preußen hörten wir. Aus dem Königreich Westfalen kamen uns Nachrichten über die wahnsinnige Unterdrückung und Willkürherrschaft, die der König Jérôme von Napoleons Gnaden dort ausübt; aus Hamburg und aus Lübeck liefen an meine Freunde Berichte ein über das gänzliche Darniederliegen jedes Handels, über die schmachvolle Tyrannei der französischen Führer. Und auch aus Österreich kamen Schmerzensrufe wahrhaft deutscher Patrioten, denen ihr Herz blutete, daß alle Opfer von 1809 vergeblich gewesen, daß

der Napoleon jetzt sogar eine Erzherzogin aus dem alten Kaisergeschlecht der Habsburger sich zur Gemahlin errungen habe.

Und wieder andere Schreiben wurden mit England gewechselt. Da hörten wir, daß die braven Briten fest an ihrem erbitterten Kampf gegen den Korsen hielten — haben's ja freilich leichter auf ihrer unangreifbaren Insel! — da hörten wir weiter, daß die Spanier nach wie vor nicht völlig zur Ruhe gebracht seien, und daß die Fäden des Widerstandes gegen Napoleon sich immer weiter ausspännen, von Hof zu Hof und von Volk zu Volk! ‚Steht nur auf, ihr Deutschen!' so rief man uns zu. ‚Steht nur auf! Unsere Hilfe soll euch nicht fehlen! Geld und Waffen liegen bereit. Sobald die Fahne der Befreiung bei euch erhoben wird und die Flammenzeichen von euren Bergen lodern, sollen unsere Flotten an den deutschen Küsten erscheinen, euch Wehr und Waffen bringen und einen festen Stamm von Hilfstruppen und wessen ihr sonsten bedürft!'

So bei unsern geheimen Versammlungen, bei denen dann manches gute Wort gesprochen wurde und mancher gute Rat erwogen, der, hoffe ich auch heute noch, zu seiner Zeit gute Frucht tragen wird. Den „Deutschen Bund" nannten wir unsere Zusammenkünfte, bei denen ich wohl der jüngste war. Die Tugenden des Mutes, der Hoffnung, der Freimütigkeit und der körperlichen Festigkeit, sowie den Haß gegen Schmeichelei, Kriecherei und Verweichlichung wollten wir heben. Seht Ihr, Vater Nettelbeck, das war doch alles schön und gut, und ich ahnte nicht, daß unser König schon vor Jahresfrist auf Drängen Napoleons unsern Bund, der ehedem freilich eine andere und festere Organisation gehabt, hatte verbieten müssen. Und hätte ich's geahnt, wer weiß, ob ich nicht dem Beispiel der andern wackeren Männer gefolgt wäre und mich nicht von den Freunden getrennt hätte.

Daß unser Thun den Franzosen ein Dorn im Auge war, wußten wir. Wir wußten auch, daß die Parlez-vous, wie der gute Feldwebel Grottkamm zu sagen pflegte, ihre Spione in Berlin an allen Ecken hatten. Darum galt es, für unsere Briefschaften einen ganz sicheren Versteck zu finden, denn dieselben enthielten doch mancherlei, was dem einen oder andern wackeren Patrioten, zumal im Königreich Westfalen, hätte arg gefährlich werden können. So bot ich mich denn schließlich als Archivar, wenn man's so nennen will, an. Wo hätten denn unsere Geheimnisse besser bewahrt sein können, als im Palais des Königs? Dorthin

wagten ja wohl selbst die kühnsten unter den fränkischen Spähern ihre dreisten Hände nicht auszustrecken!

Man schenkte mir Vertrauen — mein Vorschlag wurde angenommen. Ich schaffte in unauffälliger Weise die wichtigsten Papiere nach meinem Zimmer im Palais und verbarg sie in einem Wandschrank hinter meinem Bett, indem ich die hintere Verschälung des Schrankes löste und mir so unmittelbar an der Mauer ein Versteck schuf. Die genaue Lage desselben kannten nur Jahn und Friesen. In den ersten Januartagen hatten wir wieder eine Sitzung gehalten. Zwei Tage später erhielt ich von einem Hofdiener, der mir ergeben war, einen kleinen verschlossenen Zettel zugesteckt, auf dem von Friesens Hand nur wenige Worte standen: „Vorsicht! Wir sind verraten. Schütze die Briefe!"

Ich zitterte vor Erregung. Was bedeutete das? Und war selbst mein Versteck nicht mehr sicher?! Was sollte, was konnte ich thun?!

Wenn Prinz Wilhelm — —?!

Ich hatte es aus erklärlichen Gründen bisher vermieden, lieber Vater Nettelbeck, mit meinem Prinzen Eingehenderes über unsere Vereinigung zu sprechen, obwohl manches Wort, das ich mit den Freunden ausgetauscht, bei ihm eine gute Statt gefunden hätte. Ich wollte das Herz und das Gewissen des Königssohnes nicht beschweren. Aber jetzt — in meiner verzweifelten Lage — drang sich mir die Notwendigkeit auf, mich ihm zu vertrauen. Es stand zu viel auf dem Spiel — nicht meine Freiheit allein, das Leben, das Glück von hundert braven Männern kam in Frage. Ich mußte handeln.

Das alles war in wenigen Augenblicken durch meine Seele gegangen. Und nun eilte ich nach den Zimmern der Prinzen hinüber. Ich fand den Kronprinzen und meinen Prinzen bei ihren Studien, über den Büchern, und ich gestehe es offen, die Worte wollten mir nicht über die Lippen, als ich beide beisammen traf. Dem Prinzen Wilhelm — ja! — dem hätte ich ohne Bedenken mein Herz ausgeschüttet! Aber dem Kronprinzen stand ich ferner — ich wagte es nicht recht, mich ihm zu vertrauen. Und indem ich so stehe und unter den Büchern krame, ertönt von unten Trommelschlag, die Wache tritt unter das Gewehr. Der Kronprinz eilt ans Fenster und ruft: „Wieder einmal St. Marsan, der französische Gesandte! Wird wieder ein rechtes Kuckucksei sein, das der Monsieur anbringt!"

Mir ahnte, was er brachte — —!

Und in meiner Todesangst warf ich mich auf die Knie und bat beide Prinzen mit erhobenen Händen, mir zu helfen! Meine Herzensqual gab mir die rechten Worte. Ich sagte ihnen, daß ich geheime Papiere in Verwahrung habe, die das Leben, die Freiheit von guten Vaterlandsfreunden gefährden würden, wenn sie in die Hände der Franzosen fielen, daß ich soeben erfahren, wie wir verraten seien, daß der Herr von St. Marsan ohne Zweifel zum König komme, um ein Einschreiten gegen mich zu verlangen.

„Und wo sind die Papiere?“ fragte der Kronprinz hastig.

Ich nannte und beschrieb das Versteck.

Schon war Prinz Wilhelm aufgesprungen. „Komm!“ rief er dem Bruder zu. „Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

Und wie im Traum hörte ich die Thür hinter ihnen zuschlagen und ihre eiligen Tritte die Treppe hinauf nach meinem Zimmer — —

Kennt Ihr das Gefühl, Vater Nettelbeck, als ob einem ein schwerer Stein von der aufatmenden Brust hinweggewälzt wird?! So war mir in diesen Augenblicken zu Mute. Ich wußte, jetzt waren wir gerettet, und ruhigen Herzens erwartete ich, was nun kommen konnte.

Die Prinzen waren noch nicht zurück, als der Leibjäger Seiner Majestät an die Thür pochte: ich solle sofort zu dem allergnädigsten Herrn kommen!

Das Herz schlug mir doch gewaltig, als ich bei dem König eintrat. Er stand am Fenster; vor ihm der mir von Ansehen wohlbekannte, geschmeidige, immer verbindlich lächelnde Herr von St. Marsan.

„Da ist der junge Bursche, den Sie so arg beschuldigen!“ sagte der König und sah mich dabei mit einem Blick an, der mir ins Innerste drang. „Junker Salden,“ fuhr er dann, sich an mich wendend, fort. „Der Gesandte Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen behauptet, daß du hier im Schlosse, als der Vertraute eines geheimen, gegen die Interessen Frankreichs gerichteten Bundes, Papiere aufbewahrtest, die den Zweck jenes Bundes offenbaren dürften. Antworte!“

Ich hatte den König fast noch niemals einen so langen Satz sprechen hören — Ihr wißt ja auch, wie er es liebt, sich immer in ganz kurzen, fast abgerissenen Wendungen auszudrücken. Aus

seinem forschend auf mir ruhenden Blick und aus seiner eigenartig veränderten Sprachweise fühlte ich heraus, daß ihm unendlich viel daran gelegen sei, daß ich nicht entlarvt würde, selbst wenn etwas Wahres an den Beschuldigungen des Gesandten sei. Gottlob, daß meine Prinzen jetzt ohne Zweifel die Briefschaften schon in Sicherheit gebracht hatten!

Ich mußte keck sein.

„Eure Majestät wollen gnädigst verzeihen — ich bin ein Kind von fünfzehn Jahren — wenn ich offen gestehe, daß ich die Frage nicht verstanden habe."

„Hast du Papiere der Herren Jahn und Friesen hier im Schloß verborgen?!" fragte der König wiederum.

„Nein! Ich weiß von solchen Papieren überhaupt nichts!"

„Gestatten Eure Majestät —" fiel der Herr von St. Marsan ein — „will der junge Herr vielleicht auch behaupten, daß er nicht vorvorgestern im Hause des Monsieur Jahn einer geheimen Versammlung von Männern beigewohnt hat, die sich gegen meinen erhabenen Herrn und Herrscher und damit auch gegen die Interessen Eurer Majestät" — er verbeugte sich tief nach dem Fenster zu — „verschworen haben."

Meine Besonnenheit und Ruhe waren völlig zurückgekehrt — Vater Nettelbeck, mir war, als stünde ich wieder auf den Wällen von Kolberg, und Ihr sagtet zu mir „kalt Blut, Hans, und warm angezogen"!

„Eure Excellenz haben darin ganz recht: ich war am vergangenen Dienstag bei dem Turnlehrer Herrn Jahn, um mir einige Unterweisungen über seine Methode der körperlichen Übungen geben zu lassen. Ich fand dort, wie auch schon früher einigemale, ein paar Freunde des genannten Herrn vor, und es wurde dies und das geredet — was, weiß ich selbst nicht mehr —"

„Und von den Papieren wissen der junge Herr nichts? Hat der junge Herr nicht hinter seinem Bett einen Wandschrank? Und sind in diesem Wandschrank nicht einige Bretter gelöst, um dahinter einen Versteck zu bilden?"

Ich schwieg, als verstehe ich den Gesandten nicht. Der König fuhr mich hart an: „Heraus mit der Sprache! Will nicht hoffen, daß in meinem Hause derartige Heimlichkeiten vorgekommen und überhaupt möglich sind!"

„Eure Majestät wollen gnädigst die Stelle untersuchen lassen. Ein Schrank ist allerdings vorhanden, aber —"

„Wollen selbst sehen!“ entschied der König kurz. „Ist's Eurer Excellenz gefällig?“ Er deutete nach der Thür.

Nun machte der Herr von St. Marsan freilich einige Ausreden, als wie: er wolle nicht weiter in Seine Majestät dringen — er sei ja überzeugt, die Angelegenheit würde preußischerseits auf das strengste untersucht werden u. s. w. Aber der König beharrte mit der ihm eignen Zähigkeit auf seinem Willen.

Die beiden Herren stiegen also wirklich die Treppe hinan zu meinem Zimmer. Als ich die Thür geöffnet, sagten Seine Majestät: „Nun, Excellenz, bitte —“

Der stolze Gesandte ging mit siegesgewisser Miene auf mein schmales Bettchen zu, drehte den Schlüssel um, sah noch einmal nach mir hin, als ob er fragen wollte: „nun, du Frecher, gestehst du noch nichts?“ und öffnete die Schrankthür.

O diese herrlichen Prinzen! Da lagen wohlgeordnet meine Studienhefte, und wie zum Hohn! — entschieden hatte der Kronprinz das Stückchen ausgeheckt, obenauf ein kleines Bild, das Napoleon und die neue Kaiserin Marie Louise darstellte.

„Nun?“ fragte der König.

„Hier hinten soll das Versteck sein!“ entgegnete St. Marsan und bastelte an der Hinterwand, die von den Prinzen augenscheinlich wieder sorgsamst geschlossen worden war. „Hier, Sire — hier!“

Endlich gab ein Brettchen nach — aber die kalten, leeren Wände starrten den Gesandten an. Er tastete nach oben, er tastete nach unten — nichts da! Nichts! Rein nichts!

Meine Schadenfreude könnt Ihr Euch denken, Vater Nettelbeck! Aber ich stand stumm und still, ohne eine Miene zu verziehen.

Endlich kehrte der Gesandte, ausschauend wie ein gekochter Krebs vor Ärger und Anstrengung, sich um: „Es scheint, wir sind falsch berichtet worden — oder der junge Herr dort hat rechtzeitig Lunte gerochen, Sire —“

„Also nichts gefunden, Excellenz?!“ meinte der König lächelnd. „Ich sah es voraus — der Hans Salden da sitzt noch viel zu sehr hinter dem Tacitus, als daß er für demagogische Geheimbündelei Zeit hätte.“

„Eure Majestät wollen gnädigst verzeihen, daß ich wagte, die Aufmerksamkeit Eurer Majestät auf das Komplott zu lenken —“

St. Marsan schien noch weiter fortfahren zu wollen, aber der König unterbrach ihn: „Wollen nicht mehr davon reden, Excellenz! Mich aber verbinden, wenn in Zukunft mein Haus von solchen Verdachten ausnehmen!“

Das war famos, Vater Nettelbeck — das war doch bei aller Verbindlichkeit mal ein Königswort! Und der Herr Franzose empfand es als solches. Er verbeugte sich tief, und ich hörte ihn noch auf der Treppe, als die Herren vor mir herabgingen, eine Entschuldigung nach der andern stammeln.

Ich aber flog, sobald ich entnehmen konnte, daß ich entlassen sei, zu meinen geliebten Prinzen, und — ich konnte nicht an mich halten — fiel ihnen nacheinander beiden um den Hals und küßte sie unter Thränen und unter Lachen zu gleicher Zeit.

Der Kronprinz nahm mich beiseite und führte mich in sein Schlafgemach. „Ich habe die Papiere unter mein Kopfkissen gelegt, damit sie ganz sicher sind, Salden — aber ich wünsche, daß sie heute noch aus dem Schloß kommen. Hab' deshalb auch schon mit Willi gesprochen, der ganz meiner Ansicht ist. Wir haben dir gern geholfen, dir und den anderen, und daß unsere Herzen mit Euch schlagen, brauchen wir dir nicht zu wiederholen. Aber ein Königsschloß ist kein Platz, in dem man derartige Papiere verbirgt — es steht zu hoch über solcher Geheimniskrämerei! Du verstehst mich, Salden! Haben wir nicht recht?“

Wahrlich — die Prinzen hatten recht! Niemand hätte das in diesem Augenblick lebhafter und inniger empfinden können als ich. Das Blut stieg mir ins Gesicht, und ich beugte mich über die Hand des Kronprinzen, um sie zu küssen. Er hatte mir mit seinem richtigen Urteil Respekt abgezwungen.

Erratet Ihr nun, was weiter kam, Vater Nettelbeck?

Trotz des glücklichen Ausgangs kam das Abschiednehmen.

Der König ließ mich, bald nachdem der Herr von St. Marsan gegangen, zum zweiten Male rufen.

Er sah sehr ernst aus. Ich fürchtete, es werde eine strenge Rüge erfolgen, und, was mir am fürchterlichsten gewesen, der allergnädigste Herr werde forschen und fragen — ihm gegenüber hätte ich ja nicht lügen können!

Aber nichts von alledem. „Will nicht in dich dringen, Salden!“ sagte der König. „Will nichts wissen! Weiß genug! Aber

du mußt fort von Berlin. Sie würden dich hier nicht aus den Augen lassen. Das in meinem Hause unmöglich!“

Mir traten wohl die dicken Thränen in die Augen — also verbannt, verstoßen! Das war doch zu hart. Unser Herr aber bemerkte es wohl, wie nahe mir seine Worte gingen: er lächelte plötzlich leise — ach, wir haben ihn seit dem Tode der Königin so selten lächeln sehen — dann fuhr er fort: „Nicht ängstigen — bin nicht ungnädig, meine es nur gut! Sollst in die Armee eintreten — bist zwar eigentlich noch zu jung, aber kräftig genug. Will einmal eine Ausnahme machen. Also der Konsistorialrat Sack soll dich nächsten Sonntag in aller Stille einsegnen, hörte ja neulich, daß du im Religionsunterricht weit genug vorgeschritten bist. Dann gehst du sofort nach Königsberg zum ersten Regiment — Equipierung und kleine Zulage gebe ich.“

So kam ich, zu meiner innigen Herzensfreude, das brauche ich wohl nicht besonders zu sagen, in die Armee und in eins der schönsten und berühmtesten Regimenter dazu! Wohl war das Abschiednehmen schwer, von meinem geliebten Prinzen Wilhelm zumal, der mich, ganz offen gestanden, ein wenig beneidete; dann aber auch von meinen neuen Freunden in der Stadt, von dem Monsieur Spiesicke, von Jahn, Friesen und den andern. Von ihnen hörte ich denn auch, daß der Verrat von einem Berliner Kinde ausgegangen sei — denket Euch, Vater Nettelbeck, von einem Preußen, der sich unter uns eingeschlichen hatte; ein Hofdiener hatte weiter mit den Franzosen im Bunde gesteckt — habe auch seinen Namen erfahren und dafür gesorgt, daß er die längste Zeit das Brot des Königs gegessen hat!

Mit der Post ging's also nach Königsberg! War eine lange eintönige Winterfahrt, dafür wurde ich aber beim Regimente desto herzlicher aufgenommen. Habe zwar scharf herangemußt in den ersten Monaten, denn die Tage sind vorbei, wo die Herren Junkers auf Rosen gebettet wurden. Aber das that nichts — ich habe meine Freude dran gehabt, tüchtig meine Pflicht thun zu müssen, und der Dienst ist mir nicht schwer geworden. Und wißt Ihr, Vater Nettelbeck, wer mein Exerziermeister war? Ihr eratet's nimmermehr! Mein alter braver Grottkamm war's — jetzt wohlbestallter Feldwebel der Leibcompagnie! Hat mich übrigens nicht geschont, der alte Grobian, trotz unserer alten Freundschaft, und fluchen kann er immer noch wie ehedem. „Will der sakrmentsche Herr Junker wohl die Knie durchdrücken?! Glaubt der

Mordsjunker etwa, wir stehen zum Spaß hier? Feste, feste — hier werden die Knochen nich geschont, hier wird geschliffen, geschliffen, geschliffen!!" Dann freilich, manchmal, hat der Alte doch lachen müssen, wenn er sich mitten im Exerzieren unserer gemeinsamen Erlebnisse erinnerte. „Rührt Euch!" hieß es dann plötzlich, und „Wißt Ihr noch, Junker, wie wir den Franzosen im Lager von Rattkau 'ne Nase drehten? Hii? Das war doch noch mal was?!" Und dann gleich drauf wieder „Stillgestanden!" — „Was zackelt der Grünschnabel da noch mit der rechten Vorderflosse wie'n Heupferd? Will er woll! Nich mal 'nen Gedanken darf sich in seinem Hirnkasten regen, wenn ich, der Feldwebel Grottkamm, ‚Stillgestanden' kommandiere!"

Und wißt Ihr, wen ich auch noch in Königsberg wiedergesehen habe? Das werdet Ihr auch nicht raten. Unsern Peter Duschnas, den dümmsten Schlaukopf der ganzen Welt! Er ist bei General York, Excellenz, Silberdiener. Der alte York hat einen Narren an ihm gefressen, wie die Leute sagen, weil der Peter sich aus Kolberg, ohne irgend jemand zu fragen, direkt zu ihm, quer durch ganz Preußen, den Weg suchte, um sich bei seinem einstigen Kommandeur zu melden. Er sieht noch gerade so dumm aus, wie ehedem, und ist sicher noch ebenso gerissen, wie früher auch. Mir hat er seine alte Verehrung bewahrt, was für mich schon manches Mal in diesem elenden Moskoviterlande von nicht geringem Nutzen gewesen ist, sintemal Herr Peter Duschnas immer von dem Küchenwagen seiner Excellenz einige gute Happenpappen für mich übrig hat.

Und wißt Ihr, wen ich zum dritten von alten — das heißt in diesem Falle, jungen — Kolberger Bekannten jetzt hier im Feldlager wiedergetroffen habe? Da würdet Ihr auch vergeblich raten! Den alten Welter und sein Töchterchen — die kleine Grete, die ich am Kolberger Bollwerk aus dem Wasser gezogen. Ist inzwischen ein hübsches schmuckes Mädelchen geworden, mit Zöpfen so dick, wie ein Arm, und blitzblanken Augen — immer wie mit der Knopfgabel geputzt, meint der Peter, der sich für die Kleine ganz absonderlich zu interessieren scheint, woraus sie sich aber nicht übermäßig viel macht. Mir hat die Grete eine fast allzugroße Dankbarkeit bewahrt, und wenn's nach ihr ginge, müßte ich alle Tage an ihrem Marketenderwagen schnabulieren. Für umsonst natürlich — Ihr denkt vielleicht noch daran, wie sie mir damals schon in der ersten Aufwallung ihrer Dankbarkeit freudig

mitteilte, daß Vaterns ganzer Weinvorrat zu meiner Verfügung stehe. Nun, Vater Welter ist ein verständiger Mann und sehr auf die Groschens — da ist des Töchterchens Freigebigkeit nicht so gefährlich.

Ja — und nun wären wir also hier, als kaiserlich französisches Hilfscorps sozusagen! Hol's der Geier, die französische Hilfscorpserei nämlich! Aber Seine Majestät haben nun einmal befohlen, und wir Soldaten, also auch der Herr Fähnrich von Salden — Fähnrich seit drei Monaten! — Hut ab, Vater Nettelbeck! — wir haben zu gehorchen und unsere Pflicht zu thun gegen Baschkiren und Kosaken, so gut wie wenn's gegen ein gewisses anderes civilisierteres Volk ginge, was uns allen freilich lieber wäre.

Es ist doch eine schwere Zeit, daß sich Gott erbarm! Unser unglückliches Preußen! Daß es wirklich nicht anders ging, daß wir dem Napoleon Heeresfolge leisten mußten! Wie haben wir in der Armee gehofft Anno 1811, daß es anders kommen würde, wie haben wir gebetet, daß Gott ein Erbarmen haben möchte — es sollte nicht sein, auch dieser Kummer sollte uns nicht erspart bleiben!

Nun, Gott, der über uns wacht, weiß gewiß, wozu auch diese neue und schwerste Prüfung gut ist!

An manche Kameraden ist in den Tagen, als die Entscheidung fiel, daß wir mit Napoleon nach Rußland ziehen würden, die Versuchung herangetreten, den Abschied zu nehmen. Ihrer einige hundert sind auch gegangen und stehen jetzt großenteils unter den russischen Fahnen. Habe auch gehört, unser trefflicher Gneisenau und der Clausewitz und noch andere von besten Meriten! Sie alle müssen wissen, warum sie's thaten, sind Männer, die ihr Vaterland so innig liebten, wie wir — sie wußten es ganz gewiß! Aber mich berührt's doch sonderbar! Für mich heißt's: der König befiehlt — punktum!

Und nun noch ein weniges von meinen persönlichen Erlebnissen, Vater Nettelbeck. Sehe ich Euch doch schon den Kopf hinter Eurer Pontakpulle — möchte wohl auch ein gutes Tröpfchen hier haben, denn in punkto punkti ist's bei uns jetzt schlecht bestellt —, sehe Euch also schon hinter Eurer Bouteille den Kopf schütteln: was faselt der Junge nur von hoher Politik, die mach' ich mir selber, wenn ich sie brauche! Sollte mir doch lieber was von sich erzählen!

Gut daher — soll geschehen. Viel ist's freilich nicht, aber dafür auch nichts Schlechtes, außer daß besagter Junge einigemal recht tüchtig gehungert und meistenteils auf Stroh, manchmal auch auf der bloßen Erde geschlafen hat. Wir haben hier auf dem äußersten linken Flügel der gewaltigen Großen Armee, mit der Napoleon gerade auf Moskau losmarschiert, als ein detachiertes Corps unter den Marschall Macdonald — wir Preußen insbesondere wieder unter unsern York — den Feind bis auf Riga zurückgedrängt, ihm einigemal tüchtig auf die Finger geklopft und liegen nun hier, die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten. Euer ergebenster Diener, Hans von Salden, hat im Gefecht von Bauske einen kleinen Streifschuß am Oberarm davon getragen, der aber nichts auf sich hatte und in acht Tagen glatt heilte. Müßte eine ganz absonderlich gute Heilehaut haben, hat der Regimentschirurgus gemeint, als ich ihm schon nach einer Woche die Freundschaft kündigte.

Ja, und dann hat mich der York, Excellenz, plötzlich zu seinem Stabe kommandieren lassen. Ich hatte schon lange gemerkt, daß er ein scharfes Auge auf mich hatte, der alte Isegrim, wie ihn die Soldaten nennen. Er sprach mich dann und wann an und erinnerte sich nicht nur meines Herrn Vaters, der ja unter ihm in Mittenwalde gedient, sondern auch, daß ich als Knabe das Gefecht bei Altenzaun mitgemacht hatte. Daß er mich aber so besonders auszeichnen würde, hätte ich doch nimmer für möglich gehalten, denn er ist sonsten mit dem Auszeichnen nicht so gar schnell bei der Hand. Wer seine Pflicht thut, verdient darum noch lange nicht Lob! heißt's bei ihm. Dazu, zum Lob verdienen nämlich, gehört mehr, und nach seiner Meinung sogar sehr viel mehr!

Es hatte denn mit meiner Kommandierung zum Stabe auch noch seinen besonderen Haken. Wir haben nämlich sehr wenig Offiziere, die russisch verstehen, und noch weniger, die es fließend schreiben und sprechen. Nun wurde bei der Erziehung meines geliebten Prinzen, nach dem ich oft brennende Sehnsucht habe, stark darauf geachtet, daß er im Russischen gut vorwärts kam, und da profitierte ich denn auch davon. Das erfuhr York — und, schwapp, eines Tages hieß es im Parolebefehl: „Der Portepeefähnrich Junker von Salden vom ersten Regiment wird bis auf weiteres zu meinem Stabe kommandiert.“ So kam's und so ist's — es ist eben im Leben immer zu etwas gut, wenn man

was lernt; früher oder später kommt der Nutzen nach! Mir ist's, Vater Nettelbeck, als ob ich so etwas Ähnliches auch einmal in Kolberg von einem alten Herrn gehört hätte, der einen gewissen jungen Faulpelz mitten unter dem Donner des Bombardements gern zu den Büchern trieb.

Mir ist's überhaupt oft so, als sehe ich Euch vor mir, Vater Nettelbeck, als sei ich einmal wieder bei Euch im lieben alten Kolberg, wanderte mit Euch hinaus zur Münde, wir schauten auf das bewegte Meer, und Ihr erzähltet mir von Euren Fahrten und Abenteuern. So lange ich lebe, Vater Nettelbeck, werde ich nimmer vergessen, was Ihr an mir gethan, und ich werde nicht aufhören, Euch so recht von Herzen lieb zu behalten!

So — und nun mache ich endlich meinen Schluß. Hatte mir zwar vorgenommen, einen langen Schreibebrief an Herrn Nettelbeck, Magistratsvorstand und Brennereibesitzer, Ritter p. p., Wohlgeboren, Kolberg, zu schreiben; daß er aber so lang werden würde, wie er geworden ist, hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Ist nur gut, daß der Kurier, der morgen nach Berlin mit Briefen von Excellenz York abgeht, den dicken Epistel mitnehmen wird, sonst dürfte meine schmale Börse kaum das hohe Porto erschwingen können.

Gott befohlen, lieber Vater Nettelbeck! Und ich hoffe auf Wiedersehen in besseren Zeiten, denn ich verliere die Zuversicht nicht, daß uns allen noch einmal eine Stunde schlägt, in der wir wieder stolz darauf sein werden, uns Preußen nennen zu dürfen.

In kindlicher Liebe und Dankbarkeit

Hans von Salden.

Während dieser lange Schreibebrief noch in der Kuriertasche des Feldjägers zwischen der russischen Grenze und der Oder über die Landstraße zog, hatte unser Junker bereits erfahren, daß der Feldzug doch für ihn nicht so thatenlos verlaufen sollte, wie er es dem alten Kolberger Freunde angedeutet hatte.

Im Gegenteil!

Eines Tages war der General sehr erregt von einem Rekognoscierungsritt, den er mit dem Höchstkommandierenden gegen die russischen Vorposten unternommen, zurückgekehrt und hatte, kaum vom Rosse gestiegen, sofort seinen Adjutanten von Seydlitz — denselben Seydlitz, den wir schon von Altenzaun her kennen, und der sich auch jetzt als Junker Saldens wohlwollender Freund

erwies — mit dem Auftrag zu Hans gesandt: der Junker solle sogleich vor ihm erscheinen.

Als Hans Salden kaum fünf Minuten später in der kleinen niedrigen Bauernstube, die als Arbeitszimmer für den General hergerichtet worden war, sich bei der Excellenz meldete, saß der General an dem groben, mit Akten und Schreibereien bedeckten Tisch in der Mitte des Zimmers. Er fertigte schnell noch einige Unterschriften aus, die Seydlitz ihm vorlegte, und wandte sich dann an den in straffer Haltung an der Thür seiner Befehle harrenden Fähnrich:

„Sie reiten sofort nach Schloß Stalgen hinüber in das Hauptquartier des Herrn Marschalls, Junker von Salden, und stellen sich bis auf weiteres zu seiner Verfügung!“

Hans kannte den General viel zu gut, um sich irgend eine andere Entgegnung zu erlauben, denn das kurze: „Zu Befehl, Eure Excellenz!“ Damit machte er Kehrt und wollte das Zimmer verlassen.

Aber York schien sich eines andern zu besinnen. „Halt!“ rief er. „Kommen Sie noch einmal her, Junker! Habe doch noch verschiedenes mit Ihm zu besprechen.“

Hans machte wieder Front und marschierte mit festem Tritt bis dicht an den Tisch.

„Also ad I: Hat man Ihnen ein gutes Pferd gegeben, als Sie zum Stabe kommandiert wurden?“

„Das Regiment Treskow-Dragoner hatte mir das Pferd auf Befehl Eurer Excellenz zu gestellen, und Herr von Wernsdorf hat es selbst ausgesucht — es ist ein sehr ausdauernder, wenn auch nicht mehr ganz junger ostpreußischer Wallach.“

Der General nickte. „Das ist gut so; die jungen Pferde taugen nichts für den Campagnegebrauch. — Und wie steht's mit Seinen Pekuniis? He?“

„Sechs Thaler achtzehn gute Groschen, Eure Excellenz.“

Über das durchfurchte Antlitz des alten Isegrimm flog doch so etwas wie ein flüchtiges Lächeln. „Dürfte nicht ganz langen, obschon für einen Fähnrich 'ne recht anständige Summe. Seydlitz —“

„Eure Excellenz!“

„Der Kriegszahlmeister soll dem Fähnrich gegen Quittung einhundert fünfzig Thaler in Gold auszahlen, ehe Salden abreitet.“

Jetzt spitzte der Junker denn doch gewaltig die Ohren — da mußte etwas Besonderes im Spiel sein. Und das dem so sei, wurde ihm zur Gewißheit, als York fortfuhr: „Dann muß der Junker auch einen neuen warmen Mantel von den Wagen erhalten, Seydlitz, und für die Füllung der Satteltaschen mag mein Peter sorgen!"

„Zu Befehl, Eure Excellenz!"

York sah den Junker mit ungewohnter Freundlichkeit ins Gesicht: „Und nun zieh mit Gott aus, Salden!" meinte er in väterlichem Ton. „Ich muß dich dem Marschall deiner Kenntnis der russischen Sprache halber abtreten, da er einen Offizier mit wichtigen Aufträgen zur großen Armee zu senden hat, und keiner seiner Umgebung, soweit dieselbe entbehrlich ist, genügend russisch spricht, um jenen begleiten zu können. Daß du dich brav halten sollst, Salden, das brauche ich einem Sohne deines Vaters nicht besonders ans Herz zu legen! Ich sage dir also nur, laß dir den Sinn nicht blenden von dem fränkischen Firlefanz, der dir vielleicht begegnen wird! Denke immer daran, daß du vor allem und zu allererst ein Preuße bist und bleiben willst. Und nun geh in Gottes Namen!" Der General stand auf und streckte dem Junker die Hand hin: „Geh mit Gott!"

Zwei Tage später trabte Hans Salden als dolmetschender Begleiter des Kapitän Marquis d'Absac und unter Eskorte von einer halben Eskadron Lanciers auf der großen Heeresstraße Wilna zu.

Der Marquis d'Absac war ein liebenswürdiger, feiner Kavalier, der Hans manches Mal an seinen nie vergessenen und verschmerzten Vetter Gaston de Lasigny erinnerte: gleich diesem aus altem französischen Adelsgeschlecht stammend, aber wie jener durchdrungen von der Größe Napoleons, in dem er den Retter nicht nur Frankreichs, sondern womöglich der Welt sah. „Ja, ja, mein Lieber, der Welt!" pflegte er wohl zu seinem Begleiter zu sagen, wenn sie plaudernd nebeneinander hertrabten. „Der Welt! Glauben Sie denn etwa, unser großer Kaiser würde sein Leben lang nur Krieg und immer wieder Krieg führen? O nein! Lassen Sie ihn nur noch dies abscheuliche Zarenreich besiegt haben, lassen Sie ihn dann das bisher seiner mächtigen Hand unerreichbare Großbritannien in der wundesten Stelle, in Ostindien, getroffen und gedemütigt haben — dann, nom de dieu! — dann

werden Sie sehen, wie der große Mann, der alles kann, was er will, der Welt auch den Frieden schenkt mit allen seinen Segnungen und eine neue Kulturepoche für den ganzen Erdteil heraufbeschwört." So sprach der Marquis, und ähnlich dachten ja viele Anhänger des Korsen — es war unmöglich, darauf etwas zu erwidern!

Der Marquis schonte die Pferde nicht, seine Depeschen erheischten auch keinen Aufschub. Es wurden nur die notwendigsten Rasten gemacht, gleichviel ob die Lanciers mitkamen oder nicht; in Wilna, der größten Etappenstation längs der Marschroute, konnte man ja voraussichtlich neue Pferde und auch neue Begleitmannschaften erhalten.

Am 7. September ritten der Kapitän und unser Junker in Wilna ein. Welch wunderliche Eindrücke?! Die Stadt machte — wenn man von der Bauart der Häuser absah — einen fast französischen Eindruck. Soldaten und nochmals Soldaten in allen Uniformen der großen Armee, des ungeheuren Menschenzuges, den Napoleon zu seinem Kampf gegen Rußland aus allen Teilen Europas aufgeboten hatte. Da waren die Neapolitaner in ihren goldschimmernden Uniformen, die Reiter König Murats, die steifen Grenadiere des Kontingents von Frankfurt am Main und die Jäger von Weimar; die plauschenden Süddeutschen, Württemberger und Bayern, die buntscheckigen Soldaten des neuen Königreichs Westfalen, schwerfällige Holländer und lebhafte Illyriker standen dicht nebeneinander um das Etappenkommando und drängten sich durch die Straßen. Eine wahre Musterkarte von Uniformen — ging doch der gesamte Nachschub der großen Armee, alle Ersatzmannschaften, alle Verstärkungen über Wilna. Hunderte und Aberhunderte von Wagen, hochbeladen mit allen nur erdenklichen Vorräten, lange Züge von Geschützen und Munitionskarren kamen und gingen. Fortwährend sprengten die Ordonnanzen durch die Straßen — auch Verwundete freilich schleppten sich mühselig einher, aber dafür war's nun einmal Krieg, und Krieg ist ein grausames Handwerk! C'est la guerre comme à la guerre!

Und diese glänzenden Läden, die sich hier, wie in die russische Einsamkeit hingezaubert, aufgethan hatten! Des großen Kaisers Soldaten und Offiziere hatten ja Gold — da gab es zu verdienen! Und diese eleganten Restaurants mit den verlockenden Schildern: „l'Aigle Impériale!" der Kaiseradler! las unser Junker

im Vorüberreiten an dem einen, „la Couronne Impériale“ an dem nächsten!

„Wie ist's, mon ami? Im Kaiseradler wollen wir nachher dinieren! Mich dünkt, wir haben's nötig nach den heillosen Ritten der letzten Tage! Machen Sie sich's bequem, während ich auf der Etappe meine Meldungen erledige! In einer Stunde, denke ich, treffen wir uns bei einer Flasche Sekt!“

Hans Salden war kein Kostverächter. Er versorgte erst seinen braven Braunen, der alle bisherigen Strapazen vortrefflich ausgehalten, machte sich ein wenig zurecht und ging dann nach dem Aigle Impériale. Das Lokal war bereits überfüllt, und die Champagnerkelche schäumten. Aber man beachtete den neuen Ankömmling kaum; der Junker bestellte sich ein Glas Wein und wartete geduldig in einer stilleren Ecke auf seinen Genossen.

Es verging denn auch kaum eine Viertelstunde, so trat derselbe, sichtlich in sehr gehobener Stimmung, ein und erzählte beim Beginn des Diners gleich von allen guten Nachrichten, die er inzwischen erfahren. Daß der Kaiser bei Smolensk einen glänzenden Sieg erfochten, daß die Russen im vollsten Rückzug und die glorreiche große Armee heute wahrscheinlich schon in Moskau sei. Er erzählte das alles mit sichtbarem Stolz, aber doch auch fast wie etwas Selbstverständliches — wie war es denn auch möglich, daß der Kaiser nicht siegte, wo er seine Adler fliegen ließ.

Einige Kameraden, welche den Marquis persönlich kannten, gesellten sich dazu, die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft. Die Zukunft schien im rosigsten Licht vor allen diesen Offizieren zu liegen, denen der Krieg ein gewohntes Handwerk, und denen neue Lorbeeren und neue Auszeichnungen das einzige Ziel waren.

Schließlich sprang einer der Herren auf und brachte in begeisterten Worten das Wohl des Kaisers, des Siegers von Austerlitz, von Jena, von Smolensk aus! Jubelnd stimmten alle ein: „Vive l'empereur! Vive l'empereur!“ hallte es durch das Zimmer. Auch Salden hatte sich erhoben. Sein Glas aber war unberührt auf dem Tische stehen geblieben, und seine Lippen preßten sich fest aufeinander.

Im ersten Augenblick ging sein Schweigen unbemerkt vorüber — er hoffte, es sollte überhaupt niemand bemerken. Aber er irrte sich. Einer der jüngeren Herren hatte ihn scharf beobachtet und fragte jetzt in barschem, unhöflichem Ton: „Darf ich

mir die Frage erlauben, weshalb der preußische Herr Kamerad nicht mit uns anstößt?!“

Die andern Herren schauten verwundert auf.

Hans biß die Zähne fest aufeinander.

„Warum stimmt der preußische Kamerad nicht in das Hoch auf unsern erhabenen Herrn ein, der doch auch seines Königs Bundesgenosse ist?“ wiederholte jener heftig.

In der Seele unseres Junkers kochte es: „Auf den Sieger von Jena — niemals!“ stieß er kurz und entschieden hervor und schritt zur Wand, um seinen Säbel herab zu nehmen. Er wollte, um weitere peinliche Erörterungen zu vermeiden, das Zimmer verlassen.

Das ging indessen nicht so leicht, als er geglaubt. Einige der älteren französischen Offiziere schienen zwar nicht abgeneigt, seine Empfindungen zu teilen, die Mehrzahl aber sah in den Worten des Junkers eine Beleidigung. Sie umdrängten ihn, es fielen spöttische, beleidigende Worte, und vergebens suchte sich der Marquis d'Absac zwischen seine Kameraden und Salden einzuschieben, um zu vermitteln.

Hans zwang sich gewaltsam zur Ruhe. Mit über der Brust gekreuzten Armen hielt er dem Ansturm stand, so lange seine Ehre nicht unmittelbar ins Spiel kam. Da hörte er plötzlich, wie derselbe junge Offizier, der ihn zuerst angesprochen hatte, etwas sagte, das wie „preußischer Feigling“ klang.

Kaum war das Wort heraus, so war es auch mit der Besinnung des Junkers vorbei. Er riß seinen Handschuh von der Rechten, und ehe der Marquis, der das Unglück kommen sah, hinzuspringen konnte, flog der Handschuh dem Franzosen in das Gesicht.

„Wer spricht hier noch von preußischen Feiglingen?!“ rief Hans bebend vor Zorn und Entrüstung. „Und wenn es mein Leben kostet — ich lasse mir mein Volk, meinen König, mein Vaterland nicht schänden!“

Einen Augenblick wirbelte alles durcheinander. Einige der Herren hielten mit Gewalt den Gegner Saldens fest, der sich, schäumend vor Wut, auf unsern Junker stürzen wollte — andere umringten Hans selbst und drängten ihn gegen die Wand.

Er zuckte mit keiner Wimper. „Wenn die Herren etwas von mir wollen: ich bin bereit! So jung ich bin — ich bin der

Sohn eines preußischen Edelmanns und werde meinen Mann zu stehen wissen!"

Ein Wort gab das andere, schließlich bildete sich eine Art Ehrengericht und entschied, daß nur ein Zweikampf die Angelegenheit beilegen könne. Sofort wurden die Bedingungen festgestellt, der Marquis bot sich dem Junker als Sekundant an, einige Herren eilten von dannen, um die Waffen herbeizuschaffen.

Es war ja Krieg — da brauchte man keine Rücksicht auf die Duellgesetze zu nehmen, und die Warnungen einiger weniger, daß das Blut des einzelnen gerade im Kriege nur dem Kaiser gehöre, verhallten ungehört.

Der Zweikampf sollte auf der Stelle ausgefochten werden.

Während die Waffen einer kurzen Prüfung unterzogen wurden, trat der Marquis zu Hans Salden, der, als gingen ihn alle diese Vorbereitungen gar nichts an, ruhig an seinem Platze neben dem schmalen niedrigen Fenster stehen geblieben war. Wie es auch in ihm kochte und gärte — die stolzen hochmütigen Männer sollten ihm nichts davon anmerken!

„Sie sind mit der Führung des Floretts vertraut, junger Freund —?!" sagte der Marquis, den, ganz abgesehen von einem Gefühl wirklichen Wohlwollens, das er für den Junker zu hegen schien, auch wohl die Verantwortung für den gemeinsamen Auftrag etwas besorgt machte.

Salden lächelte. „Sie sind mein Zeuge, Herr Marquis, daß ich diesen Zweikampf nicht heraufbeschworen habe! Wenn der Herr Lieutenant Frosignolle aber nun einmal mit mir sich messen will, ich bin bereit und stehe für alle Waffen meinen Mann!"

D'Absac neigte das Haupt. „Der Lieutenant ist ein guter, aber sehr hitziger Fechter — ich halte es für meine Pflicht als Ihr Sekundant, Sie darauf aufmerksam zu machen."

Der Junker dankte leise. „Falls mir etwas Menschliches zustößt — ich habe keine Sorge, aber es mag für alle Fälle gesagt sein, Herr Marquis! — so bitte ich Sie als Edelmann, meinem Regimentskommandeur Mitteilung davon zu machen, daß ich nicht unehrenhaft und auch nicht mutwillig gehandelt habe! Ich möchte nicht um alles in der Welt, daß auch nur der leiseste Schatten eines Vorwurfs auf meinem Namen haftet."

„Sie sind ein braver junger Mann! Seien Sie versichert, daß ich in Ihrem Sinne handeln werde," entgegnete der Marquis

ernst. „Und haben Sie sonst keinen Auftrag für Ihre Angehörigen?! Für Ihre Eltern —?“

Um den Mund des Junkers zuckte es schmerzlich. „Mein Vater fiel bei Jena — meine Mutter wurde von einem plündernden Franzosen ermordet — begreifen Sie nun, mein Herr Marquis, warum ich nicht auf den Sieger von Jena das Glas zu leeren vermag!“

Der Marquis preßte die feingeschnittenen Lippen fest aufeinander. Er streckte dann dem Junker die Rechte hinüber: „Armer Freund — ich fühle mit Ihnen!“

Ein warmer, herzlicher Ton klang aus des Kapitäns Worten. Hans legte seine Hand in die Rechte des Marquis. „Nur zwei Bitten habe ich noch für den Fall eines unglücklichen Ausgangs. Sie werden, wenn ich fallen sollte, auf meiner Brust in Leder eingenäht einige Schriftstücke finden — die letzten Aufzeichnungen meiner armen Mutter. Ich bitte Sie dieselben an den Vicomte Gaston de Lasigny zu befördern, dessen Adresse Sie ohne Zweifel ermitteln werden können, wenn ich Ihnen sage, daß derselbe, mein Vetter mütterlicherseits, im Jahre 1807 Adjutant des General Loison war. Wollen Sie ihm gleichzeitig mitteilen, daß ich ihm stets ein herzliches Andenken bewahrte und immer bedauerte, daß wir im Unfrieden schieden.“

„Es wird mir eine Ehre sein, den Auftrag auszuführen.“ Die Ruhe des Jünglings angesichts des bevorstehenden Zweikampfs machte auf den Marquis sichtlich Eindruck.

„Dann finden sie bei den Papieren eine Frauenlocke. Ich bitte Sie, dieselbe Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen Wilhelm von Preußen, mit dem Hinzufügen zu übermitteln, daß meine letzten Herzenswünsche ihm und dem ganzen Königlichen Hause gegolten haben.“

Der Marquis verneigte sich. Gleichzeitig traten die Zeugen des Gegners hinzu — einige Worte über die Bedingungen des Zweikampfes wurden noch zwischen ihnen und d'Absac gewechselt — dann nahmen die Gegner sich gegenüber Stellung, machten sich die übliche Verbeugung und kreuzten die Waffen — —

„Los!“

Junker Salden bemerkte schon nach dem ersten Gange, daß sein Gegner ein tüchtiger, in der Führung des Floretts ausgezeichnet erfahrener Fechter sei. Der Lieutenant hatte eine eiserne Faust und kannte alle Kniffe und Pfiffe des Fechtbodens.

Aber Hans Salden hatte nicht umsonst mit Prinz Wilhelm gemeinsam den Unterricht der besten Fechtmeister Berlins genossen, er hatte nicht umsonst durch unausgesetzte Übung seine Muskeln und sein Auge gestählt und geschärft, er hatte vor allem nicht umsonst schon in jungen Jahren, in denen andere Knaben noch vom zärtlichen Mutterauge vor jeglicher Gefahr behütet werden, dem Tode ins Auge schauen gelernt! Er blieb unerschütterlich in seiner kühlen Ruhe, und wenn er sich zunächst auch nur auf die Abwehr der stürmischen Angriffe des Gegners beschränkte, so that er das doch mit solcher Gewandtheit, daß aus dem Kreise der Zuschauer mehr als einmal ein leises Murmeln des Beifalls laut wurde.

Nicht ohne Absicht verhielt sich Hans Salden zunächst zuwartend. Er wollte die Fechtart des Gegners kennen lernen, um nach ihr sein eignes Verhalten einzurichten. Frosignolle focht, wie die meisten Franzosen, sehr lebhaft. Er avancierte und retirierte unaufhörlich, wechselte häufig seine Position, suchte den Gegner durch viele Finten und Halbstöße zu verwirren — Salden blieb unerschütterlich auf derselben Stelle stehen und ging auf keine der Künsteleien und Fisimatenten ein.

Immer unruhiger wurde der Lieutenant. Abgerissene Sätze hervorsprudelnd, drang er in sichtbarem Ärger, daß der Sieg über den deutschen Jüngling, den er sich ohne Zweifel sehr leicht gedacht, ihm gar nicht gelingen wollte, auf Hans immer ungestümer ein, und als dieser auch jetzt seine Finten und Finessen rechtzeitig durchschaute, verlor Frosignolle alle Besinnung. Mit den Zähnen knirschend, auf der Stirn schwere Schweißtropfen suchte er durch rohe Kraft die überlegene Ruhe des jungen Deutschen wettzumachen, als ob das Florett nicht die Waffe der höchsten Selbstbeherrschung wäre!

Diesen Augenblick hatte unser Junker kommen sehen, auf ihn hatte er gewartet. Ein-, zweimal parierte er noch, dann aber ging er seinerseits zum Angriff vor — — Mit sicherm Blick erspähte er die erste Unaufmerksamkeit des Gegners — sein Florett wand sich plötzlich wie eine Schlange um die Waffe des Franzosen, und gleich darauf klirrte dieselbe, mit unwiderstehlicher Kraft ihm aus der Rechten gedreht, auf dem Erdboden.

Ruhig, als sei nichts Absonderliches geschehen, richtete Hans sich auf, während der entwaffnete Gegner einen Blick wütenden Hasses auf ihn warf.

„Das ging nicht mit rechten Dingen zu! Das gilt nicht! Ich verlange Revanche!“ sprudelte der Franzose, aber seine eignen Kameraden umringten ihn und suchten seine gehässigen Äußerungen zu unterdrücken. Einige traten sogar neben den Marquis und sprachen dem Junker in ritterlich verbindlicher Weise ihre Bewunderung wegen seiner Ruhe und seines ausgezeichneten Fechtens aus.

Da riß sich plötzlich Frosignolle aus dem Kreis der ihn umgebenden Kameraden los und drängte sich, vor Wut an allen Gliedern bebend, vor: „Der Herr Preuße verzichtet wohl auf den zweiten Gang! He! Das ist ja so bequem und preußische Art! Möchte sich vielleicht gar noch etwas einbilden auf den Glückszufall, der ihm geworden — denn, nom de Dieu! ein Zufall war's! Ich aber will sein Blut sehen — ich will —“

Er raffte in besinnungsloser Erbitterung sein noch auf dem Fußboden liegendes Florett auf und schien nicht übel Lust zu haben, ohne Rücksicht auf alle Duellregeln auf Salden einzudringen.

Da warf sich ihm aber der Marquis entgegen: „Mille tonnerres! Ist das eine Art unter Offizieren Seiner Majestät! Ich hätte die größte Lust, mit dem Herrn Lieutenant meinerseits einen Gang zu machen, wenn er es wagt, dem preußischen Herrn Kameraden, dem ich die Ehre hatte zu sekundieren, auch nur mit einem Worte zu nahe zu treten! Bei allen Himmeln — das will ich, so wahr ich d'Absac heiße.“

Schon hatte indessen Hans sein Florett wieder mit festem Griff gefaßt. „Erlauben Sie mir, Herr Marquis, die Angelegenheit, die doch zunächst mich angeht, auch selbst zu erledigen. Ich stehe dem Herrn zu Diensten!“ Damit trat er zum zweiten Male auf die Mensur.

Und wieder kreuzten sich die Waffen, und wieder fing das Spiel von vorhin an. Dieses Mal aber war der Franzose doch gewitzigter; er hatte aufgehört, seinen jugendlichen Gegner zu unterschätzen. Jetzt ging er nicht wie ein Blinder auf den Junker los, sondern spähte, gleich diesem jede Chance des Zweikampfes auszunutzen. Die Fechter schienen einander gleich an Gewandtheit und Kunstfertigkeit, vergebens erschöpften sie alle Feinheiten der Schule gegeneinander, keiner gewann dem andern einen entscheidenden Vorteil ab.

Oder doch?! Was hatte dieser junge Deutsche nur für eine

eigne Art, seine Trümpfe mit bewundernswerter Ruhe bis zuletzt aufzusparen! Bei einem Haar und diese wundervolle Quinte hätte gesessen!

„Nimm dich in acht, Freund Frosignolle, sonst geht es dir doch noch an den Kragen!"

Und welch eignes System von Nachstößen der Junker nun plötzlich anzuwenden anfängt?! Wie er den Gegner ermüdet und unruhig macht?! Und wie er ihn Schritt um Schritt zurücktreibt?! Ein Glück nur, daß nach den französischen Fechtregeln das Retirieren nicht unzulässig ist! Aber das geht doch zu weit! Da ist der Frosignolle ja fast schon bis zur Thür gedrängt, ohne daß er es selbst bemerkt! Und jetzt berührt er gar die Wand mit dem Rücken — ein weiteres Zurück gibt es nun nicht mehr, Monsieur Frosignolle! Jetzt heißt es der deutschen Klinge Rede und Antwort stehen!

Und diese deutsche Klinge ist in guter Hand. Wie eine Schlange, so dreht und windet sie sich um des Gegners Stahl, jede Blöße erspähend, jede Unvorsichtigkeit des Gegners ausnutzend!

Ein — zwei Minuten noch liegen die Waffen dicht aneinander — dann sinkt des Franzosen Florett plötzlich herab, und an der rechten Schulter färbt sich's ihm blutig. — „Ich bin getroffen!"

Jawohl! Er ist getroffen! Nicht bös — das hat der Junker trotz der Hitze des Kampfes geschickt vermieden — aber immerhin tüchtig genug, um den Denkzettel einige Zeit hübsch im Gedächtnis zu behalten. Der Arzt spricht von drei Wochen — „nicht gefährlich im übrigen — aber ein Prachtstoß — alle Hochachtung!"

Ein Prachtstoß, so meinen auch die französischen Offiziere. Unser Junker aber geht zu dem Verwundeten, kaum daß der erste Verband angelegt ist, und bietet ihm die Hand — ist in seinen Augen doch der Streit mit der Beendigung des Zweikampfs auch abgeschlossen und begraben. Frosignolle scheint nicht ganz ebenso zu denken, aber da trifft sein Blick auf die Augen des Marquis d'Absac, des anerkannten Kavaliers der alten Schule, und er sieht in ihnen ein eignes Blitzen, das nicht gerade sonderlich schmeichelhaft für ihn scheint. Mit einem leisen Seufzer legt er seine Hand in die Rechte des Preußen —

Draußen stehen inzwischen schon die Pferde für den Marquis und unsern Junker bereit — es ist die höchste Zeit, daß beide auf-

brechen, wenn sie noch vor Anbruch der Nacht ihr nächstes Quartier erreichen wollen.

Aber ehe sie in den Sattel steigen, läßt der Marquis noch einmal die Gläser füllen: „Ich glaube, wir sind unserm jungen preußischen Kameraden noch eine kleine Genugthuung schuldig, nachdem er sich die erste in tapferer Weise schon selbst genommen. Messieurs, ich fordere sie auf, mit mir auf das Wohl des erhabenen Bundesgenossen unseres kaiserlichen Herrn die Gläser zu leeren: Seine Majestät der König von Preußen — er lebe hoch!"

Die Gläser klangen aneinander, und dann verneigte sich Hans gegen die Herren, füllte seinen Kelch von neuem und bat die Offiziere, ihm noch einen Augenblick Gehör zu schenken:

„Messieurs!" hob er an. „Ich habe Ihnen nicht nur zu danken — ich habe jetzt Ihren Toast auch zu erwidern! Ich bin ein Preuße mit Leib und Seele, mit meinem ganzen Herzen! Aber ich habe doch nicht vergessen, daß in meinen Adern auch das Blut meiner Mutter rollt, die eine Tochter Ihres schönen Vaterlandes war und auch in ihrer neuen Heimat nie die Liebe zu der alten verleugnet hat. Und auf die Heimat meiner teueren, toten Mutter, auf Ihre Heimat, Messieurs, erlauben Sie mir jetzt mit Ihnen anzustoßen: Vive la France!"

Wieder klangen die Gläser aneinander, und wenn auch mancher der Herren sich die Entgegnung des preußischen Junkers wohl anders gewünscht hätte, im Geiste dachten sie doch alle so, wie es der Marquis mit feinem Lächeln aussprach, als er neben Hans zum Ostthor von Wilna hinaustrabte: „Sie sind nicht nur einer der besten Florettfechter und einer der Bravsten, die ich je gesehen, mein lieber Herr von Salden! — Sie sind, der Geier hol mich, auch ein ganz gerissener Diplomat! Wetter nicht noch einmal, ich wollte den sehen, der sich mit mehr Grazie aus der Affäre gezogen hätte, als Sie mit Ihrem Hoch auf Frankreich! Kommen Sie, geben Sie mir noch einmal die Hand — wir müssen Freunde sein und Freunde bleiben!"

Der Gewaltritt der beiden, die sich wirklich von Tag zu Tag näher traten, ging flott vorwärts. Aber die stolze Freude, welche die Brust des Kapitäns bei den in Wilna vernommenen Siegesnachrichten erfüllt hatte, erlosch doch mehr und mehr, je weiter sie ins Innere Rußlands eindrangen. Von Tag zu Tag wurde

die Verpflegung selbst der kleinen Eskorte schwieriger, so gänzlich ausgesogen war das Land; fast alle Dörfer waren völlig verlassen, nur in den einzelnen schwach besetzten Etappenstationen war mit einiger Sicherheit auf Lebensunterhalt zu rechnen. Im Anfang waren die Reiter noch häufig an nachrückenden Ersatztruppenteilen vorübergekommen, an langen Proviant- und Munitionszügen; je weiter sie sich aber von Wilna entfernten, um so seltener trafen sie auf diese Zeichen der Lebenskraft der großen Armee — um so häufiger jedoch auf elende Haufen von Verwundeten und Rekonvalescenten, die sich auf eigne Faust den Rückweg suchten. Der Marquis schüttelte oft bekümmert den Kopf, wenn er mit dem einen oder andern der zerlumpten, mühsam dahinschleichenden Leute gesprochen hatte. „Ein verfl . . . . . Land! Wie die, auf diese ungeheuren Strecken gar nicht aufrecht zu erhaltende Disciplin schon untergraben sein muß! Keine Ordnung, keine Fürsorge der Intendanz — es ist zum Erschrecken!“

Als sie dann durch Smolensk kamen und in der und um die Stadt die grauenvollen Spuren des blutigen Ringens vom 17., 18. und 19. August sahen, als sie auf dem Etappenkommando hörten, welche Opfer der Sieg gekostet, wurde der Marquis ganz stumm. Einen halben Tag lang ritt er schweigend neben Salden her, trüben Blicks und gesenkten Hauptes, und als er dann endlich Worte fand, da waren es Schmerzensrufe der Verzweiflung. „Wohin soll das führen! Was will der Kaiser beginnen?! Das muß ja ein Pyrrhussieg gewesen sein — ein Schlachten, ein wahres Massacre ohne greifbaren Erfolg! Ich denke mit Schaudern an die Zukunft! Die arme, arme Armee!“

Aber der menschliche Geist ist voller Elasticität. Wie er auch niedergedrückt werden mag — jeder Sonnenblick richtet ihn wieder auf. Kaum hatte d'Absac am nächsten Tage die Kunde von dem weiteren Sieg des Kaisers bei Borodino am 7. September vernommen, so stiegen seine Hoffnungen wieder ins Ungemessene, und er sah bereits den Traum von der Weltherrschaft seines Imperators greifbare Gestalt annehmen. „Es konnte ja auch nicht anders sein! Ein Genie gleich dem Napoleons muß alle Schwierigkeiten überwinden! Sie beugen sich gleich den Mächtigen der Erde vor seinem eisernen Willen!“ meinte er frohlockend und schalt sich selbst ob seiner zweifelnden Kleinmütigkeit. Und als dann gar die Nachricht die Reiter traf, daß der Kaiser nach einem nochmaligen blutigen Ringen Moskau selbst, die heilige Zarenstadt, besetzt habe

— da kannte sein Jubel keine Grenzen. Nun sei Rußland ins Herz getroffen, jetzt müsse und werde der Zar um Frieden bitten, und Napoleon werde ihn wie stets bisher diktieren können! Was aber bedeuteten dann alle Opfer?! „Nichts — gar nichts — sind sie doch nur gebracht für das Wohl Frankreichs, und das Wohl Frankreichs, das ist auch das Wohl des Erdteils, der ganzen Welt!"

Und als beide Reiter dann von der letzten Anhöhe vor Moskau, welche die Russen Poklonü-Gora, den Berg der Begrüßung, nennen, endlich auf die ungeheure Stadt mit ihren unzähligen Kuppeln hinabschauten, da jubelte d'Absac auf: „Der Orient und der Occident reichen sich die Hand, und der Mittler zwischen beiden ist mein Kaiser, ist Frankreichs glorreiches Heer!" Und sich umwendend zu den Reitern der Eskorte rief er mit weithinschallender Stimme: „Seht Ihr Moskau dort unten vor Euch im Sonnenglanz — seht Ihr die große, die heilige Zarenstadt! Durch die Steppe, durch ganz Rußland hat unser Kaiser, der gewaltige, uns zum Ziel geführt — Vive l'empereur!"

Aber was war das?! Hatten die Nachrichten, die er auf den letzten Stationen erhalten, und die er nicht geglaubt, ja verlacht hatte, doch die Wahrheit gesprochen?! Lag über dem riesigen Meer von Häusern und Palästen nicht ein dichter, dunkler Nebel, eine gewaltige Wolke? War es — konnte es wahr sein, daß die verblendeten Russen ihre herrliche Hauptstadt, ihre stolze Kapitale selbst dem Verderben geweiht, den Flammen überliefert hatten! Pah — die Gerüchte übertreiben, und der Schein trügt — es waren ohne Zweifel einzelne Brände, welche die längs der Heerstraße rückwärts eilenden Märchen hervorgerufen hatten, und die gewitterschwangere Wolke dort unten, das war der aus der Moskwa aufsteigende Nebel! Gewiß, so war es! Es konnte ja gar nicht anders sein!

Und abwärts lenkte er sein Roß zur Moskwabrücke, zur Nowinskaja Predmiastii, der neuen Vorstadt, hinab.

Dort lagerte ja ein Bataillon Garde — da mußte alles nähere zu erfahren sein. „Heda, mon ami! Depeschen für das kaiserliche Hauptquartier! Führt mich zu eurem Obersten! Ich habe Eile!"

„Zu Befehl, mon capitaine!" Der Mann schulterte das Gewehr — gleich darauf erschien in der Thür der nächsten Hütte ein Offizier.

14*

„Kapitän d'Absac mit Depeschen für Seine Majestät! Ich bitte um einen Führer nach der Stadt hinein. Gute Quartiere in Moskau?!“

„Major Letellier, mon camarade!“ stellte sich der andere vor. „Ich beeile mich, Ihnen eine Ordonnanz zu stellen. Hoffentlich ist schon durchzukommen nach dem Kreml — ob der Kaiser freilich noch im Palast weilt, vermag ich Ihnen nicht zu sagen! Und die Quartiere?! Der Herr Kamerad belieben zu scherzen. Außer dem Kreml existiert Moskau nicht mehr!“

Der Marquis verfärbte sich, und auch unser Junker schauerte unwillkürlich zusammen. — Moskau existiert nicht mehr! So hatten die Gerüchte doch nicht übertrieben — sie hatten die Wahrheit, die fürchterliche Wahrheit verkündet!

Aber es war keine Zeit zu langen Erörterungen — die Pflicht erheischte Eile. Mit einem kurzen Gruß bog der Marquis, der voranschreitenden Ordonnanz folgend, in die nächste Straße ein.

Zunächst machte die Stadt noch den Eindruck aller größeren russischen Orte, und von einem verwüstenden Feuer war hier nichts zu bemerken. Aber nur zu bald änderte sich das Bild. Einzeln erst, dann mehr und mehr zusammenhängend, zogen sich die Brandstellen längst der Straße hin — gewaltige Schutthaufen, die diese oft in ihrer ganzen Breite sperrten, nötigten zu langen Umwegen — noch jetzt entstieg hier und dort ein erstickender Qualm den zerborstenen Häusertrümmern! Überall war der Boden bedeckt mit Asche, Schutt, blechernen Dachschindeln — wiederholt scheuten die Pferde vor einzelnen Leichnamen, die unbeerdigt unter den wirren Mauerresten lagen! Rauchgeschwärzt die wenigen größeren Gebäude, die in der innern Stadt dem verheerenden Element getrotzt hatten, zerborsten die Säulenhallen, aus wüstem Gemauer einzelne Schornsteine, Wahrzeichen gleich, gen Himmel ragend — in den Gärten die Bäume versengt, das niedere Gesträuch wie von einem giftigen Odem angehaucht? Und dann wieder mitten in den Straßen allerlei Hausgerät zu hohen Bergen aufgehäuft, kostbare Stücke, wundervolle französische Möbel, die herrlichsten orientalischen Teppiche neben den roh gezimmerten Tischen und Bänken der Armut! Tote Pferde, gefallenes Vieh dazwischen, und wieder Schutt und Asche und Trümmer — und wieder wirr durcheinander liegendes Hausgerät zwischen rauchenden Mauern — und wieder Leichen — —

Und über dem allem, mit verzweifeltem Fluge einherstreichend, Tausende und Abertausende von weißen Tauben, den Lieblingsvögeln der Russen, die von den Flammen aus ihren Schlägen hoch oben in den Türmen vertrieben, vergebens ein neues Heim suchten!

Was wollten die Friedensbringer noch in der Stadt der Verwüstung? Hier hatte das Verderben geherrscht — für sie konnte in Moskau jetzt keine Stätte sein!

Kein Russe in den Straßen? Wo waren sie, die Einwohner der Riesenstadt?! Waren sie dem ungeheuren Brande zum Opfer gefallen gleich ihrem Hab und Gut?! Oder hatte der Feind sie hinausgetrieben aus ihren Häusern, aus ihren Heimstätten?

Totenstille hier! Und dann plötzlich an der nächsten Straßenbiegung eine wüste Schar betrunkener Soldaten, beladen mit Beute, vor sich her einen alten Mann treibend, der auf dem Rücken einen großen Sack schleppte — einen Strick hatten die Plünderer dem Unglücklichen um den Hals gebunden, und wenn er nicht mehr vorwärts konnte, dann zerrten sie ihn an seinem langen weißen Barte aus dem Kot immer wieder empor und traten ihm in die Seiten.

Bis hierher war der Marquis schweigend neben unserm Junker einhergeritten, und nur das krampfhafte Arbeiten in seinen Zügen verriet die innere Aufregung, die sich seiner Seele bemächtigt hatte. Jetzt hielt er nicht mehr an sich. Tief bohrte sich sein Sporn in die Weichen seines müden Gaules, mit einem gewaltigen Satz ritt er die vordersten der Räuber zu Boden. „Seid ihr Soldaten? Seid ihr Barbaren?! Wo kommt ihr her? Was bedeutet das alles?! Wer hat euch gestattet, eure Hände nach fremdem Eigentum auszustrecken! Und wer ist der Alte — auf der Stelle laßt ihr ihn los!"

Ein wirres Durcheinander von Stimmen antwortete dem Offizier. Aber während einige der Plünderer es doch für besser hielten, die Flucht zu ergreifen, stellten andere sich dem Kapitän dreist in den Weg. „Warum haben die russischen Tiere ihre Häuser verlassen?! Warum sollen wir nicht nehmen, wo wir etwas finden? Sollen wir umsonst unser Blut vergossen haben? Was, hat es nicht geheißen, daß wir alles in Moskau finden würden? Und was haben wir gefunden? Ein leeres Nest, Hunger und Durst!"

„Wer ist der Mann?“ forschte der Marquis, auf den Greis deutend, der schweratmend zusammengebrochen war.

„Einer von dem wenigen russischen Viehzeug, das zurückgeblieben ist, mein Offizier!“ antwortete einer der Leute endlich. „Wir haben ihn in seinem Keller gefunden, und da ist es doch nicht mehr als recht und billig, daß er uns, was wir in dem Loch noch fanden, hübsch ins Lager tragen hilft!“

Die Reitpeitsche sauste auf den Frechen nieder, und die Rotte stob auseinander. Schon war auch Salden vom Pferde gesprungen, hatte den Strick am Halse des Greises zerschnitten und ihm auf die Füße geholfen. „Dank, Väterchen! Dank!“ stöhnte der zitternde Alte. „Darf ich gehen? Habe ich nichts mehr zu fürchten?“ Und als der Marquis ihm mit finsteren Schweigen Gewährung nickte, verschwand er schleunigst zwischen den nächsten Ruinen.

Und wieder neue Brandstätten, neuer Schutt, neue Trümmer — wieder Leichen und As, Berge von Hausgerät, fest zusammengefahrene Wagen, die nicht mehr zu trennen waren — und wieder trunkene, raufende, schreiende Scharen von plündernden Soldaten, und über dem allen eine heiße erstickende Luft, als hauchte die Hölle ihren stinkenden Brodem aus!

Durch das Kitai-Gorod, das große Marktquartier Moskaus, ging der Weg. Da lag das gewaltige Mehlmagazin in Schutt und Asche, der weite Bazar war eine einzige Trümmerstätte — hier hatte anscheinend die fressende Flamme die reichlichste Nahrung gefunden. Welche ungeheuren Vorräte mochten ihr zum Opfer gefallen sein? Vorräte, auf welche die Armee mit Bestimmtheit gerechnet, auf welchen die Hoffnungen ihrer Führer aufgebaut waren! Vernichtet — zerstört! Schutt und Trümmer und immer wieder Schutt und Trümmer!

Und da lag endlich, rauchgeschwärzt, aber doch noch voll blendender altertümlicher Majestät, der gewaltige Kreml, die uralte Zarenburg! Ein Stadtteil für sich, umgeben von einer mächtigen zinnenbewehrten, schützenden Mauer, erfüllt von Gärten, Palästen, Arsenalen, von Klöstern und Kirchen, ein Spiegelbild der ganzen Geschichte des russischen Reiches. Hoch ragte die prächtige Uspenskische Kathedrale, in der die Zaren gekrönt werden, weithin schimmerte über das Mauerwerk und die Warttürme der Umfassung die Begräbniskathedrale, in der die Grüfte aller Romanows bis auf Peter den Großen ihre Stätte gefunden haben,

hell glänzte durch die Rauchwolken das vergoldete Dach des massigen freistehenden Iwan Welikij, des Glockenturms.

Bis hierher war das Feuer nicht gedrungen — vor dem heiligen Kreml, vor den Särgen der Zaren hatte es Halt gemacht.

Der Marquis und seine Begleiter wollten gerade in die Spaskaja Worota, in das Thor mit der ewigen Lampe, einbiegen, vor dem einige Grenadiere schulterten mit den versteinten Gesichtern der echten Prätorianer, denen nichts gilt, als das Gebot ihres Herrn und Gebieters, einige jener alten Veteranen, die den Kaiser seit Marengo und den Pyramiden begleiteten, und für welche die Begriffe Krieg, Sieg und l'empereur unlösbar zusammengewachsen waren — während unsere Freunde also in das breite Thor einbiegen wollten, erschallten von innen Trommelwirbel und lauter Kommandoruf.

D'Absac zügelte sein Pferd. Seine Gestalt reckte sich im Sattel, und über sein ernstes Gesicht glitt es wie ein Sonnenstrahl.

„Der Kaiser!!“

Ja — er war es, der Gewaltige.

Im Schritt, seinen Braunen nachlässig die Zügel überlassend, bog er aus dem Thor. Neben ihm Berthier, der Chef des Generalstabes, Fürst von Wagram und Herzog von Neufchatel.

Noch nie hatte Hans Salden den Kaiser von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Das also war der „kleine Korporal“, dessen Kriegsruhm die Welt erfüllte, der große Schlachtenlenker, der seine Adler von der Seine bis zu den Pyramiden, von der Südspitze Italiens bis zum Gestade der Ostsee, vom Ocean bis zum Kreml hatte fliegen lassen?! Das also war der Sieger von Marengo, von Austerlitz, von Jena, von Wagram, von Smolensk und Borodino?! Das war der Unwiderstehliche, vor dem die Fürsten der ältesten Herrscherhäuser Europas sich gebeugt, der als unbedeutender Artillerielieutenant begonnen hatte und jetzt über das Schicksal der Throne des Erdteils entschied?!

Wie aus Erz gegossen, das scharfgeschnittene Gesicht unter dem kleinen Hut; die Gestalt leicht vornüber geneigt, etwas schwerfällig die Haltung; die Lippen fest geschlossen, um den Mund einen wenig freundlichen, etwas mürrischen Ausdruck. Und in diesem Antlitz zwei mächtige, strahlende Augen, dämonisch, adlerartig, fascinierend! Echte Herrscheraugen, aber auch voll Härte, mit einem

Ausdruck, der jeden Widerstand brach. Ruhig in einem Moment, im nächsten in ruheloser Energie erglänzend, aufflackernd in unbezähmbarer Leidenschaft!

Das war der „kleine Korporal“, der Beherrscher Europas, den der Kaiserwahnsinn durch die endlosen Steppen des Zarenreiches getrieben hatte, damit er die Herrschaft über den Erdteil mit der Herrschaft über die Erde vertausche — oder damit er, der neue Attila, die Gottesgeißel, erkennen lerne, daß ein Höherer über ihm steht, daß es auch für das Genie etwas Unerreichbares — daß es ein Weltgericht gibt!

Schweigend hatte der Kaiser die Meldung des Kapitäns entgegengenommen und ihn mit einer kurzen Handbewegung an Berthier gewiesen, der die Depeschen erbrach und dann, sein Pferd dichter an die Seite des Monarchen drängend, ihm flüsternd aus denselben einige Mitteilungen machte. Der Kaiser nickte. „Es ist gut. Sie werden dem Marschall schreiben — —“ das übrige verlor sich für die Umstehenden in ein unverständliches Murmeln.

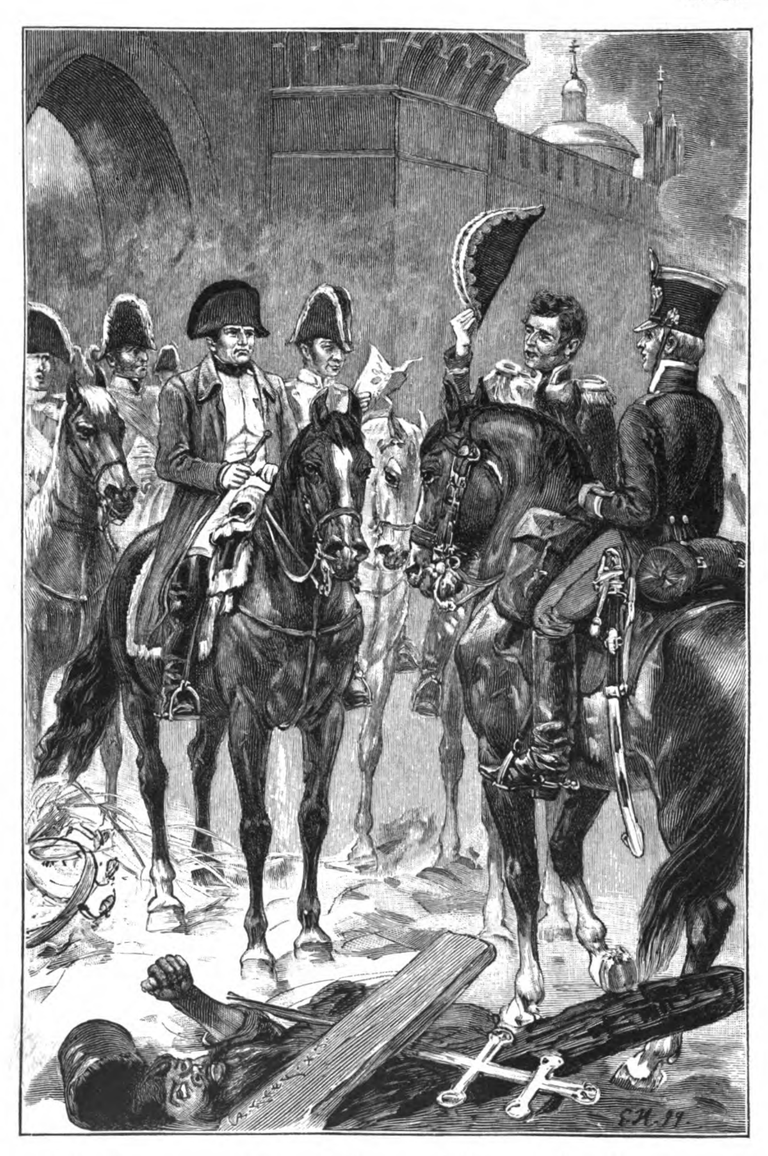
Dann wandte sich Napoleon noch einmal nach dem Kapitän um. „Suchen Sie sich ein Quartier im Kreml — Sie bleiben bis auf weiteres mir attachiert, Marquis! Sie sind scharf geritten — eine tüchtige Leistung. Und wer ist der junge Mann dort?“ Er deutete, die Reitpeitsche leicht, mit einer etwas müden Bewegung anhebend, auf den Junker.

Der Marquis verneigte sich tief. „Ein preußischer Herr aus dem Stabe des Generals von York, mir seiner Kenntnis der russischen Sprache wegen beigegeben — von Salden ist sein Name, Eurer Majestät zu dienen.“

Einen kurzen Augenblick ruhte der Blick des Kaisers auf dem Junker, scharf, durchdringend, als ob Napoleon in des Jünglings Seele lesen wollte. Dann faßte er leicht an die Mütze: „Der junge Herr mag vorläufig auch bei meinem Stabe bleiben — sagen Sie Ségur, dem Quartiermeister, darüber Bescheid! Wir haben keinen Überfluß an Dolmetschern, die diese abscheuliche Sprache wirklich gut beherrschen und dies nicht nur vorgeben.“

Noch einmal nickte der Kaiser kurz — dann setzte er seinen Braunen in Gang und ritt, von einer glänzenden Suite von Generalen und Adjutanten begleitet, den Lagern der außerhalb der Stadt biwakierenden Truppen zu.

S. 216.



Die Begegnung Hans Saldens mit dem Kaiser Napoleon vor dem Thor des Kreml.

„Einen kurzen Augenblick ruhte der Blick des Kaisers auf dem Junker, scharf durchdringend, . . .“



Welch ein Abstand zwischen dem trümmerbedeckten Schutthaufen, Moskau genannt, und dem Stadtviertel des wohlerhaltenen Kremls! Welch ein Abstand zumal zwischen den noch dampfenden Häuserreihen draußen und den mit breiter, oft altertümlich schwerer orientalischer Pracht eingerichteten Gemächern der Kaiserpaläste!

Das Hauptquartier Napoleons hatte zwar vorübergehend während der Tage des heftigsten Brandes den Kreml, den man auch für bedroht hielt, verlassen, aber der Kaiser war doch bald wieder nach dem Mittelpunkt der Stadt zurückgekehrt, und man hatte sich in dem weitläufigen Quartier, so behaglich es ging, eingerichtet. Hier herrschte alles andere eher, denn Mangel! Kaum hatte der Marquis sich gemeldet, so waren für ihn und Salden die bequemsten, kostbarst ausgestatteten Zimmer bereit, und mit dem nur dem Soldaten bekannten Gefühl der Erholung nach grenzenloser Anstrengung streckten sich beide auf die seidenen Kissen, genossen dann ein köstliches, in der kaiserlichen Feldküche für sie zubereitetes Mahl und schliefen zehn Stunden wie die Toten.

Sie schliefen, wie eben nur Reiter schlafen können, die einen Marsch von einigen hundert Kilometern, fast ohne größere Rast, im Sattel zurückgelegt haben. Ein Bad dann, ein national russisches Bad in kochend heißem Dampfe mit eiskalten Abgießungen und energischem Frottieren des ganzen Körpers, stellte die erschöpften Kräfte bald wieder her, und etwas steif zwar noch, aber doch in voller Frische begannen die beiden Freunde sich im Hauptquartier ein wenig umzusehen. Die erste Fürsorge galt natürlich den treuen Pferden, die das Unmöglichste ausgehalten hatten. Man hatte sie gut untergebracht, aber — leider — der Marquis, wie Hans Salden mußten bald erkennen, daß die braven Tiere unrettbar dem Verderben geweiht waren. Sie hatten ihre Herren bis ans Ziel getragen — sie mußten ihre Gewaltleistung mit dem Tode bezahlen. Es war ein Akt der Menschlichkeit des Mannes dem Tiere gegenüber, wenn beide, der Marquis und der Junker, sich blutenden Herzens und mit Thränen in den Augen entschlossen, die hoffnungslosen Leiden der edlen Rosse durch einen Pistolenschuß zu beenden. Aus dem kaiserlichen Marstall wurden beiden neue Pferde überwiesen, leider, wie sie nur zu bald erkennen sollten, keine so leistungsfähigen, denn die, welche sie von Kurland bis nach Moskau getragen hatten.

Im Hauptquartier des Kaisers hatte alles einen zwar feldmäßigen, aber doch bis ins einzelne auch nach höfischer Sitte geregelten Anstrich. Fast bemerkte man kaum, daß ein langer Feldzug und fast beispiellose Anstrengungen hinter den Offizieren und auch hinter den Mannschaften lagen, die den Kreml bewachten. Noch glänzten die Uniformen: die Grenadiere der Garde, in allen Schlachten bis Borodino wohl geschont, waren vortrefflich verpflegt, und aus den verwetterten Gesichtern der alten „Grognards" schimmerte die Freude des Erfolges; die zur Eskorte des Hauptquartiers kommandierten Schwadronen waren vorzüglich beritten, für die Pferde standen stets reichliche Hafervorräte zur Verfügung. Die zahlreiche Dienerschaft, vom Leibmameluken Roustan bis zum letzten Küchenjungen, lebte im Überfluß und schritt hochnäsig durch die Gemächer der russischen Paläste. Es fehlte sogar nicht an einer Schauspielertruppe, die alltäglich Vorstellungen gab.

Die Stimmung war, trotz des Brandes von Moskau, eine sichtbar gehobene. „Wir sind am Ziel!" sagte schon am ersten Tage nach dem Eintreffen des Marquis in Saldens Gegenwart einer der höchsten Offiziere. „Wir sind am Ziel! Das feindliche Heer ist so gut wie vernichtet, die altehrwürdige Hauptstadt des Landes, an der ja jeder Russe wie an einem Heiligtum hängt, ist in unsern Händen, und es war nur ein Akt der Verzweiflung, wenn der Thor Rostoptschin, der Gouverneur der Stadt, Moskau vor seinem Abzuge in Brand setzen ließ. Der Kaiser erwartet täglich die Friedensanerbietungen des Zaren! Und was sollte der Zar Alexander denn auch sonst thun, als Frieden erbitten?"

Also hätte der Gewaltige, also hätte der Länderbezwinger Napoleon auch diesmal wieder seinen eisernen Willen durchgesetzt?! War es nicht, als ob dem Unwiderstehlichen kein Erfolg ausblieb, als ob er wirklich das Glück zu bezwingen wüßte?!

Erst am dritten Tage kamen die beiden Freunde dazu, die Beiwachten der Truppen außerhalb der Stadt aufzusuchen.

Welch' anderes Bild empfingen sie dort.

Das also waren die Reste der großen Armee, diese hunderttausend Mann, die alle Anzeichen maßloser Erschöpfung zur Schau trugen, vielfach mangelhaft bekleidet, auf den Gesichtern die Merkmale erlittenen Hungers und die nicht minder schlimmen der Mißmut und der Unzufriedenheit! Von der einst berühmten Manneszucht der Armee war nur noch bei einigen Truppenteilen,

die unter besonders energischen Führern standen, etwas zu bemerken. Die Lagergassen waren mit allem möglichen Raub angefüllt, überall standen und lagen die Soldaten umher, würfelten um die Ergebnisse ihrer Plünderungszüge in Moskau und überfüllten die Tornister mit unnützem Kram und Ballast. Aus den Marketenderzelten erscholl tobender Lärm, ohne Furcht vor dem Profoß taumelten die Betrunkenen umher, kaum daß den Offizieren der notwendigste Gehorsam erwiesen wurde!

Und als unser Junker dann mit seinem Begleiter in einem der Offizierzelte bei einem Glase Wein saß, und der Marquis mit alten wiedergefundenen Bekannten und Freunden die Erlebnisse der letzten Zeit und die Hoffnungen für die Zukunft austauschte, da hörten beide ganz andere Stimmen, als im kaiserlichen Hauptquartier. Sie hörten von den unbeschreiblichen Anstrengungen, von den ungeheuren Opfern, die der Feldzug erfordert; sie hörten, daß man den Abgang an Mannschaften, den die Armee erlitten, seit sie den Niemen überschritt, auf zweimalhunderttausend Mann schätzte; sie hörten zum erstenmale, daß die Russen zweifellos einen bewußten Plan verfolgt hatten, indem sie sich immer weiter in das Innere des ungeheuren Reichs zurückzogen und so der überlegenen Heereskraft und Kriegskunst Napoleons die aufreibende Wirkung des öden, leeren Raumes entgegensetzten!

„Wir sind am Ziel!" meinte ein grauköpfiger Oberst mit bitterer Ironie. „Ja wohl, wir sind am Ziel — unserer Kräfte nämlich! Ich sage Ihnen, der Zar müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn er ernstlich an den Frieden dächte, und wer ihm das raten sollte, der verdiente von ihm am höchsten Kirchturm seines Landes aufgeknüpft zu werden! Ich wollte, wir bekämen morgen den Frieden, aber es wird mein frommer Wunsch bleiben. Und darum — je früher der Kaiser uns von diesem vermaledeiten Neste fortführt, desto besser — gute Winterquartiere, in denen die aus allen Fugen gerenkte Armee sich wieder etwas erholen kann, das ist das einzige, was uns retten kann."

Und ein zweiter fügte kopfschüttelnd hinzu: „Von Moskau fort — ja, das wäre das beste. Aber bilde dir nur nicht ein, daß wir darauf hoffen dürfen. Da kennst du den Eisenkopf unseres kleinen Korporals schlecht! Und der Daru, der Generalintendant, wird ihm schon ein Exempel aufmachen, wonach wir hier in aller Ruhe auch über Winter bleiben können. Mag's doch ein bißchen Hunger für uns geben — die da drinnen, die Herren

vom Hauptquartier, trinken doch alle Tage ihren Macon und essen ihr frisch gebackenes Weißbrot, ebenso wie die alte Garde gepäppelt wird, daß sich einem das Herz im Leibe umdrehen könnte!“

Das also war die Stimmung in der Armee, in der großen Masse, die schließlich doch die ausschlaggebende sein mußte?!

Ruhelos wälzte sich am Abend dieses Tages unser Junker auf seinem Lager. Die Wucht der Gedanken, die auf ihn einstürmten, wollte ihn schier erdrücken — hatten die kriegserfahrenen Offiziere, die er heute gesprochen, recht? Oder würde der Zar doch den Frieden bewilligen — erbitten?! O daß in der Umgebung des Russenherrschers doch Männer von weitem Blick, erleuchtete Geister wären, die ihn festhielten am einzig richtigen: am Ausharren! — Aber war das denn nicht der Fall? Weilte nicht der Freiherr von Stein in Petersburg, seit ihn Napoleons Machtgebot aus Preußen vertrieben? Besaß er nicht das Ohr und das Vertrauen des Zaren, und war er nicht vom glühendsten Hasse gegen den Bonaparte erfüllt, der ihm stets als das Unheil des Weltteils erschienen?! Des Junkers Hände schlossen sich zu einem stillen innigen Gebet: „Du Weiser, Allmächtiger über den Wolken, der du die Herzen der Könige lenkst, laß den Zaren fest bleiben im Entschluß und Wollen! Laß ihm guten Rat werden und ihn dem guten Rat folgen! Und dann — dann — laß in deiner Gnade auch meinem armen geprüften Vaterlande Frieden und Segen erstehen aus der Ernte, die der grause Tod hier noch halten wird!“

Was der Kaiser Napoleon so sehnsüchtig, was sein Heer so verzweiflungsvoll herbeigewünscht, geschah nicht! Der Zar blieb fest, der Friede blieb versagt!

Gegen Mitte Oktober mußte Napoleon Moskau verlassen, wollte er sein Heer noch vor Eintritt des Winters in reichere Gegenden bringen. In Moskau zu überwintern, hatte sich als unmöglich herausgestellt. Das gewaltige Opfer, das Rußland mit der Verwüstung seiner stolzen alten Hauptstadt gebracht, war nicht vergeblich gewesen. Die verödete Kapitale, deren ungeheure Hilfsmittel der Brand — gleichviel ob ihn Graf Rostoptschin hatte entzünden lassen, ob er durch die Unvorsichtigkeit der plündernden Franzosen entstanden war — vernichtet hatte, bot für den Unterhalt der Armee keine Gelegenheit; die Etappenstraße aber, an sich schon durch ihre gewaltige Ausdehnung gefährlich, wurden in

Winterszeiten sicher für den erforderlichen Nachschub fast unbenutzbar, und schon drangen auch von Norden und Süden her überall die regellosen Kosakenschwärme auf sie ein!

Es gab nur noch ein Mittel zur Rettung der Armee — den Rückzug!

Aber Napoleon wollte dem bösen Wort wenigstens ein Mäntelchen umhängen. Er leitete den Rückzug daher mit einem Vorstoß auf die russische Armee ein, und seiner Geschicklichkeit, wie der im Kampf wieder erwachenden militärischen Tüchtigkeit seiner Stammtruppen gelang es, im Treffen bei Malo-Jaroslawetz das feindliche Heer, an dessen Spitze der greise Feldmarschall Kutusow stand, noch einmal energisch abzuschütteln. Es schien fast, als sei damit die erforderliche Zeit gewonnen, zumal der Herbst gerade in diesem Jahr merkwürdig milde war, und das Hereinbrechen des Winters sich zu verzögern schien.

Wie ein ungeheurer Heereszug wälzte sich die große Armee gen Westen!

Unser Junker war dem kaiserlichen Stabe beigefügt geblieben, und die Befehle, die er häufig den einzelnen Corps zu überbringen hatte, führten ihn oft längs der sich über Meilen ausdehnenden Marschkolonnen von dem Vortrupp bis zur äußersten Arrieregarde.

Seinem Blicke blieb daher nichts verborgen, was im Bereich dieser Massen vor sich ging; er sah ihre Zusammensetzung, sah ihre von Tag zu Tag wachsende Auflösung.

Es waren immer noch über hunderttausend Mann, die den Rückmarsch antraten. Mit ihnen aber zog ein ungeheuerlicher Troß aus Moskau aus — ein Troß, wie er in der Geschichte der europäischen Heere neuerer Zeit kaum je geschaut wurde. Da waren Tausende von Verwundeten und Kranken auf langen Wagenreihen, da waren andere Wagenzüge mit all den Hunderten von Kaufleuten, die der Wagemut des Gelddurstes bisher beim Heere festgehalten hatte; da waren die Equipagefahrzeuge des kaiserlichen Hauptquartiers und mit ihnen die beutebeladenen Wagen der Offiziere aller Grade! Und selbst die Ambulanzen, die Fouragewagen waren, anstatt mit Lebensmitteln, überladen mit dem Raube von Moskau, mit türkischen Teppichen, kostbaren Pelzen, seidenen Gewändern, silbernen Geräten und Pretiosen aller Art. Und wenn die Marschälle, die Generale, die Obersten, die Kapitäne und die Lieutenants ihre Schätze mitschleppen wollten, so meinten auch die Soldaten die ihren nicht im Stich lassen zu dürfen. Mühselig

krochen die Grenadiere unter der Last der überfüllten Tornister über die schlechte Landstraße. O ja — sie waren reich! Kaum einer, der nicht einige blanke Goldstücke, ein edelgefaßtes Geschmeide, einen funkelnden Altarkelch mit sich trug der Heimat entgegen — der Heimat, die er nie wiedersehen sollte!

Denn all die erbeuteten Schätze, was galten sie bald gegen ein elendes Stück Brot?!

Einer ungeheuren, aus vieltausend Gliedern bestehenden Schlange gleich sah Salden das Heer die Landstraßen entlang ziehen — die immer noch schlachtentüchtige Infanterie, die langen Züge der Geschütze, die Fuhrparkkolonnen, die mitgetriebenen Herden des Schlachtviehs! Bei jeder Brücke eine endlose Stockung, bei jedem Engweg einen Aufenthalt. Endlich bricht die Dunkelheit herein! Die Nacht, die Ruhezeit ist da, aber kein Dorf, kein Ort weit und breit. Man lagert, wo man gerade angelangt ist, die Kolonnen mit dem Gewehr im Arm, jeden Augenblick in Bereitschaft, einen Kosakenangriff abzuwehren. Was noch wirklich etwa an Verpflegung mitgeführt war, ist nach wenigen Tagen verzehrt. Die Wagenpferde werden zuerst geschlachtet — glücklich, wer noch einige Stücke Holz findet, trocken genug, um ein Feuer zu entzünden, um daran sein Stück Fleisch zu kochen, die Glieder in den schon kühlen Nächten einigermaßen zu erwärmen!

Aber noch marschiert die Armee geschlossen und in leidlicher Ordnung. Heute noch, morgen noch schleppt sich auch der Kraftlose vorwärts — am nächsten Tage bleibt er seitwärts des Weges liegen. Nur einige Augenblicke hat er ruhen wollen — aus den Minuten aber werden Stunden — die Kolonne ist weiter marschiert — er ist einer von den vielen, die sich nun auf eigne Faust vorwärts helfen müssen — einer der „Isolierten", die sich bald zu Tausenden und Abertausenden absondern, der eigentlichen Truppe bald voraus eilen, bald hinter ihr zurück bleiben, sich ein, zwei Wochen noch mühsam durchs Leben schlagen, bis sie endlich dem Hunger, dem Frost oder dem Spieße der Kosaken erliegen.

Von Tag zu Tag stieg die Unordnung, stieg der Hunger; immer kleiner wurden die noch fest zusammen haltenden Bataillone, immer dünner die Reihen der noch berittenen Eskadrons — immer größer das Elend!

Und dann kam der erste scharfe Frost! Am Abend sanken die auf den Tod Erschöpften auf ihren Beiwachtplätzen, die sie oft erst den Isolierten, die sich schon vor ihnen eingenistet hatten, abringen

mußten, zusammen, wo irgend ein schützender Wald, eine Hütte war. Am Morgen erhob sich nur der zweite Mann! Und auch unter denen, die jene schrecklichen Nächte überlebten, trug der und jener sicher ein erfrorenes Glied davon — schrecklich nun erst die Lage der Verwundeten und Kranken, die fast unrettbar dem Tode verfallen waren, einem Tode, der oft noch nicht schnell genug für die Unglücklichen kam!

Langsam, von Tag zu Tag mühseliger, kriecht die Heeresschlange durchs Land. Immer mehr lockern sich die Bande der Disciplin, immer stärker schwellen die Fahnenflüchtigen an, ganze Regimenter müssen zu Compagnien umformiert werden, ganze Eskadrons schleppen sich zu Fuß einher, denn die Pferde sind aus Mangel an Nahrung längst zu Grunde gegangen — oder sie sind verzehrt. Es scheint, der Anfang zum Ende ist da!

Aber nein! Wenn unser Junker, selbst oft verzweifelnd, an dem einen Tage nicht geglaubt hätte, daß der nächste diese wirre, wüste Masse auch nur um ein weniges noch vorwärts bringen würde, der kommende Tag lieferte stets den Beweis für das Gegenteil! Und nicht nur der eigne Selbsterhaltungstrieb jagte die bis aufs Mark erschütterten, entkräfteten Männer immer aufs neue vorwärts — auch dem nachdrängenden Feinde wußten sie immer noch mit einem gewissen Nachdruck entgegenzutreten. Die erstarrten Hände griffen immer wieder zum Gewehr, die Artilleristen standen wacker bei ihren Geschützen bis zur letzten Kartusche, sobald der Feind angriff, und aus den heisern Kehlen klang immer noch dann und wann der Refrain des Pyrenäenmarsches „Mourir pour la patrie!“ oder des Kaisers Lieblingslied „Veillons au salut de l'empire!“ Und wenn er selbst, der Mann mit dem eisernen Gesicht und dem eisernen Herzen, in einer entscheidenden Stunde die Reste seiner kriegsgewohnten Scharen zum Kampfe rief, dann stoben die Kosaken ins Feld, und die Adler von Frankreich, so wenige sie auch schirmten, sahen auf den Sieg!

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am 20. November.

In dem Refektorium des Klosters Baranui, zwischen Orscha und der Beresina saß der Kaiser an seinem mit Karten bedeckten Arbeitstisch und bezeichnete mit kleinen bunten Fähnchen auf dem Plane des Kriegsschauplatzes die Stellung der einzelnen Corps.

Neben ihm stand Berthier, einige Papiere in der Hand.

„Wir müssen über die Beresina, ehe die Russen uns den Weg

verlegen! Wir müssen!“ sagte der Kaiser im gepreßten Ton. „Wie stark ist das Corps Ney?“

„Der Herzog von Elchingen — Ney — meldet, daß er von den 8000 Mann, mit denen er Smolensk verlassen, nur noch 2000 Kampffähige um sich habe.“

„Wie stark ist Davoust?“

„Er verließ Moskau mit 10000 Mann und zählt nach den gestrigen Rapporten noch 1200!“

Eine finstere Wolke flog über das Gesicht des Kaisers. „Die Brigade Delaitre?“

„Kaum 400 Pferde!“

„Die Garde?“

„Nach den Meldungen von heute morgen 5000 Mann, Sire.“

„Wieviel Geschütze sind noch vorhanden und bespannt?“

„250 nach dem gestrigen Rapport.“

Tief beugte sich der Imperator über die Pläne — selbst sein Vertrautester sollte wohl das nervöse Zucken in seinem Gesicht nicht sehen! „Die ganze Armee?“ stieß er endlich heftig heraus.

„Gegen 25000 Kombattanten, Sire!“

„Einschließlich Oudinot und Viktor?“

„Einschließlich!“

Napoleon sprang auf und durchmaß, die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Zimmer. Dann blieb er vor dem mächtigen Kamin stehen und starrte lange Zeit sinnend in die glimmenden Scheite. 25000 Mann also standen noch von der großen Armee zu seiner Verfügung einschließlich des 10000 Mann starken Reservecorps unter dem Marschall Viktor, das er heranzuziehen im Begriff war. Von den Hunderttausend, mit denen er Moskau verlassen, hatten kaum 15000 den Marsch und die Kämpfe der letzten Wochen überstanden!

„Wir müssen über die Beresina! Und wenn uns der Gegner in fünffacher Stärke den Weg verlegt, wir müssen! Hören Sie, Berthier, wir müssen!“

„Zu Befehl, Sire!“

Und wieder begann Napoleon das Gemach zu durchqueren. Und wieder stand er vor dem Kamin und suchte aus dem funkensprühenden Glimmen einen Entschluß heraus zu lesen.

„Ich brauche einen der russischen Sprache vollkommen mäch-

tigen Offizier, der sofort zu Marschall Viktor aufbricht. Einen jungen, entschlossenen Mann!“

Der Generalstabschef schritt zur Thür, öffnete dieselbe und rief in das Vorzimmer hinaus: „Monsieur de Salden!“

Eine Minute später trat unser Junker in das Refektorium.

Auch ihm sah man die Leiden, die entsetzlichen Anstrengungen des Winterfeldzuges an. Seine Wangen lagen hohl, sein Anzug war, trotz des sichtbaren Bestrebens, die Montur möglichst in stand zu halten, zerschlissen; die Füße steckten in hoch hinauf reichenden russischen Pelzstiefeln, der Waffenrock war vielfach geflickt. Wer achtete darauf!

Der Kaiser sah dem jungen Manne scharf ins Gesicht.

„Sie sind Preuße, Monsieur de Salden — ich habe die preußische Armee immer hoch geschätzt! Ich habe auch bemerkt, daß Sie in meinem Dienst stets Ihre volle Pflicht und Schuldigkeit gethan — ich werde das nicht vergessen!“

Hans Salden verbeugte sich schweigend.

„Sie sind gut beritten?“

„Ich habe mein vortreffliches ostpreußisches Pferd in Moskau erschießen müssen, aber, nachdem mir unterwegs drei Pferde gefallen, aus der Hinterlassenschaft eines westfälischen Offiziers einen vortrefflichen Senner gefunden, Sire.“

„Eh — einen Senner — was ist das?“

„Die Senner, Sire, sind Pferde, die in Westfalen, in Lippe, in der sogenannten Senneheide in völliger Freiheit gezogen werden — ein außerordentlich ausdauernder, abgehärteter Schlag.“

„Ah — ich erinnere mich, davon gehört zu haben. Desto besser! Ich habe einen wichtigen Auftrag für Sie, Monsieur de Salden. Sie werden sofort zum Marschall Viktor, Herzog von Belluno, reiten. Sie treffen denselben in oder um Baran — hier — sehen Sie sich die Karte genau an! Der Herr Marschall“ — er deutete auf Berthier — „wird Ihnen den Befehl, den Sie zu überbringen haben, schriftlich mitgeben. Aber nein! Es ist für den Fall, daß Sie unterwegs den Kosaken in die Hände fallen, die bereits bis an die große Straße streifen, besser, Sie erhalten nur einen mündlichen Auftrag. Also geben Sie acht: der Herzog von Belluno soll so schnell als möglich die große Straße zu gewinnen suchen — bei Losnicza etwa — und auf Borissow marschieren. Sie melden ihm weiter, daß ich am 26.,

spätestens am Tage darauf, die Beresina zu überschreiten gedenke und für diesen Tag auf den Herzog rechne! Verstanden?!"

Der Junker wiederholte seinen Auftrag, wie dies ein für allemal im Stabe des Kaisers Befehl war, um Mißverständnisse zu vermeiden.

„Bien! Und nun vorwärts, Monsieur de Salden! Von der glücklichen Erfüllung Ihres Auftrags hängt viel, sehr viel ab — ich werde Sie zu belohnen wissen, wenn Sie glücklich zurück sind."

Es war ein Ritt auf Tod und Leben.

Vorüber mußte der Junker noch einmal bei den sich auf Orscha zusammenziehenden Heerestrümmern, bei der fast ganz aufgelösten Arrieregarde, mitten hindurch durch die wilden Trupps der Nachzügler, die ohne Führung, ohne Waffen, ohne Nahrung der Armee nachschlichen, gierig wie die Wölfe, entfremdet jeder menschlichen Regung, nur das eigne, jämmerliche Ich im Auge. Verlassene Beiwachtfeuer, um die herum die Leichen derer lagen, die sich am Abend um die Flammen zusammengekauert! Geschütze ohne Bespannung! Ausgeplünderte Lebensmittelwagen! Am Wegrain Hunderte von Kranken- und Verwundeten, die flehend die Hände zu dem Vorüberjagenden emporhoben: „Um der Gnade Gottes willen! Nur eine Kugel, daß unsere Leiden enden!"

Dann wieder ein Trupp hohläugig dahinwankender Gestalten! Und wieder Leichen! Und dort einige elende Gestalten, die gierig über den Kadaver eines schon vor Tagen gefallenen Pferdes hergefallen sind, das blutige Fleisch dem Tiere von den Rippen zu reißen — —

O Gott — welches Leid, welches Elend!

Und nun herunter von der Hauptstraße auf Baran zu.

Halte aus, braver Senner, der du bisher alle Strapazen so trefflich überstandest, halte nur dies eine Mal noch aus!

Eine kurze Rast von zwei Stunden gönnte Salden seinem wackeren Braunen bei einer verlassenen, halb vom Feuer zerstörten, einsamen Bauernhütte, wo er glücklicherweise einen Brunnen fand, den Wallach zu tränken.

Dann ging's aufs neue vorwärts in den dämmerigen Morgen hinein, quer durch einen weiten Forst auf kaum erkennbarem Wege.

Und plötzlich knallte es neben ihm, eine Kugel pfiff ihm

dicht am Kopfe vorbei, und gleich darauf hörte er hinter sich das gellende: „Paschol — Paschol!"

Die Kosaken! Die unerbittlichen Geier, die sich um die Heerstraße der großen Armee — ach, es war ja nicht mehr die große Armee! — drängten, die Ernte einzuheimsen, die der Hunger und der eisige Frost ihnen vorbereitet hatten.

„Vorwärts, Ingo! Vorwärts!"

Und der Senner greift mächtig aus.

Als Salden endlich zurück schaut, sieht er den kleinen Kosakenschwarm schon in der Ferne verschwinden. Haben sie wirklich das Wettrennen aufgegeben, die schlauen Steppensöhne? Haben sie eingesehen, daß ihre kleinen struppigen Pferdchen dem edlen Blut unter des Junkers Sattel nicht gewachsen sind?

Hans mäßigt den Schritt seines Tieres. Es gilt haushälterisch mit den Kräften des unermüdlichen Wallachs umzugehen.

Er läßt seine Taschenuhr — ein Geschenk des Prinzen Wilhelm — repetieren. Neun Uhr! Wenn die Karte des Kaisers richtig war, können Viktors Vortruppen nicht mehr weit entfernt sein.

Aber was ist das?

Auf der Straße, von vorn, kommt derselbe Kosakentrupp angetrabt, den er soeben abgeschüttelt zu haben glaubte. Die Kerle müssen einen Richtweg durch den Wald eingeschlagen haben, um ihm das Durchkommen zu verlegen.

Was nun?

Zurück?

Nein! Es gibt nur ein Vorwärts!

Der Junker reißt den Säbel aus der Scheide und schlingt ihn mit dem Faustriemen fest um die Rechte, die den Griff der Pistole umspannt. Er setzt seinen hellaufwiehernden Wallach in scharfen Galopp und sprengt im vollen Lauf auf die Kosakenschar los.

„Paschol! Paschol!"

Ein kurzer Knall — der vorderste sinkt getroffen vom Pferde.

Fort die unnütze Pistole! Sie hat ihren Dienst gethan.

Der Säbel, eine gute Solinger Klinge, saust blinkend durch die Luft. Hui — da fliegt der zweite, der Salden gerade in das Zaumzeug greifen wollte, aus dem Sattel. Des dritten Gaul wirft der schwere Senner im Ansturm zur Seite. Und noch einmal zuckt der Stahl auf eine flauschige Pelzmütze! Und jetzt ist

Luft — Luft für dich, Ingo! Mögen sie hinter dir herknallen mit ihren Donnerbüchsen — das müßte ein sonderlicher Zufall sein, wenn eine Kosakenkugel träfe.

Noch eine Viertelstunde schallt das Pascholl! Pascholl! hinter dem Reiter her. Dann verklingt es. Sie haben die Verfolgung wohl aufgegeben, die braunen Gesellen. Was wollten sie sich auch an einem Preußen vergreifen? Das ist kein Fang für sie und keine Beute!

Der Wald lichtet sich. Von ferne schimmert ein niedriger Kirchturm herüber. Gott gebe, daß das Dorf nicht von den Russen besetzt ist.

„Halte-là! Qui vive?“

Aus dem Graben, dicht am Wege, richtet sich ein funkelnder Gewehrlauf auf den Junker.

„Ordonnanzoffizier mit Befehlen Seiner Majestät für den Herzog von Belluno!“

Der Gewehrlauf senkt sich, eine hagere Gestaltet richtet sich auf, salutiert und weist nach rückwärts: „Das Soutien liegt dicht hinter mir, mon officier, und der Herr Herzog quartiert im Dorfe dort.“

Eine halbe Stunde später steht Hans Salden vor dem tapferen Marschall und stattet seine Meldung ab. Und gleich darauf rasseln die Trommeln Alarm. Der Herzog von Belluno zögert nicht, dem Kaiser trotz der Erschöpfung seines Corps, das erst spät in der Nacht die Quartiere erreichte, die letzte verfügbare Hilfe zuzuführen.

Die letzte Hilfe! Auch sie, die Braven vom 9. Corps, haben bereits schwer gelitten, aber doch unendlich weniger, denn die große Armee auf ihrem unheilvollen, fürchterlichen Rückzuge von Moskau. Noch sind die Cadres geschlossen, noch lebt die straffe militärische Zucht und Ordnung in den Reihen — wie lange und auch sie, die Tapferen, werden aufgehen in dem Chaos der allgemeinen Flucht, im Verderben!!

Der Marschall hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich für den Junker, für Mann und Roß, Sorge zu tragen. Fast mit den letzten aus Baran abrückenden Truppen, nach mehrstündiger Ruhe, brach Hans Salden wieder auf, um an den langgezogenen Kolonnen des 9. Corps vorüber und sie überholend,

denselben Weg, den er am Tage vorher zurückgelegt, jetzt noch einmal zu durchmessen.

Er war gegen den Spätnachmittag fast bereits an der Spitze der schmalen, langsam marschierenden Heeressäule angelangt, als er den Marschall selbst wieder antraf. Der Herzog von Belluno ritt mit einigen höheren Offizieren seines Stabes zwischen zwei Infanterieregimentern und begrüßte Salden mit freundlichem Kopfnicken.

„Ein vortreffliches Pferd, das Sie da reiten, mon cher! Man merkt ihm die Strapazen kaum an. Etwas abgemagert wohl — aber sonst in vortrefflicher Kondition. Sehnen wie von Stahl und Eisen. Wenn ich unsere elenden Mähren dagegen ansehe“ —

Marschall Viktor machte eine kurze Pause und fuhr dann fort: „Würden Sie wohl die Güte haben, mon camarade, Seiner Majestät die Meldung unseres Anmarsches zu überbringen. Sie kennen den Weg am besten“ —

„Zu Befehl, Herr Herzog!“ Es schnitt unserm Junker zwar ins Herz, wenn er an die neuen Anstrengungen dachte, die er seinem braven Senner zumuten sollte, aber es gab kein Zögern und Überlegen.

Der Marschall wandte sich um. „Den heutigen Stärkerapport, Vicomte!“

Einer der Ordonnanzoffiziere ritt heran und überreichte dem General ein Blatt. Aus der dicken Pelzkapotte schaute ein jugendliches Gesicht hervor mit zwei scharf und doch liebenswürdig blickenden Augen. Diese Augen — „wo in aller Welt hast du nur diese Augen schon einmal gesehen“! schoß es Salden durch den Kopf.

„Hier, mon camarade! Ich bitte Sie, Seiner Majestät diesen Rapport zu übergeben — ich würde mit meinem Corps übermorgen an der Beresina sein. Und nun reiten Sie mit Gott!“ Der Marschall reichte dem Junker die Hand — Salden sprengte davon.

Aber seine Gedanken gingen mit ihm. Diese Augen — diese Augen! Er mußte den Mann kennen — näher kennen! Aber wo hatte er ihn nur gesehen? In Berlin? Nein! In Memel oder Königsberg? Auch nicht. In Kolberg?

Ah — in Kolberg! Mit einem Schlage tauchte wieder das Bild des liebenswürdigen, ritterlichen Vetters vor dem geistigen Auge des Junkers auf, das Bild Gaston de Lasignys, den er nur gefunden, um ihn gleich wieder zu verlieren! Ja, Gaston war

es — Gaston mußte es sein! Und nun mußte sich ja auch endlich eine Gelegenheit zur Aussprache finden — es mußte gelingen, den Erzürnten wieder zu versöhnen. Wahrhaftig — an Hans Salden sollte es nicht liegen, wenn diese Versöhnung nicht zu stande kam! Sie mußte zu stande kommen — ja — das sollte sie! Und der Junker jubelte auf bei dem Gedanken, bald, schon in wenigen Tagen wohl, die Hand des Vetters fest in der seinen halten zu können.

Hoffnungen und Pläne — wie frohen Herzens werdet ihr entworfen — wie schmelzt ihr dahin in der rauhen, ernsten Wirklichkeit?!

Der zweite Ritt Saldens ging nicht so schnell von statten, als der erste. Der wackere Ingo zeigte doch bereits starke Spuren von Erschöpfung, und der Junker wollte ihn nicht bis aufs äußerste anstrengen. Er liebte das treue Tier, und er wußte, was es ihm wert war.

Erst am späten Abend des 25. gelangte Hans nach Staroi-Borissow zum kaiserlichen Hauptquartier. Der Kaiser hatte sich bereits zur Ruhe begeben, aber Berthier nahm die Meldung in Empfang und sprach dem Junker seine Anerkennung aus. Am nächsten Morgen, so fügte er hinzu, solle der Übergang über die Beresina bei Studzianka beginnen.

Die Nachtruhe, so kläglich die Unterkunft war, die Salden samt seinem Senner dank d'Absacs Fürsorge in einem engen Stalle fand, stärkte doch Roß und Reiter, und das Glück wollte, daß der immer findige Marquis am Morgen sogar einen halben Sack mit Mais von einem der kaiserlichen Wagen für die Pferde und einen Topf Mehlsuppe für sich und seinen Freund eroberte. Man war bescheiden geworden — selbst im Hauptquartier des obersten Kriegsherrn!

Es dunkelte noch, als der Kaiser aufbrach. Vor dem Abreiten ließ er Salden zu sich rufen, ließ sich dessen Meldung noch einmal wiederholen und nickte sichtlich befriedigt, als der Junker ihm auf seine besorgte Frage, ob das Corps des Marschall Belluno stark mitgenommen sei, das Gegenteil berichten konnte.

„Sie haben Ihre Sache gut gemacht, Monsieur de Salden — sehr brav! Ich bin zufrieden mit Ihnen, und ich werde an meinen erhabenen Bundesgenossen, Ihren Königlichen Herrn, über Sie

besonders berichten lassen. Vorerst meinen Dank! En avant, messieurs!“

Drunten am breiten Strom, der leicht mit Eis ging, herrschte rege Thätigkeit, die sich mit der Ankunft des Kaisers zur Gigantenarbeit steigerte. Noch immer wirkte der Blick des Gewaltigen, und jedes Wort aus seinem Munde war gleich dem schärfsten Sporn — noch immer schien er der unbezwingliche Besieger aller Hindernisse. Die Kosaken, welche das jenseitige Ufer bereits besetzt hatten, wurden vertrieben — eine noch leidlich erhaltene Eskadron der Brigade Corbineau, jeder Reiter einen Voltigeur hinter sich, durchschwamm den Fluß; auf schnell zusammengefügten Flössen folgten einige hundert Tirailleurs. Bis an die Brust im eisigen Wasser stehend, arbeiteten die braven Pontonniere General Eblés an den Brücken, zu denen die Balken einiger Häuser das Material hergeben mußten. Stärke Batterien schirmten die Brückenstelle.

Um ein Uhr mittags war eine der Brücken fertig, die ersten Regimenter begannen den Übergang. Alles schien in leidlicher Ordnung vor sich zu gehen, und schon wandte sich der Kaiser triumphierend zu seinem Stabe um: „Mein Stern glänzt noch! Voilà, messieurs, comme on passe sous la barbe de l'ennemi. — ‚Sehen Sie, wie man dicht unter dem Bart des Feindes übergeht!“ sagte er mit Stolz.

Auch am 27. wurde der Übergang zunächst mit gutem Erfolg fortgesetzt, obwohl die Brücken wiederholt beschädigt wurden, und der Feind bereits drängte. Gegen Mittag setzte der Kaiser, voll neubelebter Hoffnung, an der Spitze der Reste seiner Garden selbst über den Strom, am Nachmittag folgten bereits Regimenter von Marschall Viktors Corps.

Aber der Dämon ruhte nur — er schlummerte nicht. Die Stunde des Schreckens stand bevor.

Es war am Spätnachmittag des 27., als heftiger Geschützdonner von Osten her die Nähe stärkerer Feindesmassen verkündete. In ratloser Angst drängte sich jetzt plötzlich ein ungeheurer, unentwirrbarer Haufe am linken Ufer zusammen — Menschen, Pferde, Wagen, Geschütze. Jede Ordnung hörte auf, nur mit dem Bajonett, rücksichtslos Kameradenblut vergießend, konnten sich die noch geschlossenen Truppen Bahn brechen. Und nun kamen die Hiobsposten, eine der andern auf dem Fuße folgend: die Brücke ist gebrochen — eine ganze Division der Arrieregarde ist gefangen genommen!

Mit finsterer Miene stand Napoleon am rechten Ufer und schaute hinab auf die von den Kienfackeln der Sappeure beleuchtete Brückenstelle, hinab auf die dunkle Flut. Von drüben her drang das Wehgeschrei der Abertausende, die sich dem Verderben geweiht sahen, drang der Lärm eines immer näher rückenden Kampfes.

Welche Gedanken mögen in diesen Nachtstunden voll Grauens durch die Seele des Mannes von Erz, des Unerbittlichen, gegangen sein? Dachte er in dieser fürchterlichen Nacht wohl an all das Leid, das er über die Völker Europas gebracht, dachte er an jenen frevlen Ausspruch, mit dem er noch vor wenigen Monaten jedem Bedenken gegen den Feldzug nach Rußland begegnete: „Pah — Menschenleben! Ich kann wöchentlich zehntausend Mann ausgeben!" Dachte er an die Zukunft?!

Und wieder tagte der Morgen — der Morgen des 28. November 1812.

Wohl waren die Brücken wiederhergestellt worden, aber immer aufs neue brachen sie unter der wilden, nicht mehr zu ordnenden Masse der Flüchtenden, die tobend und schreiend auf die schmale Bahn stürzten. Auf den Brücken und auf den Zufuhrstraßen lagen Hunderte von Menschen- und Pferdeleichen, unbrauchbare Geschütze, zerbrochene Wagen, Heergerät aller Art, und immer wieder stampfte die wüste Menge kreischend über die Trümmer hinweg. Wehe dem, der zögerte oder wankte — man riß ihn zu Boden, man zermalmte ihn, man stieß den Widerstrebenden in den tosenden Strom. Und nun donnerten die Geschütze von drüben in die unentwirrbare Masse, und auch hüben griffen die Russen an! Die Hölle schien losgelassen — das Ende vom Ende schien gekommen.

Aber immer noch schaute Napoleon mit eiserner Miene hinab in das Verderben — er allein fähig, zu retten, was noch zu retten war.

Plötzlich wandte er sich um zu der Reihe der Ordonnanzoffiziere, die wie stets zehn Schritte hinter ihm hielten — scharf ausgerichtet, wie bei einem Manöver.

„Monsieur de Salden!"

„Sire!"

„Bringen Sie dem Herzog von Belluno den Befehl, abzuziehen und die Brücken hinter sich abzubrechen."

„Zu Befehl, Sire!"

„Zu Befehl!“ Salden sprach es kalt und ruhig, aber ein eisiger Schauer überrieselte ihn. Dem Herzog von Belluno, dem Marschall Viktor, einen Befehl überbringen, das hieß zurückmüssen über jene Brücke dort unten, zurück durch das Chaos, durch die Gischt der tobenden Menge!

Der Befehl war der Tod!

Also dazu war der Preußensohn gut genug! Dazu!

Aber sie sollten ihn nicht erbleichen und nicht zagen sehen! Salden drückte dem Marquis, der zähneknirschend dicht neben ihm hielt, die Hand — sie fühlten beide, es war ein Abschied für immer!

Unten am Wasser, dicht am Ende des Brückenstegs, wo er aus Leichen und Erde einen schmalen Weg hatte herstellen lassen, einen grauenvollen Steg durch das Trümmermeer, stand General Eblé und hielt unsern, ihm wohlbekannten Junker am Ärmel fest, als dieser sich todesmutig in den Wirrwarr auf der Brücke stürzen wollte.

„Hélas, mon ami! Wo wollen Sie hin? Es ist unmöglich, noch einmal anders hinüberzukommen, als indem man eine Compagnie Grenadiere mitnimmt und sich mit den Bajonetten eine blutige Bahn öffnen läßt!“

„Ich muß hinüber, mein General — — Befehl Seiner Majestät!“ entgegnete Hans Salden kurz und knapp.

Der General sah einen Augenblick in die mit Eis treibende Flut. „Befehl des Kaisers — — das ist etwas anderes,“ sagte er dann. „Da muß ich wenigstens versuchen, Rat zu schaffen. He! Poronnier und du da, Signon! Laßt mal einen Augenblick eure Buddelei!“ rief er zwei riesigen Sappeuren zu, die am ersten Brückenjoch arbeiteten. „Der Offizier hier muß auf Befehl des Kaisers ans andere Ufer — — macht euch sofort fertig, ihn zu begleiten.“

Die beiden Riesen krauten sich hinter den Ohren. „Muß es sein, mon général?“ fragte endlich der eine mit einem scheuen Blick auf die schwankende Brücke.

„Du hörst es ja: Befehl des Kaisers!“

„Ja, wenn der kleine Korporal sich einmal was in den Kopf gesetzt hat, dann muß es sein!“ warf der zweite ein. „Können Sie schwimmen, mon lieutenant?“

„Wie ein Fisch!“ gab der Junker zurück.

„Wird ein bißchen kalt sein, aber es geht doch — — hab' heute schon zweimal bis an die Schultern im Wasser gelegen.“

Er wechselte einige flüchtige Worte mit seinem Kameraden und warf dann Salden einen Strick zu. „So, mon officier, das Tauende wickeln Sie sich fest um den Leib — — so! — — so ist's recht! Und nun en avant!“

Er sprang in das hochaufspritzende Wasser und zog Salden nach sich; der dritte folgte. So wateten sie zunächst, bis die Flut zu tief wurde. Dann faßte der vorderste der beiden Braven mit seinen Eisenfäusten den Rand der Brücke — — der zweite folgte dem Beispiel, und auch Hans versuchte das Gleiche zu thun. Aber er mußte bald wieder loslassen, die Hände erstarrten ihm vor dem schneidenden Frost. Die Pontoniere jedoch hielten fest und arbeiteten sich, den Junker zwischen sich am Strick nach sich ziehend, langsam vorwärts. Wohl schnitten die Eisschollen Salden durch die Kleider ins Fleisch, er fühlte, daß das Blut ihm an den Knieen entlang rann, wohl schien es ihm, als erstarre ihm der Atem, und als müsse er im nächsten Augenblick die Besinnung verlieren — indessen er hielt stand. Und endlich fühlte er wieder festen Boden unter sich; die Pontoniere ließen hochaufatmend das Brückenholz los — das linke Ufer war wirklich erreicht.

„Dank euch, Dank!“ rief der Junker seinen wackeren Begleitern zu und stürzte sich dann ohne Zeitverlust in die hin und her wogende Menge, die in einem einzigen dichten Knäuel immer noch auf die schmale Brückenbahn losdrängte.

Mit Güte, mit Bitten und Befehlen war hier nicht durchzukommen — die Unglücklichen hatten längst jede Überlegung verloren. Hans Salden riß einem der nächsten eine dicke Pferdepeitsche aus den Händen und bahnte sich, rücksichtslos um sich schlagend, den Weg. Aber um eine Strecke von nur fünfhundert Schritten zurückzulegen, brauchte er fast eine Stunde. Man riß ihm die Kleider vom Leibe, zwei-, dreimal stolperte er im Gedränge und konnte sich nur mit Mühe aufrecht erhalten — trotz der Kälte floß ihm der Schweiß aus allen Poren vor Anstrengung und innerer Erregung, er fühlte sich auf den Tod ermattet. Schließlich hatte er sich durch die dichteste Masse der Flüchtigen hindurchgedrängt und eilte nun beflügelten Schrittes auf Studzianka zu, das Marschall Viktor, dem Geschütz- und Kleingewehrfeuer nach zu urteilen, immer noch zu behaupten schien.

Und wirklich — der tapfere Herzog von Belluno hielt sich gegen den fünffach überlegenen Gegner mit Löwenmut! Gerade

als der Junker das Dorf erreichte, war er im Begriff, zum dritten Male mit seinen schwachen todmüden Kolonnen zum Angriff vorzustoßen.

Aber er atmete doch erleichtert auf, als ihm Salden in fliegender Hast seine Meldung abstattete. „Es war hohe Zeit!“ rang es sich von seinen Lippen, und sofort gab er die Befehle zum Rückzug aus.

Vergebens spähte der Junker nach Lasigny umher. Er fragte einen der Adjutanten des Marschalls nach dem Vicomte, erhielt aber nur eine flüchtige, unverständliche Antwort — es hatte ein jeder in diesen Stunden des Grauens wahrlich genug mit sich selbst zu thun. Wahrscheinlich war der Gesuchte an irgend einem andern Punkt des ziemlich ausgedehnten Gefechtsfeldes — vielleicht war er schon verwundet, tot — —

Der Kampf wurde langsam abgebrochen, die brave Artillerie, dann die Grenadiere Viktors gingen auf die Brückenstelle zurück.

Und aufs neue begann der verzweifelte Streit der geschlossenen Bataillone mit dem ungeordneten Troß um die Benutzung des einzigen Rettungsweges — aufs neue mußten sich die Truppen mit der Waffe in der Hand eine Bahn durch die tobende, eingekeilte Masse erzwingen. Wackerer Herzog von Belluno, du erwiesest dich in jenen schrecklichen Augenblicken wahrlich als ein Mann von Herz! So lange es ging, so lange eine Möglichkeit des geordneten Übergangs vorhanden war, versuchte der Marschall auch den Isolierten, den unzähligen, ratlos am Ufer Umherirrenden den Weg zur Rettung nicht zu verschließen. Endlich aber mußte er dem Gebot der Selbsterhaltung nachgeben — die letzten Tausende wurden ohne Erbarmen vom Zugang zu den immer wieder brechenden Brücken abgeschnitten! Ein Schrei des Entsetzens gellte durch die Luft, als die Unglücklichen ihr Schicksal erkannten. Hunderte stürzten sich verzweiflungsvoll in den Strom und fanden zwischen den Eisschollen ihren Untergang, und wieder Hunderte kauerten sich in dumpfer, widerstandsloser Angst am Ufer nieder und schauten unthätig zu den Glücklichen hinüber, die jenseits der trennenden Wogen standen, und die ihnen gerettet erschienen. — Ach! und wenige von denen auch, die wirklich die Beresina überschritten, sollten die Rebenhügel und die fruchtbaren Gefilde der Heimat wiedersehen!

Hans Salden hatte sich einer der letzten Kolonnen des Marschalls angeschlossen. Unmittelbar vor der Brückenstelle aber

wurde er durch eine sich in die Truppe einschiebende Schar Isolierter von den Grenadieren fortgerissen und zu Boden geschleudert. Es gelang ihm zwar, dank der Elastizität seines Körpers, noch im letzten Augenblick, ehe die Hunderte von Füßen über ihn fortgingen, sich aufzuraffen, aber die Gelegenheit, mit seiner Kolonne über den Strom zu kommen, war vorüber. Er mußte versuchen, sich der nächsten anzuschließen.

Im kurzen Trabe kam sie heran. Es waren Lanciers, der letzte berittene Rest des 9. Corps — 300 Pferde!

Mit aller Kraft seiner jugendlichen Arme die Menge teilend, drängte Salden sich bis unmittelbar an die Brücke. Er wollte dem Führer der Reiter eben zurufen: „Ordonnanzoffizier Seiner Majestät!“ da sah er zu seinen Füßen eine blutüberströmte Gestalt, einen schlanken jungen Mann in der Uniform des Generalstabes, das todesblasse Gesicht unter einer Pelzkappe fast verborgen — Gaston de Lasigny.

Hans beugte sich, jeder Gefahr trotzend, herab — wahrhaftig, der Vicomte lebte noch! Er war schwer verwundet — vielleicht auch nur im wüsten Getümmel zu Boden gerissen und rücksichtslos zertreten worden — aber er atmete — gottlob — Gaston atmete!

Mit einer Kraft, wie sie nur die aufs höchste gesteigerte Erregung zu verleihen vermag, riß der Junker den Verwundeten empor und umschlang ihn mit beiden Armen. Seine Bürde nicht achtend, schob er sich zwischen die Lanciers ein. Einer der Offiziere mochte ihn oder den Vicomte erkennen, man ließ ihn gewähren. Eingekeilt zwischen zwei Pferde, zerschunden, gestoßen, wund an allen Gliedern, erreichte Hans endlich mit seiner teuren Last das andere Ufer.

Langsam, vorsichtig ließ er den Verwundeten niedergleiten. Dann warf er sich selbst auf die Kniee und dankte in inbrünstigen Worten Gott für seine und des Freundes Rettung!

Der Stab des Kaisers war bereits abgerückt, aber der treffliche, treue Marquis hatte es sich nicht nehmen lassen, am Ufer auf den Junker zu warten — selbst kaum hoffend, daß er dem Chaos glücklich entkommen würde. Mit seiner Hilfe gelang es, einen Feldscher aufzufinden, der Lasignys Wunden — eine böse Schußwunde in der Brust und zahlreiche Quetschungen — notdürftig verband. Der Marquis wußte auch ein zurückgebliebenes Gefährt des kaiserlichen Hauptquartiers ausfindig zu machen, auf

das der Vicomte, der die Besinnung noch nicht wiedergewonnen hatte, gebettet wurde. So war geschehen, was geschehen konnte — Gottes Hilfe mußte das weitere, das beste thun!

Gottes Hilfe!

War es nicht, als habe der Allmächtige, der Allgnädige seine Hände abgezogen von dem Heere des Vermessenen!

Mit 100000 Mann war Napoleon von Moskau aufgebrochen; mit 25000 Mann hatte er sich den Übergang über die Beresina erzwungen — wenige Tage, und sie, die sich gerettet meinten, schmolzen zu einer hilflosen, kampfunfähigen Masse von Elenden zusammen, die aller Ordnung bar, ohne Nahrungsmittel, dahinzogen, todmüde, vor Frost erstarrt, gehetzt wie das Wild von den verfolgenden Kosakenscharen.

In den Tagen unmittelbar nach dem Übergang über die Beresina stieg die Kälte plötzlich auf 30 Grad. Die Luft wurde trocken, der Frost stählern. Die Biwakfeuer wärmten nicht mehr. Der eisige Schnee zerschnitt die elenden Reste der Fußbekleidung, zerschnitt selbst die Lappen und die Felle, die jene ersetzen sollten. Die Kleider fielen in Stücken von den Leibern. Gräßlichen Gespenstern gleich schlichen die Streiter, die noch vor Monaten die Welt zu erobern gedachten, vorwärts, die Gesichter mit Lumpen umhüllt, die Augen stier, die Wangen abgezehrt und fiebrig gerötet. Inmitten der regellosen Masse dann und wann ein kleines winziges Häuflein noch Bewaffneter, einige Offiziere, einige Veteranen, ein Pferd zwischen sich, das einige erbeutete Lebensmittel trug, einen Kochkessel vielleicht und, wenn es hoch kam, ein paar wärmende Decken — an jedem Abend sich mit den Waffen von den eignen Kameraden einen besseren Ruheplatz erkämpfend, die geretteten Schätze, und war es auch nur ein elendes Stück Haferbrot, mit verzweifeltem Ingrimm verteidigend!

Das war die große Armee!

Am 3. Dezember, in Malodeczno, warf sich der Kaiser, die Reste seiner Braven dem Untergange weihend, in den Schlitten, um das erhabene Selbst zu retten! In rasender Fahrt jagte der Erbarmungslose, dem Strafgericht Gottes entfliehend, quer durch Polen und Deutschland nach Frankreich, nach Paris, um von seinen Unterthanen und Hilfsvölkern neue Blutopfer zu heischen, um neue Rüstungen anzubahnen.

Hinter ihm blieb das Verderben!

Schon ehe der Imperator das Heer verließ, waren der Marquis d'Absac und unser Junker von dem Hauptquartier abgekommen. Auch Lasigny hatten sie aus dem Gesicht verloren zum grenzenlosen Kummer Saldens. Nur von einigen Dienern und ein paar alten Grenadieren der Garde begleitet, eines jener Häuflein, wie sie soeben geschildert, eine Insel im Ocean der Flüchtlinge, schoben sie sich, alle Tage ein winziges Stück, in der Richtung auf Wilna vorwärts. Auch sie verzweifelnd, ohne Hoffnung, müde des Lebens und nur durch das eiserne Pflichtgefühl, durch das Bewußtsein, daß sie nicht über ihr Sein verfügen durften, daß ihr Leben in Gottes Hand stehe, von einem Akt der Verzweiflung zurückgehalten. Es ging ja auch so zu Ende. An jedem Morgen fehlte einer der Getreuen — noch wenige Tage, wenige Stunden vielleicht nur, und alle Qual, alles Leid hatten ein Ende.

So kam der 4. Dezember heran, der für unsern Junker der entscheidende Tag werden sollte.

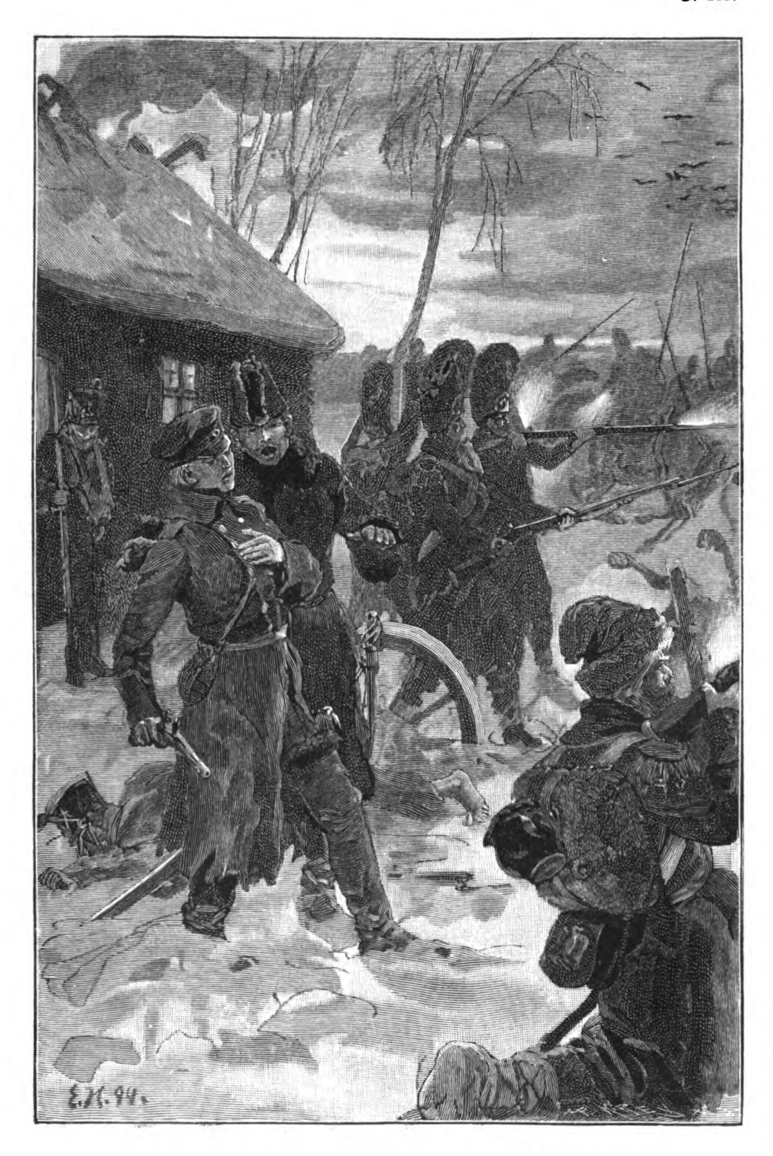
Sie hatten sich für die Nacht ein leidliches Unterkommen in einer verlassenen Bauernhütte erstritten — zum ersten Male seit langer Zeit schien ihnen wieder eine Unterkunft unter Fach und Dach, schienen ihnen einige Stunden der Ruhe an einem wärmenden Herd gesichert. Kaum aber hatten sie sich einigermaßen eingerichtet, so brach ein Kosakenschwarm über sie her.

Der Marquis und Salden an der Spitze, stürzten die wenigen Männer aus dem Hause heraus, um wenigstens den Versuch zu machen, mit den Waffen in der Hand sich das Nachtquartier zu erhalten, erfüllt von der dumpfen Verzweiflung, die das Leben möglichst teuer verkaufen will.

Und es schien wirklich zu glücken. Der kleine Trupp Kosaken zog sich nach einigen Schüssen zurück — aber einer der letzten derselben, aufs Geratewohl abgefeuert, traf unsern Junker in die Brust.

Er fiel dem aufschreienden Marquis in die Arme — er atmete noch einmal auf — dann sank er zurück — die Lippen halb geöffnet — mit der Rechten den Griff seiner Pistole fest, wie im Krampf, umklammernd. — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der besten Stube der Mühle des kleinen Ortes Tauroggen saß am 29. Dezember der alte Isegrim, der General York, der Führer des preußischen Hilfscorps, über seinen Arbeitstisch



Die Verwundung Saldens auf dem Rückzug aus Rußland.

„Er fiel dem aufschreienden Marquis in die Arme ...“



gebeugt, den grauen Kopf sorgenschwer in beide Hände gestützt. Er hatte wohl Grund und Ursache zu schweren, erdrückenden Sorgen, der strenge, gewissenhafte, pflichttreue Mann.

Yorck stand vor der wichtigsten Entscheidung seines Lebens, vor einer Entscheidung, wie sie wohl noch nie an einen General herangetreten war, einer Entscheidung nicht nur über das Schicksal seines Corps, sondern über das Geschick Preußens, ja des ganzen weiten deutschen Vaterlandes.

Das kleine preußische Hilfscorps war der einzige Teil der großen Armee, der sich noch in völlig schlagfertigem Zustande befand. Mit weiser Vorsicht und nie erlahmender Fürsorge hatte Yorck diesen Streithaufen von rund 20000 Mann geschont und kampftüchtig erhalten. Es waren erlesene Kerntruppen, von denen man das Höchste erwarten durfte. Napoleon hatte die Bedeutung dieser Macht und ihres energischen Führers wohl erkannt. Schon von Moskau aus suchte er Yorck und die andern Generale des Corps an sich zu fesseln. Dem alten Isegrim bot er eine Jahreseinkunft von 20000 Franken an; er sandte ihm und dem General von Kleist das Bändchen der Ehrenlegion. Wie schlecht kannte der Schlaue diese Preußen. Yorck legte das Band niemals an — „ein Band der Knechtschaft!“ nannte er es verächtlich — und Kleist hing es spöttisch in seinem Quartier an einer Gipsbüste des gnädigen Spenders auf.

Nun war die Entscheidung gefallen, das Schicksal der großen Armee besiegelt. Langsam nur zwar und allmählich sickerten die Nachrichten von ihren gewaltigen Verlusten, von dem Brande von Moskau, von der völligen Auflösung der gewaltigen Scharen durch — aber endlich ließ sich der Untergang der Hunderttausende nicht mehr verheimlichen.

Marschall Macdonald — wie wir wissen, der Oberfeldherr Yorcks — mußte auch seinerseits den Rückzug von Riga antreten, die Russen drängten nach. Und nun stellte sich heraus, daß eigentlich nur das preußische Corps noch festes Gefüge genug besaß, eine weitere Verfolgung derselben zu brechen. Auch die Heere des Zaren waren durch die unausgesetzten Kämpfe, durch den grausen Winterfeldzug aufs äußerste erschüttert — kaum weniger, denn die geschlagenen Feinde. Stellte sich ihnen jetzt das tapfere preußische Corps entgegen, so mußten sie ihre weiteren Bewegungen aufgeben, und Napoleon gewann Zeit, wie er es plante, seine Reserven, seine Besatzungen aus den deutschen Festungen her-

anzuziehen — er gewann voraussichtlich Zeit bis zum Frühjahre, wo er neugerüstet auf dem Kampffelde erscheinen konnte.

Was Wunder, daß es in Yorks, des glühenden Franzosenhassers, Seele gärte und kochte! Versagte er sich dem kaiserlichen Willen — und die Russen hatten es auch ihrerseits an Anerbietungen nicht fehlen lassen — so war das Verderben der Reste der großen Armee unaufhaltsam, dann riß die Gunst des Augenblicks voraussichtlich Fürsten und Völker Deutschlands dazu fort, die unerträgliche, allgemein verhaßte Zwingherrschaft Napoleons endgültig abzuschütteln.

Aber durfte, konnte York, der pflichttreue Soldat, so handeln, wie es ihm sein Herz vorschrieb?

Ihm fehlte jede entschiedene Willensäußerung seines Königs. Er wußte nur, daß derselbe mit Napoleon im Bündnis stehe, er war an die Befehle Marschall Macdonalds gewiesen. Der soldatische Gehorsam forderte, daß er ihnen Folge leistete, unbedingt — ohne zu zaudern, ohne zu überlegen. Und noch mehr: York wußte, daß der König in Potsdam in den Händen der Franzosen war, daß die französische Garnison Berlins leicht einen verwegenen Handstreich auf seines Herrschers geheiligte Person ausführen konnte.

Wie, wenn Friedrich Wilhelm das Wagestück mißbilligte? Nicht nur Yorks militärische Ehre, das Schicksal des Herrscherhauses, des ganzen Vaterlandes hing heute von seiner Entscheidung ab.

Die kleine Lampe im Zimmer des Generals war tief heruntergebrannt, die Stunden waren verronnen, ohne daß der strengdenkende Mann zu einem entscheidenden Entschluß gelangen konnte. Und doch mußte die Entscheidung in den nächsten Tagen, ja morgen bereits erfolgen! Noch war es Zeit — verstrich der glückliche Augenblick ungenützt, so kehrte er sicher niemals wieder.

Da klopft es leise an der Thür. Peter Duschnas steckt die breite Nase herein. „Excellenz, 's ist ein russischer Offizier da, der Excellenz zu sprechen begehrt. Un 's ist noch eener da —" der dumme Peter sprudelt die Worte heraus, daß York den letzten Satz ebenso überhört, wie er auch das ganz absonderlich freudig angehauchte Gesicht seines unvergleichlichen Silberdieners nicht beachtet hat.

Mit großen Schritten durchmißt er, ohne zu antworten, das Zimmer. „Da sind sie wieder, die Verlocker! Ich kann — ich darf — ich will sie nicht hören! Ich will gehorchen! Und wenn

man mit Steinen auf mich werfen wird, ich will wenigstens ein reines Gewissen haben, will als ein gehorsamer Soldat auch das Unerträgliche auf mich nehmen!"

Und er dreht sich kurz um: „Sage dem Herrn, daß ich mit dem Feinde nicht verhandle!"

Schon hat Duschnas die Thürklinke wieder in der Hand, da ringt sich der Seele des Mannes ein anderer Entschluß ab. Er findet aber keine Worte für ihn — mit keuchender Stimme nur kommt es von seinen Lippen, das einzige und doch so entscheidende Wort: „Herein!"

Gleich darauf tritt ein hochgewachsener schlanker Offizier in das Zimmer.

York blickt ihm scharf in die Augen.

„Sie sind es, Clausewitz! Ich dachte es mir fast. Was bringen Sie?"

Der Oberstlieutenant, wie wir wissen, einer von jenen preußischen Offizieren, welche bei Beginn des Feldzuges ihren Abschied aus der preußischen Armee genommen hatten und in russische Dienste getreten waren, überreichte dem General verschiedene Briefe, die auf die Lage der beiderseitigen Heere Bezug hatten und dazu dienen sollten, Yorks Entschluß im Sinne der Russen zu fördern.

Der General las sie aufmerksam durch. Dann sah er auf. „Clausewitz, Sie sind ein Preuße! Können Sie mir mit Ihrem Ehrenwort verbürgen, daß sich alles wirklich so verhält, wie es in diesen Papieren steht?!"

„Mein Wort darauf!" erwiderte der Oberstlieutenant bewegt. „Ich habe Eurer Excellenz aber noch einen unverdächtigen Zeugen der Schicksale der großen Armee mitgebracht."

Er schritt zur Thür und öffnete diese, ohne eine Entgegnung des Generals abzuwarten.

Herein wankte eine schmale Gestalt, die Uniform kaum noch erkennbar, das blasse Gesicht eingefallen, als ob der Tod mit einem Pesthauch darüber hinweggeglitten — die Augen trüb und doch fiebrig glänzend.

Und der Sieche richtete sich zur militärischen Haltung auf mit einer letzten Kraftanstrengung, und mit fester Stimme stieß er hervor:

„Eure Excellenz, ich melde mich zur Stelle!"

Einen Moment starrte York den Jüngling an, als sei ein Geist aus einer andern Welt vor ihm erschienen — dann hob

sich plötzlich seine Brust, er breitete die Arme weit aus — „Junker! — Hans von Salden! — Bist du es wirklich! — O daß mir heute diese Freude werden mußte!“

Minutenlang hielt der eiserne Mann den Junker fest umschlungen. Vorsichtig, mit zärtlicher Sorgfalt geleitete er ihn dann nach dem harten, schmalen Kanapee, das in einer Ecke des Zimmers stand, und ließ den Erschöpften niedersitzen.

Dann aber wandte er sich hochaufgerichtet zu Clausewitz:

„Ihr habt mich! Sagt dem General Diebitsch, daß wir uns morgen früh hier treffen wollen, und daß ich fest entschlossen bin, mich von den Franzosen und ihrer Sache zu trennen!“

## Siebentes Kapitel.

**Das Volk steht auf, der Sturm bricht los! — Das eiserne Kreuz. — Was unser Junker in guten und bösen Tagen bis zum Waffenstillstand erlebt, wie er mit Theodor Körner zusammenkommt und Gaston Lastigny wiedertrifft, und was der alte Grottkamm zu dem verwünschten Waffenstillstand meint.**

„Hans! — Hans Salden, hab' ich dich wirklich wieder?!"

„Königliche Hoheit! — Prinz Wilhelm — —! Mein teurer, lieber Prinz!"

Brust an Brust lagen sie, die beiden Freunde — der Prinz aus königlichem Blut und der märkische Junker, und die hellen Freudenthränen rannen ihnen die Wangen hinab.

Im königlichen Schlosse zu Breslau war's in den ersten sonnigen Tagen des Völkerfrühlings von 1813. Vor kaum einer Woche war der Monarch von Potsdam, wo er nicht sicher vor einem Handstreich der Franzosen war, auf den dringenden Rat seiner Freunde nach Breslau übergesiedelt und hatte sich bald darauf auch die Prinzen seines Hauses nachkommen lassen. Hier, inmitten der treuen Schlesier, galt es den Widerstand — ohne daß zunächst der Feind, gegen den er sich richten sollte, offenkundig genannt wurde — zu organisieren und die ganzen Wehrkräfte des Staates zu formen, die unvergleichliche Opferfreudigkeit des Volkes in sichere Bahnen zu leiten.

Während aber ein froher Zug der Begeisterung durch ganz Preußen ging und über die schwarz-weißen, noch so eng gezogenen Grenzpfähle hinaus, war York in schweren Sorgen über die Aufnahme, welche die Konvention von Tauroggen, seine selbständige Übereinkunft mit den Russen, infolge derer das preußische Hilfscorps sich zunächst neutral hielt, bei seinem allerhöchsten Kriegsherrn, bei König Friedrich Wilhelm, gefunden hätte.

Der Monarch konnte und durfte nicht sofort mit Napoleon brechen: er mußte unterhandeln, mußte Zeit zu gewinnen suchen,

16*

um die Entfaltung der preußischen Wehrkräfte ungestört vor sich gehen zu lassen, um sich der energischen Unterstützung Rußlands zu versichern. Er befand sich in einer argen Zwangslage, und aus dieser heraus konnte er nicht anders, denn Yorks selbständigen Schritt zunächst scharf zu verurteilen.

„Mir Altem wackelt der Kopf zwischen den Schultern!“ hatte York schon in Tauroggen zu seiner Umgebung in der Voraussicht der — wenn auch nur scheinbaren Ungnade seines Monarchen gesagt. Und wenn im Ernst freilich niemand an das Äußerste dachte, so ordnete der König doch der Form wegen ein Kriegsgericht über den General an. Der aber sandte mit seinem Rechtfertigungsschreiben den treuen Seydlitz und in dessen Begleitung unsern Junker nach Breslau. „Wird dem Salden gut thun, 'mal ordentlich ausspannen zu können!“ meinte der Isegrim. „Hat Schweres genug durchgemacht — sieht ja zum Erbarmen aus! Und wird auch nichts schaden, wenn er in Breslau gehörigen Orts unzweideutig erzählt, in welchem Zustand die große Armee heimgekehrt ist!“

So kam unser Hans Salden nach der schlesischen Hauptstadt, ohne zu ahnen, daß er hier auch seinen geliebten Prinzen Wilhelm wiedersehen würde.

Wie sie sich doch beide verändert hatten in dem letzten Jahre. Der Prinz, ehedem ein schwächlicher Knabe, war breiter, fast durfte man sagen, männlicher geworden. Seine Brust hatte sich geweitet, er war tüchtig gewachsen; die Augen blickten heller wie früher, und die Stimme hatte einen volleren dunkleren Ton angenommen. Und unser Junker wiederum! Die Strapazen des schrecklichen Winterfeldzuges standen freilich noch unverkennbar auf seinem Antlitz geschrieben, er hustete bedenklich, und die Wangen färbten sich bei jeder Erregung im dunklen Rot. Aber er erschien doch fast über seine Jahre gereift, gereift in der harten Schule der Not, des Elendes, der Kämpfe und der Gefahren!

Er war ein Mann geworden, trotz seiner Jünglingsjahre. Das Leben hatte ihn in die Lehre genommen.

Und so saßen die beiden Freunde bei einander, und Salden mußte immer und immer wieder von seinen Erlebnissen erzählen.

„Es ist wie ein Märchen, Prinz Wilhelm, daß ich gerettet wurde. — Nein! Es war eine sichtbare Fügung des Allmächtigen,“ schloß er endlich seinen langen Bericht. „Der wackere Marquis hatte mich bei einem erneuten Angriff der Kosaken — ich muß wenigstens annehmen, daß ein solcher ihn und unsere wenigen

Begleiter aus unserer kümmerlichen Zufluchtsstätte vertrieb — für tot liegen lassen. Als ich zu mir kam, mit einem Gefühl unsagbaren Wehs und Leidens, mit fürchterlichen Schmerzen in der Brust, fand ich einige Kosaken um mich beschäftigt. Die braunen Kerle hatten mir bereits die Pelzstiefel, das wertvollste, was ich gerettet, von den Füßen gezogen, mir die Reste meines Mantels vom Leibe gerissen — ich wachte auf, als sie in meinen Taschen Revision hielten, und glaubte sicher, daß mein letztes Stündlein gekommen sei. Da sah ich, willenlos und fast bewegungslos von den Kosaken wie ein Ballen von einer Seite auf die andere geworfen, einen Offizier vorüberreiten. Noch einmal erwachte in mir die Lust am Leben — der Mensch hofft ja, so lang er atmet! — ich rief mit einer letzten Anstrengung: ‚Zu Hilfe! Um Gotteswillen zu Hilfe!‘ und mein Glück wollte, daß ich in meiner Erregung und Todesangst diese Worte in unserer Muttersprache ausstieß, ganz vergessend, daß ich in Rußland sei, daß mich voraussichtlich niemand verstehen konnte. Und gerade diese deutschen Worte wurden mir zur Rettung! Ich sah noch, mit halbem Bewußtsein freilich nur, wie der Offizier stutzte, wie er sich aus dem Sattel herabbeugte; ich hörte noch, wie er den Kosaken auf russisch zurief: „Hände fort, ihr Burschen!. Das ist ja eine preußische Uniform!“ — dann entschwanden mir aufs neue die Sinne. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Fußboden einer Bauernstube. Ich fühlte mit unendlichem Wohlbehagen die Nähe eines wärmenden Ofens und bemerkte, daß meine Wunde verbunden war. Mehr nicht — ich war ja zu elend und zu schwach — es tanzte alles um mich herum, und das Fieber schüttelte mich. Am nächsten Tage fand ich mich tief in Betten eingepackt auf einem langsam über die Landstraße dahinkriechenden Wagen wieder, und wie im Traum empfand ich, daß mich irgend eine liebevolle Fürsorge umgab. So ging es drei, vier Tage. Dann kam allmählich die klare Besinnung zurück. Mein guter Körper hatte stand gehalten, das Schlimmste war überwunden. Und nun erfuhr ich auch, wer mein Retter gewesen, wer sich noch immer mit der rührendsten Sorgfalt meiner annahm! Der Oberstlieutenant von Clausewitz war's — Königliche Hoheit werden sich erinnern, einer der Offiziere, die vor Jahresfrist in russische Dienste getreten sind, die hoffentlich nun bald wieder unter preußischen Fahnen fechten werden! Er hatte meinen deutschen Hilferuf gehört, er hatte mich vor den räuberischen Kosakenhänden

errettet, er hatte mich auch davor bewahrt, daß ich als Kriegsgefangener nach dem Inneren des Zarenreiches verschleppt oder ein Opfer der fürchterlichen russischen Hospitäler wurde! O, ich werde der Stunde nicht vergessen, in der ich ihm zum ersten Male danken konnte — dem edlen, großherzigen Manne!

Meine Kräfte hoben sich schneller, als ich selbst und als die Ärzte gedacht, und so durfte der Oberstlieutenant denn auch meinen Bitten nachgeben und mich mit zu dem preußischen Corps nehmen, als er dorthin entsendet wurde. Dort unter der sorgsamen Pflege der preußischen Ärzte und nicht zuletzt meines guten Duschnas erholte ich mich bald ganz — fast ganz wenigstens —" schloß der Junker mit einem etwas trüben Lächeln.

Der Prinz legte seinen Arm innig um des Freundes Schulter: „Und wir wollen nun das Werk vollenden, Hans! Die Backen da sind noch viel zu hager und farblos — da muß tüchtig Fleisch zuwachsen, alter Freund! Aber das ist's nicht allein, oder ich müßte meinen Salden nicht kennen! Du hast noch einen andern Kummer — nur heraus mit der Sprache!"

Sinnend blickte Hans auf den Teppich. „Prinz Wilhelm weiß noch immer so gut wie früher in meiner Seele zu lesen —"

„Nun also! Sollte aber der Herr Fähnrich von Salden heute weniger Vertrauen zu seinem Freunde haben, wie ehedem? Das wäre doch bitter unrecht!"

„O nein — das wahrlich nicht! Da sei Gott davor!" entgegnete Hans warm und ergriff die Hand des Prinzen mit festem Druck. „Was mich quält und martert, ist eine Sache, gegen die weder die Ärzte, noch die liebevollste Pflege ein Heilmittel finden können —"

„Und darum verschmäht der stolze Junker es, sich einem Freunde anzuvertrauen? Das dünkt mich wenig schön!"

„Nicht doch, Prinz Wilhelm! Ich hätte es auch ohne Aufforderung erzählt — ich habe einen großen, einen unersetzlichen Verlust erlitten!"

„Desto besser, Freund, wird es sein, wenn du dich offen aussprichst!"

Der Junker nickte. „Ich habe Königlicher Hoheit wohl früher schon erzählt, daß ich als mein kostbarstes Gut, als die teuerste und einzige Erinnerung an meine Mutter deren letztwillige Aufzeichnungen immer bei mir trug. Es war wohl unvorsichtig von mir, daß ich mich auch während des Feldzuges nicht von ihnen

trennte — aber ich konnte es nicht über mich gewinnen. Auch hatte ich sie meiner Überzeugung nach wohlverwahrt. Sie waren in ein dickes Leder eingenäht und dieses wieder in das Brustfutter meines Waffenrockes — sie und mit ihnen noch eine andere unersetzliche Erinnerungsgabe — die Locke Ihrer Frau Mutter, die auch mir eine zweite Mutter gewesen, meiner geliebten Königin!“

Er umspannte die Hand des Prinzen mit innigem Druck, und Thränen stiegen in den Augen beider Jünglinge empor. „Meine Mutter — meine liebe Mutter“ — flüsterte der Prinz leise.

„Auf meiner Brust, so verwahrt, glaubte ich die Papiere gut geborgen. Fiel ich, dann mochten die Aufzeichnungen mit in mein Grab gelegt werden; hatten sie doch nur für mich Wert und Bedeutung, denn auch, was meine Mutter mir über die im Schlosse Lasigny verborgenen Summen aufgeschrieben, ging ja nur mich an,“ fuhr der Junker fort. „Ich konnte nicht ahnen, wie alles kommen würde! Als ich nun aber nach meiner wunderbaren Rettung aus den Händen der Kosaken wieder zur Besinnung kam, als ich mir klarer über meine Lage wurde während des Transportes auf dem russischen Bauernwagen quer durch das Gouvernement Wilna, da erfaßte mich eine unbeschreibliche, grenzenlose Angst um meinen Schatz — nicht um jenen, der im Turme von Lasigny verborgen liegt, mein Prinz, sondern um die teuern Erinnerungen, das letzte Vermächtnis der beiden Frauen, die ich so heiß geliebt, so hoch verehrt habe. Ich hatte noch denselben Rock an, den ich während des ganzen Feldzugs getragen — denselben Rock — oder,“ Salden lächelte trübe — „richtiger die elenden Fetzen desselben. Im ersten Augenblick erfüllte mich dies Bewußtsein mit unsäglichem Glücksgefühl. Als ich dann aber nach meiner Brust tastete und fühlte, daß das Paketchen daraus entschwunden sei, da schrie ich laut auf vor Schmerz. Mir war nicht viel anders, als ob ich zum zweiten Male und schwerer denn zuvor verwundet sei — mir war's, als ob das elende Leben seinen ganzen Wert für mich verloren habe!“

„Salden —“ unterbrach der Prinz ernst — „Salden, versündige dich nicht!“

Der Junker schüttelte den Kopf. „Versündige dich nicht! Das sagte auch ich mir unmittelbar darauf — das habe ich mir seitdem wohl hundert Male gesagt, wenn der Schmerz über den Verlust mich immer wieder übermannen wollte. Ich habe

redlich gegen ihn gekämpft — ihn ganz verwinden werde ich gewiß nie!“

„Und wie meinst du, daß das Paketchen, das ja für niemand außer dir Wert haben konnte, abhanden gekommen ist?“

Salden zuckte die Achseln. „Das wahrscheinlichste ist, daß die Kosaken, ehe Clausewitz sie verjagte, dasselbe bereits aus dem Rock herausgerissen haben, vielleicht nur, um es unmittelbar darauf, nachdem sie sich von der Wertlosigkeit des Inhalts überzeugt, achtlos beiseite zu schleudern. Möglich ist indessen auch, daß einer der Ärzte, die mich zuerst verbunden haben, die Papiere ohne Nebengedanken herausgenommen hat und in einem der Bauernhäuser liegen ließ. Wer kann es wissen?! Sicher ist nur, daß sie verloren, für immer verloren sind!“

Der Prinz lächelte leise. „Du hältst also die Aufzeichnungen deiner Mutter wirklich für endgültig verloren, Hans?“

„Wie sollte ich nicht?!“ entgegnete der Junker trübe.

„Laß mich deine Erzählung mit einer andern beantworten, Hans. Es war vor wenigen Wochen, als mich Papa rufen ließ. Durch Vermittelung des Herrn von St. Marsan — du erinnerst dich: des französischen Gesandten in Berlin — war ein winzig kleines Paketchen für mich abgegeben worden; der Absender hatte sich nicht genannt. Wir öffneten es gemeinsam, der Vater und ich! Ich werde den Eindruck nie vergessen, den ich empfand, als mir aus einer Hülle von Seidenpapier eine Locke von Frauenhaar entgegenfiel — ein kleines Zettelchen daneben: ‚Als der letzte Gruß des Fähnrichs Hans von Salden, der im treuen Erinnern an alle Güte Eurer Königlichen Hoheit starb,‘ stand darauf! Weiter nichts! Mein Freund, wir hielten dich nach diesem letzten Gruß für tot, für ein Opfer des unglücklichen Feldzuges — ich habe heiße Thränen um dich geweint und im stillen für dich gebetet! Und nun, da du wieder vor mir stehst, Hans“ — der Prinz umschlang den Jüngling aufs neue — „nun weiß ich doch erst, wie ich dich geliebt habe!“

Hans Salden hatte in höchster Spannung den Worten seines Freundes gelauscht. Jetzt sprang der Prinz auf, eilte in das Nebengemach und kehrte gleich darauf mit einer goldenen Kapsel in der Hand wieder. „Hier, Hans! Hier! Nimm zurück, was dein ist! Und Gott gebe, daß du bald auch wieder zu deinem übrigen Eigentum gelangst. Ich zweifle nicht daran!“

In tiefer Rührung öffnete Hans die Kapsel und drückte seine

Lippen auf die goldige Locke der Königin. „Dank, mein lieber, lieber Prinz!“ sagte er dann. „Es ist ein kostbares Geschenk, was Sie mir da aufs neue machen. Als ein Talisman soll es an meinem Herzen ruhen — es wird mir Glück bringen! — Aber, Königliche Hoheit,“ fuhr er fort und schüttelte leise das Haupt. „Wenn, wie ich ja nun wohl annehmen muß, der gute Marquis d'Absac auch die Papiere meiner Mutter aus meiner Brusttasche gerettet hat — daß ich sie je wiedererhalte, ist doch allermindestens sehr fraglich, ja ganz unwahrscheinlich. Ich muß sogar annehmen, daß er sie gar nicht einmal mehr in Händen hat, er ist vielleicht selbst gefallen. Ja, er kann nicht mehr zu den Lebenden zählen, sonst würde er Eurer Königlichen Hoheit die Locke und meinen letzten Gruß nicht durch fremde Hand haben übermitteln lassen. Wer weiß, durch wie viele Hände jetzt bereits die Aufzeichnungen meiner teuren Mutter gegangen sind, wie viele fremde Augen von ihnen Kenntnis genommen haben! Wer weiß, ob sie nicht längst vernichtet wurden! Der Marquis verstand kein Wort deutsch, er konnte den Wert der Papiere also gar nicht würdigen! Derjenige aber, dem ich sie bestimmte, mein Vetter Gaston de Lasigny — darf ich denn wagen zu hoffen, daß er den Strapazen, unter denen wir zwischen der Beresina und Wilna litten, glücklich entkommen ist mit seinen Verwundungen, mit seinem siechen Körper?“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die beiden Jünglinge saßen noch bei einander, als der König in das Gemach trat, vom Kronprinzen begleitet. Salden, der sich schon am Tage vorher bei dem Monarchen gemeldet, sprang auf und nahm eine militärische Haltung ein. Aber Friedrich Wilhelm achtete gar nicht darauf. Er ging auf den Prinzen Wilhelm zu und umarmte ihn stürmisch, zugleich den Kronprinzen fest an sich ziehend.

In seinen Augen standen große Thränen, und er konnte zuerst gar keine Worte für das finden, was sein Herz bewegte. „Daß Luise das nicht erlebt! Daß Luise das nicht erlebt!“ wiederholte er immer aufs neue.

Dann bezwang er sich endlich, und ein Zeitungsblatt aus der Tasche nehmend, trat er an das Fenster. „Mich anhören, ihr Knaben! Auch du, Salden! Merken, was für ein gutes, braves Volk meine Preußen sind! Merken dankbaren Herzens und nimmer vergessen!“

Und er las aus dem Blatt — es war eine Nummer der Haude und Spenerschen Zeitung — vor, welche Gaben die Vaterlandsliebe in den wenigen Tagen seit dem Erlaß zur Aufstellung freiwilliger Jäger bereits zur Wehrbarmachung derselben gespendet:

„Ein Beamter, dessen ganzes Vermögen 4000 Thaler beträgt, hat 1000 Thaler auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt.

Der Lotterie-Kollekteur Rolin und dessen Gattin haben ihre goldenen Trauringe zum Opfer gebracht, mit dem Wunsche, daß ihr Beispiel ‚zum Wohle des Vaterlandes recht viele Nachfolger finden möge.‘

Der Bauer Meyer aus Elzholz im Amte Saarmund, der nur zwei Pferde in seinem Vermögen hat, stellte das bessere unentgeltlich zum Kriegsdienste.

Der Kammerherr Graf Hardenberg equipiert 4 Freiwillige zu Pferde und gibt denselben jedem während der Dauer des Krieges monatlich 15 Thaler Zulage.

Amalie gibt von ihrem Taschengelde einen Thaler.

Der Schuhmacher Valentin: drei Paar neue Stiefel.

Der Professor Hermstädt hat auf das ihm zustehende Gehalt von 250 Thalern für die Dauer des Krieges verzichtet.

Zwei goldene Trauringe mit den Worten: ‚Wir haben durch des Krieges Unglück alles verloren, nichts blieb uns übrig, als unsere Trauringe. Hier sind sie. Der Kupferschmied Seelig und seine Frau.‘

Die Stadt Potsdam hat 40 Freiwillige vollständig ausgerüstet.

Die Einsassen des Kreises Jauer stellen 12 Kürassierpferde.

Alexander, 10 Jahre, und Theodor, 9 Jahre, zu jung um für das geliebte Vaterland zu fechten, opfern ihm freudig ihre kleine Habe, zwei Dukaten, zur Bekleidung der schwarzen Jäger.

Dem Vaterlande: drei silberne Eßlöffel.

Eine junge Witwe sendet ihre goldene Kette ein mit der Bitte, ihren Namen nicht zu nennen, ‚weil sie diese Kleinigkeit nicht zur Schau für andere, sondern nur zu ihrer eignen Freude darbringe‘.

Der Feldwebel Held die Hälfte seines Gehaltes.

Mit Übersendung eines Trauringes:

‚Du bist mir wert seit fünfundzwanzig Jahren
Und solltest mich bis in mein Grab begleiten.
Doch geh — ich weihe dich den Jünglingsscharen,
Die für des Vaterlandes Freiheit streiten!‘

Von drei patriotischen Dienstmädchen: drei Thaler.

Von zwei Frauen zwei silberne Fingerhüte — ‚denn messingene thun denselben Dienst‘.

Von einem treuen Westfälinger: 50 Säbelklingen — ‚laßt euch von ihnen freie Bahn bis zum Rheine machen!‘

Vom Professor Buchholz eine Jagdflinte.

Meine sechs Kinder leeren ihre Sparkassen freudig für den heiligen Zweck: ein Dukaten und sechs Thaler.

Mit einem Paar wollener Socken: ‚das letzte bißchen Armut einer alten Soldatenwitwe.‘

Von dem Baron von Goßheim: 600 Thaler.

Ein paar goldene Ohrringe von einer edlen Jungfrau mit folgenden Worten: ‚In dem Augenblicke, wo es gilt für König und Vaterland handeln zu können, ist es schmerzhaft, keine Reichtümer zu besitzen; so lege ich die geringe Gabe, die ich bieten kann, auf des Vaterlandes heiligen Altar, begleitet von dem Wunsche, daß jede Tochter des preußischen Staats eilen möge, sich ihres entbehrlichen Putzes zu berauben.‘

Von dem Landschaftsdirektor von Zetteritz 400 Thaler.

Eine junge Frau, deren Gatte als Freiwilliger eingetreten ist, sendet ihren Brautschmuck mit den Worten: ‚Gold und Schmuck dürfen für eine preußische Bürgerin keinen andern Wert haben, als den, es dem Vaterlande zum Opfer bringen zu können.‘

‚Euch gilt's, meine Vaterlandssöhne, euch gilt's, die Preußen ruft!‘ — Hierbei drei Thaler.

Von einem Ungenannten 1000 Thaler.

Von Waldenburg sind 13 Bergleute als Freiwillige angekommen. Die dortige Knappschaftskasse hat 221 Thaler zu ihrer Ausrüstung zusammengebracht.

‚Gott segne unsern König!‘ — Mit zwei goldenen Halsketten. Frau von Alvensleben geb. von Freiberg.

Von einem Invaliden: eine Medaille; ‚mir ein teures Andenken, ich bringe es dennoch dar.‘“*)

Der König hatte mit oft von Thränen halb erstickter Stimme vorgelesen. Nun faltete er das Blatt zusammen und wiederholte ergriffen: „Daß Luise — daß eure Mutter das nicht erlebt! Immer so viel von unserm guten Volke gehalten — nun sehn, wie recht sie gehabt. Müssen dankbar sein, sehr dankbar!“ In

*) Wörtlich den damaligen Zeitungen entnommen.

seiner bedächtigen Weise setzte er dann freilich hinzu: „Aber noch nicht aller Tage Abend — wer weiß, was der Napoleon noch für Widerstand leisten kann — darf nicht ins gerade Wohl den Krieg erklären! Volksbegeisterung, so gut sie gemeint, oft wie Strohfeuer, flackert stark, hält aber nicht vor!“

Gerade als der König so sprach, die Augen wie träumend ins weite gerichtet, klangen von der Straße herauf die frischen Klänge eines Marschliedes. Prinz Wilhelm trat ans Fenster: „Sieh nur, Papa! Die Studenten!!“

Da kamen sie daher im vollen Wichs, auf den Mützen eine schwarzweiße Schleife, wohl an die dreihundert Breslauer Studenten, reihweise untergefaßt und sangen das Lied von Napoleons Flucht aus Rußland, das damals in aller Munde war, und dessen Verfasser doch niemand kennt:

„Mit Mann und Roß und Wagen
So hat sie Gott geschlagen.
Es irrt durch Schnee und Wald daher
Das ganze große Franzenheer.
Der Kaiser auf der Flucht,
Soldaten ohne Zucht.
  Mit Mann und Roß und Wagen
  So hat sie Gott geschlagen.

Jäger ohne Gewehr,
Kaiser ohne Heer,
Heer ohne Kaiser,
Wildnis ohne Weiser.
  Mit Mann und Roß und Wagen.
  So hat sie Gott geschlagen.

Trompeter ohne Trommelstock,
Kürassier im Weiberrock,
Ritter ohne Schwert,
Reiter ohne Pferd.
  Mit Mann und Roß und Wagen,
  So hat sie Gott geschlagen.

Fähnrich ohne Fahn',
Flinten ohne Hahn,
Büchsen ohne Schuß,
Fußvolk ohne Fuß.
  Mit Mann und Roß und Wagen,
  So hat sie Gott geschlagen.

Feldherrn ohne Witz,
Stückleut' ohn' Geschütz,
Flüchter ohne Schuh,

Nirgend Rast noch Ruh.
Mit Mann und Roß und Wagen,
So hat sie Gott geschlagen.

Speicher ohne Brot,
Aller Orten Not.
Wagen ohne Rad,
Alles müd und matt.
Kranke ohne Wagen —
So hat sie Gott geschlagen!“

„So hat sie Gott geschlagen — —!“ wiederholte der König leise, als die Töne des Liedes in der Ferne verhallten. „Ja, es ist wohl ein rechtes Gottesgericht gewesen! Möge der Herr uns auch fernerhin gnädig sein!“

„Er wird es! Er wird es!“ rief Prinz Wilhelm mit Begeisterung.

Und der Kronprinz zog aus der Brusttasche ein kleines Blatt Papier: „Erlaube, Papa, daß auch ich dir etwas vorlese —“

An das Fensterkreuz gelehnt, nickte Friedrich Wilhelm Gewährung: „Gern hören, Fritz, lies nur!“

„Du kennst de la Motte Fouqué, den Dichter der Undine, den früheren Kürassierlieutenant, Papa? Du weißt, daß auch er wieder eingetreten ist. Mit noch dreißig Freiwilligen hat er sich von Berlin nach hier durchgeschlichen, und auf dem Marsche ist dies Lied entstanden, das er mir, als ich ihm gestern begegnete, gab. Mit deiner Erlaubnis lese ich es dir vor:

„Frisch auf zum fröhlichen Jagen,
Es ist schon an der Zeit:
Es fängt schon an zu tagen,
Der Kampf ist nicht mehr weit.
Auf, laßt die Faulen liegen.
Gönnt ihnen ihre Ruh.
Wir rücken mit Vergnügen
Dem lieben König zu!

Der König hat gesprochen:
Wo sind meine Jäger nun?
Da sind wir aufgebrochen,
Ein wackres Werk zu thun.
Wir woll'n ein Heil erbauen
Für all das deutsche Land
Im frommen Gottvertrauen
Mit rüstig starker Hand!“

Der König hatte aufmerksam zugehört. Jetzt nickte er leise.

„Mit Gottvertrauen! Das ist ein gutes Wort. Lies weiter, Friedrich — das Lied gefällt mir!“

Mit erhobener Stimme fuhr der Kronprinz fort:

„Ins Feld, ins Feld gezogen,
Zu Roß und auch zu Fuß!
Gott ist uns wohl gewogen,
Schickt manchen hohen Gruß.
Ihr Jäger all zusammen,
Dringt lustig in den Feind!
Die Freudenfeuer flammen,
Die Lebenssonne scheint!

Die meisten ziehn einst wieder
Zurück in Siegerreihn.
Da tönen Jubellieder,
Das wird 'ne Freude sein!
Wie glühen dann die Herzen,
So froh und stark und weich!
Wer fällt, der kann's verschmerzen:
Der hat das Himmelreich!“

Der König stand, nachdem der Kronprinz geendet, lange Zeit schweigend und in Gedanken versunken. „Hab heute noch eine große Freude gehabt,“ sagte er dann. „Als ich zur Besichtigung heute morgen zum Thor hinausritt, stand da eine große Schar junger Männer. Dachte, sie seien Studiosen aus Breslau oder Berlin. Aber auf meine Frage, woher? umringten sie mich, und einer meldete, sie seien Studenten aus Halle. Denkt euch, haben sich diese Braven aufgemacht, mitten durch alle Franzosen hindurch, um sich hier als Freiwillige einkleiden zu lassen! Ist das nicht wacker und schön? Sollen alle in das Freicorps eingereihet werden, das der Major von Lützow bilden will, und für das Scharnhorst den Entwurf gemacht hat.“

„Und noch etwas anderes, Papa!“ rief Prinz Wilhelm. „Hast du von dem edlen jungen Mädchen, dem Fräulein von Schmettau, gelesen —?“

„Was das? Erzählen!“

„Das Fräulein ist eine arme Waise, hat aber gern auch ihr Scherflein beisteuern wollen zu den allgemeinen Opfern auf des Vaterlandes Altar. Nun hat sie sehr schönes, prachtvoll starkes Haar, um das sie immer beneidet worden ist. Was thut sie? Sie geht zu einem Friseur und fragt, was wohl ihr Haar wert sei? Der Mann beschaut die goldenen Flechten und meint dann,

zehn Thaler würde man wohl dafür zahlen können. Er solle sie sofort abschneiden, sagt sie darauf, und ihr das Geld geben! Und obwohl er sich zuerst weigerte, hat sie nicht eher geruht, bis er ihren Willen gethan — das Geld aber hat sie sofort eingezahlt als das Opfer einer armen Waise."

In des Königs Augen waren aufs neue die Thränen gestiegen. „Das brave, brave Mädchen!" sagte er ergriffen. „Muß mich doch nach ihr erkundigen lassen — kann zwar wenig für sie thun, unser lieber Herrgott aber wird solch Opfer segnen!"

„Ja!" rief der Kronprinz. „Gott wird solche Opferfreudigkeit nicht umsonst geschehen lassen! Er, der über Napoleons Heer das Gottesgericht von Moskau und von der Beresina verhängt hat, wird auch unserm Volke gnädig sein, wird uns frei machen, uns wieder aufrichten aus der Tiefe, in die sein Wille uns hinabgeschleudert. Preußen wird wieder groß und glücklich werden!"

„Amen!" schloß der König leise. — Dann wandte er sich an Salden: „Wollte dir noch etwas sagen, Junker! Deine Berliner Freunde sind auch hier — du weißt schon — der Jahn und der Friesen und noch andere! Hab heute Meldung bekommen, sind im Gasthof zum goldenen Scepter abgestiegen, wo auch der von Lützow sein Hauptquartier und Werbebureau aufgeschlagen hat. Habe nichts dagegen, wenn du zu ihnen gehst — ist mir sogar ganz lieb! Und nun Gott befohlen, Kinder — da fährt der Staatskanzler vor — hat gewiß wichtige Nachrichten für mich — —!"

Junker Hans Salden ließ es sich gesagt sein, was der König ihm mitgeteilt. Noch am Abend desselben Tages war er in der Gaststube des goldenen Scepters im Kreise seiner Freunde, mit allseitigem Staunen und allseitigem Jubel begrüßt. Und wieder mußte er erzählen und berichten und seinerseits sich erzählen und berichten lassen, was bereits für die gemeinsame Sache geschehen, was man für die nächste Zeit erwartete. Da war der Jahn, der in seiner derben Art mit naturwüchsigem Witz den Franzosen „eine Taufe im Rhein wünschte, die einem allgemeinen Ersäufen gleichen sollte", — da war der feurige Friesen, dem die Entwickelung der Dinge viel, viel zu langsam ging, — da stampfte sogar der alte Monsieur Spiesicke im Zimmer umher und fluchte, daß man den „Kujon Napoleon überhaupt durch Deutschland zurückgelassen habe — ihn und die zerschlissenen, zerrissenen Scharen seiner großen Armee!"

„Aber wir kriegen sie schon noch, wir kriegen sie schon noch,

so wahr ich Spiesicke heiße! Und wenn ich auch man bloß ein Bein habe, und die Schlaufüchse von Ärzten mich nicht in Reih und Glied stellen wollen, ich gehe doch mit ins Feld, und wenn's auf irgend einem Bagagewagen sein muß?“ polterte der Veteran. „Mordio und Bombengranaten! Wenn es zur Schlacht kommt, bin ich heidi von meinem Karren herunter, und dann will ich, so's gar nicht anders geht, mit meinem Hölzernen auf die Kerle losdreschen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht!“

Und weiter saßen an den langen Tischen junge begeisterte Männer aus allen Ständen und Berufsklassen des Preußenlandes. Da waren Bauernsöhne aus der Mark, Bergleute aus den schlesischen Bergrevieren, Studenten von allen Hochschulen, Ärzte, Geistliche, Professoren, Lehrer — die Blüte der vaterländischen Jugend neben seiner mannhaften Kraft! Und mitten unter ihnen saß der Major von Lützow, eine untersetzte Gestalt mit frischem Gesicht, blondem Bart und Haupthaar — der Führer der werdenden Freischar. Und dann sprang er plötzlich auf und sprach in begeisterten Worten von den Aufgaben, die ihrer aller harrten, von den Forderungen, die das teuere Vaterland an sie stelle, von Kämpfen und Siegen, auf die er rechne!

„Kameraden!“ rief er, „für unsere Freiheit wollen wir siegen oder sterben! Sollen, dürfen die fremden Tyrannen noch fernerhin unserer spotten, wo Gott selbst gerichtet? Sollen wir zurückstehen hinter dem Opfermut der braven Tiroler, hinter den Moskowitern? Sollen wir zurückstehen hinter unseren Frauen, die ihre Heiligtümer willig für das Vaterland hingeben, hinter ihnen, die das Pfand der Liebe, den Trauring, gegen einen schlichten schwarzen Reifen umtauschen — Gold gegen Eisen! Sollen wir dereinst von unsern Kindern auf uns weisen lassen, sollen unsere Enkel von uns sagen, das waren die Männer, die in der entscheidenden Stunde nicht den Mut hatten, ihr Vaterland zu befreien von der unerträglichen Fremdherrschaft?!

Nein! Und abermals: Nein! Wir wollen kämpfen, und wir wollen siegen, und der Gott, der Eisen wachsen läßt, wie Vater Arndt gesungen, der wird mit uns sein!“

Und hundertstimmig klang es durch den Saal, das eiserne Lied Arndts:

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte!
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß

Dem Mann in seine Rechte.
Drum gab er ihm den kühnen Mut,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis aufs Blut,
Bis auf den Tod die Fehde!

O Deutschland, heil'ges Vaterland,
O deutsche Lieb' und Treue,
Du hohes Land, du schönes Land,
Dir schwören wir aufs neue.
Dem Buben und dem Knecht die Acht,
Der speise Kräh'n und Raben!
So ziehen wir zur Hermannsschlacht
Und wollen Rache haben!

Laßt brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Zum heil'gen Krieg zusammen!
Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände
Und rufet alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Laßt klingen, was nur klingen kann,
Trompeten, Trommeln, Flöten!
Wir wollen heute, Mann für Mann,
Mit Blut das Eisen röten,
Mit Henker- und Tyrannenblut!
O süßer Tag der Rache!
Das klinget allen Deutschen gut,
Das ist die große Sache!

Laßt wehen, was nur wehen kann,
Standarten wehn und Fahnen!
Wir wollen heute Mann für Mann
Zum Heldentode mahnen.
Auf, fliege, stolzes Siegspanier,
Voran den kühnen Reihen!
Wir siegen oder sterben hier
Den süßen Tod der Freien!"

Ja, es war eine große, eine herrliche Zeit, die Zeit des Erwachens! All die schlummernden Kräfte des Preußenvolkes, die eine schnöde Fremdherrschaft vergebens in Fesseln und Banden zu werfen sich gemüht, sie regten sich zu froher freudiger Thätigkeit! Was leistete, was opferte das kleine, geknechtete, ausgesogene Preußen nicht in diesen Tagen der Morgendämmerung?! Von allen Seiten strömten die Freiwilligen zu den Fahnen, Frauen

ließen sich in Männerkleidung unter die Freiwilligen einreihen, die letzten Spargroschen, mühselig bisher den Augen der Feinde entzogen, wurden hingegeben, der Ärmste stand im Opfern seiner Habe nicht hinter dem Reichsten zurück! Über eine Million Thaler brachte das verarmte Preußen allein für die Freiwilligen und ihre Ausrüstung zusammen!

Und noch hatte sich der wie ein mächtiges Brausen durch das ganze Volk, von dem unter Stein und York selbständig rüstenden Ostpreußen bis zur Elbe und westwärts über ihre Ufer hinaus bis in alle früher preußischen Provinzen gehende, sehnsuchtsvolle Wunsch: „Los von Frankreich!“ nicht einmal erfüllt.

Noch immer zögerte Friedrich Wilhelm, dem gewaltigen Franzosenkaiser den endgültigen Absagebrief zu senden. Er rang schwer mit sich, der arme König! Wohl vernahm er mit dankbarem Herzen, was sein treues Volk zu thun bereit war, wohl hörte er auf die drängenden Stimmen seiner Generale, Blüchers und Scharnhorsts vor allem! Aber immer wieder stiegen vor seinem geistigen Auge auch die trüben Bilder von Jena und Auerstedt, von Tilsit und Erfurt auf: er wußte, was er verloren. Er kannte die Machtfülle und die Energie Napoleons. Er hatte guten Grund, von den andern deutschen Höfen sich keinerlei Unterstützung zu versehen. Wie, wenn der Imperator dennoch siegte? Was wurde dann aus dem Hohenzollernstaat?! Dann gab es keine Rettung, keine Wiederaufrichtung mehr — dann war nur noch eine völlige Vernichtung zu erwarten! Wahrlich, die Entscheidung war nicht leicht — die ganze Existenz Preußens, dessen ganze Zukunft stand auf dem Spiele!

Aber endlich siegte doch das Bewußtsein, mit seinem Volke siegen oder fallen zu müssen, in der Seele des Königs. Am 27. Februar unterzeichnete er den Bündnisvertrag mit dem Zaren — bald darauf erfolgte die Kriegserklärung an Frankreich, und kündete der ewig denkwürdige Aufruf

„An mein Volk!“

den Willen des Königs an, zu kämpfen bis zu einem ehrenvollen Frieden oder bis zu einem ruhmvollen Untergang.

Die Würfel waren gefallen!

Und nun begann die Saat, die Scharnhorst und seine Mitarbeiter in stiller Friedenswirksamkeit gesäet, aufzugehen. Dank ihrer konnte das kleine Preußen in den Frühjahrs- und Sommermonaten von 1813 nicht weniger denn 277 000 Streiter aufstellen.

darunter allein 12000 freiwillige Jäger — jeder 18te Mann der Bevölkerung griff zu den Waffen! Der Landsturm und die Landwehr erstanden, jeder Ort wurde zur kriegerischen Werkstatt, das ganze Land ein einziges großes Kriegslager!

Ja, es war eine große, eine stolze, eine herrliche Zeit!

Am 10. März, am Geburtstag der Königin Luise, stiftete Friedrich Wilhelm den Orden des eisernen Kreuzes.

Ein Ehrenzeichen war's, wie noch kein Volk ein gleiches besessen — ein Ehrenzeichen aus dem schlichten Metall, das der Standhaftigkeit Sinnbild ist, das rechte Zeichen für eine eiserne Zeit! Nicht nach Rang und Würden, nur nach dem im Kriege für das Vaterland und für den König errungenen Verdienst sollte und wurde es verliehen, das Kreuz von Eisen — bald der höchste Ehrenschmuck im ganzen Heere, im ganzen Volk. Dereinst aber nach langen Jahrzehnten berufen, zum zweiten Male in einem gleichen Kampf um des Vaterlandes höchste Güter die Enkel der Streiter von 1813 zu neuem Ringen und zu neuen Thaten zu entflammen!

Mit frohen Hoffnungen sah das gesamte Volk, aber auch mit heiligem Ernst dem gewaltigen Kampfe um die Freiheit, um das Recht, um Ehre und Zukunft entgegen. Was der alte Isegrim York ausrief, als er am 27. März im inzwischen von den Franzosen geräumten Berlin sein Corps musterte: „Von diesem Augenblicke an gehört keinem von uns mehr sein Leben; jeder muß freudig bereit sein, es dahinzugeben für das Vaterland und den König! Soldaten, ich schwöre euch, mich sieht ein unglückliches Vaterland nicht wieder!" — das fühlten das ganze Heer und das ganze Volk. Sterben oder siegen — das war die einzige Losung!

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindes Herzen tauchen,
Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter, zaudert nicht!
Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte!
Drück dir den Speer ins treue Herz hinein!
Der Freiheit eine Gasse! Wasch die Erde,
Dein deutsches Land mit deinem Blute rein!"

Es waren schmerzliche, schwere Abschiedsstunden gewesen, die unser Junker mit seinem hochmutigen, begeisterten prinzlichen Freunde verlebt hatte. Der Vater duldete nicht, daß der Jüngling

gleich seinem älteren Bruder, dem Kronprinzen, gleich seinem beneideten Freunde, mit ins Feld, in den Kampf ziehen dürfe. Bittere Thränen vergoß der Prinz an Saldens Brust, und alle Trostesworte verhallten ungehört. Als dann endlich die letzte Scheidestunde kam, als Hans Salden sich zum letzten Male bei dem Prinzen meldete, da warf sich der Jüngling ungestüm an des Freundes Herz — „Geh mit Gott, du Glücklicher! Zieh mit Gott und meinen heißesten Segenswünschen in den heiligen Krieg! Meine Gedanken werden bei dir, bei euch allen sein in jeder Stunde! — Geh mit Gott!"

Hans Salden war auf seines alten Gönners Gneisenau Verwendung dem Stabe Blüchers zugeteilt worden. Gneisenau hatte gewünscht, den frischen Burschen, dessen Findigkeit er bereits auf den Wällen von Kolberg kennen gelernt, in seiner Nähe zu haben, und der König willigte gern ein, während der alte Blücher zunächst ein etwas verwundertes Gesicht gemacht hatte, als der „Fähnrich von Salden" sich bei ihm meldete. „So 'n Kickindiewelt! Das will sich nu gar schon ordonnancieren!" meinte er nicht grade freundlich. „Wohl so 'n Prinzenprügelknabe — he? Hans Wind in allen Gassen — was? Kann Er denn reiten — ordentlich?!"

Dem Junker hatten bei dieser Begrüßung die Thränen in die Augen steigen wollen, aber er biß die Zähne fest zusammen.

„Ich hoffe, zur Zufriedenheit Eurer Excellenz zu reiten," entgegnete er kurz.

„Wo hat Er denn das Reiten gelernt? He? Im königlichen Marstall — was?"

„Gelernt — ja! Ausgeübt zwischen Wilna und Moskau und Moskau und der Beresina!"

Der Alte schaute auf. „So — war Er da mit mang. I seh doch mal einer! Also doch schon Pulver gerochen! Na wir wer'n ja sehen!"

Und er sah schon in den ersten Tagen, daß der „Grünschnabel" mindestens wirklich reiten konnte.

Dem Stabe war eine Anzahl Pferde überwiesen worden, zum großen Teil unzugerittene Tiere, deren Verwendung im einzelnen, ob als Wagen-, ob als Reitpferde, der weiteren Bestimmung Blüchers und seines Generalstabes überlassen blieb.

Auf einem der ersten Marschquartiere wurden diese Pferde dem General vorgeführt. Es war auf einem Gutshofe; der alte

Blücher, nie Gegner eines guten Glases Weins, hatte soeben gut diniert und war bester Laune.

Als er die Reihe der Pferde herunterging und mit Scharnhorst und dem Rittmeister der Stabswache über die Verteilung derselben sprach, blieb er plötzlich vor einem schwarzen Hengst stehen.

„Dunnerwetter — det is mich aber 'nen Staatstier — gucken Se doch mal ins Nationale, woher der Gaul stammt, Rittmeister?"

Der Offizier suchte unter den schmalen Papierstreifen, die er in der Hand hielt, das den Hengst betreffende Nationale heraus und meldete: „Schwarzer Hengst mit weißen Stiefeln, sechs Jahre alt, fehlerlos, ungeritten — Geschenk des Grafen Sierstorf."

Der Zufall wollte, daß in diesem Augenblick der General gerade sein Auge auf den Junker lenkte, der in Begleitung der anmutigen Tochter des Hauses über den Hof kam. „Heda, Salden, kommen Sie doch mal her — Sie haben ja woll noch kein eigen Pferd?"

Hans verabschiedete sich mit einer leichten Verbeugung von der jungen Dame.

„Zu Befehl — nein!" meldete er. „Ich ritt bisher ein Pferd der Stabswache, Eure Excellenz!"

Unter den weißen buschigen Brauen blitzte es scharf zu dem Junker hinüber. „So — aber Sie können ja woll so gut reiten?! He?! Na hier is 'nen Prachtgaul vor Sie. Probieren Sie gleich mal. Wenn Sie mit ihm fertig werden, solln Sie ihn behalten."

Der Junker maß das Pferd mit dem Blick des Liebhabers, während auf einen Wink des Rittmeisters einer der Dragoner einen Sattel und Zaumzeug herbeiholte. Es war wirklich ein Prachtgaul! Der alte Husarengeneral hatte nicht zu viel gesagt. Tadellos der kräftige Wuchs, Sehnen wie von Stahl, kein Lot Fleisch zu viel oder zu wenig! Dazu einen feingeschnittenen Kopf, kleine Hufe, die Adern unter den glauchen Haaren wie pralle Stricke hervortretend! Und der Gaul hatte Temperament! Alle Wetter — die Ordonnanz vermochte ihn kaum am Halfter zu halten. Er tänzelte graziös hin und her, machte seine Kapriolen, stieg dann und wann — kurz, zeigte alle Eigentümlichkeiten eines lebhaften, noch gänzlich unerzogenen Pferdes. Und als jetzt der Dragoner mit dem Zaumzeug und dem Sattel zurückkam und versuchte den Rappen aufzuzäumen, da benahm sich dieser so unge=

bärdig, daß der Mann und einige Kameraden, die ihm helfen wollten, nicht zu stande kommen konnten.

„Würden Eure Excellenz gestatten, daß ich mir das Pferd selbst aufzäume?“ fragte Salden bescheiden.

„Meinetwegen — wenn Sie meinen, damit fertig zu werden.“

Hans entgegnete nichts, sondern ließ den unruhigen Gaul seitwärts führen. Er trat neben ihn, klopfte den schlanken, glatten Hals, sprach dem Rappen gut zu, und ehe der Gaul es sich versah, hatte er ihm die Kandare zwischen die Zähne geschoben. Der schwarze Geselle nahm das zwar im ersten Augenblicke sehr übel, er stieg kerzengerade in die Höhe, aber auf das erneute Zureden, auf zärtliche Schmeichelworte des Junkers beruhigte er sich bald aufs neue. Und nun saß Salden plötzlich, ohne den Sattel auflegen zu lassen, auf dem Rücken des Tieres! Wieder stieg der Rappe, dann stand er einen kurzen Augenblick wie gelähmt vor Überraschung, um gleich darauf in mächtigen Lançaden davon zu sprengen!

Das hatte der Junker vorausgesehen und den Gaul so gestellt, daß er das offene Thor des Gutshofes gerade vor sich hatte. Er ließ ihm freie Luft — im vollen Lauf jagte das erregte Tier hinaus, die breite ungepflasterte Dorfstraße hinunter, den sandigen Feldweg entlang! Wie eine Katze saß der Junker — „Lauf nur! Du wirst's schon satt bekommen!“ dachte er bei sich. Da zur Rechten ein schöner tiefgründiger Sturzacker — ein Anziehen des Zügels, unwillkürlich biegt der Gaul ein! Ah — der lockere Boden wird deinen Übermut kühlen! Wie rasend stürmt der Rappe zuerst vorwärts — ein Graben?! Darüber hinweg! — drüben ist auch Sturzacker! Eine Hecke — schön! Und wieder rast das Pferd vorwärts — schon bedeckt sich das glatte Fell mit weißem Schaum, der Kopf fliegt unmutig herüber und hinüber —! Dann steht der Schwarze plötzlich wie angemauert! Er hat das Spiel satt! Na warte — ein Paar Sporen! Und wieder geht es vorwärts über Gräben und Hecken, durch den Sturzacker, die sandigen Wege entlang!

Allmählich aber gewinnt der Reiter eine gewisse Zügelfühlung. Widerwillig zwar nur gibt der Gaul nach, immer wieder sucht er auf die Kandare zu beißen, bricht nach rechts und links aus, aber der Reiter bewahrt seine Ruhe — warte nur, Schwarzer, wirst schon mürbe werden!

Und die menschliche Überlegung triumphierte schließlich über

die tierische Kraft, die überlegene Geschicklichkeit und Ruhe des Reiters über die Unbändigkeit des Pferdes — der Rappe begann seinen Herrn und Meister zu erkennen. Und nun bringt ihn der Junker mit Güte und Energie schnell völlig unter seinen Willen. Noch eine Viertelstunde querfeldein, und er lenkt das willige, gehorsame Tier nach dem Quartier zurück!

Der „oll Blüchert" stand im Hofe und ließ sich von dem Gutsbesitzer die Vorzüge der Stallfütterung erklären, als Hans Salden auf schweißbedecktem Gaul heimkehrte, kurz vor dem General parierte und sich, abspringend, zurückmeldete. Ein-, zweimal ging dieser rund um das Pferd herum, nickte dann mit dem Kopfe und meinte: „Das war ein gut Stück Arbeit, Junker! Hm! Brav gemacht! Hätt' Sie das, offen gesagt, nicht zugetraut! Allerhand Achtung! Na — nu behalten Sie man den Jaul, ich denke, Salden, Sie werden Freude an der Kreatur haben! 's ist ein Staatspferd!"

Am nächsten Morgen begann die Armee den weiteren Vormarsch. Blücher sollte mit seinem etwa 36000 Mann starken Heere — 26000 Preußen und 10000 Russen — von Schlesien aus, der russische General Wittgenstein mit 38000 Mann — 28000 Preußen und 10000 Russen — über Berlin der Elbe zu vordringen, während eine starke russische Reservearmee von Polen aus nachrückte. Schwächere Streifcorps hatten die Elbe bereits überschritten und, leider nur vorübergehend, einzelne größere Städte, Hamburg besonders, von den Franzosen gesäubert.

Und Napoleon?

Ein Gespräch, welches Hans Salden an einem der ersten Marschtage mit anhörte, und in dem Blücher in seiner urwüchsigen Weise über die soeben eingegangenen neuesten Meldungen seine Ansichten mit dem neben ihm reitenden Scharnhorst austauschte, gab dem Junker einen Überblick über die Kriegslage.

„Ist doch 'nen verflixter Kerl, der Napoleon!" sagte der Alte. „Kommt mir da mit so gut wie nischt von den Moskowitern, unsern verehrten Bundesgenossen, zurück, trommelt in dem Sodom, in Paris, seinen sogenannten Senat zusammen, der natürlich hübsch gehorsam nach seiner Pfeife tanzt, hebt mit dessen Bewilligung — ist uns 'ne Ehre, Sire! — über 300000 Mann aus und bringt sie im Handumdrehen auf die sogenannten Beine. Wir lassen hübsch artig, fast so artig wie der französische Senat, alle die alten Offiziere, die aus Rußland entkommen, nach Frank-

reich durchziehen, damit der Herr Kaiser von des Geiers Gnaden ja auch seine erprobten Führer wieder bekommt, und da haben wir die Bescherung! Stärker, als wir, steht er heuer gegen uns im Feld."

Scharnhorst neigte zustimmend das Haupt, setzte aber doch hinzu: „Eure Excellenz wollen bedenken, daß die Armee, mit der Napoleon diesmal gegen uns kämpfen wird, nicht annähernd den inneren Halt haben kann, wie ihn seine früheren Heere besaßen. Die Soldaten sind zum größten Teil jung und unerfahren, besonders aber muß seine Kavallerie schlecht sein."

„Richtig, Scharnhorst. 'ne jute Reiterei läßt sich nu mal nicht aus der Erde stampfen. Aber gucken Sie mal jefälligst auch unsre Herren Verbündeten, die Talglichtfresser, an. Allerhand Achtung vor dem, was sie im eignen Lande geleistet, daß sie aber jetzt in 'nem recht miserablichten Zustand sind, das sieht en Blinder! Na ich sage —! Und was unsre lieben Deutschen sind — von den braven Preußen abgesehen — daß sich dieser und jener —! still und stumm wie 'n Fisch, nach wie vor die ergebensten Diener von dem Kujon Napoleon! Sachsen — proste die Mahlzeit — sein Verbündeter! Die braven Rheinbundfürsten und die süddeutschen Bundesbrüder alle hübsch an seinem Schlawitchen! Na, Scharnhorst, und die Herren von der Donau? Wo sind denn die Österreicher? Wir müssen eben wieder die Suppe allein ausessen und unsre Knochen für ganz Deutschland zu Markte tragen, denn außerhalb der schwarz-weißen Grenzpfähle regt sich noch keine Katze vor lauter Angst vor dem Gewaltigen, höchstens daß eener 'nen Jedicht macht! Na mir ist's schon recht! Und an uns soll's nicht fehlen! Raus muß der Kerl aus Deutschland, und, Kinder, so gern ich spiele, heute gelobe ich's euch, ich rühre nicht eher wieder 'ne Karte an, als bis wir den Napoleon mit seiner ganzen Bagage übern Rhein geschmissen haben! Das thu' ich — so wahr ich Lebrecht Blücher heiße und ehrlicher Leute Kind bin!"

„Wir müssen siegen!" stimmte Scharnhorst bei. „Gott wird mit uns, mit der guten Sache sein! Und unsre Thaten sollen, das hoffe ich, auch das ganze übrige Deutschland mit fortreißen! Ich blicke frohen Herzens in die Zukunft, denn ich fühle: es wird Licht!"

Und frohen Herzens zog das ganze Heer der Elbe zu. Mit Jauchzen begrüßten die Bataillone und Schwadronen den mächtigen Strom, und wahrhaftig, es schien, als ob ihr Erscheinen auch bei

den Sachsen die heilige Flamme deutschen Opfermuts entzünde. Auch in ihren Herzen keimte und sproßte bereits der Völkerfrühling, die preußischen Truppen wurden vielfach gleich Befreiern begrüßt, zahlreich meldeten sich auch hier Freiwillige bei den Fahnen.

In Dresden war's, auf der herrlichen Brühlschen Terrasse, wo Blücher und die Herren seines Stabes die frohe Nachricht von dem ersten wirklichen Waffenerfolge erfuhren. Am fünften April hatte Wittgenstein ein französisches Corps bei Möckern, zwischen Berlin und Magdeburg, tüchtig geklopft, und das beste dabei hatten Yorks und General Bülows Preußen gethan.

„Erzählen, Kamerad! Erzählen!" so hieß es allgemein an der Tafelrunde, als der Rittmeister von Zastrow, der die Nachricht von dem Siege nach Dresden gebracht, sich zwischen Scharnhorst und Gneisenau einschob.

„Ja, erzählen!" lachte der Reitersmann und strich sich seinen langen Schnurrbart. „Das ist leichter gesagt als gethan, denn unsereiner, der in der Front stand, sieht und hört ja eigentlich immer nur, was unmittelbar um ihn vorgeht. Na — versuchen will ich's! Der Vicekönig von Italien stand uns mit zwei Corps in höllischer Überlegenheit und in einer guten Stellung gegenüber, das Ehleflüßchen vor der Front. Bülow und Borstell sollten ihn hier festhalten und York und die Russen ihn dann zur richtigen Zeit in der rechten Seite kitzeln. Das klappte nun wohl nicht alles so, wie's hätte sein müssen, aber wenn auch aus der einen großen Schlacht eigentlich drei Einzelgefechte wurden, so stimmte doch das Resultat insofern, als die Franzosen überall Keile kriegten!"

„Ist die Hauptsache! Ist die Hauptsache!" rief Blücher über den Tisch hinüber. „Immer feste auf die Weste!"

„Zu Befehl, Eure Excellenz, das haben wir auch gedacht. Der General York ließ seine Avantgarde, die unser trefflicher Hünerbein befehligte, bei Dannigkow gleich ordentlich anbeißen — und, weiß Gott, unsere Kerle bissen gut. Die Franzmänner hielten sich zwar, der Wahrheit die Ehre, fast vier Stunden lang, aber schließlich mußten sie das Dorf doch räumen und zurück — zurück auch aus Vehelitz, wo der General von Borstell den Seinen das Beißen beibrachte. Alle Wetter, diese Pommern und diese Ostpreußen! War da ein scheußlicher Sumpf — schwapp! — rein und durch — immer bis an die Schultern im Wasser und mit Verlaub zu sagen im Dreck! Eine feindliche Batterie von vier Geschützen wurde im Handumdrehen genommen — das heißt

eigentlich drehten unsere Kerle die Kolben um und probierten, was härter sei, das Holz oder solch feindlicher Schädel! Da brausen gegen die eben genommenen Geschütze ein paar Schwadronen an, um sie wieder zu erobern. Was thun unsere Füsiliere, als sie sehen, daß sie sich nicht halten können: zwei Mann stecken ihre Bajonettspitzen in die Zündlöcher der Kanonen und brechen sie ab. Famose Geistesgegenwart — nicht wahr?! Und nun kamen die Reiter vom General Bülow und fegten das Feld. Bei Zehdenick hatte der Gegner noch so etwa gegen 1200 Pferde stehen, ein paar Geschütze und einige Bataillone. Da kam der tolle Platen über sie. Die Herren kennen doch den tollen Platen?"

„Natürlich!" hieß es allgemein, und einer der Kameraden rief dazwischen: „Das ist doch der Major von den litauischen Dragonern, der einmal, als eine Attacke ihm nicht recht nach Wunsch glückte, befahl, die Gäule sollten zur Strafe drei Tage lang kein Futter bekommen."

Alles lachte, aber der Rittmeister nickte ganz ernsthaft. „Derselbige, und die Geschichte ist buchstäblich wahr. Also der Platen sieht die Herren drüben; sie aber sehen — und trotzdem er nur etwa 200 Mann gegen ebensoviele tausend hatte, zum Angriff vorgehen, das war ihm eins. Vorher hielt er jedoch noch eine echt Platensche Anrede an seine Dragoner, die brennende Pfeife wie immer zwischen den Zähnen: ‚Jungens, was en rechter Dragoner sein will, der muß nach der Attacke seine Pfeife noch schön im Brand haben. — Gewehr auf!' Und wie der Sturmwind fegten die Dragoner über das Feld, auf die roten Lanciers, die Husaren und die Chasseurs los, daß dieselben durcheinander wirbelten, wie Spreu. Und als zum Sammeln geblasen wurde, da braunte wahrhaftig wenigstens unseres Platens Pfeifchen wirklich noch so ruhig wie vorher. Nun hatte es kein Halten mehr bei den Franzosen. Sie gingen auf der ganzen Linie zurück, und wir waren die Herren geblieben. Wie uns zu Mute war, Kameraden, das kann ich nicht schildern. Wenn einer sieben Jahre durch eine Wüste gewandert ist und nun zum ersten Male wieder frisches Wasser bekommt, dann muß er ähnliches empfinden, wie wir nach diesem ersten Siege!"

„Kann mir's denken!" brummte der alte Blücher und winkte den jungen Salden zu sich heran. „Hören Sie mal, Sie Springinsfeld, springen Sie doch mal dem Herrn Wirt hier ins Gehege und besorgen Sie uns 'ne Flasche Schaum oder deren ein halbes

Dutzend. Warum soll'n wir denn nicht mit 'nem Glase Champagner auf unsren York und den Bülow und den Borstell anstoßen! Und auf den tollen Platen dazu samt allen den braven Kerlen! Wie sagt doch der Monsieur Goethe, der herzoglich weimarische Staatsminister, der das Theaterstück Faust geschrieben hat? ‚Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden, doch seine Weine trinkt er gern!‘ Ein gutes Wort — allerhand Achtung!“

Schon sprangen die Pfropfen, und in begeisterten Worten voll kernigen Schwunges feierte der Alte seine Kameraden von Möckern. „Und daß wir es bald ihnen gleich thun! Donnerwetter! Und daß wir bald dieses prickelnde Zeug hier im Glas an Ort und Stelle, in der Champagne nämlich, trinken! Hurra hoch!“

Und „hurra hoch!“ klang es wieder und immer wieder an der Tafelreihe.

Es sollte nicht lange währen, so errang sich auch der Blüchersche Heeresteil seine ersten Lorbeeren — wenn auch leider keinen Sieg!

Napoleon erschien auf dem Kriegsschauplatz. In einer seiner Gewaltreisen eilte er von Paris nach Deutschland, stellte sich an die Spitze der in Franken und Thüringen vereinigten 130000 Mann und brach in die sächsische Ebene ein. Er meinte des guten Erfolges sicher zu sein: „Als General Bonaparte und nicht als Kaiser Napoleon will ich diesen Feldzug führen!“ rief er seinen Truppen zu, um ihnen zu sagen, daß er voller jugendlicher Thatkraft und Frische sei.

Die Verbündeten, Wittgenstein und Blücher, hatten ihre wesentlichen Streitkräfte inzwischen vereinigt, immerhin gegen 94000 Mann. Bei Groß-Görschen kam es am 2. Mai zur Schlacht — nicht gerade unter den günstigsten Umständen, denn der russische Oberfeldherr, General Wittgenstein, zeigte sich seiner Aufgabe keineswegs gewachsen. Heldenhaft wurde um die Dörfer Klein- und Groß-Görschen, Rahna und Kaja gerungen, schließlich hing die Entscheidung von dem richtigen Einsetzen der Reserven ab: und während Wittgenstein die russischen zurückgehaltenen Kräfte nicht rechtzeitig zur Stelle hatte oder nicht einsetzen wollte, stieß der große Schlachtenmeister Napoleon gegen Abend mit 16 Bataillonen seiner jungen Garde vor und entschied damit das Gefecht.

Es war während dieses Vorstoßes der französischen Grenadiere, abends zwischen sechs und sieben Uhr, daß an unseres Junkers Seite Scharnhorst am Fuß verwundet wurde. Salden bemerkte sofort, daß der General im Sattel schwankte; er sprang vom

Pferde, um ihm Beistand zu leisten, aber schon hatte Scharnhorst sich wieder fest aufgerichtet: „Es ist nichts, nur ein Prellschuß, glaube ich!“ sagte er lächelnd. Inzwischen war aber bereits ein Feldscher hinzugeeilt und bestand darauf, daß der General das Schlachtfeld verlassen sollte. Nach längerem Zögern willigte der Tapfere ein. Er reichte Blücher mit einem wehmutsvollen Lächeln die Hand: „Auf ein Wiedersehen unter besseren Verhältnissen, Excellenz!“ und wurde von einigen Musketieren zurückgetragen.

„Daß dich! Mir nun auch noch meinen Scharnhorst abzuschießen!“ fluchte der Alte, der in der grimmigsten Laune von der Welt war. „Gneisenau, Sie treten an seine Stelle! Und der Deixel soll mich frikassieren, wenn wir die Franzosen morgen nicht an ihre Hammelbeine packen, daß ihnen Hören und Sehen vergeht! — Heda, Fähnrich von Salden!“

„Hier, Eure Excellenz!“

„Komm Er mal mit nach Werben drüben — müssen doch mal hören, was der Herr Russe nun eigentlich vor hat.“

Und sie jagten querfeldein über die Plane bis zu dem Standpunkt des Oberbefehlshabers.

Dort gab es böse und ängstliche Gesichter die Hülle und Fülle. „Wir müssen zurück, Excellenz —“

„Zurück! Der Geier hol das Wort! Morgen die Schlacht wieder aufnehmen und zwar besser wie heute, mein’ ich, müssen wir!“ darauf Blücher.

„Es geht nicht! Es geht wirklich nicht, Kamerad! Unsere Verluste, und dann: wir haben nicht genug Munition, wir Russen. Unsere ganzen Batterien haben sich verschossen, und die Reserveparks sind noch nicht heran. Wir müssen über die Elbe zurück!“

Da fuhr der alte Husar auf. „Was scheren mich eure Karren! Hättet sie eben zur rechten Zeit heranholen sollen! All das Blut soll wieder mal umsonst geflossen sein?! Aber wenn ihr zurückgeht, dann will ich wenigstens in dieser Nacht die Franzosen noch zusammenhauen, daß ihnen Hören und Sehen vergehen soll!“

Er kehrte den Herren kurz den Rücken. „Junker, such’ Er mir den Obersten von Dolffs von der Reservekavallerie — wir wollen schon dafür sorgen, daß es dem Napoleon nicht gar zu gut mit seiner Nachtruhe wird!“

Da war er, der tapfere Dolffs, und da waren bald auch elf seiner Schwadronen! Und mit heldenhaftem Mut, im Schein von vier brennenden Dörfern, warfen sich in später Nachtstunde die

Reiter auf die rechte Flanke der französischen Armee, alles vor sich niederschmetternd und bis fast an die Zelte vordringend, die für Napoleon und seinen Stab bereits auf dem eroberten Boden aufgeschlagen worden waren. Nur wenige hundert Schritte weiter, und der Kaiser selbst wäre von den Dolffsschen Reitern gefangen worden — nur ein tiefer Hohlweg, der den Ansturm der Wackeren hemmte, zwang sie gerade im entscheidendsten Moment zum Zurückgehen! Aber Blücher hatte recht gehabt: er hatte den Franzosen die Nachtruhe gründlich versalzen, sein kecker Reiterangriff hatte ihnen derart imponiert, daß sie am nächsten Morgen ihren Augen nicht trauen wollten, als die Verbündeten, anstatt die Schlacht zu erneuern, der Elbe zu abzogen. 8000 Mann hatten die Preußen, 2000 die Russen verloren — aber die Franzosen hatten gar 15000 auf dem blutigen Schlachtfeld liegen lassen.

Was half's, da es doch hieß: zurück!

Das war ein gar zu bitteres Wort, und der Schmerz wurmte in aller Herzen. Am schärfsten vielleicht in dem des Königs selbst, der sich im Hauptquartier befand. „Fängt schon wieder an, das Zurückgehen!" meinte er. „Wenn das so fort geht, werden wir bald in Moskau sein!"

So schlimm war es nun freilich nicht. Bei Bautzen machten die verbündeten Armeen schon wieder Halt, um Napoleon zu erwarten, und hier kam es am 20. zu neuem blutigem Ringen, das sich am folgenden Tage zu einem entscheidenden Kampf verstärkte. Mit heldenmütiger Tapferkeit stritten Preußen und Russen — aber wieder versagte die obere Führung, wieder hieß es am Abend des zweiten Schlachttages: zurück! 18000 Preußen und Russen deckten das Feld, aber der Verlust der Franzosen überstieg 25000 Mann — wohl hatte Napoleon recht, wenn er, am Morgen des 22. das Schlachtfeld bereitend, einmal über das andere ausrief: „Was?! Ist das ein Sieg? Keine Trophäe, kein erobertes Geschütz, keine Fahne?! Ist das ein Sieg?!"

Ja, die Kriegskunst des Gewaltigen hatte noch einmal einen Sieg erfochten, aber es war einer von jenen Siegen, von denen eine Reihe das Verderben herbeiführen muß! Ein Pyrrhussieg!

Bei den Preußen freilich kam unter dem erdrückenden Gefühl der Niederlage die Freude an den tapferen Thaten des Heeres nicht auf. Grollend ritt Blücher mit seinem Stabe durch das Land, Schlesien zu. Wehe, wer ihm in diesen Tagen in die Quere kam, wehe, wer gar dem Isegrim, dem York, in den Weg lief!

Man mußte mit ihnen, den alten Eisenfressern, umgehen, wie mit rohen Eiern, und auch dann schnoben sie noch Gift und Galle.

Aber Blücher machte sich wenigstens Luft auf seine Art.

Es war zwischen Haynau und Liegnitz am 26. in der Morgenfrühe, als der alte Husarengeist gar zu mächtig in dem Helden erwachte.

„Hören Sie mal, Gneisenau," hieß es da, „der Geier soll mich holen, aber ich muß den verfluchtigten Kerlen heute eins auswischen — ich muß."

„Mir schon recht, Excellenz — mir und dem ganzen Heere!"

„Na denn man los! Holen Sie mal den Dolffs her, Salden, der kann heute vollenden, was er bei Groß-Görschen schon so hübsch begonnen hat."

Dolffs kam, und Blücher legte ihn in einer Thalfurche mit 20 Schwadronen in einen Hinterhalt, während der Oberst Mutius als Führer der Arrieregarde den verfolgenden Feind hinter sich her auf der großen Straße entlang locken sollte. Bei der Windmühle von Schellendorf stellte sich der „olt Blüchert" selbst auf.

„Heda, Junker, hab da auch 'nen kleinen Auftrag für Ihn. Er war ja wohl mit in Moskau, wo den Herren Franzosen so hübsch heimgeleuchtet wurde! Kann heute auch so 'n kleines Feuerwerk für die Messieurs arrangieren! Da — die Windmühle mag das Zeichen geben, wenn der Dolffs losbrechen soll. Wenn ich winke, muß sie sofort in hellen Flammen aufgehen! Verstanden?"

Hans Salden hatte sehr gut verstanden. In kaum einer Viertelstunde waren die Vorbereitungen für das kleine Feuerwerk getroffen — ein Haufen Kienspäne in der Haube der Mühle und eine halbe Fuhre Stroh, beides recht schön trocken, das waren die Materialien.

Da stand er hoch oben zwischen den Windmühlenflügeln und sah bald zu dem General hinüber, bald hinunter ins Thal auf die große Heerstraße, wo sich der Oberst Mutius allmählich vor den französischen Vortruppen zurückzog. Es war ein leichtes Geplänkel dort unten — erst mit wenigen Reitern, dann mit Infanterie. Endlich wurden große starke Kolonnen sichtbar. Salden zählte: ein, zwei, drei Regimenter, dazwischen eine dunklere Staubsäule — mochte wohl Artillerie sein.

Ob der alte Blücher wohl nun den Augenblick für gekommen hält? Nein — er steht noch immer ruhig auf seinem Platz am

Fuße der Windmühle, neben ihm der Gneisenau und der Major Reiche vom Generalstabe.

Wie eine mächtige vielgliedrige Riesenschlange schiebt sich die Marschkonne ins Thal — es glitzert und funkelt von Waffen unten, deutlich kann man jetzt schon einzelne Gruppen erkennen. Da sind Lanciers und Grenadiere im Vortrupp — dahinter die pelzmützigen Sappeure — dann ein bunter Stab von Offizieren — ein längerer Zwischenraum — und wieder Infanterie! Alle Wetter, das ist ja mindestens eine ganze Division!

Und noch immer kein Zeichen?!

Blücher hat seinen „Kieker", das Fernrohr, vor das Auge genommen und mustert bedächtig die Massen des ziemlich arglos marschierenden Feindes.

Jetzt hebt er plötzlich den rechten Arm —

In demselben Augenblick wirft unser Junker den schon längst in Bereitschaft gehaltenen brennenden Kienspan in den Strohhaufen — er beugt sich noch einmal über ihn, um sich zu vergewissern, daß das Stroh auch wirklich Feuer gefangen, und klettert dann die steilen Leiterstufen eilends hinab!

Als er unten aus der Thür tritt, flammt das trockene Holz der Dachhaube schon lichterloh gen Himmel — er kann sich die Meldung, daß sein Auftrag ausgeführt sei, füglich ersparen.

Und das Zeichen ist bemerkt worden!

Da sausen sie heran, die Reiter Dolffs — eine glitzernde, wogende Schar! Er, der tapfere Oberst, allen voran, den Pallasch geschwungen, sein Steppenroß zu immer tollerem Lauf anfeuernd!

Hinter ihm zunächst das Regiment der Garde du Corps, von dem einst im siebenjährigen Krieg dessen Oberst von Wackenitz, der Held, gesagt haben soll: „noch ist keine Bataille verloren, so lange das Regiment der Garde du Corps nicht zur Attacke anritt!" Dahinter die brandenburgischen, die ostpreußischen, die schlesischen Kürassiere — ein Gewalthaufe von schweren Panzerreitern! Das leichte Garde-Kavallerie-Regiment hinterdrein und endlich die schlesischen Husaren — ein Streitharst von über 3000 Pferden!

Und ehe sie noch in den Feind einhauen, da ist auch schon die reitende Artillerie aufgefahren und arbeitet den Schwertern der Reiter mit Granaten vor!

Vorwärts! — Vorwärts!

Da sind französische Lanciers — weg mit den leichten Windhunden! Wie die Spreu stieben sie vor den Garde-Corps her!

Die Infanterie des Vortrupps sucht Karree zu formieren — Patsch! schlägt eine Granate mitten in den Haufen, und gleich darauf hauen die schlesischen Kürassiere ein. Hu — wie sie Beine machen, die Franzosen — was sie laufen können?! Ein wirrer Knäuel wälzt sich der ganze Vortrupp auf die Hauptkolonne, aber schon ist ihnen Dolffs auf den Fersen! Niedergeritten das erste Bataillon, hinweg über das zweite! Artillerie?! Ja, Kanoniere, versucht nur abzuprotzen! Es soll euch nicht gelingen! Die Brandenburger Kürassiere wollen auch ihr Teil haben! Pitsch! saust der Pallasch über die Käppis! Macht, daß ihr die Stränge durchhauen könnt und rettet wenigstens euer Gespann und euer eignes wertes Leben! Und da nochmals Fußvolk! Bitte recht sehr — ihr kommt uns gerade recht! Die Bataillone versuchen Knäuel zu bilden, aber da sprengt schon Dolffs selbst mit mächtigen Hieben in das Meer von Bajonetten, ihm nach seine Panzerreiter! Das fluscht, das fluscht! Auseinander die Streithaufen, gesprengt die Karrees — und in wilder, nicht mehr aufzuhaltender Flucht wendet sich die ganze Schar! Es gibt kein Halten mehr!

Das war endlich 'mal eine „reine Freude", wie der Blücher meinte, als er Ernte hielt. Hans Salden hatte ganz recht gesehen: es war eine ganze Division gewesen, die Division Maison, mit der der wackere Dolffs heute zu Gericht ging, die er völlig zersprengte. Ein General, zwei Obersten, viele Offiziere, gegen 400 Mann fielen nebst 18 Geschützen den Preußen in die Hände, während deren eigner Verlust sehr gering war. Gering und doch unendlich schmerzlich — war doch der tapfere Dolffs selbst unter den Gefallenen! Er fiel als ein rechter Held, als ein echter Reitersmann — mit Wunden bedeckt fand man ihn unter seinem gleichfalls getöteten Rosse!

Und auf die herrliche That folgte wie ein Donnerschlag die Nachricht von dem Abschluß eines längeren Waffenstillstandes, an den sich Friedensverhandlungen anschließen sollten. Während die energischeren Führer des Heeres, Blücher und Gneisenau vor allem, schon eine weitere Schlacht in der Gegend von Schweidnitz planten, schlossen die „verfluchtigten Diplomatiker", wie der alte Blücher sich ausdrückte, auf österreichische Vermittelung hin einen Vertrag mit Napoleon ab, der die Thätigkeit der Armee vorläufig bis gegen Ende Juni brachlegte und dem französischen Kaiser Zeit und erwünschte Gelegenheit bot, seine Rüstungen zu vollenden.

Ein Aufschrei der Entrüstung ging durch Preußen, ging vor

allem durch das preußische Heer — in jenen Tagen konnte noch niemand voraussehen, daß der später bis zum 16. August verlängerte Waffenstillstand schließlich doch vom günstigsten und segensreichsten Einfluß auf den Gang der Ereignisse werden würde.

Unsern Junker traf die Nachricht vom Abschluß der Verhandlungen nicht mehr beim Stabe Blüchers.

Ein wichtiger und gefahrvoller Auftrag hatte ihn gerade in jenen Tagen, in denen die Verhandlungen schwebten, quer durch die feindlichen Heerscharen nach Thüringen geführt.

Am 29. Mai ließ ihn nämlich Gneisenau zu sich rufen.

„Hören Sie mal, Junker,“ sagte der Oberst, „Sie erinnern sich doch noch Ihres kecken Streifzugs vor Kolberg, Ihres kleinen Abstechers in das Hauptquartier des Generals Loison?! Ja? Nun, ich hätte eigentlich eine Aufgabe für Sie, mein junger Freund, die jener nicht ganz unähnlich ist. Haben Sie Lust?!“

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Schön! Es handelt sich darum, dem Major von Lützow, den wir mit seiner Reiterei in der Gegend von Jena vermuten — hier sehen Sie sich die Karte einmal an — den Befehl zukommen zu lassen, sich ins Westfälische zu werfen und dort die Gutgesinnten zur Erhebung gegen die Fremdherrschaft anzuregen. Nun ist aber die Verbindung mit der Freischar völlig unterbrochen. Zwischen ihr und uns steht die Hauptmacht des Feindes — es ist daher eigentlich ein tollkühnes Stück, welches ich Ihnen zutrauen will. Ich sehe keine andere Möglichkeit, den Auftrag auszuführen, als daß Sie, gut beritten, wie Sie sind, längs der Grenze zwischen Schlesien und Böhmen und dann zwischen Böhmen und Sachsen das feindliche Heer südlich umgehen, etwa Plauen zu gewinnen suchen und von dort aus, also schon im Rücken Napoleons, Lützow aufsuchen. Haben Sie mich verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberst. Wann soll ich abreiten?“ gab der Junker mit blitzenden Augen zurück, ohne einen Moment zu zögern.

„Je früher, desto besser, lieber Salden. Ich werde sofort die nötigen Papiere ausfertigen, machen Sie sich fertig, heute nachmittag gegen 2 Uhr aufzubrechen. Wollen Sie irgend jemand mitnehmen?“

Salden sann einen kurzen Augenblick nach, dann verneinte er: „Es wird besser sein, ich reite ganz allein. Ein einzelner kommt wahrscheinlich unbemerkter durch.“

Und so ritt der Junker denn noch am Nachmittag desselben Tages ab, von den besten Segenswünschen Gneisenaus begleitet.

Der weite und gefährliche Ritt ging besser von statten, als sich Hans Salden selbst gedacht hatte. Er traf, die Hauptstraße sorgfältig vermeidend, nur einmal in der Nähe von Görlitz auf eine feindliche Kavallerieabteilung, die auf ihn Jagd machte, der er aber dank der Schnelligkeit und Ausdauer seines trefflichen Rappen bald entkam. Meist ritt er des Nachts und ruhte am Tage in irgend einem abgelegenen Ausbau, fast stets von den Einwohnern freundlich aufgenommen und gut verpflegt. Am 9. Juni erreichte er die große Straße zwischen Hof und Plauen und hörte hier von einem Bäuerlein, das auf dem Felde sein Heu mähte, zu seiner unaussprechlichen Freude, daß am Tage vorher eine kleine preußische Reiterschar, auf Hof zureitend, durchgekommen sei. Die Beschreibung der Uniformen — der schwarzen Litewken und der grauen Tschakos —, ließ gar keinen Zweifel übrig, daß die Reiter zu dem Lützowschen Freicorps gehörten.

Der Junker hatte an jenem Tage schon einen ziemlich anstrengenden Ritt hinter sich, er folgte daher der freundlichen Aufforderung des Bauern gern, in seinem nahe gelegenen Häuschen ein wenig zu rasten und seinem Pferde einen Korb Hafer zu gönnen — „viel haben die Franzosen uns ja auch nicht übrig gelassen, aber für einen deutschen Landsmann hat man immer noch ein wenig verborgen!“ meinte der Graukopf.

Die Ruhe war indessen nicht von langer Dauer. Schon nach einer Stunde erscholl nämlich auf der Straße starkes Pferdegetrappel, und als Salden besorgt durch das kleine Fenster spähte, sah er, daß ein Trupp Reiter von Hof aus herangetrabt kam — hurra!! — es war die schwarze Schar!

Und wenn ein Zweifel gewesen wäre, sangen denn die wackern Reitersmänner nicht mit frischen Klängen das herrliche Lied ihres Kameraden, ihres Heldendichters Theodor Körner?

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hört's näher und näher brausen,
Es zieht sich herunter in düsteren Reihn,
Und gellende Hörner erschallen drein
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützows wilde verwegene Jagd!“

Ja, auch den Offizier, der da an der Spitze der Reiter auf hochbeinigem Braunen einhertrabte, kannte Salden. Der Lieutenant von Kropf war's, auch einer aus einem jener alten preußischen Adelsgeschlechter, die nie gefehlt haben, wenn es galt, ihr Blut für König und Vaterland zu vergießen.

„Holla —!“ Der Lieutenant parierte seinen Braunen. „Das ist ja heute ein merkwürdiger Tag. Plagt mich der Geier, oder ist das nicht der Junker Hans von Salden in höchsteigener Person?!“

Salden war auf die Straße getreten und hatte die Kameraden mit lautem jubelndem Zuruf begrüßt. Er war schnell umringt und sollte Rede und Antwort stehen.

„Kann ich nicht, meine Herren, kann ich nicht! Auftrag für den Herrn Major, nur ihm selbst zu bestellen! Wo treffe ich den Major von Lützow?“

Der Lieutenant von Kropf lachte — es war ein bittergalliges Lachen.

„Weiß schon, Salden, was Ihr zu bestellen habt — daß man im hochwohlweisen Rat am grünen Tisch wieder einmal zu Kreuze gekrochen ist und Waffenstillstand geschlossen hat!“

„Was —?“ Der Junker taumelte zurück, wie von einem Schlage getroffen. „Waffenstillstand —?! Das ist ja unmöglich — ich komme unmittelbar von der Blücherschen Armee und müßte es doch wissen, wenn —“

„Wenn es wahr wäre. Leider ist es wahr! Hör mich nur an, Salden, so man's bei deinem Abritt aus Schlesien wirklich noch nicht wußte. Komm' ich da gestern nach Hof, schmeiße die bayrischen Vorposten im ersten Ansturm über den Haufen, freue mich mit meinen Schwarzen, endlich mal ein hübsches Reiterstücklein auszuführen, da erscheint plötzlich ein bayrischer Offizier mit weißer Flagge. Aha, denke ich, sehr verständig — die Blauen wollen sich ergeben. ‚Hoab die Ehr' — mein Name ist von Vincenti, Kommandant von Hof!‘“

‚Mein Name ist von Kropf!‘

‚Wollte dem Herrn Kameraden nur mitteilen, was der Herr noch nicht zu wissen scheint, daß die Herren Potentaten am 4. hujus einen Waffenstillstand vereinbart haben.‘

Zugleich verbürgte sich der Major mit seiner Ehre für die Richtigkeit seiner Mitteilung und gab mir Beweise an die Hand, daß sich die Sache wirklich so verhielt. Na, du kannst dir meine

— unsere Stimmung denken! Aber was hilft's? Ich muß zurück — zurück —!" Der Lieutenant verschluckte einen bitterbösen Fluch, der ihm zwischen den Zähnen lag, und wandte sich kurz um: „Thut mir die Liebe, Herrens, und hört mit Eurem Gesinge auf — Lützows wilde verwegene Jagd hat ihre Daseinsberechtigung verloren, ich mag nichts mehr von dem Liede hören! Ein fauler Friede wird das Ende der Dinge und all das edle gute Blut, das geflossen ist, wird vergebens hingeopfert sein! Hol's der Geier!"

In trübseliger Stimmung schloß sich unser Junker dem Ritt nach Plauen an, wo er den Major von Lützow traf. Waren seine Nachrichten für diesen nun auch hinfällig geworden, so wollte er sie dem kühnen Freicorpsführer doch ausrichten.

Also rückwärts — wirklich wieder rückwärts!

Es blieb kein Zweifel möglich, und wenn Lützow zweifeln gewollt hätte, so mußte ihn der schon zwei Tage später eintreffende sächsische Parlamentär, der die offizielle Bestätigung vom Abschluß des Waffenstillstandes brachte und zugleich die Mitteilung, daß er nach den Abmachungen desselben schleunigst hinter die Elbe zurückgehen müsse, auch der letzten Zweifel entheben. Es galt zu gehorchen!

Der Major befahl Salden vorläufig bei seinem Corps zu bleiben. So verlebte der Junker die nächsten Tage mit seinen alten Freunden von Berlin und Breslau her und lernte viele der wackeren Männer kennen, die sich inzwischen dem schwarzen Corps angeschlossen. Das war inmitten der trüben Stimmung, die alle beherrschte, doch eine Freude. Und ganz niederdrücken ließen sich solche Männer, wie sich um Lützow geschart, auch nimmer. Da war Friesen, der trotz allem und allem immer noch mit froher Hoffnung in die Zukunft schaute, denn „Gott kann uns nicht verlassen!", da war der alte Spiesicke, der von seinem Bagagewagen herab ermunterte, den Kopf nicht sinken zu lassen, da war vor allem ein jugendlicher enthusiastischer Offizier, der mit weithin schallender Stimme verkündete: „Wir werden nimmer aufhören, um unseres Vaterlandes Freiheit und um unsere Ehre zu kämpfen!"

In der Beiwacht im Walde zu Weida war's, wo Hans Salden diesem begeisterten Vorfechter der Freiheit vorgestellt wurde. Um ein loderndes Feuer hatte sich die Schar gelagert, Offiziere und Jäger bunt durcheinander, wie es der Zufall mit sich brachte. Spiesicke, der allezeit vorsorgliche, hatte rechtzeitig im Ort einige Hühner erwischt, die, schnell und kunstlos gerupft, jetzt schon

in den Kochtöpfen schmorten, einige Flaschen Wein dazu, welche fleißig die Runde machten.

Etwas abseits vom Kreise der andern lag im Moose der junge Offizier, die Stirn nachdenklich in die weiße Rechte gestützt, daß das lockige Haar zwischen den feinen Fingern sich hindurchstahl — die großen Augen träumerisch in die Ferne gerichtet, empor zu den funkelnden Sternen am Horizont, als seien sie ihm die Verkündiger besserer Tage.

Salden hatte schon lange seine Aufmerksamkeit auf den jugendschönen Mann gerichtet — er ahnte, auch ohne daß er fragte, wer es sei: Theodor Körner, der deutsche Sänger, der treue Patriot, der seine geliebte Braut verlassen hatte, um hinauszuziehen in den Kampf um die Freiheit des Vaterlandes, in den heiligen Kampf um die Ehre seines Volkes! Das war der Dichter von ‚Leyer und Schwert,‘ der gottbegnadete Poet, dessen Lieder bereits ertönten, soweit die deutsche Zunge klang, dessen todesmutige Gesänge in den Reihen des Heeres allüberall freudige Begeisterung und herzerhebenden Wiederhall fanden! Theodor Körner war's, der Dichter des Zriny — er, der gesungen hatte:

„Ins Feld, ins Feld! Die Rachegeister mahnen,
Auf, deutsches Volk, zum Krieg!
Ins Feld, ins Feld! Hoch flattern unsre Fahnen,
Sie führen uns zum Sieg!

Klein ist die Schar, doch groß ist das Vertrauen
Auf den gerechten Gott.
Wo seine Engel ihre Festen bauen,
Sind Höllenkünste Spott.

Mit Gott! Einst geht hoch über Feindes Leichen
Der Stern der Freiheit auf —
Dann pflanzen wir ein weißes Siegeszeichen
Am freien Rheine auf!“

— — — — — — — „Heda, Körner! Träumer, du Lieber! Was sinnst du? Hast du ein neues Lied für uns?“ rief plötzlich Kropf hinüber. „Heraus damit! Wir können's brauchen — laß uns ein Wort des Trostes hören, ein gutes Wort, ein gutes Lied zur rechten Zeit!“

Der Dichter stand auf und trat zu seinen Kameraden. In seinen Augen glühte es wie von einem heiligen Feuer.

„Laß hören, Körner! Laß hören!“ rief es rings im Kreise,

und auch von den benachbarten Wachtfeuern traten andere Jäger hinzu, sich kein Wort des Gedichtes entgehen zu lassen.

Tiefe Stille herrschte rings umher, als der Dichter mit leiser Stimme zuerst, die aber bald mächtig anschwoll, begann:

„Was zieht ihr die Stirne finster und kraus?
Was starrt ihr wild in die Nacht hinaus,
Ihr frommen männlichen Seelen?
Jetzt heult der Sturm, jetzt braust das Meer,
Jetzt zittert das Erdreich um uns her,
Wir woll'n uns die Not nicht verhehlen!
Die Hölle braust auf in neuer Wut,
Umsonst ist geflossen viel edles Blut —
Noch triumphieren die Bösen!"

Körner schwieg einige Minuten, als wollte er sich sammeln. Dann hub er von neuem an:

„Erhebe dich, Jugend, der Tiger dräut!
Bewaffne dich, Landsturm, jetzt kommt deine Zeit!
Erwache, du Volk, das geschlafen!
Und die wir hier rüstig beisammenstehn
Und keck dem Tod in die Augen sehn,
Woll'n nicht vom Rechte lassen.
Die Freiheit retten, das Vaterland,
Oder freudiger sterben, das Schwert in der Hand,
Und Knechtschaft und Wütrige hassen!

Das Leben gilt nichts, wo die Freiheit fällt
Was gibt uns die weite, unendliche Welt
Für des Vaterlands heiligen Boden?
Frei wolln wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn —
Ja, glücklich und frei sind die Toten!"

Einen Augenblick noch herrschte tiefes, dumpfes Schweigen in dem Kreise — nur der laue Nachtwind rauschte leise in den Zweigen.

Dann aber stimmte Kropf an, und der ganze Chor fiel mit kräftigen Stimmen begeistert ein:

„Frei woll'n wir das Vaterland wiedersehn,
Oder frei zu den glücklichen Vätern gehn —
Ja, glücklich und frei sind die Toten!!"

Und noch einmal klang es wie ein dumpfes Echo aus dem Waldesrauschen zurück:

„Ja, glücklich und frei sind die Toten!"



Theodor Körner in der Beiwacht der Lützower Jäger.

„Laß hören, Körner! Laß hören!“ ...



Wenige Tage, und so mancher der tapferen Jünglinge, die im Walde zu Weida Theodor Körners schönen „letzten Trost“ mit angehört und in treuer Brust das Gelöbnis erneuert hatten, zu siegen oder zu sterben, sollte, inmitten des Waffenstillstandes, der soeben erst den Donner der Geschütze hatte verstummen lassen, Blut und Leben auf dem Altar des Vaterlandes darbringen.

Während Lützow mit seiner Reiterei, vertrauend auf die Bestimmungen des Waffenstillstandes, in langsamen Tagemärschen der Elbe zuzog, braute sich über seinem Haupt ein schweres Ungewitter zusammen.

Napoleon haßte die preußischen Freicorps mit tiefem Ingrimm. Zuviel Schaden hatten die wackern Reiter auf den Verbindungsstraßen, im Rücken seines Heeres angerichtet. Nicht nur, daß sie einzelne Transporte wegnahmen, nicht nur, daß sie wichtige Depeschenträger abfingen — das wäre für ihn zu verschmerzen gewesen. Aber daß sie, die in ihren Reihen die Blüte der deutschen Jugend bargen, in den noch unter seiner Botmäßigkeit stehenden deutschen Gebieten die Begeisterung für den gewaltigen Befreiungskampf erweckten, daß sie überall, wo sie hinkamen, schon durch ihr Erscheinen für die deutsche Sache wirkten, mit dem Schwert und mit der Feder — das dünkte ihm, und nicht mit Unrecht, hoch gefährlich!

Er war entschlossen, „ces brigands!“ — so nannte er die ihm besonders verhaßte schwarze Schar — zu vernichten. In schnöder Mißachtung der Vertragsbestimmungen sandte er den Herzog von Padua, seinen Reitergeneral Arrighi, mit einer starken Heeresmacht aus, das Lützowsche Corps aufzuheben, ehe es die Elbe noch erreichte. Viertausend Mann zogen gegen vierhundert ins Feld — eine zehnfache Übermacht! Und nicht einmal im ehrlichen Kampf sollten sich die Kräfte messen. Nein, heimtückisch, hinterlistig überfiel der Franzose die sorglos ihres Weges ziehende Schar.

Bei Kitzen, unweit Leipzig, war's, am 17. Juni, daß der General Arrighi mit seiner Kolonne, zu der der Wille Napoleons, wie zum äußersten Hohn, absichtlich zwei württembergische Regimenter befehligt hatte, so daß selbst während des Waffenstillstandes Deutsche gegen Deutsche kämpfen mußten, den kleinen Reitertrupp Lützows überfiel. So wenig konnte der Major an die Möglichkeit eines Kampfes glauben, daß er noch, während die Feinde schon anritten, zu dem Führer des feindlichen Vortrupps, es war der

General Fournier, heransprengte und ihn fragte, was dies Beginnen mitten im Waffenstillstand zu bedeuten habe. — „Waffenstillstand für jedermann, nur nicht für Sie!“ antwortete der General, und gleich darauf hieben die französischen und württembergischen Dragoner ein. Ein kurzer Verzweiflungskampf — dann lösten sich die schwachen Verbände des Freicorps. Über dreihundert Mann fielen in Gefangenschaft oder deckten, verwundet oder tot, das Gefechtsfeld — nur einige kleine Abteilungen, darunter auch der Major mit wenigen Reitern, konnten sich durchschlagen.

Unser Junker hatte, dicht neben Lützow und Körner reitend, das kurze, sich während der hereinbrechenden Dunkelheit abspielende Gefecht mitgemacht. Er hatte wütend um sich gehauen, bis der Major selbst sich der Schnelligkeit seines Pferdes anvertraute, bis nur noch der einzelne sich retten konnte.

Bei einem Sprunge über den Floßgraben sah der Junker Körner neben sich fallen — er riß sein Pferd herum, hieb dem nächsten Dragoner, der mit dem Ruf, „Nehmt Pardon, ihr preußischen Hunde!“ auf ihn eindrang, eine preußische Quarte über das Gesicht, daß der lange Kerl wie vom Blitz getroffen aus dem Sattel sank, und beugte sich zu Körner hinab.

Der Dichter lag anscheinend auf den Tod verwundet! Ein feindlicher Säbelhieb hatte ihm den Tschako vom Kopfe gerissen, dunkel strömte das rote Blut aus der klaffenden Wunde — hier war nichts zu helfen. Noch einen letzten trüben Blick weihte Hans dem teuren Manne, dann jagte er dem nahen Walde zu, wo er hoffte, wieder mit Lützow zusammen zu treffen.

Aber, wie er auch in der dunklen Nacht spähte und suchte, er fand keine Spur des Führers. Vergebens ließ er seine Stimme erschallen, vergebens trieb er seinen Schwarzen bis in das dichteste Gehölz — der Major mußte einen andern Weg genommen haben.

Was nun thun?

Es galt den Rückweg über die Elbe finden. Irgendwo mußte ja eine Gelegenheit sein, den Strom zu durchqueren — war dies erst geschehen, so konnte sich Salden für gesichert halten.

Aber es schien unserm Junker doch bedenklich, sofort den Schutz des kleinen Gehölzes zu verlassen. Im Dickicht wartete er daher den grauenden Morgen ab und lugte dann vorsichtig aus der Umrandung des Holzes ins Freie.

Die Feinde hatten das Gefechtsfeld bereits verlassen. Sie hatten es ohne Zweifel eilig, ihre Beute in Sicherheit und dem

in Dresden weilenden Imperator die Kunde von ihrer stolzen That zu bringen.

Aber was war das?

Dort am Bachesrand lag ein Verwundeter — er mochte sich wohl mühsam bis hierher geschleppt haben, um am rieselnden Wasser seine Wunden zu kühlen, um den brennenden Durst, die schrecklichste Qual aller Verwundeten, zu löschen.

Salden erkannte schon von ferne die Uniform — es war ein Lützowscher Jäger. Noch einmal spähte Hans in das weite Feld hinaus, dann band er seinen Rappen an den nächsten Baum und schritt schnell auf den Verwundeten zu.

„Körner —!“ kam es leise von seinen bebenden Lippen, als er sich über den Ohnmächtigen beugte, „Körner!“

Ja er war's, der Sänger des Freiheitskrieges, der hier zum ersten Male der heiligen Sache sein Blut geopfert. Da lag er, hingestreckt im Grase, am Rande des Baches, aus drei Wunden blutend, das edle Antlitz bleich von den Schatten des Todes —

Auf dem mit Vergißmeinnicht durchsproßten Grabenrande neben dem Dichter sah Salden ein kleines Büchlein liegen, geöffnet, die Bleifeder daneben. Vielleicht daß der Todwunde hier noch einen letzten Willen aufgezeichnet hatte — einen letzten Gruß an die ferne Braut, an den sorgenden Vater!

Leise nahm Salden das Büchlein auf und tiefergriffen las er die wenigen Zeilen, welche die letzte Seite füllten:

„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben.
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumbild ward zur Totenklage —
Mut, Mut! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligtum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entb.annte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte:
Als lichten Seraph seh' ich's vor mir stehen —
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenroten Höhen!“

Langsam ließ der Junker das Taschenbuch wieder sinken, und eine weihevolle Thräne stieg in seinem Auge auf — —

Aber die Gegenwart, der Augenblick forderten ihr Recht.

Salden beugte sich über den Verwundeten, er schob vorsichtig und leise, mit linder Hand, dessen Haupt zurecht. Da erwachte Körner. Einen Augenblick lächelte er wie im Traum, dann griff er plötzlich an seine Seite, nach seinem Schwert!

Salden drückte ihm sanft die Rechte zurück: „Ich bin's — Hans von Salden! Wie fühlen Sie sich, Körner! Können Sie mit mir überlegen, was zu thun ist?"

Der Dichter holte tief Atem — „Wasser! Wasser!" stöhnte er schmerzvoll.

Hans stieg zu dem Bach hinab, schöpfte seine Mütze voll und erquickte den Verwundeten, der ein leises, leises Dankeswort flüsterte.

Noch einmal schloß er dann die Augen, aber das Bewußtsein kehrte allmählich zurück. Er richtete sich auf, Hans untersuchte, so gut es ihm seine Kenntnisse gestatteten, die Wunden und verband sie mit dem dürftigen Leinenzeug, das er bei sich trug. Wenigstens war die Blutung gestillt — die Hoffnung belebte beide aufs neue.

Und nun wollte es ein glücklicher Zufall, daß zwei kleine Bauernmädchen, die im Walde Erdbeeren suchten, in die Nähe der Männer kamen. Die Kinder sahen gutwillig und mitleidig aus — Körner vertraute sich ihnen auf Saldens Rat an. Er schrieb mit zitternder Hand auf ein Blättchen Papier, das er aus dem Taschenbuch riß, einige Zeilen, welche die Kinder an einen in Leipzig wohnenden Freund des Dichters richtig zu bestellen versprachen, — bald kam auch der Vater der braven Mädchen, ein Bauersmann aus dem nahen Dorf Groß-Zschocher, und erbot sich, den Verwundeten bis auf weiteres in seiner ärmlichen Hütte gut und sicher unterzubringen.

Erst als Salden den Dichter, den teuren Kameraden, in sicherer Obhut wußte, trennte er sich von ihm. Es war ein kurzer, aber ein schmerzlicher Abschied zwischen ihnen — es war ein Abschied für das Leben! Wohl genas Theodor Körner von den schweren Wunden, die er im Gefecht von Kitzen, bei dem schmachvollen Überfall der Lützower, davongetragen, aber nur zu bald traf eine andere feindliche Kugel den begeisterten Sänger, der zum zweiten Male, nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten, kaum wiederhergestellt, zu den Waffen gegriffen: bei Gadebusch, am 26. August, auf mecklenburgischem Boden, fiel der Held, und bei Wöbbelin, unter einer uralten Eiche, wölbten ihm die Kameraden sein Grab!

Hans Salden hat den Dichter nimmer wieder gesehen. Aber er hat seiner oft in heißer Verehrung und voll inniger Freundschaft gedacht, und als ihm die Kunde von seinem allzufrühen Tode wurde, haben heiße Thränen, aus innerstem Herzen kommend, seine Augen gefeuchtet.

Der Lieutenant Kropf war es, der ihm in einem Brief den Tod des gefeierten Dichters meldete, und dem Schreiben war eine Abschrift des letzten Gedichtes beigefügt, das Körner noch kurz vor seinem Heldentode niedergeschrieben hatte, des herrlichen Schwertliedes:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran!
Hurra!!

Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum bin ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Das freut das Schwert so sehr.

Was klirrst du in der Scheide,
Du helle Eisenfreude,
So wild und schlachtenfroh?
Mein Schwert, was klirrst du so?

Wohl klirr' ich in der Scheide,
Ich sehne mich zum Streite,
Recht wild und schlachtenfroh.
Drum, Reiter, klirr' ich so.

So komm denn aus der Scheide,
Du, Reiters Augenweide,
Heraus, mein Schwert, heraus!
Führ' dich ins Vaterhaus.

Erst that sie an der Linken
Nur ganz verstohlen blinken,
Doch an die Rechte traut
Gott sichtbarlich die Braut.

Nun laßt das Liebchen singen,
Daß helle Funken springen.
Der Hochzeitsmorgen graut,
Hurra, du Eisenbraut!
Hurra!“

Guten Muts voll hatte Junker Salden nach dem Abschied von Körner seinen braven Rappen bestiegen und, nachdem er sich auf seiner Karte als ein umsichtiger Soldat genau orientiert, den Weg zur rettenden Elbe, die ja nicht gar zu weit entfernt war, eingeschlagen.

Die Gegend schien in der Thal vom Feinde entblößt, dafür traf der Junker aber schon nach kaum einstündigem Ritt auf einige Versprengte der unglücklichen Lützowschen Schar, die sich ihm willig anschlossen.

Schon hofften sie sich geborgen, als sich plötzlich eine stärkere feindliche Reiterabteilung zeigte, die, kaum daß sie die preußischen Uniformen bemerkt, auf die Flüchtigen lebhaft Jagd zu machen begann. Wohl eine reichliche Stunde ging die wilde Hatz querfeldein. Aber während die Verfolger — französische Dragoner — frische Pferde hatten, waren die armen Tiere der Lützower bis auf den Tod erschöpft.

Der Ausgang konnte nicht zweifelhaft sein. Es fragte sich nur, ob es ratsam sei, das Leben und die Freiheit so teuer, wie möglich zu verkaufen, oder ob es empfehlenswerter, sich den Feinden zu ergeben.

Die braven, aufs äußerste entschlossenen Männer zögerten mit ihrer Wahl keinen Augenblick. Die Säbel flogen aus der Scheide —

„Vorwärts! Sie sollen uns nimmer lebend gefangen nehmen! Lieber der Tod als die Knechtschaft!“

Da kam Hans Salden im letzten Augenblick ein rettender Gedanke. Die Verfolgung galt, wie der Überfall bei Kitzen, ohne Zweifel nur den verhaßten Lützowern. Er aber gehörte ja der schwarzen Schar gar nicht an, er trug nicht einmal ihre Uniform — auf ihn — es war wenigstens eine Möglichkeit! — wandten die Franzosen vielleicht die allgemeinen Bestimmungen des Waffenstillstandes an.

In fliegender Hast teilte er den Kameraden den Plan mit. Sie sollten die Flucht fortsetzen, während er versuchen wollte, mit dem Führer der verfolgenden Reiterabteilung zu unterhandeln, um ihnen Zeit zu verschaffen.

Der Vorschlag war zu einleuchtend, als daß er nicht angenommen werden sollte. Noch einen Gruß, ein „Dank!“ ein „Gott befohlen!“ — dann jagten die Lützower weiter, so schnell es ihre erschöpften Pferde gestatteten. Salden aber wandte sofort seinen

schweißbedeckten Rappen und ritt jetzt im ruhigen Schritt den Franzosen entgegen.

Die Dragoner machten des Todes verwunderte Gesichter, als der Preuße ihnen in voller Ruhe erklärte, er sei ein Versprengter der Hauptarmee, wie seine Uniform beweise, habe nur einen Befehl an den Major von Lützow überbringen sollen, und verlange gemäß der Bestimmungen des Waffenstillstandes entlassen zu werden.

„Pas possible — pas possible!“ wiederholte der Korporal, ein alter Veteran, immer aufs neue, ließ sich, während er überlegte, aber doch abhalten, die Verfolgung der Lützower fortzusetzen. Damit war wenigstens der erste und Hauptzweck des kecken Junkers erreicht. Er bat nun, zu den nächsten Vorposten geführt zu werden, damit der dort kommandierende Offizier entscheiden könne. Es geschah schließlich auch nach seinem im elegantesten Französisch, welches dem schnauzbärtigen Korporal nicht wenig imponierte, vorgetragenen Begehren.

Während einige der Dragoner sich wieder an die Verfolgung der völlig aus dem Gesichtskreise verschwundenen Lützower machten, geleitete der Rest Salden zu den französischen Vortruppen, die sie nach etwa halbstündigem Ritt trafen.

Ein junger Kapitän war's mit einer Eskadron, augenscheinlich auf dem Marsch zur Elbe begriffen — und als Salden dem Offizier in die Augen sah, da zuckte sein Herz vor Freude und Glück zusammen.

Er stand Gaston de Lasigny gegenüber!

Einen Augenblick blickte der Kapitän dem Junker starr in die Augen, als traue er den eignen nicht. „Salden — cousin!“ rang es sich dann von seinen Lippen. „Ist's möglich, bist du's — bist du es wirklich?!“

Und dann streckte er beide Arme weit aus — „Komm an meine Brust — komm an mein Herz, mein lieber, guter Freund, mein Retter von der Beresina her! Komm an mein Herz, lieber teurer Hans!“ Und er zog ihn fest an sich, als wolle er ihn nie mehr von sich lassen.

Die französischen Dragoner hatten dem Wiedersehen der beiden Vettern völlig verständnislos zugesehen. Als sich nun aber Gaston zu dem nächsten Trupp umwandte und auf Salden weisend mit dem Enthusiasmus seiner Nation rief: „Voilà, mes braves! Das ist der Wackere, der euren Kapitän aus den Eisesfluten der

Beresina gerettet mit Gefahr seines eignen Lebens — den ich tot glaubte, und der nun wie vom Himmel mir zurückgegeben, plötzlich vor mir steht!“ — da brauste ein lauter Beifallsruf durch die Schar, und bald drängte sich auch ein alter graubärtiger Veteran aus den hinteren Gliedern nach vorn: „Ich mein' wohl auch den Herrn wiederzuerkennen — müßt mich gewaltig irren, wenn ich ihn nicht im Stabe des Kaisers in Rußland gesehen hätte. Sapristi — ich erinnere mich jetzt genau, Monsieur ritten damals einen braunen Wallach, einen Westfalen, mit dem es kein anderes Pferd gleich thun konnte, selbst keiner von den Arabern des kleinen Korporals! Hab' ich nicht recht? War's nicht so, mon officier?“

„C'est ça, mon brave! Ihr habt ein gutes Gedächtnis!“ entgegnete Salden, dem Graukopf die Hand reichend. „Und wenn mich das meine nicht trügt, so seid Ihr der Korporal Dussenier, der mit dem Marquis d'Absac bis zu jenem Tage bei uns aushielt, an dem die Kosaken uns aus unserm Dorfe vertrieben, und an dem ich schwer verwundet wurde.“

„Oui, mon officier, so ist's! Und weiß der Himmel, es wurde uns schwerer, denn alles andere, daß wir den Herrn zurücklassen mußten, als die Kerle zum zweiten Mal über uns hereinbrachen. Bittere Thränen hat der Herr Marquis geweint — aber es half ja nichts, und wir meinten auch, der Herr seien auf den Tod verwundet.“

Lasigny unterbrach die Erinnerungen aus dem Winterfeldzug mit dem Befehl zum Weitermarsch. „Wir werden uns noch vieles zu erzählen haben, Vetter Salden, mein lieber, lieber Freund,“ sagte er. „Aber ich denke, im Quartier, das wir in kaum einer Stunde erreichen müssen, findet sich gewiß bessere Gelegenheit dazu!“

„Nur eins noch, was mir keine Ruhe läßt, Gaston — du hast mir vergeben, was ich deiner Ansicht nach vor Kolberg an dir frevelte? Wirklich und aufrichtig vergeben?!“

Der Kapitän lächelte. „Es ist mir nicht leicht geworden, Hans, wenn ich ehrlich sein soll, zu vergessen! Aber, bei Gott, das ist überwunden, und in meiner Seele lebt für dich nichts anderes mehr, denn Dankbarkeit und aufrichtige Freundschaft! Und an ihr wollen wir festhalten, wenn auch die Waffen und die eiserne Pflicht uns wieder trennen werden.“

Eine Stunde später saßen beide Vettern in einem kleinen Bauernhäuschen, eine halbe Meile von der Elbe etwa entfernt, bei einem einfachen Mahle und plauderten aus dem hundertsten ins tausendste. Salden mußte ausführlich die Geschichte seiner Rettung erzählen, und Gaston seinerseits berichtete, wie er glücklich nach Wilna gekommen und dort im Hause eines polnischen Juden gegen schweres Geld ein Versteck, Pflege und Heilung gefunden, und wie er dann schließlich als Hausierer verkleidet von Herrn Isaak Abraham Jakobssohn über die Grenze und in Sicherheit gebracht worden und gerade noch rechtzeitig genug zur Eröffnung des neuen Feldzuges nach Paris gekommen sei.

„D'Absac? — Hast du nichts von dem braven, tapferen Marquis gehört?"

Lafigny nickte. „Doch — ich traf ihn im Frühjahr flüchtig in Paris, unmittelbar ehe er mit einer Sendung des Kaisers nach Spanien abging. Warte einmal — nein, wie konnte ich aber auch nur so vergeßlich sein! — er sprach ja viel von dir, den er natürlich für tot hielt, und er berichtete mir noch besonders, daß er ein Schriftstück, das eigentlich dein Eigentum sei, aber das auch für mich einst von der höchsten Wichtigkeit werden könne, aufbewahre —"

„Ein Schriftstück —!" Hans war aufgesprungen und faßte in unbeschreiblicher Aufregung den Vetter an beide Schultern. „Gaston — Menschenkind — du weißt nicht, was du sprichst? — Erwecke nicht Hoffnungen in mir, die ich längst und unter den tiefsten Schmerzen begraben habe. Was war das für ein Schriftstück, von dem der Marquis sprach?!"

„Wenn du nicht die Güte hast, ein klein wenig ruhiger zu werden, kann ich dir wahrhaftig nicht Rede und Antwort stehen, Salden! Ist das ein Betragen für einen Kriegsgefangenen?! Du erwürgst mich ja beinahe."

„Gaston, ich flehe dich an: scherze nicht! Sage, was du von jenem Schriftstück weißt!"

Der Kapitän kraute sich hinter den Ohren. „Ja, cher ami, das ist ja eben die Sache — ich weiß eigentlich nichts. Der Marquis sprach nur davon, daß er im festen Glauben, daß du rettungslos verloren seist, dir ein kleines Paketchen mit Papieren aus der Brusttasche herausgeschnitten habe, wie du das vorher selbst von ihm gefordert —"

„Weiter — weiter!“ drängte Hans in sehr erklärlicher, fieberhafter Erregung.

„Nun — es gibt eigentlich kein Weiter! Der Marquis hatte damals eilends den Weg durch Deutschland gesucht. Deinem Auftrag gemäß übergab er in Berlin einem Ordonnanzoffizier der Kommandantur einen Teil deiner Hinterlassenschaft — ich weiß nicht mehr genau, um was es sich handelte —“

„Die Locke der Königin! Für den Prinzen Wilhelm!“ stieß Salden hervor. „Weiter, Gaston, weiter! Du hast die Papiere jetzt in Händen?“

Lasigny schüttelte den Kopf. „Nicht doch, Vetter! Der Marquis hatte die Papiere gar nicht in Paris, als ich ihn dort traf, sondern sie in guter Sicherheit auf seinem Schloß bei Rheims hinterlegt. Du weißt ja vielleicht, daß d'Absac zu den beneidenswert Glücklichen gehört, die in der schönen Champagne angesessen sind.“

Salden durchmaß mit großen Schritten das Zimmer. Sein Herz war voll innigem Dank gegen Gott — wie hatte er sich nicht in den letzten Monaten über den Verlust gehärmt, und nun schien es wenigstens, als ob derselbe kein endgültiger sein solle. Der Marquis war ein Ehrenmann, in seiner Obhut waren die Papiere ohne Zweifel sicher aufgehoben, und sie mußten, wenn der Krieg zu Ende, wieder sein werden. Freilich, was konnte der Feldzug nicht bringen?! Würde er ihn überhaupt überleben? Und wie, wenn der Marquis fiel? Würden dessen Verwandte und Erben dann ihm, dem Feinde, dem gehaßten Preußen, die Schriftstücke ausliefern?

Jedenfalls mußte Lasigny eingeweiht werden — besaß er doch nach Saldens Ansicht so wie so nach ihm das größte Anrecht auf den Schatz im Stammschloß der Familie. In fliegender Hast unterrichtete er den Vetter daher über die ganze Sachlage, soweit er ihm nicht schon früher Mitteilung von den hinterlassenen Aufzeichnungen seiner Mutter gemacht hatte, und setzte eine schriftliche Bestimmung auf, nach der Gaston berechtigt sein sollte, die Papiere von dem Marquis oder dessen Erben zu erheben, falls ihn selbst, Hans Salden, der Tod ereile, ehe er die Schriftstücke zurückgefordert habe. Dieses Testament — es war in der That eine Art rechtsgültigen Feldtestament — wurde von zwei herbeigerufenen Zeugen unterzeichnet, und Salden drang es in seiner lebhaften Art dem Vetter auf.

Lasigny lächelte freilich etwas spöttisch dazu. „Lieber Freund, du machst dir unnötige Sorgen!“ meinte er. „Ich werde ganz gewiß nicht in die Lage kommen, von dem Papier hier Gebrauch zu machen —“

„Und warum nicht? Ich denke doch, du erkennst unsere enge Verwandtschaft an. Warum stellst du also die Möglichkeit in Abrede, mein Erbe anzutreten?“ Der Junker schlug einen leicht empfindlichen Ton an.

Aber Gaston ließ sich nicht irre machen. Er lachte herzlich und sagte dann: „Weil mein guter Vetter Salden ein viel zu großer Glückspilz ist, als daß ihm etwas Menschliches zustoßen könnte! Denk doch nur, Salden, Junge, was du in deinen jungen Jahren nicht schon alles durchgemacht hast, und bist immer mit einem blauen Auge davongekommen!“

„Bis mich die Dragoner meines werten Vetters Lasigny erbarmungslos gefangen nahmen. Was willst du nun eigentlich mit mir beginnen, Gaston? Es wird Zeit, daß deine gestrenge Entscheidung über meine Wenigkeit fällt — ich hoffe, du läßt meine berechtigte Forderung, gemäß den Bestimmungen des Waffenstillstandes freigelassen zu werden, gelten.“

Der Kapitän kaute an seinem Schnurrbart und machte sein ernstestes Dienstgesicht. „Das wirst und kannst du als Soldat nicht von mir verlangen. Unsere Ordre lautet zwar nur auf die Lützower, aber ihr habt ja wohl ein Sprichwort: ‚Mitgefangen — mitgehangen!‘“

„Wie du es wünscht —“ gab Salden ein wenig empfindlich zurück. „Was hast du also über mich beschlossen, wenn ich fragen darf?“

„Meinen Befehlen gemäß muß ich dich morgen früh mit den ersten Meldungen an den Herzog von Padua abliefern — dort wird man dann weiter über dich entscheiden.“

„Gut! Du hast über den Kriegsgefangenen zu bestimmen, Gaston — ich muß mich fügen!“

Lasigny ging einige Male im Zimmer auf und ab, trat dann ans Fenster und meinte, während er gleichmütig einen Marsch auf den grünglasigen Scheiben desselben trommelte: „Ja so — was ich noch sagen wollte — als ich vorhin meine Posten an der Elbe aussetzte, da merkte ich doch recht, daß eine eigentliche völlige Absperrung solches Flußlaufes kaum möglich ist!“ — Eine längere Pause folgte, in der Hans bereits bedenklich die Ohren

spitzte, denn des Freundes Worte gaben ihm zu denken, so absichtslos sie hingesprochen schienen. — — „Es hat da rechts, man braucht vom Dorf nur den Feldweg immer gerade aus zu bleiben, ein Wäldchen am Ufer, das geradezu zum Übersetzen einladet", fuhr Gaston, anscheinend halb für sich sprechend, fort. „Ich glaube sogar, ein einigermaßen guter Reiter kann den Strom ohne weiteres an dieser Stelle durchschwimmen."

„So?"

„Ja! Na, cher cousin, wir leben ja im Waffenstillstand, da hat das nichts auf sich. Ich habe deshalb auch nur einen einzigen Posten an die rechte Waldecke gestellt — viel sehen kann er von dort aus freilich auch nicht — es mag aber diesmal so hingehen!"

„Ja — wir leben ja im tiefsten Waffenstillstand — es wird euch niemand überfallen."

Diesmal klang aus dem Trommelwirbel an den Fensterscheiben deutlich das: „Allons enfants de la patrie!" heraus. Dann wandte Gaston sich plötzlich scharf und kurz um: „Du, Vetter, hast du auch als guter Reitersmann nach deinem famosen Rappen gesehen?"

„Ich wußte nicht, ob ich als Kriegsgefangener —"

„Larifari! Daß du's nur weißt, der Gaul steht dort drüben im Stall." Gaston deutete nach einem Bauernhofe jenseits der Straße. „Ich habe ihn ganz allein stellen lassen müssen, weil ich weiß, daß bei euch in der letzten Zeit sehr viel Rotzfälle vorgekommen sind."

„Das ist nun zwar, soviel mir bekannt, durchaus nicht der Fall gewesen, aber —"

„Mon Dieu, es könnte doch der Fall gewesen sein! Du, lieber Junge, und nun thu mir den einzigen Gefallen und laß mich eine Stunde recht ruhig schlafen. Ich habe auch meinen Dragonern eine tüchtige Nachmittagsruhe verordnet und werde die Dorfwache erst um 9 Uhr abends aussetzen. Du meinst doch auch, daß nichts vorkommen kann?!"

„Was sollte denn vorkommen, lieber Gaston — jetzt mitten in der Waffenruhe! Schlafe nur recht ruhig und träume gut — auch von mir, Vetter!"

Der Vicomte warf sich auf das Bauernbett. „Will's besorgen, Hans. Du kannst dich darauf verlassen, ich halte einen Schlaf, wie ein Murmeltier. Damals vor Kolberg, weißt du, da war ich

noch jung und hitzig — heute bin ich bedeutend ruhiger geworden — so lernt man allmählich wachen und schlafen: jedes zur rechten Zeit."

„Höre, Gaston, du bist köstlich, so köstlich, daß ich dir notwendig noch einen Gutenachtkuß geben muß!" Der Junker, dem die hellen Thränen in den Augen standen, trat an das Bett, beugte sich über den Vetter und küßte ihn herzlich auf beide Wangen und dann noch einmal auf die lachenden Lippen.

„Auf Wiedersehen!"

Sie hatten sich verstanden.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Minuten später kündete der ruhige, feste Atem des Vicomte, in den sich bald sogar ein leises, sanftes, diskretes Schnarchen mischte, daß er dem Gotte Morpheus bereits huldige oder doch ihm zu huldigen vorgebe.

Salden sah sich in der Stube um — ah, da lag ja seine Kopfbedeckung und wahrhaftig! da lag auch sein Pallasch, als ob der gute Gaston diesen eigens für ihn zurechtgelegt habe. Komm her, du alter treuer Geselle —

Nun noch einen Blick auf den Vetter, den feindlich-freundlichen! Ist's nicht gerade, als ob er unter den geschlossenen Lidern hervor blinzle: so mach doch, daß du fortkommst!

Noch eine Kußhand zu dem Bett hinüber, dann verläßt der Junker das Zimmer. Keine Menschenseele auf der Dorfstraße. Zehn Schritte, und Salden steht an der Seite seines treuen wackeren Rappen, der ihn mit leisem Wiehern begrüßt. Du schwimmst doch hoffentlich, mein Alter?! Nun natürlich — was wird solch gutes braves Tier denn nicht schwimmen können! Wie 'ne Ente schwimmst du! Hier den Sattel — dort das Zaumzeug! Und nun los — in Gottes Namen!

Aber nicht über die Dorfstraße. Es könnte doch einer der Dragoner freventlich das gebotene Nachmittagsschläfchen mißachtet haben und Lärm schlagen. Da ist ja aber das breite Gartenthor offen — und dort drüben führt der Feldweg entlang — ein paar Hecken sind zwar dazwischen, aber was bedeuten sie, wenn es die goldene Freiheit gilt!

Hochaufatmend schwang sich Salden in den Sattel! „Die Freiheit!" wiederholte er noch einmal mit leise verhaltenem Jubellaut — dann gab er seinem Schwarzen die Sporen, und dahin

flog das edle Roß, wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil. Vorwärts — vorwärts — zur Freiheit!

Zwei Tage später ritt ein jugendlicher Fähnrich auf der staubigen Landstraße zwischen Zossen und Mittenwalde inmitten einer langsam durch den märkischen Sand vorwärtskriechenden Marschkolonne.

Der Junker Hans von Salden war's, der in Zossen zu seinem freudigsten Erstaunen sein liebes altes Regiment getroffen hatte und sich ihm gern für einige Tage anschloß, da es — wiederum zur großen Freude besagten Fähnrichs — vor kurzem Befehl erhalten hatte, sich nach Schlesien zur Armee des Generals von Blücher zu begeben.

Neben dem Fähnrich marschierte ein alter, weißbärtiger Lieutenant, und dieser Lieutenant war kein anderer, denn unser wohlbekannter Freund, Herr Grottkamm, so von Seiner Majestät wegen im Gefecht von Luckau bewiesener Auszeichnung vor dem Feinde, gemäß den neuen Bestimmungen über den Offiziersersatz, zum Offizier ernannt worden war. Man sah es ihm zwar äußerlich noch gar nicht an, daß er auf seine alten Tage zu gar so hohen Amt und Würden gekommen, denn die Allerhöchste Ordre war erst gestern eingetroffen, und der Regimentsschneider hatte sich in der Eile nur auf einen neuen Kragenbesatz beschränken müssen, während die übrigen Abzeichen erst in einigen Tagen fertig werden sollten. Aber das war nur äußerlich — innerlich fühlte der Weißbart sich gewaltig, und wehe dem dummen Rekruten, der aus Versehen noch einmal „Herr Feldwebel“ gesagt hätte! Wehe — dreimal wehe! Und daß er nun gar noch früher, als „sein“ Junker, die Offiziersschärpe erhalten hatte, daß dieser ihn pflichtschuldigst jetzt als den „Herrn Lieutenant“ begrüßte, das war doch einfach wundervoll! Er war eitel geworden auf seine alten Tage, unser brave Grottkamm, und war im Grunde doch ganz der prächtige Geselle von ehedem, von Altenzaun, von Rattkau, von Kolberg, geblieben.

So stapelten die beiden nebeneinander her und tauschten ihre Erlebnisse aus der letzten Zeit miteinander aus. Und als dann der Herr Fähnrich sich einige etwas schnoddrige Bemerkungen über den Abschluß des Waffenstillstandes erlaubte — Fähnriche sind bekanntlich leicht etwas schnoddrig, und wenn nun gar ein Fähnrich gegen alle Kleiderordnung zu einem hohen Stabe kommandiert

wird, dann ist er schon gar der Versuchung ausgesetzt, der allgemeinen Fähnrichsuntugend zu verfallen — als also der Fähnrich von Salden eine Bemerkung machte, daß der Waffenstillstand eine unglaublich unverantwortliche Sache sei, da machte der Alte seine größten Augen, räusperte sich bedenklich und fuhr dann sehr, sehr energisch auf:

„Hör mich doch einer so 'n Grünspecht an! Will über Dinge räsonnieren, die Seine Majestät, unser allergnädigster König, mein allergnädigster König im besonderen, für gut befunden hat! Da hört sich ja dieses und jenes auf. Herr Fähnrich von Salden, ich, der Lieutenant Grottkamm, verbiete Ihm, in meiner Gegenwart solch ungewaschenes Zeug zu reden, womit Er meiner militärischen Erziehung, so ich an ihn nicht umsonsten gewendet haben will, schlechte Ehre macht!"

Große würdevolle Pause, während derer der Grünspecht von Fähnrich sich krampfhaft bemühte, sein unvorschriftsmäßiges Fähnrichslächeln zu verbergen.

Darauf leichte Milderung des gestrengen Tones! „Ich weiß wahrhaftig nicht, was euch jungem Kramvolk alles einfällt. Gehorchen — gehorchen — gehorchen! Das ist das Höchste! Na und dann" — wieder eine leichte Milderung des Tonfalls — „na und dann! Weiß Er denn, Er Kiekindiewelt, wozu der Waffenstillstand gut ist? Nichts weiß Er! Nichts! Ich aber weiß es, ich, der Lieutenant Grottkamm!"

Jetzt konnte der Junker nicht mehr länger an sich halten. „Nun, Herr Lieutenant, dann hoffe ich aber doch, daß Sie es mir gütigst nicht vorenthalten werden. Es wird gewiß auch allen andern Herren willkommen sein, von Ihren Kenntnissen zu profitieren — Herr Lieutenant!"

Der Alte sah den Junker mit einem wahrhaft diabolischen Blicke an. Dann räusperte er sich, spuckte einmal rechts und einmal links aus, zog sein Sacktuch heraus, schnaubte sich mit ebensoviel Grazie wie Geräusch, blickte einige Minuten zur Erde und stieß dann hervor: „Hab' gar keine Lust, dem Herrn Grünspecht das anzuvertrauen, was ich weiß! Noch viel zu jung dazu — viel zu jung dazu!"

„Aber, Herr Lieutenant, ich habe im Stabe des Generals wahrlich ganz andere Dinge erfahren, und man hat mich nicht für zu jung gehalten, sie mit anzuhören!" meinte Salden belustigt.

Wieder spuckte der Alte einmal links und einmal rechts aus, fuhr mit dem Zeigefinger der rechten Hand einige Male zwischen Hals und Binde herum, als drücke ihn dort etwas, machte ganz große, wütende Telleraugen, zog das Sacktuch, schnaubte sich noch einmal mit ebensoviel Grazie, wie Geräusch, und stieß endlich hervor: „Weil Seine Majestät —“ große Pause — „weil Seine Majestät“ — noch eine Pause — „weil Seine Majestät den Waffenstillstand beschlossen haben, deshalb ist der Waffenstillstand zu etwas gut! Denn wenn Seine Majestät etwas zu beschließen geruhen, Junker von Salden — jawohl — dann haben sie es eben allerhöchst beschlossen. Und was Seine Majestät, unser oberster Kriegsherr, beschlossen haben — — das — das ist allemale das Richtige. Mohrenelement — das ist es! Hat Er's nun verstanden, Er grünspechtiger Fähnrich, Er junger, kluger Naseweis, Er!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ Junker Hans von Salden wußte gegen die Logik des Herrn Lieutenant Grottkamm nichts einzuwenden. Enthielt sie doch, so wunderlich sie klingen mochte, eigentlich nur die Umschreibung des alten wahren Satzes: was immer die Hohenzollernfürsten gethan — es ist mit Gottes Hilfe zu des Landes und des Volkes Heil und Segen ausgeschlagen!

---

## Achtes Kapitel.

**Der alte Gott lebt noch. Wie der Blücher die Parlez-vous in die Katzbach warf, wie die schwarz-weißen Fahnen bis über die Elbe flogen, und was Junker Hans dabei für Abenteuer begegneten.**

Peter Duschnas hatte viel Ärger.

Einmal war mit seinem alten Isegrim neuerdings noch schlechter auszukommen als sonst, sogar für ihn, der nach der Meinung des halben Corps ein ganz besonders vortreffliches Geheimmittel in der Kunst des Umgangs mit seinem gestrengen Herrn, dem General von York, Excellenz, besaß. Der General war erstmals über den Waffenstillstand sehr verstimmt gewesen, er war jetzt nach der Beendigung desselben darüber nicht weniger verstimmt, daß man dem Blücher und nicht ihm den Oberbefehl über das in Schlesien vereinigte Heer übergeben hatte — er war drittens zwar sehr erfreut, daß Österreich nach langem Zaudern dem Bunde gegen Frankreich beigetreten, aber ebenso mißmutig über die Art und Weise, wie die hohen Verbündeten im allgemeinen, und wie Blücher und dessen Stab im besonderen über die Kriegführung dachten. Wenn der York aber verstimmt war, dann war schlecht Kirschen essen mit ihm, selbst jetzt im August, wo die Bäume voll von den blauen, sauersüßen Früchten hingen.

Peter Duschnas hatte indessen noch andern schweren Kummer, und der getreue Historiker muß es unentschieden lassen, ob ihm die Mißstimmung seines Gebieters oder die Eifersucht, zu der ihn Fräulein Grete Welter, wohlbestallte Tochter des ebenso wohlbestallten Herrn Franz Adalbert Welter, Marketender von der Yorkschen Stabswache, mehr Veranlassung gab.

Fräulein Grete Welter hatte es nämlich mit ihren schwarzen Zöpfen, ihren blitzblanken Augen und ihrem zierlichen, an einem feinen Lederriemen um die schlanke Taille befestigten Fäßchen dem guten Peter angethan, und es hatte schon seit Monaten den Anschein gehabt, als sei das Werben des Herrn Yorkschen Silber-

dieners um die marketenderliche Maid nicht hoffnungslos, sintemalen besonders der Papa Welter in dem Generalsdiener nicht ganz mit Unrecht eine höchst einflußreiche Persönlichkeit sah. Peter Duschnas hatte sogar schon, wie einige behaupteten, dann und wann von der sittsamen Maid ein kleines Küßchen in allen Ehren erobert, und in vertrauten Stunden, wenn die Sonne ihrer guten Laune hoch am Horizonte stand, hatte sie nicht ohne Wohlgefallen von seinen Plänen über die Zukunft, der gemeinsamen Etablierung der Firma Duschnas und Frau, Notiz genommen.

Die Herzen der Frauen im allgemeinen und der Marketenderinnen im besondern sind aber, wie man — ohne Zweifel verleumderischer Weise — sagt, bisweilen wunderliche Dingerchen. Mit dem Herzchen des Fräulein Grete Welter mußte es nun gar sonderbar stehen, denn wenn es den Dragonern der Stabswache schon höchst merkwürdig vorgekommen war, daß sie ein Wohlgefallen an Peter Duschnas mit der Plattnas gefunden, so war die neueste Wendung ihres anscheinend wankelmütigen Herzens ganz unerklärlich. Man denke: Fräulein Grete Welter, das hübschste Marketenderchen der ganzen schlesischen Armee, hatte sich, so meinte man, in einen Kosaken verliebt!

Abramowitsch Jolkoff war freilich kein gewöhnlicher Kosak — keiner jener schmutzigen Steppensöhne, die Pomadentöpfe und Talglichter als ihre schönste Lieblingsspeise ansahen. Abramowitsch Jolkoff wusch sich vielmehr mindestens alle drei Tage einmal, und die Vorzüge in der westeuropäischen Küche hatten in seinem angeborenen Geschmack bereits eine kleine Wandlung hervorgerufen, so daß er wenigstens den rohen Talg verschmähte und einen guten Korn, wie ihn Gretes Fäßchen führte, dem reinen Natursprit vorzog. Abramowitsch Jolkoff war ja aber auch in bevorzugter Stellung. Er war nämlich zu keinem geringeren, denn Seiner Excellenz, dem General Leberecht von Blücher selbst kommandiert — als Leibkosak, abgegeben von dem Pulk Donischer Kosaken vom Langeronschen Corps.

Er war überhaupt ein hochgebildeter Mann. Es ging ein unbestimmtes Gerücht, daß er in seiner Heimat die Pferde des Herrn Hetmanns zur besonderen Zufriedenheit verpflegt habe, er konnte beinahe seinen Namen schreiben, behauptete ein mit russischen Lettern gedrucktes Buch, das leider nie zur Stelle war, lesen zu können und plapperte bereits leidlich verständlich deutsch. Schön war er nicht, der Abramowitsch Jolkoff, das mußte ihm der Neid

lassen. Er sah Peter Duschnas sogar ein wenig ähnlich, nur daß seine Nase noch platter war, und seine kleinen Äuglein noch ein ganz Teil schiefer standen. Aber die Schönheit thut's ja nicht, sie schien wenigstens ohne Zweifel für den Geschmack Grete Welters nicht entscheidend.

Seit Grete den Jolkoff gesehen, war oder schien sie doch für Peter verloren. Jedesmal, wenn das Hauptquartier Blüchers mit dem Yorkschen Stabe zusammen lag, jedesmal wenn die beiden Stäbe sich auf einem Marsche begegneten, fand sich der Kosak zähnefletschend sofort bei dem hübschen Marketenderlein ein, und jedesmal wurde er mit verdächtiger Herzlichkeit willkommen geheißen und bekam frei Wuttki. Ob ihm an den blanken Augen der Grete oder an dem blanken scharfen Wässerchen mehr gelegen war, muß vorläufig dahingestellt bleiben.

Auch in Jauer, wo das Blüchersche und Yorksche Hauptquartier am 25. August zusammen lagen, fand sich Herr Abramowitsch Jolkoff sehr bald, nachdem Welter und Tochter ihren Ausschank auf dem Marktplatz etabliert hatten, ein — „will ich mich nur mal sehen, was Fräuelinche geht und ob Wuttkiche auch schön stark!" hatte er gesagt und sich auf einem der Schemel, die Grete neben dem Marketenderwagen aufgestellt, ein gutes Plätzchen gesichert.

Das hatte zum Unglück Peter Duschnas von den Fenstern des Yorkschen Quartiers aus gesehen, und er war sofort in heller Eifersucht auf den Markt gestürzt. Eine offene Scene durfte er Grete nicht machen, denn sie verstand darin keinen Spaß, aber wenigstens dabei sein wollte er doch, wenn der infamigte Kosak seinem Mädchen die Cour schnitt! Dabei sein — und — wenn's not that — er spuckte sich in Gedanken schon in die Handflächen und rieb sie kräftig aneinander — dem Kerl ordentlich heimleuchten! Daß dich —!

So saßen sie denn beide auf ihren Schemeln sich gegenüber, die beiden reisigen Othellos, und man kann nicht gerade behaupten, daß ihre Unterhaltung ganz genau nach den Gesetzen der internationalen Höflichkeit sich abspielte.

„Du, Baschkir" —

„Bin kein Baschkir, Freund Preußisches, bin Kosak — freier Kosak" —

„A wat! Baschkir oder Kosak, is allens ein Pack! Na wie geht's dir denn? Siehst ja höllisch vergnügt aus!"

„Warum soll sich Abramowitsch mich nich vergnügt sein? Hat sich für Pferdchen und sich genug zu fressen, hat sich gutes Herrn, hat sich jetzt guten Wuttki und sieht feines Mädchen!“

„Wat das feine Mädchen anbetrifft, Freund Kirgise —“

„Bin kein Kirgise —“

„Wat das feine Mädchen anbetrifft, mein Freund, so laß hübsch die Finger davon, wenn du nämlich etwa ein deutsches Mädchen meinen solltest. Könnte sonst vorkommen, daß man dir etwas auf deine ungewaschenen Fäuste klopfte.“

„Herr meinigtes, großmächtiger General, schon nich leiden, daß man sein Jolkoff auf die Fäuste haut.“

Peter Duschnas machte eine leicht wegwerfende Handbewegung. „Mein Herr General ist auch nicht von schlechten Eltern. Er sorgt wenigstens dafür, daß wir immer ordentlich was zu essen haben — ihr müßt ja aber zu uns kommen, wenn ihr mal eure Magen stopfen wollt.“

„Euer General ein alter Sauertopf sein, hab ich gehört, hat der Herr meinigtes gesagt.“

„Wat? — Wat?“ — Duschnas sprang auf und streckte dem Kosaken die Faust unter die Nase. „Wat — mein General soll —! — Daß dich! Daß dich!“

„Soll ein alter Sauertopf sein. Und du auch ein Sauertopf. Is nich so, Fräuleinche, süßes Gret kleines, is der hier nich auch ein Sauertopf!?“

Die Marketenderin war, den Ausbruch des Streites bemerkend, schnell herbeigeeilt und schob sich energisch zwischen die beiden Kampfhähne. „Gewiß ist der Herr Duschnas ein Sauertopf, ein ewiger Krakehler, von dem ich gar nichts mehr wissen will. Brauchen sich nicht mehr zu uns zu bemühen, Herr Duschnas, wenn —“

„Wenn?“ wiederholte der arme Kerl voller Wut und Eifersucht.

„Wenn Sie sich so ungeberdig benehmen. Pfui, Herr Duschnas, ist das eine Art. Gleich setzen Sie sich hin und trinken mit unserm russischen Freunde einen Versöhnungsschluck.“ Und sie schenkte zwei kleine Zinnbecher voll.

„Fällt mir gar nicht im Traum ein — nicht im Traum!“ rief Peter, während der gutmütigere Kosak bereits die Hand nach dem verlockenden Tranke ausstreckte.

Jungfer Grete aber kannte ihre Macht. Sie sah Peter

nur mit einem einzigen langen Blicke an, da hob sich auch schon seine Rechte, und zugleich mit einem Fluch schluckte er den Versöhnungsschnaps hinunter. „Brr — daß dich!“

„Warum Brr? Ist sich sehr gut, der Wuttki — nich, Freund Preuß?“

„Daß dich —!“ wiederholte Peter, die weitere Antwort hinunter würgend.

Der Kosak blinzelte verschmitzt mit seinen kleinen Schlitzaugen: „Kann dem Freund Preuß auch etwas Schönes mitteilen. Hab' ich gehören, wird sich geben Schlacht gewaltiges, morgen, übermorgen oder so!“

Das war denn doch zu interessant, als daß Peter Duschnas nicht die Ohren weit hätte aufmachen sollen. Aber er heuchelte Gleichgültigkeit und murmelte nur leise: „Ich wollte, sie schnitten dir dabei die Gurgel ab.“ Abramowitsch mußte jedoch vortreffliche Ohren haben, denn er entgegnete sofort: „Warum Gurgel abschneiden? Ist sich mein Gürgelchen ganz gut — bin ich sehr zufrieden mit mein Gürgelchen. Bitt noch ein Gläschen, Gret, kleines, liebes.“

In den Augen des eifersüchtigen Peter blitzte es bei diesen Koseworten bereits wieder bedenklich auf, und die Art, wie Gret liebes dem Wunsche ihres russischen Verehrers nachkam, war nicht gerade geeignet, ihn milder zu stimmen. Zum Glück kamen aber in diesem Augenblick zwei Herren des Wegs, quer über den Marktplatz, bei deren Annäherung sowohl der Kosak, wie auch Duschnas sofort aufsprangen.

Es war der Fähnrich Hans von Salden, und neben ihm schritt gravitätisch der Lieutenant Grottkamm einher. Während ersterer dem gequälten Peter einige freundliche Worte gab, die gerade aus seinem Munde dem Herzen des armen Kerls doppelt wohlthaten, bestellte der Lieutenant, der heute bereits im vollen Schmuck seiner neuen Uniform strahlte, „für sich und seinen jungen Freund eine Flasche vom Besten“. Gleich darauf saßen die beiden auf den Schemeln, welche Peter und Jolkoff geräumt, und die Marketenderin stellte einen kleinen Tisch mit einer Flasche Tokayer vor sie hin, nicht ohne dem Junker einen halb schelmischen, halb verliebten Blick zuzuwerfen. „Haben ja lange nicht die Ehre gehabt, Herr von Salden?“

„Werde aber nun hoffentlich desto öfter bei Euch vorsprechen können, Grete. Wetter, was macht die Kleine sich heraus!“

lachte sie Salden an. „Wie lang ist's doch her seit Kolberg? Sieben Jahr! Damals neun, heut sechzehn, was?"

„Sechzehn und ein halb, Herr Fähnrich!"

„So? Nun und wie ich höre, Jungferchen, streiten sich schon die ernstesten Männer um die Gunst des kleinen Fräuleins — der Peter da und der Kosak sollen ja vor Eifersucht alle Bundesgenossenschaft in Frage stellen. Grete — Grete —"

Das Mädchen warf die roten, vollen Lippen auf. „Der Herr von Salden sollten doch wohl am besten wissen, daß das nur dummes Gerede ist," sagte sie schnippisch. „Der Peter Duschnas ist ja ein ganz guter Bursch, und wenn's nach meinem Vater ginge — Pah, ich bin noch viel zu jung zum Heiraten, und ich hab' ihn auch nicht lieb. Und was nun gar der Kosak is — der macht mir doch bloß Spaß, weil der Peter so eifersüchtig und dann so furchtbar komisch ist. Nein, Herr Fähnrich, so was müssen Sie nicht von der Grete Welter denken."

Grottkamm schüttelte den Kopf. „Da haben Sie's, Junker. Diese Mädels, diese Mädels — nichts als Raupen im Kopf! Raupen so dick wie ihre Haarflechten. Na, Grete, werd doch mal ein Machtwort mit deinem Vater sprechen müssen, denn den Peter Duschnas lasse ich mir nicht an der Nase herumführen. Donnerwetter, nein, das leide ich nicht, Grete!"

Die Marketenderin wandte sich kurz ab, als wolle sie nichts weiter hören. Der Alte aber lachte hinter ihr her: „Ist doch im Grunde ein kreuzbraves Ding, die Grete — wird schon noch zu Verstande kommen."

„Prosit, Herr Junker!"

Der kleine Streit, der auf dem Marsche vor einigen Wochen zwischen Salden und Grottkamm geherrscht, schien gänzlich beigelegt. Sie stießen miteinander an, und der Herr Lieutenant war sichtlich der besten Laune.

„Also, Junker, Sie meinen wirklich, daß wir zur Schlacht kommen? 's thut not, meiner Seel', es thut not; denn das ewige Hin- und Hermarschieren hält der Geier aus! Und nun gar bei dem Wetter! Keinen ganzen Schuh hab' ich mehr in der Compagnie. Ist's doch, als ob der liebe Gott sich verschworen hätte mit dem Wetter — mich dünkt, wir haben heute den ersten trockenen Tag seit Wochen."

Der Junker sah zum Himmel empor. „Wollen nicht zu früh frohlocken — da im Osten braut sich wieder etwas zusammen!

Ja also — eine Schlacht haben wir sicher in den nächsten Tagen — ganz sicher!"

„Freut mich!" Grottkamm, der, seit er Offizier geworden, sehr auf gute Formen hielt, wenn er sich auch das „verm .... Fluchen" nicht ganz abgewöhnen konnte, hob sein Glas zum zweiten Male. „Auf daß wir die Parlez-vous tüchtig kloppen!"

Es gab einen guten Klang — immer eine schöne Vorbedeutung! „Hören Sie mal, Junker," fuhr der Alte dann fort, „eigentlich hört und sieht man in der Front doch recht wenig von den großen Kriegsereignissen. Steckt da in der Marschkolonne, plackt und schindet sich mit seinen Kerlen herum und hat einen Gesichtskreis gerad so groß wie 'nen Handteller. Da seid Ihr bei den hohen Stäben doch besser dran — könntet mir eigentlich mal was erzählen, wie die Sachen liegen, seit der Waffenstillstand zu Ende gegangen?"

„Gern — wenn's auch nicht gerade viel ist, was unsereiner weiß," entgegnete Salden. Er zog eine Karte aus der Tasche und breitete sie auf dem Tischchen, die Gläser sorgfältig beiseite rückend, aus. „Hier können wir uns gut orientieren. Sehen Sie, hier in den Marken haben wir die sogenannte Nordarmee, die der Kronprinz von Schweden befehligt."

„Das ist ein Franzose — hab' davon gehört!" brummte Grottkamm. „Was kommt der zu uns? Wieso ist er überhaupt Kronprinz von Schweden?"

„Bernadotte, so hieß der Kronprinz früher, war allerdings französischer Marschall," erklärte der Junker. „Ein wunderliches Schicksal: er ist als gemeiner Soldat in das französische Heer eingetreten, hat sich schnell emporgeschwungen, zeichnete sich in allen Kriegen Napoleons aus — wir haben ihn übrigens bei Lübeck kennen gelernt, alter Freund, denn er führte damals das uns verfolgende feindliche Corps — und wurde schließlich von dem König von Schweden an Kindesstatt angenommen."

„Na, wie kam das denn?"

„Kann es nicht genau sagen — habe aber gehört, daß er sich 1806, als er in Holstein gegen ein schwedisches Heer kämpfte, sehr beliebt gemacht hat. Kurz und gut also, er ist jetzt unser Verbündeter und befehligt die Nordarmee, die gegen 130000 Mann stark ist, wie Gneisenau neulich berechnete, und zu der zwei preußische Corps, das des Generals von Tauenzien und das des Generals von Bülow, gehören."

„Die kenne ich beide," schmunzelte der Alte. „Werden dem Napoleon schon was zu raten aufgeben."

„Nun kommen wir zu unserer, der schlesischen Armee. Da kann ich ja kurz sein, denn daß wir den wackeren York —"

„Hut ab!"

„Jawohl: Hut ab! Wenn der bei Tauroggen nicht mit den Russen paktiert hätte, wer weiß, wo wir wären. Also daß wir das Yorksche Corps und die beiden russischen Corps der Generale Sacken und Langeron haben, wissen wir beide. — Im ganzen zählen wir an 100000 Mann, wovon gegen 38000 Preußen sind. Und nun endlich die große Hauptarmee in Böhmen unter dem österreichischen Feldmarschall Fürsten Schwarzenberg; zu ihr haben die Österreicher etwa 110000 Mann gestellt, wir gegen 47000 Mann, nämlich die Garden und das Corps Kleist, die Russen endlich 60000 Mann, so daß sie im ganzen über 200000 Mann stark ist. Bei ihr befinden sich auch die Monarchen, unser König, der Zar und der Kaiser von Österreich. Der Feldmarschall Schwarzenberg aber ist zugleich der Oberfeldherr aller verbündeten Armeen."

Der Alte hatte mit einem Stück Kreide auf der Tischplatte die Zahlen nachgeschrieben: „Alle Wetter!" meinte er jetzt, „das wären ja gegen 430000 Mann! Wenn wir jetzt nicht siegen, dann fange ich auch an, den Kujon, den Napoleon, für einen unmittelbaren Bundesgenossen des Satans zu halten. Na — und was weiß man denn nun von dem französischen Heere? Napoleon muß doch viel, viel schwächer wie wir sein?"

„Das ist nach dem, was ich aus den Unterhaltungen von Gneisenau und Blücher herausgehört, gar nicht so arg. Napoleon ist eben ein Meister nicht nur auf dem Schlachtfelde, sondern auch in seinen Rüstungen. Er hat im ganzen auch gegen 400000 Mann zusammengebracht — soll aber allerdings an Reiterei und auch an Artillerie uns unterlegen sein."

„So — — —" machte Grottkamm etwas gedehnt. „Das hätte ich nicht für möglich gehalten, da werden wir doch noch recht harte Arbeit haben. Na — Gott wird schon alles zum besten wenden, und an uns — wahrhaftig! — da soll es nicht fehlen. Unsere Preußen wenigstens, und nicht zuletzt die alten Landwehrleute, sind Prachtsoldaten, die reinen Grasteufel im Aussehen manchmal, aber sie beißen — sie beißen! Würde nur gewünscht haben, der Blücher, der sonst doch immer fürs Draufgehen,

hätte uns schon vor acht Tagen gegen den Napoleon losgelassen, als der uns hier in Schlesien mit seiner Hauptmacht gegenüberstand — ist nun abgebaut und hat nur einige Corps gegen uns zurückgelassen, wie ich gehört habe. Ist's so richtig?"

Salden rückte etwas näher an den alten Freund heran und dämpfte seine Stimme, als er fortfuhr: „'s ist nicht nötig, daß es andere hören — aber ich weiß ja, zu wem ich spreche. Ich will versuchen, Ihnen den Zusammenhang zu erklären, warum Blücher bis jetzt nicht losschlug."

„Nur zu, Junker, ich bin ganz Ohr! Donnerwetter, ich bekomme doch einigen Respekt vor euch jungen Leuten, und wenn ich neulich etwa —"

„Aber, Grottkamm, sprechen wir nicht mehr von neulich! Ja also: als der Waffenstillstand endete, stand Napoleon mit der Hauptmasse seines Heeres, wie wir durch unsere Kundschafter wußten, um Dresden herum. Von dort schob er einen Teil auf Berlin vor — mit diesem wird also wohl die Nordarmee zu thun bekommen. Er selbst aber zog gegen uns nach Schlesien — mit so großer Übermacht notabene, daß wir in arge Gefahr gekommen wären, wenn Blücher nicht vorsichtig ausgewichen wäre. Während wir aber zurückgingen, und Napoleon uns folgte, ist die Hauptarmee von Böhmen aus über das sächsische Erzgebirge auf Dresden zu im Vordringen, und als der Kaiser das in Erfahrung brachte, da hielt er sofort für gut, kehrt zu machen und nach Sachsen zurückzueilen, um sich gegen die Hauptarmee zu wenden. Nun was ist jetzt für uns geboten? — Ich brauche es kaum zu sagen —"

„Alle Wetter, nee! Das merkt ja 'n Kind! Jetzt gehen wir vor und kloppen, was uns gegenüber geblieben! Die reine Zwickmühle für den Napoleon — gefällt mir sehr!"

„Das will ich meinen! Sehen Sie, Grottkamm, wenn mich nicht alles täuscht, bringen die nächsten Tage uns große Entscheidungen: bei der Nordarmee wird's zum Schlagen kommen, wenn der schwedische Kronprinz anders seine Schuldigkeit thut und unser Berlin beschützt; bei der Hauptarmee wird's eine große Schlacht geben, na — und daß wir uns nicht lumpen lassen werden, dafür stehen der Mut und Thatendurst Blüchers uns ein."

„Das ist so gewiß wie Amen in der Kirche! Übrigens, Junker, haben Sie schon einmal gehört, wie die Kosaken unsern Blücher nennen?"

Der Junker verneinte.

„General Pascholl! nennen sie ihn. General Vorwärts also aus dem Moskowiter Kauderwelsch ins ehrliche Deutsch übertragen, und mich dünkt, der Name ist so unübel nicht. Unsern Landwehrleuten gefällt er wenigstens ungeheuer, und ich hab' in den letzten Tagen schon manchmal gehört, daß sie ganz verwundert fragten, warum der General Vorwärts denn jetzt plötzlich zu einem General Rückwärts geworden sei?"

„Na, ich hoffe, sie sollen sich nicht lange mehr zu beklagen haben! Werd's übrigens dem Gneisenau erzählen, das mit dem General Vorwärts — das wird den Herren Freude machen. Schade, schade, daß der General von Scharnhorst das nicht mehr erlebt hat — er war auch ein Mann des energischen Zuschlagens!"

„Scharnhorst? — Unser General Scharnhorst — nicht mehr erlebt? Wie meinen Sie das, Junker?"

„Der große Mann ist seinen Wunden erlegen!" Salden füllte die Gläser bis zum Rande. „Lassen Sie uns seinem Andenken ein stilles Glas weihen, alter Freund — er war der edelsten Preußen einer! Ehre seinem Gedächtnis!"

Einen Augenblick schwiegen beide in Gedanken versunken. Dann ergriff Grottkamm die Flasche und goß den Rest des Tokayers in die Gläser: „Und nun, Junker, unsern letzten Schluck darauf, daß die nächsten Tage uns Glück bringen."

„Uns — der Armee — dem ganzen teuren Vaterlande!" stimmte Hans Salden begeistert ein: „Freiheit und Sieg — mit Gott, für König und Vaterland!"

Es war am frühen Morgen des nächsten Tages.

Der Regen goß in Strömen vom Himmel, die ganze Luft war erfüllt von einem dichten Nebeldunst. Nur mit Mühe konnte das forschende Auge die nächste Umgebung durchdringen.

Im Morgengrauen war Junker von Salden von Jauer aus über die Katzbach entsendet worden, um bei den preußischen Vortruppen nach dem Feinde Umschau zu halten. Ein kleiner Pulk Kosaken der Blücherschen Stabswache begleitete ihn, darunter auch Abramowitsch Jolkoff, der glückliche Nebenbuhler Peter Duschnas'.

General Gneisenau hatte den Junker noch beim Abritt persönlich genau instruiert.

„Wir werden heute in drei Kolonnen über die Katzbach und

die wütende Neiße gehen — rechts das Corps Sacken, in der Mitte General York, links das Corps Langeron. Reiten Sie zu Oberstlieutenant von Katzeler, der die Avantgarde befehligt und schon jenseits der Katzbach bei Riemberg und Kroitsch steht, und bringen Sie uns möglichst schnelle und rechtzeitige Meldungen über den Gegner."

Es war schlecht reiten an diesem Tage. Der zähe Lehm der Wege war durch die Witterung fast undurchdringlich geworden, die Bäche waren stark angeschwollen und nur auf den schmalen, hölzernen Brücken passierbar. Der Regen peitschte den Männern unausgesetzt ins Gesicht, er drang mit Eiseskälte durch alle Kleidungsstücke und erschöpfte die Gäule vor der Zeit. Selbst die abgehärteten Kosaken fluchten über das „miserablichte" Wetter.

Endlich war der Junker mit seinem schwachen Trupp doch bei dem Oberstlieutenant von Katzeler, dem kühnsten aller Avantgardenführer, angelangt.

Der Oberstlieutenant stand, soeben aus dem Sattel gestiegen, hinter einem geöffneten Scheunenthor, das ihn wenigstens ein wenig vor dem bindfadenartigen Regen schützte, und lachte Salden in seiner frischen fröhlichen Art entgegen: „Oho — der hohe Stab in Gestalt des unvermeidlichen Fähnrichs! Na, seien Sie nicht böse, Junker, ist mir lieber, als wenn mich irgend ein brummiger Vorgesetzter beehrte! Hier — meine Feldflasche! Es hat noch einen Schluck ein! Und ein guter Schluck ist bei diesem mordsjämmerlichen Wetter das halbe Leben. — Nun? Was wünscht man im allerhöchsten Rate?"

„Möglichst genaue Nachrichten über den Feind, Herr Oberstlieutenant!"

„Bitte recht sehr, mein junger Freund! Kleinigkeit das — möglichst genaue Nachrichten über den Feind! Können Sie mir nicht sagen, wie ich die bei diesem Strippenregen bekommen soll, wo man den Gegner erst bemerkt, wenn man ihm mit dem Pallasch über den Schädel hauen kann?!"

„Würde der Herr Oberstlieutenant mir gestatten vorzureiten?"

Katzeler schüttelte sich teils vor Regen und teils vor Lachen. „Was wollen Sie denn da vorn? Ich komme soeben von den äußersten Vedetten — die sehen gerade soviel, wie wir hier. Wenn's knallt, geht's los! So heißt's heute. Ist aber auch möglich, daß die geliebten Flinten gar nicht mal losgehen, und unsere Säbel die bessere Arbeit thun müssen, was mir ganz recht wäre. —

Im Ernst, Junker," fuhr er dann fort, „reiten Sie in Gottes Namen nach vorn, aber sehen werden Sie nichts. Mir ist solch Wetter seit langen Jahren nicht vorgekommen!"

Der Junker trabte wieder an, seine paar Kosaken hinter sich. Über Kroitsch ging's nach dem sogenannten Läusehügel, der Hans nicht nur wegen des für seine Steppensöhne so überaus passenden Namens, sondern mehr noch seiner Lage halber als ein geeigneter Beobachtungspunkt erschien. Aber als er über die Vedettenlinie hinaus und auf dem so zart benamsten Berglein angelangt war, da sah er, daß der kluge Katzeler nur zu recht gehabt — der Himmel hatte heute wirklich Freund und Feind eine Nebeltarnkappe über die Augen gezogen, die schier undurchdringlich war.

Er ließ indessen absitzen, schob einige Kosaken etwas ins flachere Gelände an die nächsten Straßen vor und erwartete die Dinge, die da kommen sollten — die Feinde nämlich.

Es wurde neun — es wurde halb zehn Uhr! Alles blieb still. Vergebens spähte Salden unter der tief in die Stirn gezogenen Kapuze ins Weite, vergebens horchten die feinhörigen Steppensöhne, auf dem naßkalten Boden liegend, nach Nordosten hinüber — es war nichts zu bemerken. Aber langweilig war's, zum Sterben langweilig.

Bald nach halb zehn Uhr hatte sich Hans Salden seinen Rappen vorführen lassen und war einige hundert Schritte nach Goldberg zu vorgeritten. Der Nebel schien sich jetzt noch mehr verdichtet zu haben — man sah im wörtlichsten Sinne des Wortes nicht die Hand vor Augen.

Plötzlich hörte der Junker unmittelbar vor sich einige Stimmen — einige französische, halb geflüsterte Worte — gleich darauf befand er sich dicht vor einer Schwadron Lanciers, die in der Marschkolonne auf Kroitsch zutrabte, und deren vordersten Patrouillen ohne Zweifel schon unbemerkt an ihm und seinen Kosaken vorbeigekommen waren.

Das Pferd herumwerfen, im sausenden Galopp dem Soutien zueilen, war eins. Die nächsten, selbst aufs höchste überraschten Franzosen folgten zwar, aber einige aufs Geratewohl abgegebene Schüsse der Kosaken brachten sie sofort zum Stutzen — auch sie wußten ja nicht und konnten sich nicht darüber orientieren, wer und was ihnen gegenüberstand.

Zurück!

Diesmal war das kein so unübles Wort für unsern Junker,

denn er konnte die erste Nachricht vom Anmarsch des Feindes bringen.

„Wahrhaftig?!“ rief Katzeler. „Bene, Salden, — sie sollen gut empfangen werden.“

Sofort besetzten die ostpreußischen Jäger die Umfassung des Dorfes Kroitsch, und als Salden über die Katzbach zurückeilte, hörte er bereits das Knattern ihrer Büchsen, — mußten doch die Zündhütchen gut trocken gehalten haben.

Da stand er ja — der old Blüchert — mit seinem Stabe, dem Gneisenau, dem Grolmann, dem Reiche, am vordersten Gehöft von Brechtelshof und ließ die Kolonnen der Yorkschen Truppen an sich vorüberziehen. Nicht weit von ihm hielt York selbst mit mürrischem Gesicht und starrte auf die mühsam durch den tiefaufgeweichten Lehmboden patschenden Grenadiere Major Hillers von Gärtringen. War ihm sicher wieder einmal gar nicht recht, dem alten Isegrim, daß seine braven Leute bei diesem Wetter, in dem man keinen Hund aus dem Hause jagte, querfeldein ziehen mußten — um nichts und wieder nichts, wie er wohl meinte.

Wird schon zufrieden werden, der Alte, wenn er die Franzosen erst zwischen seinen starken Fäusten hat!

„Eure Excellenz, die feindliche Kavallerie ist von Goldberg her in Anmarsch!“

Der Blücher richtet sich hoch im Sattel auf. „Schön — wenn sie man kommen! He, Gneisenau —“

„Excellenz?!“

Der herrliche Greis sann noch einen Augenblick nach. „Was meinen Sie, Gneisenau, wenn wir ihnen jetzt über die Neiße un de Katzbach 'rüber lassen, hübsch 'nen großen Haufen, das sich's lohnt, und dann über sie herfallen, daß ihn'n Hören und Sehn vergeht.“

Gneisenau neigte zustimmend das Haupt — aus der Schlacht, die Blücher ursprünglich jenseits der Katzbach zu liefern erwartete, wurde der heiße Kampf diesseits des durch die Regengüsse zu einem reißenden Wasser angeschwollenen Flüßchens.

Von vorn drang, immer mehr anschwellend, der Gefechtslärm der preußischen Vortruppen, von links herüber verkündete Kanonendonner, daß die Franzosen auch die Avantgarde Langerons schon angegriffen hatten. In dichten Massen marschierten inzwischen die Truppen der Corps York und Sacken, zwischen den niederen Höhenzügen und von dem immer noch dichten Nebel völlig ver-

deckt, auf — trotz des strömenden Regens guten Muts und voller Kampfbegier.

Langsam näherte sich das Gefecht bei den vorgeschobenen Truppen. Sie wichen wohl allmählich vor der starken feindlichen Übermacht zurück —

„Wenn man nur wissen könnte, wie viel Franzosen jetzt über die Neiße und die Katzbach sind?" fragte Gneisenau.

„Seh' nicht die Hand vor Augen, kann meine eignen Finger nicht zählen, viel weniger die Feinde!" brummte York.

Aber da kamen schon die Adjutanten von Katzeler und von Langeron. Der Gegner rückte mit starken Massen vor, die Übergänge hatten aufgegeben werden müssen — der russische General meldete bereits, daß er den allgemeinen Rückzug für erforderlich halte.

„Rückzug?! Daß dich! Drauf jetzt — und was das Gewehr nicht thut, das müssen Kolben und Säbel thun. Gneisenau — die Befehle zum allgemeinen Vorgehen! Und wenn der Langeron nicht ordentlich anbeißen will — weiß Gott! ich lasse ihn vor ein Kriegsgericht stellen!"

Vorwärts!

Hui, wie flog des Junkers Rappen über das Feld, als er zu dem General Sacken hinüberjagte, ihm den Angriffsbefehl zu überbringen.

„Excellenz sollen vorgehen, den Feind auf der ganzen Linie angreifen!"

Der Degen flog aus der Scheide. „Melden Sie dem General nur das eine Wort: Hurra!"

War ein gutes Wort, das von dem Sacken, ein Wort im Sinne des alten Suwarow, der die Kugel einen Feigling genannt und das Bajonett die einzig richtige Waffe. Heute konnten die Russen zeigen, daß sie seine Lehren richtig verstanden hatten. Hurra! — Drauf und los!

Vorwärts!

Der Marschall Macdonald, unser alter Bekannter von Kurland her, der drüben kommandierte, ahnte noch nichts Schlimmes. Die preußischen Vortruppen hatte er ohne besondere Schwierigkeit zurückgedrängt, die Übergänge über die Neiße und die Katzbach waren in seiner Hand, und — da! — die Russen unter Langeron schienen ja gar keine rechte Lust zu haben, stand zu halten. Es ging alles gut! Wenn nur das vermaledeite Wetter und das böse

Gelände nicht gewesen wären, Freund Macdonald! Konnten immer nur in einzelnen dünnen Kolonnen die schmalen Brücken und Brückchen passieren, die Herren Franzosen, mußten sich dann mühsam durch Sturm und Regen an den steilen Bergrändern zur Höhe hinaufarbeiten — ein Regiment hier, ein Bataillon dort. Von einer gemeinsamen Leitung konnte bald keine Rede sein. Jeder einzelne Truppenteil marschierte für sich — die Reiterei schob sich, um schneller vorwärts zu kommen, zwischen die Verbände der Infanterie ein und brachte diese völlig auseinander. — Aber was schadete das alles — — der Blücher schien ja gar keine Neigung zu haben, eine Schlacht anzunehmen — überall wichen die Russen und Preußen ja zurück?

Da — was ist das?!

Bumm! Bumm! donnern von links her schwere Zwölfpfünder in die französischen Kolonnen. Sacken beginnt zu sprechen — eine eindringliche, beredte Sprache voll Wucht und Kraft!

Und zugleich stürmen von vorn in dichten Massen preußische Reiter heran —

„Formiert das Karree! Karree — fertig!“

Ja, wenn die Jürgaß Dragoner den Parlez-vous zum Karreeformieren Zeit gelassen hätten? Hinein in den durcheinanderwirbelnden Haufen, hinein mit Roß und Klinge! Und wieder hinaus im gewaltigen Schwung — weg die Batterie da! — weg die bunten Lanciers! — — Hurra! Hurra!!!

Aber von der Katzbach hinauf sind inzwischen neue dichtere Franzosenmassen auf die Höhe emporgeklommen. Eine starke feindliche Batterie geht in Stellung. Das Fußvolk entwickelt sich, die Schwadronen der Feinde haben sich verstärkt, werden aufs neue gesammelt und reiten in langer Linie gegen Jürgaß an.

Einige kurze Augenblicke schwankt das Gefecht — dann muß der brave Oberst seine Dragoner kehrt schwenken lassen. Die Übermacht ist zu groß.

Die entscheidende Stunde ist da!

Aber der alte Blücher ist auch da! Er hat trotz Regen und Nebel den rechten Augenblick erspäht.

Vor der Front des Yorkschen Corps hielt er, der Alte, mit funkelndem Auge und wartete.

Und dann riß er plötzlich den Säbel aus der Scheide, die gute Klinge aus deutschem Stahl, so scharf und schneidig, wie der alte Husar selbst. „Jetzt, Kinder, jetzt hab' ich Franzosen genug

rüber! Nu wollen wir ihnen die Nasenflügel umkrämpen, daß se alle rückwärts in die Katzbach Kobold schießen!"

„Hurra! Hurra! Hurra!"

Und mit seinem ganzen Stabe, unser Junker Hans mitten unter diesem, setzt der Leberecht sich an die Spitze der Brandenburger Ulanen. Links schließen sich zwei Schwadronen Litauer Dragoner, rechts ein russisches Husarenregiment an.

„Trr — rrrb!"

Da ist der Feind!

„Tratra! Tratra! Tra — tra!" schmettern die Trompeten! „Galopp — marsch — marsch!" Wie ein Wirbelwind fegen die Geschwader unter des Heldengreises eigener Führung in den Feind.

„Wartet, ihr Burschen, ich will euch deutsche Hiebe lehren!"

„Und russische dazu, wenn Eure Excellenz erlauben. Sind auch nicht zu verachten, die in Tula geschmiedeten Klingen!"

Und wieder: „Tratra! Trr — ratra! Tra — traaaa!"

Die drei Landwehrkavallerieregimenter der Reserve stoßen vor, wollen doch auch dabei sein, die alten Kerle, die daheim Weib und Kind zurückgelassen, wollen doch auch dabei sein, wenn es gilt, Rache zu nehmen für den Frevel und die Schmach von langen, langen Jahren! Und da sind auch die mecklenburgischen Husaren, die ihr Wörtlein mitsprechen wollen, brave Obotritensöhne mit eisernem Handgelenk.

„Tratra! Tratra!"

Und, bei Gott, der Sacken ist ein Prachtkerl. Pardon, Excellenz — ein Herr Prachtkerl. — Sind das nicht seine Kosaken, die wie eine Windsbraut dort von rechtsher, fast im Rücken des Feindes, auftauchen? Sind das nicht seine Geschwader unter dem wackeren General Lanskoi, die den Macdonald von Eichholz her dort drüben in die linke Flanke fassen?!

„Tratra! Tratra! Tra — tra!"

Und „Bumm! Bumm!" senden die schweren Zwölfpfünder ihren ehernen Gruß in die feindlichen Reihen — und „Tamm! Tamm!" wirbeln im dumpfen Klange die Trommeln der nachrückenden Infanterie, der Schlesier und Ostpreußen. Das Kalbfell ist naß geworden, der Wirbel will nicht recht heraus unter den Trommelstöcken, aber die Preußen verstehen ihn doch — „Vorwärts!" sagt er. „Vorwärts!"

Hüte dich, Macdonald!

Klirr! tanzen die preußischen Klingen auf den Bärenmützen.

Massig und schwer fallen die umgedrehten Kolben auf die Franzosenschädel —

Wie sie doch immer noch neue Massen den steilen Hang der Katzbach heraufzuführen suchen! Desto besser! Desto besser — sie säen für unsere Ernte!

Hurra und drauf!

Hurra!

Noch steht der Kampf, in hundert einzelne kleine Gefechte sich auflösend. Noch klingt aus den feindlichen Reihen von dem Plateaurande immer wieder das schrille „En avant, mes braves! En avant!“ herauf — da wendet sich die vordere Linie der Kämpfer und flutet vor dem Ansturm der festgeschlossenen Fußvolksmassen zurück, die vollenden wollen, was ihre Kameraden von der Reiterei so herrlich begonnen. Und nun gibt's kein Halten mehr! In einem ungeheuern Wirbel reißen die Vorderen die hintern Reserven mit sich — an den Brücken entsteht ein verzweifeltes Drängen — Hunderte, Tausende bald stürzen sich in die angeschwollenen Wildwasser, und wer von ihnen den jenseitigen Rand erreicht, dem senden die inzwischen in vollster Eile herangeholten preußischen Geschütze einen scharfen runden Kartätschengruß nach!

Und wieder ertönt aus den preußischen und russischen Reihen ein langanhaltendes Hurra! Hurra! Hurra!

Ein Sieg war's, wie der von Roßbach, in kaum zwei Stunden errungen und doch vom höchsten Erfolge!

Ja, ein herrlicher Sieg, wie der von Roßbach!

„Nehmt euch in acht vor den Bächen,
Die da von Tieren sprechen,
Jetzt und hernach!
Dort bei Roßbach, dort bei Roßbach,
Dort von euren Rossen
Hat man euch geschossen,
Ist das Blut geflossen
Im rechten Bach!

Nehmt euch in acht vor den Bächen,
Die da von Tieren sprechen
Jetzt und hernach!
An der Katzbach, an der Katzbach,
Da haben wir den Katzen
Ausgehauen die Tatzen,
Daß sie nicht mehr kratzen —
Kein Hieb ging flach!“

(Friedrich Rückert.)

Wacker mitgethan hatte unser Junker Hans von Salden bei dem heißen, nassen Streiten. Als der alte Blücher endlich seinen Pallasch einsteckte, — um die fünfte Nachmittagsstunde war's, — da kam auch Salden zum ersten Male zu klarer Besinnung, so hatte ihn bisher das Schlachtgetümmel umtobt. Er war unversehrt, nur sein treuer Schwarzer blutete aus einer breiten Säbelwunde in der linken Weiche. Mußte ihm wohl ein schon am Boden liegender Franzose noch eins ausgewischt haben, schien aber nicht sonderlich gefährlich zu sein, wenigstens schritt der Rappe noch so frisch und munter aus, als wie am Morgen, da die französischen Lanciers auf den Junker und seine Reiter Jagd gemacht.

Hans stieg aber doch sofort, als er die Wunde bemerkte, ab, um sie sorgfältig zu untersuchen. Das sah Blücher, und es mußte ihm wohl gefallen.

„Bist ein tüchtiger Bursch!“ sagte er. „Hast Liebe zu der Kreatur — das ist recht! Aber, Salden —“ der Greis, der auch abgestiegen war, trat dicht an den Junker heran und legte seine Hand schwer auf dessen Schulter, — „du bist auch ein braver Kerl! Hab' dich heute nicht aus dem Auge verloren und wohl gesehen, wie du dem langen Lancierlieutenant, der es gerade auf unsern Reiche abgesehen hatte, eins über das Käppi langtest, daß er wie'n Mehlsack aus dem Sattel plumpste. Und sah auch, wie du das thatest, obwohl von der andern Seite ein französischer Dragoner auf dich eindrang! Das war brav und gute Kameradschaft. Soll dir nicht vergessen werden, Salden! Gneisenau —“

Der Generalstabschef stand schon an des Heerführers Seite, und Hans hörte mit Staunen, wie die beiden zusammen tuschelten, und daß dabei auch sein Name wieder genannt wurde. Und wie dann Gneisenau gar sonderlich freundlich und mit hellen Augen zu ihm hinüberblickte, da stieg eine dunkle Röte in seinen Wangen auf. Wahrhaftig! Der Junker wußte gar nicht, daß er etwas besonders Lobenswertes gethan hatte — er hatte gemeint, nur seine erbärmliche Pflicht zu thun, als er dem Reiche beisprang. Und als dieser ihm nachher noch selbst danken kam, da schüttelte er ganz verwundert den Kopf. „Bitte, Herr Hauptmann, beschämen Sie mich nicht!“

Der wackere Mann aber schloß ihn an sein Herz und sagte nichts, als die wenigen Worte: „Sie braver, herziger Junge! Daß wir doch viele, recht viel Ihrer Art hätten!“

O, es fehlte nicht an Alten und Jungen guter Art in der

schlesischen Armee — das zeigten die nächsten Tage noch mehr vielleicht, denn der schöne, ruhmvolle Schlachttag von der Katzbach selbst.

Denn erst auf der Verfolgung des geschlagenen Gegners, dessen völlige Vernichtung in der Schlacht leider durch das zögernde Verhalten Langerons unmöglich geworden war, entfalteten sich alle die moralischen Kräfte des Heeres, zeigten sich neben der Tapferkeit des einzelnen dessen Zähigkeit, Energie, Pflichttreue und Aufopferungsfähigkeit.

Es war noch am Abend des Schlachttages, als Blücher die Herren seines Stabes zusammenrief und ihnen, während draußen die Armee im immer noch unaufhörlich herabströmenden wolkenbruchartigen Regen lagerte, die Befehle für die Verfolgung diktierte, zur Verfolgung bis aufs äußerste, bis zum letzten Hauch von Mann und Roß! Schadet nichts, wenn ein paar hundert Pferde liegen bleiben! Schadet nichts, wenn die Bataillone schwächer werden! Gilt es doch jetzt erst, den Sieg zu vollenden — ist's doch nicht genug, zu siegen, muß man doch vor allem den Sieg auch zu benutzen wissen!

Das war der alte Blücher, der so befahl, derselbe Blücher, über den die vornehmen Strategen hüben und drüben gern als über den „Husaren, den unüberlegten Haudegen" spöttelten, und dem sie doch an scharfer Einsicht und Energie nicht das Wasser reichen konnten.

„Eine Hasenhetze wollen wir machen!" meinte in der Nacht noch Katzeler, als ihm unser Junker den Befehl zur Verfolgung überbrachte. „Sie wissen doch, Salden, der Monsieur Napoleon ließ ja wohl bei Gelegenheit des Fürstenkongresses in Erfurt vor unserm allergnädigsten König auf dem Felde von Jena eine solche Hasenhetze abhalten! Die wollen wir ihm heimzahlen — aber ordentlich!"

Und der Katzeler voran, der wackere Oberst von Horn mit seinen Schlesiern hinterdrein, die russischen Kosakenscharen auf beiden Flügeln, sie hetzten den Hasen, bis er völlig erschöpft am Boden lag, bis der große Kaiser Napoleon die Schreckensmär vernehmen mußte, die ihm mit der Meldung über die Schlacht an der Katzbach wurde: „Sire, votre armée de Silésie n'existe plus!"

Der große, schlachtengewaltige Imperator mochte wohl zu

fühlen beginnen, daß seine Feinde von ihm gelernt, daß sein Stern zu erbleichen beginne.

Am 23. August hatte die Nordarmee bei Großbeeren in blutiger Schlacht, in der die Preußen Bülows und Tauenziens wenn nicht alles, so doch das Beste gethan, den französischen Vorstoß auf Berlin völlig zerschmettert; am 26. schlug Blücher seine glorreiche Katzbachschlacht. Noch einmal freilich schien das Glück, das Napoleon Jahrzehnt um Jahrzehnt an seine Adler zu fesseln gewußt, ihm zu lächeln. Im zweitägigen Ringen, am 26. und 27., schlug er persönlich bei Dresden mit altgewohnter Energie die Angriffe der aus Böhmen nach Sachsen vorgerückten Hauptarmee der Verbündeten ab und zwang sie, sich wieder durch das sächsische Erzgebirge zurückzuziehen. Schon träumte der Übermütige sich aufs neue Herr der Lage, schon träumte er sich in Prag den Frieden diktierend, wie er ihn so oft dem seufzenden Europa diktiert hatte. Da traf ihn ein neuer Schlag. Der General Vandamme, den er der Hauptarmee der Verbündeten nachgesendet, wurde am 29. bei Kulm von den preußischen Garden und einem russischen Corps völlig aufgerieben — die Unglückstage von Dresden machte damit der tapfere General von Kleist quitt.

Wie sangen doch die Truppen damals von der Schlacht bei Großbeeren?

„Bei Großbeeren, bei Großbeeren,
General Bülow in der Schlacht,
Thut den Franzen mores lehren,
Bis sie sind kaput gemacht.
General Bülow ist ein Held,
Allzeit siegreich in dem Feld.

Bei Großbeeren, bei Großbeeren,
Mit der langen Nas abziehn,
Muß der Franze, der zerstören
Wollte unser schön Berlin.
General Bülow ist ein Held,
Allzeit siegreich in dem Feld.

Bei Großbeeren, bei Großbeeren,
Weil's geregnet immer zu,
Wurd' mit umgekehrten Wehren
Dreingeschlagen ohne Ruh.
General Bülow ist ein Held,
Allzeit siegreich in dem Feld.

Bei Großbeeren, bei Großbeeren,
Durch den schönen Siegeslauf,
General Bülow thut uns lehren,
Gleich mit Kolben schlagen drauf.
General Bülow ist ein Held,
Allzeit siegreich in dem Feld."

Und über die Schlacht bei Kulm, da sangen sie nach der Melodei „Es kann uns nichts Schönres erfreuen u. s. w." auch ein herrliches Liedlein:

„Frisch auf, den Sieg geblasen,
Trompeter, ins weite Land:
Franzosen, die sind geschlagen — juh jah, geschlagen —
Von der Alliierten Hand.

Bei Kulm, da sollt ihr hören:
Der dreist kecke Vandamme,
Der wollt die Russen auskehren — juh jah, auskehren —
Sie haun in die Pfann.

Friedrich Wilhelm, der König von Preußen,
Mit seiner starken Hand.
Ist kommen zu Hilfe den Reußen — juh jah, den Reußen —
Da hat sich das Blatt gewandt.

Frisch, Russen, Österreicher anrücken
Auf seinen Befehl mit Macht;
Die Preußen, die falln in den Rücken — juh jah, Rücken —
Zwei Tag hat gewähret die Schlacht.

Östreicher Dragoner, die fahren
Als wie der Sturmwind darauf,
Davon in ganzen Scharen, — juh jah, Scharen —
Franzosen sind kommen in Lauf.

General Vandamme, der ist gefangen,
Mit all seinen Offiziern;
Gefangen und erschlagen — juh jah, erschlagen —
Dazu sein ganzes Heer.

Der König von Preußen knieet nieder,
Dazu das ganze Heer:
Nun singet Dankeslieder — juh jah, Lieder —
Gott sei allein die Ehr'!"

Es waren frohe Tage für Deutschland, die letzten Augusttage des Jahres 1813, blutige Siegestage, welche die Herzen erhoben und mit neuem Hoffen erfüllten. Man glaubte endlich an ein Gelingen, man konnte zuversichtlich in die Zukunft blicken.

Aber der Leu der Waldschlucht, wie man Bonaparte zu

verdeutschen versucht hat, zagte noch nicht. In seinem Palais Markolini zu Dresden saß er über seinen Karten und Plänen und brütete über einem neuen Schlag. Und dann sprang er plötzlich auf und: „La Voiture!“ — „Den Reisewagen!“ gellte er seinen Getreuen entgegen. Er hatte seinen Entschluß gefaßt, er hatte seinen gefährlichsten Gegner richtig herausgefunden unter den von Süden, Westen und Nordwesten gegen ihn zum Ansturm bereiten Feinden — Blücher sollte sein nächster Vernichtungsstoß gelten!

Am 5. September war's, da saß der alte Lieutenant Grottkamm an dem Grabenrand der Straße zwischen Görlitz und Bautzen, baumelte mit seinen zerrissenen Stiefeln, deren Sohlen ihm von Tag zu Tag größeren Kummer verursachten, da er ein Freund der Ordnung war, und summte ein Liedchen vor sich her, das einer seiner Freiwilligen gedichtet. Von den Freiwilligen hielt der Graukopf nicht übermäßig viel, weil sie sich, so gut sie sich schlugen, mit den Gewehrgriffen immer noch nicht recht einig waren — das Lied aber gefiel ihm.

„An der Katzbach, an der Katzbach,
Hurra, gab's ein lustig Tanzen!
Wilde, wirre Wirbelwalzer
Tanztet ihr dort, schnöde Franzen!
Denn dort strich den großen Brummbaß
Euch ein alter deutscher Meister:
Gen'ral Vorwärts, Gen'ral Vorwärts,
Gebhardt Lebrecht Blücher heißt er!“

„General Vorwärts! Jawohl, ein schöner Name,“ wiederholte der Alte. „Hat uns gut auf die Beine gebracht, der Vorwärts — Donnerwetter!“ Dabei zog er den rechten Fuß in die Höhe und beschaute sich mit trübem Lächeln die nur noch als Stückwerk vorhandene halbe Sohle. „Immer vorwärts — Tag um Tag, und, wenn's möglich ist, noch so 'n kleines Teilchen nachts. Mordselement — ist das 'ne Zeit! Aber 's fluscht, 's fluscht, das muß man dem Vorwärts lassen!“

Und er zog den linken Fuß hoch und beschaute ihn mit stiller Andacht. „Noch 'nen Tag und die Sohle ist zu ihren ledernen Vätern versammelt. Und bei meinen armen Kerlen — daß sich Gott erbarm', da giebt's schon lange keine Sohlen nicht mehr! Na — wenigstens sind die Jungens noch immer guten Muts, und so lange der anhält, mag's gehen! Wenn man nur so 'n Tröppchen

hätte, so 'n kleines Tröppchen als Magenstärkung, dann möcht' ich mir die Sache noch ruhiger ansehn mit den Sohlen, aber —"

„Ist dem Herrn Feldwachhabenden vielleicht mit 'nem Schluck Korn gedient?!" fragte gerade in diesem Augenblick eine frische Mädchenstimme hinter dem Herrn Lieutenant, und als der Gestrenge sich umdrehte, sah er in zwei muntere lachende Augen, unter denen ein allerliebstes Näschen und ein ditto Mäulchen angenehm paradierten.

„Blitzmädel, Grete, wo kommst du denn her?" meinte Grottkamm, nicht nur durch die Erscheinung der schmucken Marketenderin, sondern wohl noch mehr durch die Aussicht auf den Schluck Korn erfreut. Für das letztere sprach wenigstens die bereits nach dem kleinen Zinnbecher, den Grete aus ihrem Fäßchen vollgeschenkt hatte, ausgestreckte Hand.

Aber bewußte Hand sank noch, ehe sie das Becherlein erfaßt, wieder herab, und um des Gestrengen Mund, der sich bereits in Erwartung des Getränkes zugespitzt, legte sich ein ernstes Dienstfältchen. „Ja — wo kommt die Mamsell her?" fragte er in wesentlich rauherem Ton. „Weiß Sie nicht, daß Frauenzimmer bei den äußersten Vorposten nimmer geduldet werden? He?!"

Die Kleine lächelte schnippisch. „Wenn eine getreue Marketenderin es aber ehrlich meint mit ihrer Pflicht und erfährt, daß ein Meilchen abseits vom Wege ein Dorf mit allerlei schönen Vorräten ist, dann soll sie hübsch hinten bleiben, gleichviel ob die Herren vom Stabe und ihre sonstigen guten Freunde hungern und dursten oder nicht?! He?!"

Grottkamm schnitt ein bedenkliches Gesicht. „Sie führt ein loses Mundwerk, Jungferchen — hüte Sie sich, daß es Ihr nicht mal in die Bude regnet. Hm! Ja — also Sie hat dorten 'nen passablen Korn gefunden?"

„'nen Staatskorn, Herr Lieutenant. Aber wollen der Herr nicht selbst probieren?"

Diesmal fuhr die Rechte Grottkamms nicht zurück, sondern ergriff willig den Becher. „Hm! Hm! Hm!" Er schlürfte bedächtig. „Wirklich — 'nen Staatskorn! Darin hat Sie recht, Grete! Der Schnabum ist gut. Und 'nen guter Schnabum ist allewege was wert."

Die Marketenderin hatte ihren Burschen, der mit dem Wägelchen abseits hielt, herangerufen und gab ihm Weisung, den Mannschaften auch von dem vortrefflichen ‚Schnabum' zu schenken — zu

verschenken — gegen gutes Geld natürlich. Sie selbst setzte sich gemütlich auf den Grabenrand neben Grottkamm, ließ auch ihrerseits die Füße herabbummeln, die zu des armen Lieutenants Neid in tadellosen hochhinaufreichenden Stiefeln mit zierlichen Troddeln steckten, und fing an zu plaudern. Das Mäulchen ging wie ein Wasserrad, wenn Hochflut ist.

„Ja so — dem Peter, der ja wohl eine Art alter Schützling vom Herrn Lieutenant ist, dem hab' ich den Laufpaß gegeben. War mit dem Esel ja nicht mehr auszuhalten. Lichterloh brannte er vor Eifersucht. Und wahrhaftig, Herr Lieutenant, Sie kennen die Grete Welter ja doch genau —"

„Lehr einer mich die Weibsleute auskennen!" brummte der Alte.

„Na, ich hab' ihm keinen Grund zu seiner Eifersucht gegeben. 's ist ja wahr, der Kosak —"

„Der Jolkoff?! Also der! Hat da auch 'nen komischen Geschmack, Jungferchen."

Die Kleine lachte. „Geschmack hin — Geschmack her! Ich darf's doch mit unsern Kunden nicht verderben. Da würde mir der Vater bald auf die Sprünge kommen. Na also, was thut der Peter? Koch' ich da neulich für den Abramowitsch 'ne Suppe, feine Rinderbrühe. Und wie ich nur für en kleines Momentchen vom Feuer fortgehe, kommt der Duschnas hinzu, steckt zwei alte ranzige Talglichter hinein, daß im Nu bloß noch die Dochte übrig sind, und der ganze Unschlitt oben auf der Suppe schwimmt. Wie ich wiederkomme, steht der Peter dabei und lacht, als ob er sich die Ohrzippel mit seinem breiten Munde abbeißen will. ‚So — das wäre gut für den Jolkoff. Er hätte dem süßen Mann auch mal was zu gute thun wollen.' Na — ich nicht faul, hau ihm den Kochlöffel um die Ohren — seitdem ist's aus mit uns, ganz aus!"

„Kann's dem Duschnas nicht verdenken, wenn ihm die Kochlöffelohrfeigen den Geschmack an der Köchin verdorben haben. Was hat denn der Jolkoff zu dem Süppchen gesagt?"

„Ich wollte das stinkige Zeug fortgießen, aber Vater litt's nicht. Ja — und sollt man glauben, die Suppe hat dem Abramowitsch so schön geschmeckt, daß er gar nicht genug kriegen konnte. Das wär doch mal was Ordentliches, Düftiges, hat er gesagt."

Grottkamm lachte, daß ihm der Leib wackelte. „Na, gebt mir noch einen Korn, Grete, mir ist die Talgsuppe auf die Nieren gefallen, vom bloßen Anhören schon. Man lernt ja so manches

im Kriege, aber mit 'nem russischen Magen, da kommt unsereiner doch nimmer mit." Die Marketenderin schenkte den Becher voll und kredenzte ihn zierlich dem Alten, der schmunzelnd schlürfte. „Seid so 'n nettes Mädel, Grete, und ordentlich dazu," sagte er dann. „Ganz wie Eure Mutter selig, die bei uns im Unglücksjahr Anno 1806 war, und die ich ganz gut gekannt. Kenn' Euch ja nu auch schon so 'ne Jahre neune. Nehmt mir aber nich übel, Jungferchen, mit dem Peter seid Ihr etwas auf dem Holzwege. Das ist im Grunde ein grundtüchtiger Kerl, würde sonsten auch nicht so lange bei General York, Excellenz, sein. Den solltet Ihr doch nicht so abfallen lassen."

„Er will mich ja gar nicht mehr," murrte die Marketenderin und verzog das Mäulchen.

„Kann ich ihm unter sothanen Umständen auch nicht verdenken. Und nun gar das Gethue mit dem albernen Kosaken — wo soll denn das hinaus?"

Grete zog die rundlichen Achseln hoch. „Noch ein Becherchen gefällig?" entgegnete sie ausweichend. „Oder soll ich dem Herrn Lieutenant vielleicht vom Wagen —"

Der Herr Lieutenant schien nicht übel Lust zu haben, sich noch einen Schluck des vortrefflichen Korns zu genehmigen, als plötzlich in voller Carriere ein kleiner Reitertrupp von vorn heransprengte, daß auf dem Wege eine gewaltige Staubwolke aufwirbelte. „An die Gewehre!" rief der Posten. Ehe die Leute aber die Flinten noch in der Hand hatten, hielt auf schweißbedecktem Pferde schon der Junker von Salden vor ihnen.

„Sie werden in höchstens einer Viertelstunde von starken Feindesmassen angegriffen werden!" rief er dem Feldwachhabenden zu. „Es scheint, das ganze französische Heer ist im Anmarsch. Unsere Kavallerie, die ich noch vorn traf, ist bereits im Gefecht und muß zurückgehen!"

Salden sprang vom Pferde und schrieb, während der Lieutenant seine Leute in die vorbereitete Stellung gehen ließ, eine kurze Meldung, die er mit den Worten: „Hier, dies Blatt, was dein Schinder laufen kann, sofort zum General Gneisenau!" einem der ihn begleitenden Kosaken übergab.

Jetzt erst sah er die Marketenderin, .die schon einen Becher für ihn gefüllt hatte, den sie ihm mit besonders freundlichem und doch auch etwas herbem Lächeln überreichte. Er trank hastig einen Zug und reichte ihr mit einem kurzen Kopfnicken dann den Becher

zurück. „Schönen Dank, Grete! Aber mache Sie, daß Sie fortkommt — in einer halben Stunde wird es zu spät sein." Damit trat er, ohne sie wieder zu beachten, zu seinem alten Freunde und besprach mit diesem die Maßregeln, die der zur Verteidigung getroffen.

„Ich war heute in aller Frühe über den linken Flügel hinaus auf Bautzen zu geritten, sollte mir im Auftrag des Generals die Spreeübergänge ansehen. Wir meinten nicht anders, als morgen den Vormarsch fortsetzen zu können, denn nach allen gestrigen Meldungen schien der Feind im vollen Rückzuge. Wie ich nun so bei Baruth auf eine Höhe reite, seh' ich in der Ferne auf der großen Straße eine lange, lange Staubsäule. Was der Geier, denk' ich, was kann das sein? Ziehe mein Rohr aus dem Futteral, kann aber nichts weiter erkennen, als daß sich wirklich solch eine verdächtige Staubwolke immer nach Osten zu langsam vorwärts bewegt. Oho! da gilt es aufpassen! Ich querfeldein mit meinen Kosaken! Unten im Grunde treffe ich 'ne Feldwache von den Brandenburger Husaren. ‚Habt ihr nichts bemerkt?' Die Kerle gucken mich ganz verwundert an. Da kommt zum Glück der Oberst Katzeler des Wegs, dem ich meine Meldung mache. Wir reiten zusammen weiter, und nicht lange, so treffen wir auf eine feindliche Kürassierpatrouille. ‚Die müssen wir fangen', meint der Oberst. Schön — Sie wissen ja, Grottkamm, zu solchen Dingen sind die Kosaken famos zu gebrauchen. Wir legen einen kleinen Hinterhalt bei einem Wäldchen, und die dösigen Kürassiere fallen wirklich hinein. Dreie entkommen zwar noch, aber den vierten erwischen wir glücklich. Und was stellt sich heraus, als wir uns den Burschen näher anschauen? Derselbigte ist von einem Regiment, daß wir noch gar nicht uns gegenüber gehabt haben — also —"

„Also hat der Gegner Verstärkungen erhalten!"

„Recte dixisti! Aber nicht das allein. Wie wir dem armen Filou ein bißchen näher mit Fragen auf den Leib rücken — die Kosaken haben solch eigene wirkungsvolle Art, das Examinieren durch leichte Schwenkungen mit ihrem Kantschu zu erleichtern, die unsereiner gar nicht übers Herz bringen würde — da erzählt er, daß sein l'Empereur höchstselbst mit bei dem Heere sei! Also —"

„Also gibt's Sturm!"

„Recte dixisti!" wiederholte Salden. „Ich denke, es wird 'nen Orkan geben, über den wir unsere blasse Freude haben sollen."

Die beiden Freunde plauderten weiter, bis von vorn der Oberst von Katzeler mit einigen Schwadronen im scharfen Trabe zurückkam, und unmittelbar darauf einige Schüsse das Herannahen der feindlichen Reiterei verkündigten, die sich mit den letzten Zügen der eignen Kavallerie herumneckte.

Der Oberst beschaute die Anordnungen, die Grottkamm getroffen, und sprach seine Billigung aus.

Der alte erfahrene Soldat hatte in der That umsichtig gehandelt. Seine Leute lagen wohlverdeckt und schußbereit hinter einem kleinen Hügelzuge, der die Straße auf volle Schußweite hin beherrschte. Es war hier der kleinen Truppe wohl möglich, selbst einer überlegenen Kavallerie stand zu halten.

Darauf kam es zunächst an, bis Verstärkung eintraf, die voraussichtlich nicht lange auf sich warten ließ.

Grottkamm rieb sich die Hände. „Junkerchen, denken Sie mal an Altenzaun — heut kann das hier ein zweites Altenzäunchen werden! Ich will den Parlez-vous einen Zaun vor die Nase ziehen, feste, sag' ich Ihnen! Ich will ihnen schon einheizen!"

Und er heizte ihnen ein.

Ruhig ließ er die vorderste feindliche Schwadron mit den Eklaireurs, den vorgesandten Patrouillen, bis unmittelbar an seine Stellung herankommen. Dann aber spie der Hügel plötzlich eine Feuergarbe aus, daß die einzelnen Reiter zurückstiebten, und die Kolonne hinter ihnen in ein bedenkliches Schwanken geriet.

„Laden, Kerle, und tief halten, wenn sie jetzt anreiten! Jeder Mann ein Schuß! Jede Kugel muß sitzen! Muß sitzen, Kerle, oder ich will nicht Grottkamm heißen, wenn ich euch nicht im nächsten Quartier bimse, daß euch der Schweiß pimperlings den Buckel runter läuft!"

„Achtung!!"

Die erste Überraschung bei den Kürassieren war schnell überwunden worden, die schweren Panzerreiter, mit Recht vermutend, daß sie nur eine schwache Feldwache vor sich hätten, setzten zur Attacke an —

„Das erste Glied! — Legt an — Feuer!"

Eine runde volle Salve prasselte in den Feind!

„Das zweite Glied! Legt an — Feuer!"

Bis auf einige fünfzig Schritte mochten die Reiter herangekommen sein, als die dritte Salve in ihre Glieder schlug und die Vorarbeit der ersten beiden vollendete. Einen Augenblick

wirbelte alles durcheinander, ein Chaos von stürzenden Rossen, von vorwärtsdrängenden Reitern, von Verwundeten und aus den Sätteln Gleitenden. Lautes Wiehern und Schreien tönte herüber, untermischt von den gellenden Kommandorufen der Offiziere — dann wandte sich die Schar, und nur einzelne Pferde setzten im gewaltigen Sprunge bis auf den Kamm des Hügels, wo die Grenadiere sie mit Leichtigkeit vollends abfertigten.

Das ganze kleine Gefecht hatte kaum zwei Minuten gedauert. Und nun brach Katzeler, der den rechten Augenblick erspäht hatte, mit seinen Husaren vor und jagte den Panzerreitern noch einige tausend Schritte nach, bis sie, gänzlich zerstiebt, von einer im Trabe heraneilenden stärkeren Kavalleriemasse aufgenommen wurden. Gleichzeitig aber kam von rückwärts im Eilschritt eine Compagnie des Soutiens herangerückt und verstärkte die von Grottkamm so gut gewahrte Stellung. Man konnte die weitere Entwickelung der Dinge jetzt schon mit mehr Ruhe ansehen.

Das Gefecht nahm seinen Fortgang. Ein zweiter Angriff der Reiterei wurde erfolgreich abgewiesen, dann begann der Gegner aber Infanterie zu entwickeln, und eine feindliche Batterie fuhr auf. Auch hüben trafen weitere Verstärkungen ein, ein Bataillon erst, dann ein Regiment, auch eine und dann noch eine Batterie gingen in Stellung — York selbst fand sich auf dem Gefechtsfelde ein — der Tag schien heiß werden zu wollen.

Da plötzlich kam, auf seinem Araberschimmel schon von weitem sichtbar, von einer Wolke von Adjutanten und Stabsoffizieren gefolgt, Blücher herangesprengt. Mitten im feindlichen Feuer erst zügelte er auf der Höhe sein Roß, nahm die Meldungen der Unterführer entgegen und tauschte dann mit dem neben ihm haltenden Gneisenau einen langen Blick des Verständisses.

„Das Gefecht ist abzubrechen! Der Rückzug auf Görlitz anzutreten!“ befahl er kurz.

Die umstehenden Offiziere glaubten ihren Ohren nicht zu trauen. War das der General Pascholl, der General Vorwärts, der so sprach! So sprach, angesichts eines glänzend begonnenen Kampfes!

„Excellenz wollen mir gestatten —“ wagte einer der Generalstabsoffiziere Yorks zu bemerken.

Da kam er aber schlecht an. „Ich gestatte gar nichts, als daß mein Befehl ausgeführt wird! Verstanden, mein Herr Major!“ brummte der Greis aus dem Sattel herab in nicht mißzu-

verstehender Deutlichkeit, wie sie ihm eigen war. Dann aber wandte er sich gleich in seiner leutseligen Art zu den nächsten Schützen: „Na, Kinners, wir jehen heut zaruck. Sorgt euch aber man nich — weit wird's nich! Wolln man bloß den Kerlen drüben 'ne Nase drehen — soooo groß!“ Und er machte eine bezeichnende Handbewegung.

Also zurück! Wieder einmal zurück!

Das Gefecht wurde langsam abgebrochen, ein Truppenteil nach dem andern aus der Stellung gezogen. Der Feind schien dem Frieden zuerst nicht recht zu trauen, er zögerte mit seinem Vorgehen, und erst, als die preußischen Geschütze abfuhren, stieß er energischer nach.

Blücher und auch York waren bereits den Bataillonen gefolgt, Gneisenau aber war noch geblieben, um den Verlauf des Gefechts zu verfolgen und seinem General nachher berichten zu können. Er hielt auf der Kuppe, neben ihm Salden.

Jetzt zuckte er unzufrieden mit den Schultern. „Das geht doch zu schnell — wir müssen uns Luft machen,“ sagte er halb für sich, halb zu dem Junker gewendet.

Es waren nur noch einige Schwadronen Husaren hinter dem nächsten Höhenzuge zur Hand, und eine Compagnie etwa lag in der eigentlichen Stellung.

„Die Husaren sollen versuchen, den Feind in der rechten Flanke zu attackieren!“

Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil preschte Salden davon.

Gleich darauf kamen die braven Husaren, antrabend und im weiten Bogen die unmittelbare Schußlinie des Feindes umgehend, hinter den rückwärtigen Höhen zum Vorschein. Sie zogen sich, in Zügen hintereinander, seitwärts, schwenkten dann ein und stürmten todesmutig auf den Feind los!

Aber sie wurden mit einem vernichtenden Feuer empfangen. Wenige Sekunden und ihre Reihen lösten sich — die Aufgabe war zu schwer gewesen — in wilder Jagd kamen sie auf die noch von der preußischen Compagnie besetzte Kuppe zurück! Und gerade in diesem gefährlichsten Augenblick stürzte das Pferd Gneisenaus, von einer feindlichen Gewehrkugel in die Brust getroffen, zusammen.

„Um Gottes Willen!“ brach es sich von Saldens Lippen. „Der General —!“

Er sprang aus dem Sattel und versuchte, während der Strom

der Husaren über beide fortging wie ein unaufhaltsames Wildwasser, Gneisenau unter seinem toten Tiere hervorzuziehen.

Es gelang! Und — dem Allgütigen sei's gedankt! — der General schien unverletzt.

„Ein Pferd! Ein Pferd!"

Kein Reiter mehr in Sicht — selbst die Stabsordonnanzen waren anscheinend in den rückflutenden Husarenpulk mit hinein gerissen worden. Nur Saldens trefflicher, guterzogener Rappe stand ruhig neben seinem Herrn.

Von drüben gellten die Hörner und rasselten die Trommeln herüber — der Feind setzte zum letzten Anlauf an —

Die Grenadiere verschossen ihre letzte Patrone — die Stellung war unhaltbar geworden.

Da — Salden zuckt zusammen, wie von einem plötzlichen Schlage getroffen — es ist kaum ein eigentlicher Schmerz, aber ein dumpfes Gefühl ist's, das ihm auf einen Augenblick Hören und Sehen vergehen läßt!

„Ein Pferd! — Ein Pferd!"

Gneisenau steht ganz ruhig. Er sieht die Feinde heranstürmen, er sieht die letzten Offiziere mit einem fragenden Blick auf ihn die Kuppe mit ihren Leuten räumen —

„Du bist verwundet, Salden?" beugt er sich zu dem Junker, zum ersten Male seit langer Zeit wieder das herzliche ‚Du' gebrauchend.

Hans nickt. „Um Gottes Willen, Herr General, nehmen Sie mein Pferd!" stößt er hervor.

„Ich soll dich hier allein zurücklassen??" —

„Was bin ich — ein Nichts! Aber Sie! Ich beschwöre Sie —"

Über das ernste Antlitz Gneisenaus läuft ein eigenes Zucken. „Es sei! Nicht um meinetwillen — bei Gott nicht — um der Allgemeinheit willen sei es!" sagt er dann kurz und schwingt sich in den Sattel. „Gott lohne es dir, braver Bursche!"

Noch einen Blick sendet Hans dem Davonsprengenden nach — dann schlagen aus nächster Nähe Trommelwirbel und das schrille „En avant!" der Franzosen an sein Ohr — die Sinne entschwinden ihm — es wird dunkel vor seinen Augen —

Als der Junker wieder zu sich kam, war es dunkle Nacht um ihn her.

Er konnte sich gar nicht zurecht finden, wo er eigentlich war. Tastend streckte er erst den rechten, dann den linken Arm aus — immer stieß er mit der Hand auf eine weiche, nachgebende und doch undurchdringliche Hülle. Unter sich hatte er Stroh — das war unzweifelhaft, er konnte die einzelnen Halme fassen. Aber das ganze Lager stand nicht fest, sondern schwankte wie ein Schiff auf dem Meere.

Salden wollte rufen, die Stimme erstickte ihm indessen im Gaumen. Er fühlte sich unsagbar müde, wie gerädert und zerschlagen in allen Gliedern — schließlich sanken die Augenlider ihm wieder herab, und unklare, schemenhafte Traumgestalten umgaukelten ihn.

Vielleicht war das alles überhaupt ein Traum — vielleicht war er gar nicht zur Besinnung gelangt — vielleicht war er tot, und nur seine unsterbliche Seele lebte noch fort.

Aber schön war es doch, so zu träumen.

In seltsamen, phantastischen Märchenbildern zog seine ganze Jugend noch einmal an ihm vorüber. Er sah sich in Mittenwalde unter der treuen Eltern liebevoller Obhut. Greifbar standen Vater und Mutter vor ihm, er hörte ihre Stimmen, er blickte ihnen in die Augen voll Güte und Herzlichkeit. Dann kam der Krieg. Hinaus zog der Vater in die Schlacht nach schmerzlichem, vorahnungsvollem Abschied. Und da war ja plötzlich die alte Großtante Excellenz auf Wallesleben — und da kam die Königin, die schöne liebe Königin Luise, auf den Gutshof gefahren, und sie stieg aus der Karosse und beugte sich über den Knaben und küßte ihn. Aber nicht doch — das war ja gar nicht die Königin — das war ja ein frecher Franzose, der mit einem scharfen Schwert auf die wehrlose Mutter eindrang! Warte nur! Das duldet Blücher nicht, der alte Marschall Vorwärts! Und die Gestalt des greisen Generals verwandelt sich wieder in die des alten Nettelbeck. Auf den Wällen von Kolberg stehen sie miteinander, auch Gneisenau ist dabei und — verwunderlich! — Gaston de Lasigny. Was sie nur wollen?! Ah so — ja — sie gehen alle an Bord eines großen mächtigen Schiffes. Den Dreimaster befehligt der Kapitän Jürgensen, und der Grottkamm ist sein Steuermann. Wie das Schiff durch die Wogen streicht — pfeilschnell — es ist ordentlich beängstigend! Da ist ja schon Memel, nein, das ist Königsberg mit seinen vielen Türmen! Und da steht die schöne verehrte Herrscherin, und an ihrer Seite ein jugendlicher Prinz — mein Prinz, mein Prinz Wilhelm! Wie

prächtig er ausschaut, der Prinz, und wie lieb und gut er ist! Er will es gar nicht dulden, daß ich durch die Beresina soll, wie es doch der Napoleon befohlen hat. Aber es hilft nichts. Es muß sein. Hui — wie kalt doch die Wasser sind, wie die Glieder erstarren. Gaston, d'Absac, laßt Ihr mich wirklich umkommen — so helft, helft mir doch! Ah, nun wird es wieder erträglicher. Das ist der Frühling, und das da ist ja der Körner. Er hat ein neues Lied gedichtet und will es vortragen. Es ist wunderschön, aber die Worte tanzen so sonderbar umher, und jedes Wort ist zugleich eine Gestalt. Zu merkwürdig! Da ist der Senner Jngo und da der Rappe — und da gar auf einem Ziegenbock der gute Peter Duschnas — und neben dem Peter, der helle Thränen in den Augen hat, da steht eine kleine Marketenderin, und sie legt ihre Hand soeben auf des Junkers Arm und sagt leise, halb für sich:

„Wenn er doch nur erst wieder die Augen aufschlagen wollte, nur einmal, daß man nicht so ganz und gar zu verzagen und zu verzweifeln brauchte.“

Und in demselben Augenblick schlägt der Junker wirklich die Augen auf und schaut verwundert um sich.

Er liegt wohl gebettet in einem großen Korbwagen, dessen Plane weit zurückgeschlagen ist, daß der helle Sonnenschein von allen Seiten hineinfluten kann, und neben ihm stehen am Wagen der Peter Duschnas und die Grete Welter, die Marketenderin von der Yorkschen Stabswache. Und die beiden jubeln laut auf vor Freude, als sie sehen, wie der Junker ganz munter um sich schaut, und die Marketenderin beugt sich plötzlich über seine Hand und will sie mit Küssen bedecken. Das ist denn doch zu arg. Das darf nicht sein. Er will die Hand wegziehen, aber da fühlt er, daß er nur die linke frei bewegen kann, daß die rechte fest eingeschient und vielfach verbunden ist. Sie schmerzt auch ein wenig — ja woher nur? War er verwundet worden, und wo? Wie hängt das alles zusammen? Ah — Gneisenau! Er gab dem General sein Pferd! Und dann blieb er liegen — und die Franzosen kamen! Und er ist doch nicht Kriegsgefangener — er ist frei — ist unter Freunden?!

Wie das nur alles gekommen sein mag?!

Es dauerte geraume Zeit, ehe unser Junker die merkwürdige Geschichte seiner Rettung erfuhr.

Zuerst verhinderte es der Wille des gestrengen Herrn Doktor Habakuk Parlatius Sutor, wohlbestallten Regimentschirurgus, der Hans von Salden „in die Mache" genommen, und dessen Befehle von Jungfer Grete Welter so streng befolgt wurden, als ob ihrer Seelen Seligkeit davon abhinge.

„Die Armwunde da —" Doktor Sutor hatte nur ein verächtliches Lächeln — „die heilt bei der Jugendkraft des Patienten in wenigen Tagen. Ist kaum der Rede wert. Patiente hat aber außerdem eine Nervenerschütterung am Haupte erfahren, und weil besagter Körperteil doch bei den meisten Menschen sozusagen von einer gewissen Wichtigkeit ist — Ihn nehm' ich aus, Duschnas, wenn Er solch dummes Gesicht macht — weil also besagter Körperteil der Sitz des Gehirns und darum der wichtigsten Denkfunktionen ist, so verlangt und erfordert jede Störung, die ihm zugefügt wurde, die allervorsichtigste und sorgsamste Behandlung. Dixi! Und wonach zu richten! Ruhe! Ruhe! Und zum dritten Male Ruhe!"

Doktor Habakuk Sutor hatte wirklich eine richtige Diagnose gestellt. Die Wunde am linken Arm war unbedeutend, aber ein Hufschlag hatte den Kopf Saldens getroffen, hatte zwar auch hier äußerlich nur eine mächtige Beule hervorgerufen und ein kleines Loch, aber die angrenzenden Nervenpartien schwer erschüttert. Ruhe war das Remedium, dessen „der Patiente" am meisten bedurfte, und Grete Welter wachte mit Argusaugen darüber, daß diese ihm wurde.

Sie hatte ja ein heiliges Recht auf diesen „ihren" Patienten, ein Recht, das übrigens niemand anzutasten oder zu verkleinern wagte.

Wodurch sie sich dies Recht erworben, das sollte Hans Salden erst nach reichlich drei Wochen erfahren, als sein Zustand sich schon wesentlich gebessert hatte, und er mit schmerzlicher Ungeduld die Stunde erwartete, in der er dem engen Verließ des Marketenderwagens entfliehen und sich wieder auf sein gutes Roß schwingen konnte.

War ihm schwer genug geworden, diese Zeit der Ruhe, trotz der sorgsamen Pflege und Fürsorge, mit welcher Jungfer Grete Welter ihn umgab. Was das Mädchen für eine leichte Hand hatte! Wie sie ihm doch jeden Wunsch von den Lippen abzulesen suchte! Wie sie mitten in der Unruhe des Feldlebens, während langer Märsche und Kämpfe, ihn hegte wie eine Schwester! Es

war nur eine einfache Marketenderin, ein Mädchen aus dem Volk, herangewachsen unter wüsten Kriegsleuten, aber in der Art und Weise, wie sie sich Hans Salden gegenüber gab, erschien sie ihm wie ein Abbild der barmherzigen Samariterin. Und immer war sie heiter, immer guten Muts, nie verzagend, nie klagend. Mit lächelndem Munde brachte sie ihm den Morgengruß; war das Mittagssüppchen einmal dürftig ausgefallen, so hatte sie sicher neben einer Entschuldigung auch ein Scherzwort zur Hand, und wenn der Abend sich neigte, dann klang ihr „Gute Nacht, Herr Junker!“ stets wie eine frohe Verheißung, daß der morgende Tag besser sein müsse, denn der heutige. Und doch hatte es Salden bisweilen scheinen wollen, als ob diese Heiterkeit nicht immer aus dem innersten Herzen des Mädchens herauskomme. Ein-, zweimal hatte er, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, einen trüben, schwermutsvollen Zug in ihrem hübschen, frischen Gesicht wahrzunehmen geglaubt, einen Zug des Entsagens, schnell vorübergehend wie ein Windhauch, aber doch unverkennbar für den, der mit wirklicher Anteilnahme in diesen, sonst so kindlich heiteren Zügen zu lesen wußte.

Und dann kam eines Tages die Stunde, in der Hans Salden erfuhr, was er dem wunderlichen Mädchen eigentlich verdankte, wie sie ihm das, was er einst vor Jahren für sie gethan, hundertfach vergolten hatte.

Es war das überhaupt ein merkwürdiger Tag im Leben unseres Helden, der 2. Oktober. Hans hatte sich noch nie so frisch und munter gefühlt seit seiner Verwundung, wie heute. Am Morgen hatte Herr Doktor Habakuk Sutor beim Marsche nach ihm gesehen und ihm allergnädigst gestattet, zum ersten Male den Wagen zu verlassen und ein klein Stücklein zu Fuße nebenher zu gehen.

Ein klein Stücklein zwar wurde es wirklich nur, dann versagten die Kräfte. Aber es dünkte dem Junker doch wie eine Erlösung, daß er wenigstens soweit war. Nun mußte es ja bald besser, bald wieder ganz gut werden.

Als sie dann ins Biwak einrückten, und die Welters kaum ihre kleine Wirtschaft aufgeschlagen hatten, da hieß es plötzlich: „Der Alte kommt!“

Wahrhaftig Blücher war's. Gneisenau, Reiche, Müffling hatten sich häufiger nach dem Junker erkundigt — Blücher war noch nicht an seinem Lager erschienen. Old Blüchert hatte ja

freilich in jenen Tagen mehr zu thun, als sich um das Wohl eines Einzelnen seiner Getreuen zu kümmern.

Aber nun kam er doch. Und er kam nicht allein, Gneisenau und die übrigen Offiziere seines Stabes waren mit ihm. Es sah ordentlich feierlich aus, als sie sich der Stelle näherten, wo für Hans zwischen zwei Bäumen eine Hängematte aufgespannt war.

Der Junker wollte aus seinem improvisierten Lager springen, da kam er aber gut an. Von der einen Seite hielt ihn die Grete fest, von der andern her schallte den Blüchers Donnerstimme: „Will der Racker wohl hübsch artig liegen bleiben! Oder sollen wir sofort kehrt machen und, ohne uns unseres Auftrags erledigt zu haben, abmarschieren? Ordre pariert und liegen geblieben!“

Damit stand er aber auch schon neben dem Junker und streckte ihm lachend die Hand hin. „Na, mein braver Junge, wie geht's? Bene?! Hab's schon gehört, denn dafür, daß wir täglich Nachricht von seinem Befinden hatten, dafür sorgte der Gneisenau. Potzblitz, sieht aber doch noch höllisch schmächtig aus, Junkerchen.“

„Dank, vielen Dank, Excellenz! Ich fühle mich gerade heute sehr viel wohler, und in etwa acht Tagen hoffe ich sicher wieder Dienst thun zu können.“

Über das knorrige Eisengesicht Blüchers lief ein leises Lächeln. „Na, nur nicht zu früh heraus! Wer mal den Menschenschindern, den Herren Doktores, in die Klauen fällt, der muß ihnen ja doch wohl oder übel gehorchen. Und der Sutor is der Schlimmste noch nicht — hat mich auch mal unter seinem Schermesser gehabt. Und was er nicht thut, das wird da wohl die Kleine besorgen! Komm mal her, Mädel, muß dir noch besonders danken! Hast's verdient um den da!“ Der Greis faßte die schüchtern herantretende Grete mit der Rechten um die Taille, strich sich mit der Linken den breiten weißen Schnurrbart von den Lippen — und flugs, ehe sie es sich noch versehen, hatte sie einen tüchtigen, kräftigen Husarenkuß weg. „So! Na, Mädel, hab dich nicht, könnte ja dein Großvater sein!“ meinte der General dann lachend, als die Kleine puterrot davonlaufen wollte. „Und 'nen Kuß vom alten Blücher — Donnerwetter! — ohne Überhebung, ich glaube, Deern, manches feine Fräulein würde solch' Küßchen heute auch nicht verschmähen!“

Dann wurde der prächtige Greis ernster, trat dicht an das Lager des Junkers heran und sagte:

„Fähnrich von Salden! Als Ihr in der Schlacht an der Katzbach an meiner Seite den Hauptmann von Reiche herausgehauen, wie ein ganzer Mann und wie ein wackerer Kamerad, da haben der Gneisenau und ich beschlossen, Euch zu einer Auszeichnung einzugeben. Das ist damals im Drange der Geschäfte unterblieben. Was Ihr aber dann vor drei Wochen bei Görlitz für den Gneisenau selbst gethan, daß Ihr ihm Euer eigen Pferd in höchster Gefahr überlassen, das haben wir denn doch nicht vergessen. Und auf meinen Antrag hat unser allergnädigster König und Herr Euch —"

Der General machte eine kleine Pause. Der Schalk saß ihm doch im Nacken, und er weidete sich ein wenig an der Spannung in des Junkers Angesicht, an dem leichten Rot, das dessen blasse Wangen färbte.

„Hat unser allergnädigster König und oberster Kriegsherr Euch das eiserne Kreuz zu verleihen geruht."

Sagte es und legte das schlichte schöne Ehrenzeichen mit dem schwarz-weißen Bande auf des Jünglings Brust.

Hans Salden fand kein Wort des Dankes noch der Freude. Er umfaßte nur mit bebender Hand das Kreuz von Eisen und zog es tief ergriffen an seine Lippen.

Das war alles — und es war doch auch das höchste! So faßten es auch die Umstehenden auf. Kein Wort fiel. Ein jeder trat nur leise an den Junker heran und drückte ihm schweigend die Hand.

Dann gingen sie. Und jetzt endlich fand Hans Salden ein Wort:

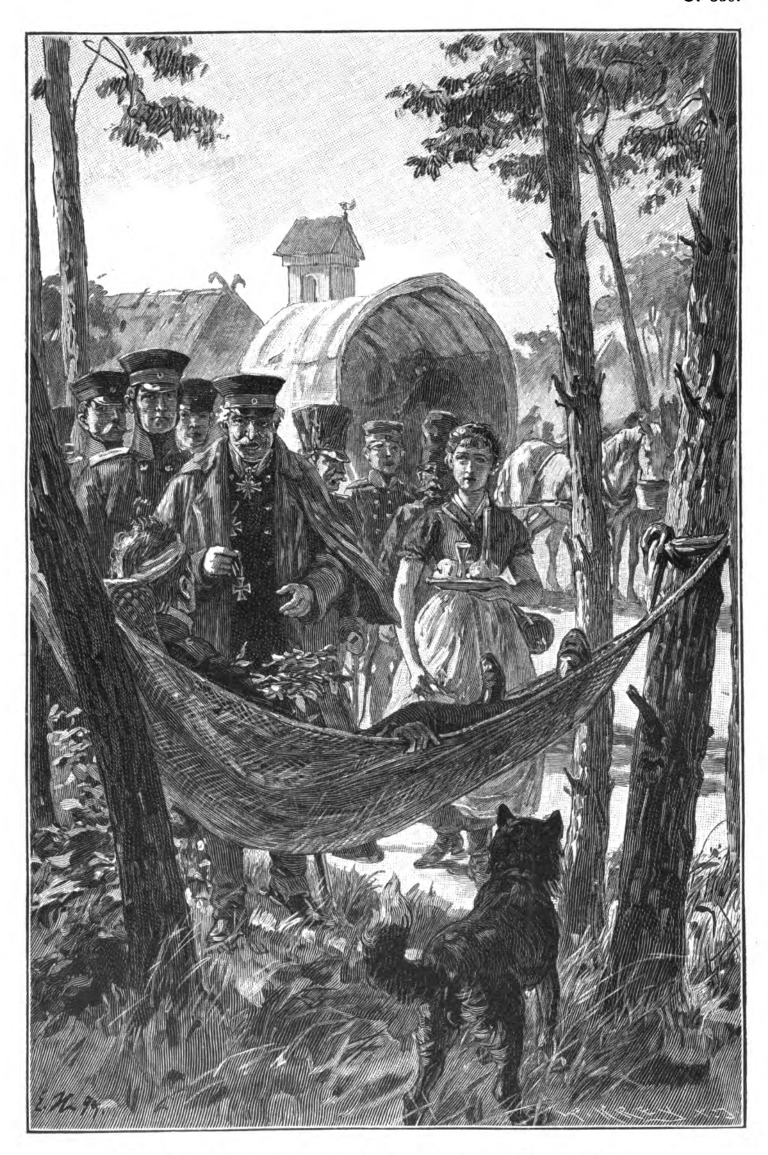
„Wenn doch die Eltern diese Stunde erlebt hätten!" flüsterte er leise unter heißen, heißen Glücksthränen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am Abend kam Grottkamm, um zu gratulieren.

Grete hatte in irgend einer Ecke ihres unerschöpflichen Wagens noch eine Flasche guten alten Weins aufgetrieben und kredenzte, nachdem sie sich vorsichtig der Erlaubnis des Arztes versichert, beiden anmutig den funkelnden Trunk.

Und, da die liebe Gottesgabe die Herzen der Menschen und ihre Zungen nun einmal gesprächig zu machen die Gabe besitzt, so blieb die Wirkung auch bei Grottkamm nicht aus. Was er der Grete so hoch und heilig zu verschweigen versprochen, das plauderte er aus.



Blücher bringt Hans Salden das eiserne Kreuz.

... „Hat unser allergnädigster König und oberster Kriegsherr Euch das eiserne Kreuz zu verleihen geruht ...“



„Na, Junker, die Grete hat also ihren Kuß vom alten Vorwärts fort. Hm! Hm! wohlverdient war er, das muß ihr der Neid lassen.“

„Gewiß, Grottkamm sie hat mich wahrhaft rührend gepflegt, die gute Grete!“

„Bloß gepflegt? So? Sooo? Sieh doch mal einer an. Und weiter nichts? Nein gar nichts? Daß dich: 's is doch 'ne Schande — das ganze Corps weiß es, und der, den's eigentlich angeht, der ahnt nichts und soll nichts ahnen bloß wegen 'ner verdrehten Schrulle von dem Mädel!“

Salden horcht hoch auf. „Was meinen Sie, Grottkamm? Ich verstehe nichts von alledem!“

„Na, sagen Sie mal, Fähnrich, glauben Sie eigentlich, daß Sie von alleine den Parlez-vous wieder aus den Händen gekommen sind? Sie haben ja ein mordsschwerenotes Glück, aber so glatt geht die Sache selbst für Glückskinder doch meist nicht ab. Na — wie denken Sie sich denn, daß Sie gerettet worden sind, mein bester Junker?“

„Aber, Grottkamm, Sie selbst haben mir ja doch erzählt, daß —“

„Erzählt wohl, weil mir die Grete, das Mordsmädel, so lange zugesetzt, daß die Brandenburger Husaren noch einmal umgekehrt seien und den Herrn Fähnrich von Salden geholt hätten. Aber wahr ist's darum noch lange nicht! Proste die Mahlzeit! Die Husaren waren froh, selbst mit 'nem blauen Auge davon zu kommen! Und was meine Schnurre sonsten anbetrifft, so ist sie nicht die erste und wird auch wohl nicht die letzte sein, die unser Herrgott mir aufs Kerbholz setzen muß! Auf Ihr Wohl, Junker! Und auf das Wohl Ihrer hübschen Retterin dazu!“

„Retterin?“ Hans richtete sich jäh auf. „Wie soll ich das verstehen?“

„Na, einmal muß die Wahrheit doch an den Tag. Also nur heraus damit: die Grete hat sich den Herrn Junker mitten aus den Feinden herausgeholt! Muß ihn doch höllisch gern haben, den schmucken Junker —“

„Grottkamm!“

Der Redefluß des weinseligen Alten kannte aber kein Aufhalten mehr. „Ja also, was die Grete ist, die war schon am Nachmittag bei mir auf der bewußten Feldwache. Korn hatte sie geholt aus 'nem Nachbardorf, und der Korn war gut, wenn mir

auch 'nen paar Stiebelsohlen lieber gewesen wären. Ja also, da kam der Herr Fähnrich von Salden, und es klang gerade nicht sehr freundlich, wie der dem armen Mädchen sagte: ,mache sie, daß sie fortkommt!' Na also, sie ging, mit 'ner Thräne im Auge, das habe ich ganz deutlich gesehn, obschon ich mir von dem andern noch nichts träumen ließ. Und nu ging das Gefecht los. Und wie wir zurück müssen, bleibt der Herr Fähnrich liegen, verwundet, tot — was wußten wir! Am selbigten Abend ist die Grete verschwunden. Der alte Welter schimpft und rast — sie ist nicht zu finden. Und es vergeht ein Tag und noch ein Tag — da ist sie plötzlich wieder da! Und nicht allein, sondern mit 'nem kleinen Planenwägelchen, ganz genau so wie der dort, und in dem Wägelchen — wer liegt da, auf Stroh gebettet, drin: unser Junker, unser Herr Fähnrich von Salden! Das gab einmal ein Jubeln im Lager — wahrhaftig, fast wie nach 'ner gewonnenen Schlacht, denn wie man auch sonsten über den Wagehals, den besagten Fähnrich, denken mag, er hat's doch nun mal den Leuten angethan! Na, und die Grete, die haben sie an dem Abend wie eine Königin im Biwak herumgeschleppt, daß sich das arme Mädel gar nicht zu retten wußte. Wenn sie gewollt hätte, ich glaube, sie hätte damals an jedem ihrer niedlichen Finger einen Heiratsantrag haben können. Und nicht die schlechtesten Männer — hol mich dieser und jener!"

Grottkamm machte eine Pause und trank einen tiefen, tiefen Schluck. Hans Salden aber lag ganz stille auf seinem Lager, die leise bebenden Hände um sein eisernes Kreuz verschlungen, die Augen geschlossen.

„Ja also —" hub der alte Kriegsknecht wieder an. „Wie hatte das Blitzmädel das Unmögliche möglich gemacht? Durchgeschlichen hat sie sich bis nach dem Gut, wo sie am Tage vorher den Korn gekauft, mitten durch unsre und die französischen Vorposten. Daß dort — Kriewitz heißt das Gut — brave Patrioten wohnten, hat sie gewußt, und so ist's auch gewesen. Mit dem Inspektor von Kriewitz is sie dann auf das Gefechtsfeld gegangen, über das die Parlez-vous längst hinaus waren, natürlich wie immer, ohne sich um unsere Verwundeten zu kümmern. Da haben die beiden in der Nacht mit Laternen gesucht, ob sie nicht den Junker fänden — tot oder lebendig! Na also — was soll ich nu noch weiter erzählen — den Rest kann sich ja jeder, den's angeht, selber zurechtklavieren. Was, Salden? Na, so sprechen Sie doch

'nen Ton, junger Mann!" Grottkamm sah mit Staunen, daß der Junker beide Augen fest geschlossen hatte. „Ne so was? Schläft mir der da über der Geschichte ein! Hätt' ich doch nimmer für möglich gehalten. Na freilich — er is noch schwach, und die Freude heute mit dem eisernen Kreuz! Gute Nacht, Hans von Salden!"

Der Junker schlief mit nichten, aber er antwortete auch nicht.

Und als dann, nachdem Grottkamm, süßen Weines voll, davongetaumelt, bald die Grete mit dem Abendsüppchen kam, nichts ahnend von den Verrätereien des Alten, da sah Hans Salden so ernst und feierlich aus, daß das Mädchen erschrak. Aber er löffelte ganz ruhig und artig seine Suppe aus, stellte den leeren Teller dann beiseite — und plötzlich bog er sich herab, ergriff die Rechte der Marketenderin und preßte seine brennenden Lippen auf sie.

Ein krampfhaftes Beben lief durch die ganze Gestalt des Mädchens — dann floh Grete davon wie ein schüchternes, gescheuchtes Reh.

Und Hans Salden atmete tief und schwer auf.

Es war die schwielige, verarbeitete Hand einer armen Marketenderin gewesen, die er geküßt, aber diese Hand hatte ihm das Leben gerettet!

Es war die Hand eines Mädchens gewesen, von dem er fühlte, daß es ihn liebte — und dem er doch nichts entgegenbringen konnte, als den Zoll einer innigen Dankbarkeit.

Am nächsten Tage donnerten die Kanonen.

Der alte Blücher und sein schlesisches Heer hatten die Wochen seit Saldens Verwundung nicht ungenutzt vorübergehen lassen. Damals, zwischen Bautzen und Görlitz, war der Blücher nicht ohne reifliche Überlegung dem Stoß Napoleons ausgewichen. Die Zwickmühle sollte wieder einmal spielen. Und sie klappte vortrefflich, klappte bis aufs T Z! Während Napoleon, wütend, daß er das schlesische Heer nicht fassen und mit Übermacht erdrücken konnte, wie er's geplant, hinter dem weichenden Blücher her nach Schlesien zu zog und sich immer weiter von der Elbe entfernte, begann die Hauptarmee der Verbündeten zum zweiten Male aus Böhmen vorzurücken in das schöne Sachsenland hinein. Und sobald Napoleon das erfuhr, durfte und konnte seines Verweilens Blücher gegenüber nicht länger sein. So schwer es dem Kriegs-

gewaltigen wurde, er mußte von dem schlesischen Heere, ohne den ersehnten Entscheidungsschlag gethan zu haben, ablassen und nach Sachsen zurückkehren. Dort dachte er nun zunächst mit der Hauptarmee der Alliierten abzurechnen.

Die große Hauptarmee war aber ein ungefüges Ding, an deren Spitze zwar, wie wir wissen, der Generalissimus Fürst Schwarzenberg, ein wackerer Mann, stand, an deren Leitung indessen außerdem noch ein halbes oder ganzes Dutzend anderer Köpfe mitthaten. Da waren die drei hohen verbündeten Monarchen selbst, und jeder von ihnen hatte wieder einen Schwarm von guten und schlechten Beratern um sich. Viel Köpfe, viele Sinne hieß es im Hauptquartier, und der Erfolg langen Hin- und Herredens, Beratens und Erwägens war nur zu oft, daß das ganze Räderwerk schließlich stillstand. So verlor die gewaltige Masse unter Schwarzenbergs Befehl und der vielen anderen Mitbefehligenden Einfluß also auch diesmal wieder gar kostbare Zeit. Die Karre stand still.

Und bei der Nordarmee war's nicht viel besser, wenn auch aus andern Ursachen. Der Höchstkommandierende dorten, der Kronprinz von Schweden, alias Bernadotte, konnte zwar, wenn er wollte, aber er wollte häufig nicht recht. War ein vorsichtiger Herr, der gern zweierlei Karten im Spiel hatte. Zwar schlug die Nordarmee am 6. September bei Dennewitz, unweit Jüterbog, die Marschalle Ney und Oudinot, welche Napoleon gegen Berlin vorgeschickt hatte, aufs Haupt, daß ihnen Hören und Sehen verging, aber daß dem so geworden war, das war nicht des Kronprinzen Verdienst und kaum sein Wille gewesen.

Bülow, der sich hier auf blutiger Walstatt den Ehrennamen des „von Dennewitz“ erkämpfte — das war der eigentliche Sieger, und wacker hatten ihm die beiden andern Preußen von Tauentzien und von Borstell sekundiert. Das Soldatenlied hatte schon recht, wenn es sang:

„Bei Dennewitz, da haben wir ihnen 's Maul gestopft
Und den Franzosen die Hosen recht tüchtig ausgeklopft —
Frisch auf und immer weiter, der Himmel hilft uns schon.
Zum Teufel mit Franzosen und mit Napoleon!“

Mit dem „Frisch auf“ haperte es aber jetzt auch bei der Nordarmee. Der gute Schwede wollte nicht weiter anbeißen — kaum daß nach der Schlacht eine ordentliche Verfolgung zu stande kam.

Inzwischen hatte der Old Blüchert, der General Vorwärts, jedoch längst seinen Plan gefaßt und mit dessen Ausführung begonnen.

„Was? Wir sollen auch stillstehen und Maulaffen feilhalten!“ brummte er eines Tages zu Gneisenau, kaum daß Napoleon nur etwas von ihm abgelassen. „Paßt mich nicht, paßt mich gar nicht! Damit sich der Herr Bonaparte wieder hübsch erkobern kann — was? Denke nicht daran!“

Und sobald die ersten sicheren Meldungen von Katzeler eintrafen, daß Napoleon mit dem Hauptteil seines Heeres nach Sachsen zurückgekehrt sei, trat die schlesische Armee ihren Vormarsch gegen die Elbe von neuem an. Und wenn der alte Grottkamm gar keine Sohlen mehr unter den Stiefeln gehabt hätte, „gemarschiert wär' doch worden!“

„Als Vorspann müssen wir uns vor die andern setzen. Wir gehen vorwärts, und hol mich der Geier, so 'ne Halunken werden die doch auch nicht sein, uns dann ganz im Stich zu lassen.“ Das war Blüchers Meinung, und danach geschah es. Anstatt, wie es der Generalissimus Schwarzenberg gewünscht hatte, zur großen Armee nach Böhmen zu rücken und mit dieser vereinigt nichts zu thun, machte er mit seinem Heere rechtsum, zog an die Elbe und — ja — und —

Und so donnerten am 3. Oktober die Kanonen bei Wartenburg. Das war Yorks großer Ehren- und Ruhmestag, als er hier gegen Marschall Bertrand sich und dem ganzen Heere den Übergang erzwang. Hier zeigte der alte Isegrim wieder einmal, was an ihm war von eiserner Zähigkeit, von unbezähmbarer Energie. „Ist ein Schwerenöter, der York,“ meinte von ihm heute Blücher, der sich manchmal sonst nicht recht mit dem bissigen Herrn vertragen konnte. „Beißt nicht immer gleich an. Aber wenn er schon 'mal im Feuer ist, dann hab' ich keinen lieber wie ihn!“

Mit York — dem „York von Wartenburg“ — erwarben sich seine tapferen Unterführer, der Prinz Karl von Mecklenburg, die Obersten von Horn und von Steinmetz vor allen, hohen Ruhm, erkämpften sich die Truppen des Corps neue Lorbeeren. Es war nichts Geringes, die Franzosen aus ihrer felsenfesten Stellung herauszuwerfen, und es gelang nur, indem York die fast uneinnehmbare Front links umging und den Franzosen in die rechte Flanke fiel. Erst als er hier das Dorf Bleddien mit stürmender

Hand genommen, konnten die Bataillone Horns, die schlesischen Landwehrbataillone und das zweite Bataillon des Leibregiments, gegen Wartenburg selbst vordringen. Durch tiefen Sumpf watend, oft bis an den Leibgurt im Schlamm, stürmten die Tapferen todesmutig vor —

„Ein Hundsfott, wer noch schießt!" rief der Oberst Horn den Seinen zu. „Laßt die Bajonette sprechen!" Und drauf ging's, hinauf auf den Damm, hinein in das Dorf, hindurch durch die feindlichen Linien. Und dann hieben die schwarzen Husaren nach, und die Brandenburger Kameraden thaten neben den Mecklenburgern ihr Bestes, bis der Feind sein Heil in aufgelöster Flucht suchte.

Es war ein schöner Tag, ein Tag der Ehren, der Tag von Wartenburg!

Hatte da am Morgen, als der Übergang begann, eines der schlesischen Landwehrbataillone auf der Brücke unter Blüchers Augen nicht ordentlich Ordnung halten wollen, todmüde wie es war. Der alte Feldherr war sehr ärgerlich geworden, als er das mit ansah, und war hart auf das Bataillon losgefahren: „Ihr Kerle, ihr Nichtsnutze, ihr scheint keene Lust zu han, drüben anzubeißen. Das Dunnerwetter soll euch aber regieren, wenn ihr nicht fortmacht. Ich lasse Kanonen auffahren und euch kartätschen, ihr Kerle ihr!"

Er konnte nämlich sehr deutlich werden, der alte Blücher. Grob wie Bohnenstroh wär' er! sagten manche, die ihn nicht besser kannten.

Als nun die Schlacht geschlagen und der Sieg errungen war, ritt der Feldherr über das Schlachtfeld, und alle Truppen jauchzten ihm zu — nur das gescholtene Bataillon, das sich gerade heut besonders ausgezeichnet, blieb totenstill. Kein Zuruf, kein Freudenlaut kam aus seinen Reihen. Da biß der Alte sich auf die Lippen, strich sich seinen langen, weißen Husaren-Schnurrbart und wandte sich dem Bataillon zu: „Kinners, seid doch keine dummen Deubels nich! Weiß ja, daß ihr alle tüchtige Kerle seid — ick hatte vorhin ja man bloß gespaßt!"

Und nun brach das ganze Bataillon in Jubel aus. Seine Ehre war wieder hergestellt, sein Ruf in der Armee gerettet.

Hundert Schritt weiter stand das zweite Bataillon vom Leibregiment. Hier ritt York heran, der mit dem Lob sonst über die Maßen Karge, immer Ernste und Gemessene, und während er an

der Front vorüberritt, behielt er vom ersten bis zum letzten Zuge den Hut in der Hand: „Dies ist das brave Bataillon, vor dem wir und die ganze Welt Respekt haben müssen!“ sagte er bedeutsam.

Das sind so kleine Züge aus dem preußischen Heeresleben, die jedem, der Verständnis für den Geist einer Truppe hat, zeigen, wie in diesem Heere voller Eigenart General und Mannschaft zu einander standen und stehen, wie sie aufeinander eingespielt sind und sich verstehen, damit, wenn's das Höchste gilt, auch das Höchste gefordert und geleistet werden kann! Ehedem war es so, und heute ist's, Gottlob, nicht anders.

Hat da auch einer der Mitkämpfer von Wartenburg — kein Geschichtsbuch kennt und nennt seinen Namen — ein schönes Lied gedichtet, das im Yorkschen Corps fürderhin auf allen Märschen erklang, das Lied vom Übergang bei Wartenburg, zu singen nach der Melodie „Prinz Eugen, der edle Ritter“:

„Aus dem Hauptquartier von Jessen
Schrieb, nach reiflichem Ermessen,
Vater Blücher den Befehl:
Morgen früh soll York marschieren,
Übern breiten Elbstrom führen
Sein Armeecorps ohne Fehl.

Darauf schlug man nachts zwei Brücken,
Daß man könnt' hinüberrücken,
Zu verjagen dort den Feind,
Der auf Wartenburg sich stützte,
Den der hohe Elbdamm schützte,
Und des Siegs gewiß sich meint.

Ihm so zogen wir entgegen;
Der Scharfschützen Kugelregen,
Von dem hohen Elbwall her,
Und die feindlichen Kanonen
Blitzten auf die Bataillonen
Ein verheerend Kugelmeer.

Mit dem Reste der Brigade
Eilt Prinz Karl am Elbgestade,
Feindes Flanke zu umgehn.
Von ihm wird Bleddien genommen,
Mancher Kam'rad mußt umkommen,
Konnt' des Kampfes Lohn nicht sehn.

Durch Morast und durch Granaten
Mußten wir dann vorwärts waten
Nach dem wohlbesetzten Wall.
Ihn nun mutig wir ersteigen,
Marschall Bertrand muß uns weichen,
Und der Feind flieht überall.

Wartenburg ist bald genommen,
Und es waren umgekommen
Von dem Feind dreitausend Mann.
Und nach blut'gen, schweren Stunden
Hat das Yorksche Corps gefunden
Eine freie Siegesbahn.

Gen'ral York thät wohl verspüren,
Wie er müsse honorieren
Heut das zweite Bataillon.
Zog den Hut vor jedem Streiter —
Und das Heer zog jubelnd weiter,
Wollte keinen andern Lohn!"

Unserm Junker Salden war der Tag eine schwere, herbe Prüfung gewesen. Die Kameraden schlugen, und er mußte fern sein; er hörte den Donner der Geschütze und das rollende Kleingewehrfeuer hinüberklingen vom andern Elbufer, und er durfte nicht mitthun am schönen Ehrenwerke!

Mißmutig stand er neben seinem Wagen, lauschte wieder und wieder in die Ferne hinaus, verfolgte in Gedanken die stürmenden Kameraden, sah sie im Geiste von Stellung zu Stellung eilen, bangte, wenn das Feuer nachließ, und jubelte, wenn es entscheidend anschwoll, bis sein Verstummen ihm den Sieg kündete.

Schweigend und unthätig saß Grete Welter an ihrem Feuer und starrte in die glimmenden Kohlen. Was kümmerte sie heute der Kampf und der Sieg? Was kümmerte sie das Brausen und Dröhnen des Gefechts? Sie hatte in der Stille ihrer eignen Brust selbst einen schweren, ernsten Kampf auszukämpfen, das einfache, wackere Mädchen mit dem heißen Herzen und dem geraden Sinn.

Ja, es war ein schwerer, harter Kampf gewesen. An jenem Abend, als Hans Salden sich über ihre Hand gebeugt und sie geküßt, als sei es die Hand einer Gräfin, da war sie hinweggeeilt ins Dunkle, um ihre Thränen zu verbergen. Da war's ihr mit einem Male ganz klar, schreckensklar geworden, daß der Junker

nichts, gar nichts für sie empfand, als Dankbarkeit. Ihr Herzblut hätte sie für ihn hingegeben, wenn er sie einmal, ein einzig Mal nur herzlich an sich gezogen, einmal seine Lippen auf ihren Mund gedrückt hätte — der ehrerbietige Kuß auf die Hand hatte ihr einen Schmerz verursacht, als ob ihr ein Dolch mitten ins Herz gestoßen würde. Zuerst hatte sie die Hand ins Wasser getaucht und auf der Stelle, die Saldens Lippen berührt, herumgerieben, als brenne dort ein glühender Ätzfleck; dann wieder preßte sie dieselbe Stelle an ihre Lippen, und heiße Thränen rannen über die Hand.

Und dann hatte sie sich lang hingeworfen auf den tauigen Rasen und, die Zähne fest aufeinander gebissen, die lange, lange Nacht durchwacht, bis das Morgenrot am Horizonte emporstieg, und der neue Tag sie zu neuem Leide rief.

Aber Grete Welter war ein verständiges Mädchen. Es kam nach dem ersten Schmerz auch die ruhigere Überlegung. Sie kämpfte einen guten Kampf mit sich, und sie siegte über sich selbst. Sie wollte stark sein, und sie war stark. Niemand, selbst Hans Salden nicht, sollte ahnen, was sie das Überwinden koste.

Und in diesem guten Kampfe wandelte sich die Glut in ihrem Innern in eine ernste Pflichterfüllung. Aus der fröhlichen, übermütigen Marketenderstochter wurde wirklich eine barmherzige Samariterin, deren stilles Wohlthun bald nicht mehr dem allein, den sie geliebt, das allen, die ihrer Hilfe bedürftig schienen, zu teil wurde.

Als der Gefechtslärm drüben verstummt war, stand sie still auf und trat vor den Vater hin, der neben Hans Salden stand und „den jungen, gnädigen Herrn“, der gar so trübselig dareinschaute, mit einigen lustigen Geschichtchen aus dem Feld- und Lagerleben zu erheitern suchte.

„Ich gehe jetzt, Vater!“ sagte sie leise, ohne den Blick zu erheben, um den Augen Saldens nicht zu begegnen. Sie sagte es, als sei es selbstverständlich, daß der wisse, was Grete Welter vorhabe.

Der Vater aber fuhr herum: „Was soll's, Deern? Wohin willst du gehen?“

„Über die Elbe — zu den Verwundeten!“ entgegnete sie ruhig.

„Was? Zu den Verwundeten?“ brauste der Marketender auf. „Ist das deines Amtes? Was willst du da? Hier gehörst du her!“

Sie schwieg einen Augenblick. „Laß mich gehen, Vater,“ wiederholte sie dann. „Ich kann nicht anders.“

Und ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sie sich und verschwand im Abendschatten.

Der Vater wollte ihr nachstürzen. „Verrücktes Frauenzimmer!“ sprudelte er heftig hervor. „Ist mir so was schon vorgekommen —“

Aber Hans Salden legte ihm beruhigend, leise und doch bestimmt, die Hand auf den erhobenen Arm. „Laßt sie gehen, Welter. Hab' ein Anrecht drauf, so zu Euch für sie zu sprechen, Mann. Denkt an Kolberg. Und es ist am besten so! — — Gott hat ihr einen schönen Beruf ins Herz gelegt! Was sie an mir gethan, war nur eine Vorschule, eine Prüfung — jetzt geht sie der Erfüllung entgegen.“

Verständnislos sah der rauhe Mann den Junker an.

Der aber faltete ernst die Hände und sprach ein stilles herzinniges Gebet.

---

## Neuntes Kapitel.

**Die Völkerschlacht bei Leipzig. Hans Salden macht einen kühnen Ritt, spricht mit Napoleon, holt sich die Offiziersschärpe und sieht seinen Prinzen wieder. Frei bis zum Rhein!**

Am Abend des 15. Oktober war's und in dem alten Ratskeller der Saalestadt Halle.

Da saßen sie beisammen, wohl an die hundert Offiziere, Landwehrmänner und Freiwillige, die einst in der alten Universitätsstadt studiert und nun das Cereviskäppchen mit der Feldmütze und den Schläger mit dem Säbel oder der Muskete vertauscht hatten. Saßen und feierten beim fröhlichen Kommerse nach altem guten Brauch, tranken und sangen.

Und mit ihnen waren auch so manche andere gekommen, die nicht zu den Studierten gehörten, aber mit diesen gleichen Geistes Kinder waren — voll von glühender Vaterlandsliebe, erfüllt von glühendem Hasse gegen den Feind, den Unterdrücker.

Auch Hans von Salden hatte sich eingefunden. Mit einem Kreise befreundeter Offiziere saß er an einem Ende des großen Tisches, ein wieder völlig Genesener, und freute sich des frohen Treibens, in dem doch auch manch gutes und manch ernstes Wort fiel.

Man stand vor einer großen Entscheidung, das fühlte ein jeder. Und niemand war um den Ausfall bange, noch sorgte einer für das eigene Los.

„Die Entscheidung hätte ja schon längst fallen müssen, wenn die Hauptarmee es uns gleich gethan und fest zugegriffen hätte," meinte einer der Kameraden. Ein zweiter setzte hinzu: „Und wenn der sehr werte Herr Kronprinz von Schweden, mit Verlaub zu sagen, nicht die Hosen voll —"

Der Hauptmann verschluckte den Rest seines Satzes, und alles lachte. „Na, 's ist doch wahr!" meinte der erste wieder. „Was sind wir durch seine Schuld in den letzten vierzehn Tagen herumgezerrt worden — vorwärts und rückwärts, und wieder ein Stücklein vorwärts und noch ein Stücklein zurück! Hol's der

Geier, es wird Zeit, daß unser Blücher ein Ende macht und den französisch-schwedischen Herrn ernstlich ins Schlepptau nimmt."

„Wird schon geschehen, muß ja endlich geschehen! Die Hauptarmee ist ja jetzt allem Anschein nach dicht vor Leipzig, und Meister Napoleon hat seine ganze Macht auch in und um die Pleißestadt zusammengezogen. Jetzt heißt es entweder — oder! Biegen oder brechen! So heißt's für uns — heißt's erst recht auch für ihn."

„Sie, kluger Mann, können Sie uns vielleicht verraten, wie stark man bei unsern hohen Stäben jetzt den Napoleon schätzt?"

„Schwer zu sagen! Viel über 160 000 Mann dürften es nicht mehr sein! Aber sie führt eben ein Napoleon!"

„Hören Sie, Liebster, alle Achtung vor dem Genie des Kaisers, wir sind doch aber auch nicht gerade schlecht beraten — zumal wir unter Blücher und Gneisenau. Gleichviel jedoch — können Sie uns auch einige Angaben darüber machen, welche Kräfte wir zusammen wohl dem Kaiser entgegenstellen werden?"

„Wenn es wirklich zu einer gemeinsamen Schlacht bei Leipzig kommt — eine gewaltige Überlegenheit! Ich hörte neulich, wie Gneisenau eine Berechnung aufstellte. Danach müßte die Hauptarmee gegen 130 000 Mann stark sein; wir, die schlesische Armee, zählen etwa 55 000 Mann, die Nordarmee gegen 70 000, und dazu käme noch das russische Reserveheer unter Benningsen mit fast 40 000 Mann!"

„Macht rund 300 000 Mann!" ergänzte Hans Salden.

„Also eine doppelte Überlegenheit! 's ist eigentlich unglaublich, daß Napoleon den ungleichen Kampf überhaupt aufnimmt."

Der Generalstäbler zuckte die Achseln. „Man muß ihn doch bewundern, wie man ihn auch hassen mag. Es steckt etwas Dämonisches in dem Manne, eine Energie, eine Umsicht, eine Entschlossenheit, die ihresgleichen nicht hat!"

„Bruderherz — mir ist deine kühle Ruhe nicht gegeben! Ich kann den Mann nicht bewundern, der um nichts, als um des eigenen Ruhmes, der eigenen Ehrgeizes willen die Hunderttausende in den Tod hetzt!" rief der treffliche Heinrich von Krosigk herüber, der die brandenburgischen Füsiliere befehligte. „War gestern draußen auf meinem Gut Popplitz — ihr wißt, es liegt in der Nähe. Herrens, das Elend hättet ihr sehen sollen! Das Herz kehrte sich mir im Leibe um: alles ausgeplündert, die Häuser zum Teil abgebrannt, die Bauern nackt bis aufs Hemde! Die guten braven Leute: sie hatten alles Eigene hergegeben, aber an das

Meinige hatten sie sorgend und erhaltend gedacht — sogar meine Bibliothek haben sie den Händen des Feindes entzogen! Pfui über die Räuber und ihren Räuberhauptmann!"

Und wie zur Bekräftigung der Krosigkschen Rede drang jetzt von dem andern Ende der Tafel ein altes Burschenlied herüber — ein Lied mit neuen Variationen, wie sie der Augenblick eingab.

„Wer kommt dort von der Höh'? Wer kommt dort von der Höh'?
Wer kommt dort von der ledernen Höh', ci ça ledernen Höh',
Wer kommt dort von der Höh?'"

Und der Chor antwortete:

„Es ist Napoleon —
Es ist Napoleon —
Es ist der Schuft Napoleon!
Es ist Napoleon!"

„Ja, herunter muß er von seiner Höhe!" donnerte Krosigk durch den Saal. „Ein Schmollis, Ihr Brüder! Sieg oder Tod!"

„Sieg oder Tod! Sieg oder Tod!" hallte es wieder, und plötzlich sprang ein junger Freiwilliger von den Brandenburger Husaren auf den Tisch: „Darf ich den Herren ein Gedicht vortragen, das unser Körner, kurz ehe er bei Wöbbelin den Heldentod erlitten, gedichtet? Das ‚Gebet vor der Schlacht'?"

Tiefe, feierliche Stille trat ein, während der Jüngling mit begeistertem Schwung begann:

„Hör uns, Allmächtiger!
Hör uns, Allgütiger!
Himmlischer Führer der Schlachten!
Vater, dich preisen wir!
Vater, dir danken wir!
Daß wir zur Freiheit erwachten!"

Unwillkürlich hatten sich im Kreise der soeben noch so übermütigen Zecher die Hände zum Gebet verschlungen, und in manchem Mannesauge glänzte eine heilige Thräne.

Und wieder begann der Jüngling:

„Wie auch die Hölle braust,
Gott, deine starke Faust
Stürzt das Gebäude der Lüge!
Führ uns, Herr Zebaoth,
Führ uns, dreiein'ger Gott,
Führ uns zur Schlacht und zum Siege!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war am Abend desselben 15. Oktober 1813, daß südlich von Leipzig, in der Richtung auf Pegau, drei weiße Raketen gleichzeitig hoch in die nächtliche Finsternis emporstiegen — kurz darauf gaben ihnen nördlich, auf Halle zu, vier rote die Antwort: es waren die verabredeten Zeichen des Hauptheeres und der schlesischen Armee, daß die Entscheidung bevorstünde.

Das Netz hatte sich um den Schlachtengewaltigen zusammengezogen, daß es kein Entrinnen für ihn zu geben schien. Aber der Löwe zeigte noch einmal seine Pranken, und mit tödlichen Hieben breitete er Mord und Verderben um sich her!

Am Tage vorher schon hatte es im Süden von Leipzig ein heftiges Reitergefecht gegeben. Die Vorhut der Hauptarmee, eine große Reitermasse unter dem russischen General von Pahlen, hatte sich mit den Kavalleriescharen gemessen, welche Napoleon unter dem erprobten Befehl Murats, des Königs von Neapel, vereinigt. Bei einem Haar, und der König, weithin erkennbar an seiner leuchtenden, phantastisch aufgeputzten Uniform, wäre dabei die Beute des tollkühnen preußischen Lieutenants Guido von der Lippe von den neumärkischen Dragonern geworden. „Das ist der König von Neapel! Den müssen wir fangen! Mir nach, Dragoner!“ hatte der jugendliche Offizier ausgerufen, als er die goldschimmernde Reitergestalt im Wogen des Kampfes erblickte, und mitten durch die Feinde war er, von wenigen Plänklern gefolgt, auf die Suite des Neapolitaners losgesprengt. Wenig fehlte, und das Unternehmen wäre geglückt: das unmittelbare Gefolge des Königs wurde durch den plötzlichen unerwarteten Ansturm des Lieutenants zersprengt. Murat selbst wandte sich, nur von einem einzigen Bereiter gefolgt, zur Flucht, und hinter ihm her jagte Lippe. Schon ist er dicht bei ihm: „Halt, König, ergib dich!“ — da wendet der Bereiter sich um, und sein aufs Geratewohl abgegebener Pistolenschuß wirft den tapfern Preußen aus dem Sattel.

Der 15. Oktober war verhältnismäßig still und ruhig verlaufen.

Napoleon hatte ihn benutzt, sein Heer im weiten Umkreis gegen die Hauptarmee der Verbündeten aufzustellen. Blücher und die Nordarmee wähnte er noch nicht sonahe, daß sie ihm ernstlich gefährlich erschienen; seine Hoffnung, seine einzige wohl, war es, mit Schwarzenberg abrechnen zu können, ehe er von Norden her angegriffen wurde. Im Süden hatte er daher seine Hauptmassen vereinigt. Da stand bei Markleeberg, an die Pleiße sich anlehnend,

der tapfere Pole Fürst Poniatowski mit dem 8., Marschall Augereau mit dem 9. Corps, neben ihnen in und um Wachau Marschall Viktor mit dem 2. Corps, Murat mit seinen Reitergeschwadern; links bei Liebertwolkwitz Lauriston mit dem 5., Macdonald mit dem 11. Corps — hinter ihnen als Reserve bei Probstheida die Garden, der Kern des Heeres. Gegen Norden hatte der Kaiser nur den Marschall Marmont zur Beobachtung Blüchers und, im Notfall, zu dessen Abwehr nach Möckern entsendet. Seine einzige Rückzugslinie über die Elster bei Lindenau zu sichern, war das Corps Bertrand bestimmt.

So erwartete in voller Rüstung der Kaiser seine übermächtigen Gegner.

Und sie kamen.

Um die neunte Morgenstunde des 16. Oktobers verkündeten drei Kanonenschüsse den Beginn des Kampfes, der Entscheidungsschlacht.

Beim Heere Schwarzenbergs fielen sie — in vier mächtigen Kolonnen rückte die Hauptarmee gegen die französische Stellung an. Österreicher unter General von Meerveldt in dem engen Raum zwischen dem Zusammenfluß der Elster und Pleiße; Kleist mit seinen Preußen gegen Markleeberg; der tapfere Prinz Eugen von Württemberg mit russischen Truppen gegen Wachau; ein anderes russisches Corps unter Gortschakow, verstärkt durch die preußische Brigade von Pirch, gegen Liebertwolkwitz; noch weiter rechts von diesen der Österreicher Klenau.

Markleeberg wurde erobert, Wachau fiel unter dem heldenhaften Ansturm des Prinzen Eugen. Der blutige Tanz fing nicht unübel an. Aber es war ein Napoleon, der hier zum Tanze aufspielte.

„Schaffen Sie mir alles, was Sie an Geschützen auftreiben können, hier auf die Höhe gegenüber Wachau!“ befahl der Kaiser seinem Artilleriegeneral Drout, und bald donnerten an 150 Geschütze und überschütteten die wackeren Eroberer des Dorfes mit einem vernichtenden Kugelregen

„Die junge Garde vor!“ befahl der Kaiser weiter.

Heldenmütig stürmten die Bataillone der vielerprobten Kerntruppe auf Wachau ein.

„Vive l'empereur! Vive l'empereur!“

Und Wachau wurde erstürmt.

Aber es sollte den Franzosen nicht lange bleiben. Dem Sturm-

ruf der Garden Napoleons setzte das erneute russische Hurra! ein Halt. Und wieder wurde der fast in einen Trümmerhaufen verwandelte Ort von den Verbündeten genommen, und wieder wurde er verloren. Und auch Liebertwolkwitz fiel nach blutigem Ringen schließlich den Franzosen wieder zu — —

Eine stundenlange Kanonade folgte. Gegen tausend Geschütze, hüben und drüben, machten den Erdboden erdröhnen — die ältesten Veteranen erinnerten sich nicht eines gleichen verheerenden Geschützkampfes.

Sinnend, ein Bild von Stein, hält Napoleon bei Wachau.

„Murat!“

„Sire!“

„Nimm die gesamte verfügbare Reiterei und stürze dich auf das feindliche Centrum!“

Es war gegen 3 Uhr nachmittags, als der König von Neapel seine Geschwader zwischen Wachau und Liebertwolkwitz geordnet hatte — die Reiter von Latour-Maubourg, die Regimenter von Milhaud, die Lanciers der Garde.

Plötzlich schweigen sämtliche französischen Geschütze, und wie eine Sturmeswolke brausen die 10 000 Pferde über die Ebene, ein grausiges Hagelwetter!

Auf die soeben von Wachau auf Güldengossa zurückweichenden, schon halb zerschmetterten Truppen des Prinzen von Württemberg trifft der erste ungeheure Stoß.

„Formiert das Karree!“

Mühsam ballen die Bataillone sich zu Klumpen zusammen.

„Karree — Feuer!“

Die Reitergeschwader teilen sich, weiter sausen sie, an den Streitbarsten abprallend, auf Güldengossa zu. Die russischen Gardereiter werfen sich ihnen entgegen und zerschellen vor dem gewaltigen Ansturm. Und weiter stürmen sie — weiter — —

Auf dem Wachtberge bei Güldengossa halten die verbündeten Monarchen: der Zar, der Kaiser von Österreich, König Friedrich Wilhelm.

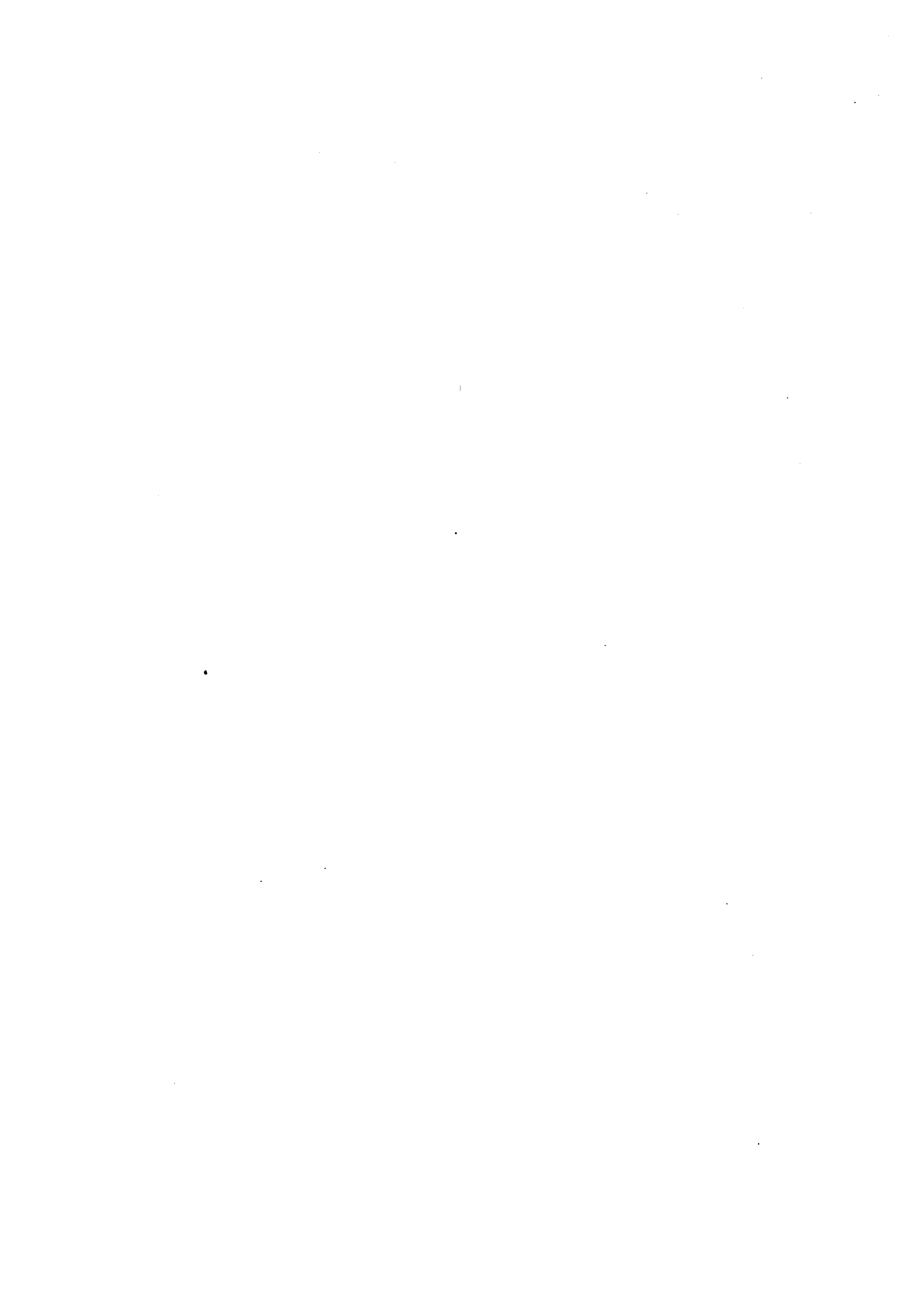
Unmittelbar auf sie braust jetzt das Gewoge der Reiter von Milhaud, Murat, Bordesoult los.

Einen Moment scheint die Freiheit, das Leben der Herrscher bedroht. Nur ein kleiner Teich trennt die feindlichen Geschwader noch von ihnen. Die Pferde werden vorgeführt — Fürst Schwarzenberg reißt selbst den Degen aus der Scheide — die



Im Reiterkampf in der Völkerschlacht bei Leipzig.

„Und weiter stürmen sie — weiter — —“



schwachen Bedeckungsschwadronen eilen todesgewiß den Reitermassen entgegen.

Und drüben auf der Höhe von Wachau steht der Erzgegossene und sieht triumphierend auf das Fortschreiten seiner Getreuen.

„Berthier!“

„Senden Sie nach Leipzig — man soll von allen Türmen läuten! Die Schlacht ist gewonnen!“

Gewonnen war die Schlacht nun freilich nicht. Der gewaltige Reitersturm ebbte im letzten entscheidenden Augenblick. Die Pferde, auf den Tod ermüdet durch den ungeheuern Ritt, versagten. Alles, was in der Nähe der Monarchen gewesen, setzte dem Muratschen Stoß einen verzweiflungsvollen und nicht erfolglosen Widerstand entgegen — der König von Neapel mußte umkehren — der Durchbruch des Centrums der Verbündeten war nicht völlig gelungen.

Aber trotzdem konnte Napoleon mit Fug und Recht stolz auf die bei Wachau und Liebertwolkwitz errungenen Erfolge blicken. Der Angriff der Armee Schwarzenbergs war nicht nur zum Stillstand gebracht, an den entscheidenden Stellen war das Übergewicht den Franzosen zugefallen. General von Meerveldt hatte zwischen Elster und Pleiße nicht vordringen können, ja er wurde selbst gefangen genommen; Wachau und Liebertwolkwitz, die Stützpunkte der ganzen Stellung, blieben den Franzosen; Klenau begann eine rückwärtige Bewegung; auch Lindenau hatte der tapfere Bertrand zu behaupten gewußt; nur die Preußen unter Kleist hielten Markleeberg mit zäher Hartnäckigkeit fest.

Gelang es Napoleon, am nächsten Tage genug Kräfte verfügbar zu machen, um die errungenen Vorteile auszunutzen — die Schlacht bei Leipzig hätte dem ganzen Feldzug eine andere Wendung zu seinen Gunsten gegeben!

Daß dem nicht so war, daß die Völkerschlacht bei Leipzig zum gewaltigen, entscheidenden Siege für die Verbündeten wurde, das ist allein des Leberecht Blüchers unsterbliches Verdienst!

Wo war Blücher, wo war unser Marschall Vorwärts inzwischen?

Die weißen Raketen, Schwarzenbergs Zeichen, hatten ihn nicht vergebens zum Mitthun aufgerufen — ja, der old Blücher hätte sich wohl auch ohne das Raketenzeichen das Mitthun niemals verwehren lassen.

In der achten Morgenstunde des 16. war Blücher bereits bei den Vortruppen Yorks in der Höhe von Lützschena. Allgemach

setzte sich sein Heer auf Leipzig zu in Bewegung — die erprobte Reiterei voran, das Corps York rechts, das russische Corps Langeron links hinterdrein, Sacken als Reserve folgend.

Blücher selbst, wie fast immer, vorn bei der Reiterei.

Noch war man nicht weit gekommen, als der General sich zu seinem Stabe umwandte. „Spitzt mal die Ohren! Es knallt! Wir müssen uns zuhalten. Sie sollen nicht sagen, daß sie auf den alten Blücher hätten warten müssen!"

Wahrhaftig! Dumpf erst, dann immer mächtiger und deutlicher anschwellend, klang von Süden her der Kanonendonner herüber.

Unwillkürlich wurde die Gangart beschleunigt.

Kam da zwar inzwischen auf dem Marsche wieder ein Schreiben vom Kronprinzen von Schweden voller Bedenken und mit der Mitteilung, daß der Herr Bernadotte heute zu seinem größten Bedauern verhindert sei, mit dreinzuschlagen. Das störte den Leberecht aber nicht sonderlich. Er schüttelte sich bloß, wie vor Ekel, und kommandierte „Vorwärts!"

Aber immerhin verging der Vormittag, vergingen die ersten Nachmittagsstunden mit dem Anmarsch, mit den leichteren Plänkeleien gegen die feindlichen Vortruppen. Ohne sonderliche Schwierigkeit zwar stieß Langeron dieselben, Radefeld und Freirode erobernd, über den Haufen; er fand erst bei Wiederitsch ernsteren Widerstand. Schwerer ging es bei York vor sich. Auch hier wichen freilich die französischen Vortruppen zurück, vor Möckern indessen kam es zum blutigen Streite. Hier hatte der Marschall Marmont sich zum äußersten Widerstand eingenistet.

Das rechte Gegenstück zu Wachau war dies Möckern!

Zuerst beißt der tapfere Major Hiller von Gärtringen mit seinen Bataillonen an, während die Batterien von Horn und Hünerbein ihn unterstützen. Es gelingt ihnen, in das Dorf einzudringen, aber nicht sich drinnen zu behaupten.

„Die Brigade Prinz Karl von Mecklenburg vor!"

Oberst von Lobenthal von Saldens Regiment hält vor der Front. „Wir sterben oder siegen! Tirailleurs vor!"

Eine dichte Schützenkette schiebt sich an den Feind.

Sie steht, sie kann nicht weiter. Allzu verheerend sprüht das Feuer aus den Hecken und Gartenmauern, allzu stark ist die große Batterie, die Marmont auf der Höhe postiert.

„Gewehr zur Attacke rechts!"

Die Trommeln rasseln, die Signalhörner klingen in den grausen Schlachtenlärm.

„Regiment — marsch!"

Und im Sturmschritt gehen die Bataillone gegen Möckern vor. Wohl reißen die Granaten breite Lücken. „Was fällt — fällt! Vorwärts! Vorwärts!"

Und nun ein lautes, dröhnendes, jubelndes Hurra!

Die geschlossenen Massen haben die Schützen mit sich fortgerissen — die braven Ostpreußen werfen den Feind aus der Umfassung heraus, sie dringen die Dorfstraße entlang —

Vergebens — auch sie müssen zurück! Mühsam nur behaupten sich einzelne Trupps in einigen Häusern, hier einen verzweifelten Kampf gegen die Überzahl weiterringend.

Der alte Isegrim aber ist nicht zu erschüttern. Er sprengt zur ersten Brigade.

„Herr Oberst von Steinmetz!"

„Eure Excellenz!"

„Wir müssen Möckern nehmen — wir müssen! Ich vertraue auf Sie!"

„Zu Befehl, Eure Excellenz!" Der mutige Steinmetz wendet sich um. Hell klingt seine Stimme durch das rollende Gewehrfeuer und das Donnern der Geschütze.

„Die Brigade in zwei Treffen formieren! Die Bataillone Maltitz und Larisch ins erste Treffen! Brigade vorwärts — marsch!"

Und aufs neue begann der blutige Tanz.

Heldenmütig, fest wie auf dem Revueplatz, drangen die Bataillone der Brigade Steinmetz vor — die letzten Bataillone, die York verfügbar machen konnte.

Der Oberst Steinmetz stürzt — vorwärts! Oberst Losthin bricht verwundet zusammen, die Majore Leslie, Maltzahn, Kosseki, Mumm fallen — vorwärts — nur vorwärts!

Breite Lücken reißt das Feuer der Marmontschen Batterie. Hier und dort schwankt ein Zug, ein Glied scheint sich aufzulösen —

„Vorwärts! Vorwärts!"

Und die Trommeln rasseln ihr „Rrtamm! Rrtamm!" — die Regimentsmusik bläst den Sturmmarsch —

„Wer bleibt, stirbt den Tod für das Vaterland! Vorwärts, vorwärts!"

Jetzt sind sie im Dorf, sie dringen bis an die letzten Gehöfte vor, auch seitwärts des Ortes machen die braven Bataillone Fortschritte —

Aber es genügt nicht — der feuerspeiende Berg, den Marmont mit seinen Geschützen gekrönt, ist nicht zu nehmen! Der Angriff stockt wieder, unmittelbar fast vor dem Ziele — vergebens sind die Tausende gefallen —

Unser Junker war um diese Stunde — es mochte gegen halb sechs Uhr nachmittags sein — von Gneisenau an York abgeschickt worden, um diesem über den Stand des Gefechts bei dem Langeronschen Corps Mitteilung zu überbringen. Gerade in den entscheidendsten Augenblicken kam er bei York an, der trotz seiner verzweifelten Lage keinen Moment seine außerordentliche Ruhe verloren hatte. Auch jetzt hörte er die Meldung Saldens völlig gleichmütig an, warf dann einen kurzen Blick auf des Junkers Pferd und sagte: „Sind mir zwar nicht unterstellt, Fähnrich, können aber doch mal 'nen kleinen Ritt für mich machen! Da, am Wege, rückwärts Möckern, werden Sie Sohr finden. Sagen Sie ihm, es wäre jetzt Zeit!“

Hans Salden sprengte davon.

Ah, da war er ja wirklich, der Major von Sohr mit seinen Brandenburger Husaren.

„Es wäre Zeit, läßt Excellenz sagen, Herr Major!“

„Schön!“ meint dieser kaltblütig und reitet etwas nach vorn, um besser Umschau halten zu können.

Der Junker bleibt, brennend vor Begier, dicht neben ihm.

Dort liegt das Schlachtfeld. In Möckern tobt der Kampf noch, aber die preußischen Linien seitwärts des Dorfes sind augenscheinlich erschüttert, die eigene Artillerie ist niedergekämpft. Und unaufhörlich schleudern die feindlichen Geschütze Tod und Verderben.

Jetzt wendet Sohr sich um. Er winkt nach rückwärts.

„Eskadron — Trrab!“

Und wieder: „Gewehr — auf!“ Die blanken Klingen fliegen aus den Scheiden. — „Galopp — marsch!“

Eine Wolke von Staub wirbelt auf — her geht es im Wirbeltanz über die nächsten feindlichen Haufen — zersprengt! — da die Geschütze — genommen! Und nun dort die Reiter, die sich endlich zum Schutz ihrer Batterie dem überraschenden Angriff entgegenwerfen wollen! Auf sie — auf sie!

„Hurra! Hurra!“

Und den Sohrschen Husaren sind die andern Reiterregimenter des Yorkschen Corps gefolgt, die schwarzen Husaren, die den

Totenkopf am Tschako tragen, die wackeren Mecklenburger, die vom ostpreußischen Nationalregiment und die Litauer unter dem trefflichen Jürgaß! Und sie fegen die Bahn rein, und sie jagen mitten durch die feindliche Stellung, über die Karrees und über die Geschütze hinweg bis in den Rücken der Marmontschen Regimenter.

„Hurra! Hurra!"

Der Tag ist entschieden — entschieden durch den kühnen Angriff der preußischen Reiter, entschieden durch die zähe Ausdauer der preußischen Infanterie.

In wilder Flucht flutete der Feind bis fast unter die Thore von Leipzig zurück — hier im Norden hatte preußische Tapferkeit den glänzendsten Sieg errungen. Wohl war er teuer erkauft; mit 21 000 Mann war York in den Kampf gezogen am 16. in der Morgenfrühe — als der Abend sich herabsenkte, waren kaum noch 13 000 unter den Fahnen!

Aber es war dafür auch ein ganzer, ein wahrhaft entscheidender Sieg — und die Landwehrmänner, die an diesem Abend bei den leuchtenden Wachtfeuern ihr „Nun danket alle Gott!" anstimmten, sie wußten, daß sie an diesem Tage Deutschlands Freiheit, die Freiheit des eigenen Herdes errungen hatten.

Junker Salden hatte die Attacke an Sohrs Seite mitgeritten. Jubelnd hatte er sich auf den Feind gestürzt, war's ihm doch, als sei er demselben — und sich selbst für seine lange Unthätigkeit eine besondere Revanche schuldig.

Schwer sollte ihm diesmal seine Tollkühnheit zu stehen kommen. Das Glück, das ihm so lange treu geblieben war, wollte, so schien es, nicht länger an seiner Seite verharren.

Allzu hitzig einen französischen Obersten verfolgend, bemerkte Salden nicht, wie ihn sein weitausgreifender Rappe immer mehr von den Kameraden hinwegtrug, bis der Verfolgte plötzlich kehrt machte und mit einem kleinen Trupp Dragoner, die sich allmählich um ihn gesammelt, nun seinerseits auf ihn eindrang. Wohl warf Salden jetzt schnell sein Pferd herum und suchte zu entkommen, es war jedoch zu spät. Im nächsten Augenblick schon war er umringt und trotz seiner verzweifelten Gegenwehr entwaffnet.

Ein Gefangener! Heute! Gerade heute, wo der herrlichste Sieg alle Opfer, alle Thaten krönen sollte! Heute, wo endlich, endlich die Entscheidung gefallen war, wo die Kameraden ohne

Zweifel jetzt sich glückwünschend die Hände schüttelten! Es war zum Rasendwerden!

Zähneknirschend gab Salden seinen Säbel endlich hin — was konnte er gegen die Übermacht thun!

Man behandelte ihn im übrigen gut, ließ ihm vorläufig sogar seinen Rappen und wies ihm in der Vorstadt Gohlis ein Zimmer an, das er mit einem gefangenen russischen Offizier teilen sollte. Er hatte dasselbe indessen kaum betreten, als ein Kapitän vom Stabe Marmonts kam und ihm mitteilte, daß er durch Leipzig nach dem Hauptquartier des Kaisers geführt werden solle. Napoleon, der übrigens, wie der Offizier nicht ohne eine gewisse Ironie hinzufügte, bei Wachau eine große Schlacht gewonnen habe, wünsche einige Gefangene von der Blücherschen Armee selbst zu vernehmen.

Es war ein schrecklicher Ritt an der Seite des Kapitäns quer durch die ganze Stadt Leipzig. Die Nacht war völlig herabgesunken, aber die Straßen wurden auf Befehl des Gouvernements durch die Bürger erleuchtet. Unaufhörlich kamen und gingen die Truppendurchzüge; neben den endlosen Kolonnen aller Waffengattungen indessen zogen lange Reihen von Munitionswagen, von Verpflegungswagen einher, bald sich mit jenen kreuzend, bald sie überholend. Da und dort standen auch wohl kleine Gruppen von Bürgern, ängstlich in die Ferne hinauslauschend. Dann wieder Trupps von Verwundeten; zu Fuß die einen, oft kaum verbunden, nur mühsam sich fortschleppend; auf Bahren, auf großen Strohwagen die andern. Plötzlich eine Stauung; vor einer als Hospital eingerichteten Kirche einige hundert Blessierter, vergebens um Aufnahme flehend, die ganze Breite der Straße mit ihren Leibern bedeckend! Klägliches Wimmern, laute Schmerzensschreie — Wehrufe nach Wasser und Brot! Weiter — weiter —

Dann endlich die Rochlitzerstraße — das freie Feld, erhellt von Hunderten von Wachtfeuern. Und hier die schimmernden fünf Zelte, die Salden noch von Rußland her kannte: das Feldlager Napoleons.

Der Kapitän sprang vom Pferde und übergab seinen Gefangenen einigen der wachehaltenden Grenadiere: „Ich melde Sie dem Kaiser!“

Salden sah ihn am Wachtfeuer sitzen, den kleinen Tisch mit den Karten vor sich, das mächtige Haupt tief auf die Blätter gebeugt. Was mochte er sinnen, der Gewaltige, der Schlachtengewohnte?

Tiefe Stille umher. Im Hintergrunde die Generale vom Dienst, einige Adjutanten um ein zweites Feuer versammelt, eine Anzahl Pferde dabei, gesattelt und aufgezäumt, zur sofortigen Verwendung bereit. Ringsum, gleich Bronzestatuen sich vom Nachthimmel abhebend, die Gestalten der Posten, regungslos, mit geschultertem Gewehr.

Plötzlich springt der Kaiser auf. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, schreitet er einigemale um das lodernde Feuer. Dann bleibt er stehen und blickt in die Glut — lange — schweigend —

„Berthier!“

„Sire!“

„Sind Gefangene vom Blücherschen Heere zur Stelle? Verständige Leute, aus denen etwas herauszubekommen ist?“

„Ein junger Offizier wurde mir soeben gemeldet, Sire!“

„Ich will ihn sprechen!“

Salden steht vor dem Kaiser. Hell beleuchtet das Wachtfeuer seine jugendliche Gestalt, deutlich zeichnen sich die Linien seines Gesichts ab.

Scharf und durchdringend sieht ihm der Kaiser ins Antlitz, fragend und forschend. Dann zuckt es plötzlich über die Mienen Napoleons — ein flüchtiges Aufleuchten, das sofort wieder der steinernen Ruhe weicht.

„Ich denke, ich kenne Sie, Monsieur! Wo war es doch? Ah — in Moskau — an der Beresina?! Ihr Name?“

„Von Salden, Sire!“

„Vraiment, von Salden! Und noch Kornet! Der Herr wäre unter meinem Adler schneller avanciert — er hatte das Zeug dazu!“

Salden schwieg.

Wieder begann der Kaiser den Rundgang um das Wachtfeuer. Dann blieb er kurz vor dem Junker stehen.

„Sie waren bei der schlesischen Armee? Das Blüchersche Corps ist stark mitgenommen, wie mir gemeldet wurde. Was wissen Sie davon?“

„Nur, daß Möckern genommen ist, und daß wir gesiegt haben!“

„Gesiegt —? Hélas, das werde ich morgen wett machen, wenn ich will! Gerade so, wie ich heute Ihre Hauptarmee schlug. Wo ist der Kronprinz von Schweden —“ ein spöttisches

Lächeln kräuselte die scharfgeschnittenen Lippen — „Monsieur Bernadotte?“

Im Fluge überlegte Salden. Sollte er die Wahrheit sagen?

„Soviel mir bekannt, bereit, morgen in die Schlacht einzugreifen, Sire!“

„Pah!“ machte Napoleon. „Ce piaffeur!“ Und wieder umschritt er das Wachtfeuer.

„Wie stark war Blücher heute?“

„Stark genug, um zu siegen!“

„Monsieur de Salden, Sie führen eine sehr dreiste Sprache! Vergessen Sie nicht, daß Sie in meiner Gewalt sind! Ich will wissen, ob sämtliche Corps im Kampf waren.“

„Nicht einmal das, Sire! Unser General hatte noch ein ganzes russisches Corps in Reserve.“

„Ah — Sie sprechen die Wahrheit, Monsieur?“

„Gewiß, Sire!“ Salden lag daran, die völlige Kampfbereitschaft der schlesischen Armee für den nächsten Tag klarzulegen, deshalb setzte er sogar ungefragt hinzu: „Das ganze Corps Sacken, Eure Majestät, ist kaum mit einem Mann zum Schuß gekommen.“

Napoleon kreuzte die Arme über der Brust und richtete seine großen, durchdringenden Augen so scharf auf Salden, als ob er auf dem Grunde der Seele des Jünglings lesen wollte. Ruhig, ohne mit der Wimper zu zucken, hielt der Junker den Blick aus.

Plötzlich wandte sich der Kaiser nach Berthier um. „Rufen Sie mir den General von Meerveldt!“ befahl er.

Einige kurze Minuten vergingen, dann erschien der gefangene österreichische Führer. Und nun entspann sich zwischen ihm und Napoleon jene historische Unterredung, in der Napoleon den ihm schon von früher her bekannten General mit Friedensvermittelungen betraute.

Salden war bescheiden einige Schritte zurückgetreten, aber er konnte fast jedes Wort des Gesprächs vernehmen. Er hörte, wie der Kaiser von seinen heute errungenen Vorteilen sprach, wie er die Stärke und Tüchtigkeit seines Heeres rühmte und dann dazu überging, die Vorteile hervorzuheben, welche Österreich gewinnen würde, wenn es sich zum Vermittler zwischen ihm und den andern Verbündeten mache. Er wünsche den Frieden, er wolle sich ganz auf Frankreich beschränken, alle Eroberungen bis zum Rhein herausgeben, Italien, Holland seine Selbständigkeit zurückgewähren!

Staunend vernahm Hans Salden diese Vorschläge. Es mußte schlimm um Napoleon stehen, wenn er, gerade er, sich zu derartigen Anerbietungen bequemte. Das war Blüchers, war Yorks Werk von heute, das aus ihnen wiederklang! Und Salden jubilierte innerlich, daß auch er vorhin die Lage der schlesischen Armee, das Herannahen der Nordarmee in das rechte Licht gestellt — wohl möglich, ja gewiß, daß auch diese Mitteilungen dem Kaiser seine Lage noch bedenklicher erscheinen ließen.

„Und nun gehen Sie, mein lieber General," schloß jetzt Napoleon. „Überbringen Sie meinem Schwiegervater, an dessen aufrichtigem Wohlwollen ich nie gezweifelt habe, trotzdem wir augenblicklich Feinde sind, meine Vorschläge — ich zweifle nicht, daß dieselben einen guten Boden finden werden. Es ist ein Werk der Menschlichkeit, dem Sie sich unterziehen. — Gute Nacht!"

Er reichte dem General die Hand, dann winkte er den Junker noch einmal zu sich heran.

„Monsieur de Salden, ich vergesse nie einen Dienst, den man mir geleistet!" sagte er zu dem völlig Überraschten. „Ich bin Ihnen noch eine Belohnung schuldig für Ihren wackeren Ritt zum Marschall Victor, für die unerschrockene Art, in der Sie bei Beresina meinen Befehl auf das andere Ufer brachten. Schließen Sie sich General von Meerveldt an, der sofort in das Hauptquartier meiner Gegner zurückkehrt: Sie sind frei!"

Sprachlos stand Salden.

Der Kaiser winkte noch einmal mit der Hand.

„Sie sind bedingungslos frei! Bonne nuit, monsieur de Salden!" — Dann wandte er sich um und schritt auf sein Zelt zu.

Der große Rechenmeister — wie hatte er doch diesmal sein Exempel so falsch aufgestellt!

Als ob ihm noch einer der verbündeten Monarchen die Absicht auf einen ernsten, dauernden Frieden zugetraut hätte? Als ob man nicht im großen Hauptquartier der Alliierten allgemein durchschaut hätte, selbst im Kreise der österreichischen Diplomaten, die ihm, dem Tochtermann ihres Kaisers, wohl einen beschränkten Fortbestand seiner Macht wünschten, wie jeder Frieden nur eine Gelegenheit zu neuen Rüstungen für Napoleon war. Nein! Es gab keinen Frieden zwischen Bonaparte und den Verbündeten — es gab nur eine Entscheidung mit den Waffen in der Hand, eine Entscheidung auf Sein oder Nichtsein!

Vielleicht hätte der Schlachtengewaltige am 17. Oktober, wenn auch nicht das Glück ganz für sich gewinnen, so doch wenigstens das Haupt leidlich aus der Umgarnung ziehen können. Aber indem er vergebens auf eine Antwort auf die dem General von Meerveldt übergebenen Friedensvorschläge harrte, verfloß die für ihn kostbarste Zeit. Der Tag — ein Sonntag — ging ohne ernste Kämpfe vorüber; die Verbündeten zogen ihre Kräfte enger um Leipzig zusammen und rüsteten sich zum letzten Schlage. Nur Blücher, der Ungeduldige, allezeit Kampfesfrohe, machte im Norden einen energischen Vorstoß, der ihn bis dicht unter die Thore Leipzigs führte. Und Blücher errang an diesem Tage noch einen andern schwerwiegenden Vorteil. Mit Bitten, aber schließlich auch mit einem echten „Anblüchern", das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ, bewog er den laschen, immer noch zögernden Kronprinzen von Schweden, für den 18. endlich mit der Nordarmee heranzurücken.

Im Stabe des Alten herrschte trotz des schönen Sieges eine ernste Stimmung. Man trauerte um viele gute Kameraden, man trauerte vor allem auch um einen, der allen lieb und wert geworden: um den Junker Hans von Salden!

Schon am Abend des 16. hatte man ihn vermißt. Gneisenau sandte einige Ordonnanzen aus, bei York nach dem Fähnrich zu forschen. Sie kamen ohne Auskunft zurück. Zuletzt hatte man ihn bei dem herrlichen Sohrschen Reiterangriff gesehen — seither war er verschollen. Spät in der Nacht machten sich einige Offiziere auf, um auf dem Schlachtfelde selbst nach ihm zu suchen, in den Verbandsplätzen Umschau zu halten — vergebens! Umsonst suchten dann am Morgen auf eigene Faust Grottkamm, Peter Duschnas und der Leibkosak Blüchers, der findige Abramowitsch Jolkoff, noch einmal die Kampfstätte in und um Möckern ab. Der Junker blieb verschwunden. Lag seine Leiche irgendwo im Gestrüpp verborgen, war er gefangen — es ließ sich nicht ermitteln. Peter Duschnas weinte bittere Thränen, als die drei endlich heimkehrten, der gutmütige Kosak, der den immer gutgelaunten Pan Salden besonders in sein Herz eingeschlossen hatte, wischte sich bedenklich den Schnauzbart, und nur Grottkamm meinte: „Der Salden kommt schon wieder. Der Junge hat ein zu unverschämtes Glück — er kommt wieder, heil und gesund wie ein Fisch im Wasser."

Es war am Abend um die zehnte Stunde.

Blücher hatte die Vorposten, die bis an das Hallesche Thor heran standen, noch einmal abgeritten und war im Begriff, mit seinen Offizieren nach seinem Quartier zurückzukehren, als querfeldein ein Reiter auf schweißbedecktem Rosse auf die kleine Gruppe zugesprengt kam.

Kurz vor dem General parierte der Reiter sein Roß. — „Salden! Blitzjunge!“ rief der Alte. „Woher?“

Der Junker sprang aus dem Sattel. „Melde gehorsamst: vom Fürsten Schwarzenberg! Seine Durchlaucht lassen Eurer Excellenz melden, daß die Hauptarmee morgen früh die Franzosen mit voller Kraft angreifen wird, und daß der Fürst auf die energische Mitwirkung des schlesischen Heeres und der Nordarmee rechnet!“

Blücher sah den Junker groß an. Eine lange Reihe von Fragen schien ihm auf den Lippen zu liegen, aber zuerst rief er doch: „An mir soll's nich fehlen! Auf mir kann der Herr Fürst sich schon verlassen! Aber ob der Zigeuner von Bernadotte Wort hält, das weiß Gott alleine!“*)

„He, Junker, wo kommen Sie nun aber des Wegs? Wo haben Sie gesteckt? 'raus mit der Sprache!“ fuhr der Greis dann fort.

Über das Gesicht Saldens glitt ein todmüdes Lächeln. Er schwankte einen Augenblick und mußte sich an seinen Rappen lehnen. „Ich war gefangen genommen, stand vor Napoleon, wurde von ihm freigelassen, mußte nach dem Hauptquartier, habe unsern König gesehen. — Es lebe der König!“

Die letzten Worte stieß Salden schon wie halb geistesabwesend heraus, aber doch mit hell aufflammender Begeisterung — dann schwankte er, und ehe einer der Offiziere ihn auffangen konnte, fiel er lang auf den Boden hin!

Es war nur die gewaltige Abspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte, die den Junker zu Boden warf, er war im übrigen unverletzt. Nachdem er in ein Quartier gebracht und mit einigen Gläsern starken Weins erquickt worden war, erholte er sich sofort wieder. Er reichte Gneisenau, der an seinem Lager ge-

---

*) Die eignen Worte Blüchers. Auch der Ritt quer durch die Feinde ist wirklich ausgeführt worden.

blieben, die Hand; ehe er aber noch zum Berichten kam, fragte er nach seinem Pferde.

„Gut untergebracht, abgerieben und in verständigen Händen!“ gab Gneisenau, der die Empfindungen Saldens wohl zu würdigen wußte, zur Antwort.

„Ihm danke ich heute mindestens dreimal mein Leben, dem braven Rappen! Es war wirklich der tollste Ritt, den man sich ersinnen kann, Herr General,“ berichtete der Junker dann. „Wie ich gestern gefangen genommen wurde und wieder frei kam, darüber darf ich vielleicht ein ander Mal erzählen. Ich fange also gleich mit heute nachmittag an, als ich auf einer Anhöhe bei Güldengossa mich bei unserm allergnädigsten Herrn melden durfte, der mit den beiden Kaisern, dem Fürsten Schwarzenberg und vielen, vielen Generalen dort hielt. Unmittelbar vorher war der Herr Oberst Graf von der Goltz, den Sie wohl gestern abend mit der Siegesbotschaft abgesandt haben, Herr General, eingetroffen und berichtete über unsern Sieg bei Möckern. Alles, was er sagte, machte den tiefsten Eindruck. Unser guter König aber war ganz gerührt, einmal über das andere brach er in die Worte aus: ‚Meine braven, braven Offiziere! Meine tapferen Truppen!‘ Dann wurde der Entschluß gefaßt, morgen mit der ganzen Macht anzugreifen. Es handelte sich nun darum, diesen Entschluß an die schlesische Armee zu übermitteln. Graf Goltz erbot sich, zurückzureiten, aber sein Pferd war auf den Tod erschöpft. In mir gärte es, ich wagte es indessen nicht, mich zu melden. Da traf mich, rein zufällig wohl, das Auge des Königs. Es zog mich nach vorn. Ich trat vor.

‚Durchlaucht verzeihen —‘

‚Was will der junge Herr?‘

Ich brachte meine Bitte mit dem Hinzufügen vor, daß ich vorzüglich beritten sei.

‚Und der Herr getraun sich, quer durch die feindlichen Lager zu reiten? Denn darauf kommt es an.‘

‚Zu Befehl, Eure Durchlaucht!‘

Der Fürst lächelte etwas spöttisch, da kam mir aber der Herr Graf von der Goltz zu Hilfe. Er lobte mich in einer Weise, die mich um so mehr erröten machte, als unser gnädigster König ja jedes Wort hörte. Schließlich entschied dieser persönlich zu meinen Gunsten. Fürst Schwarzenberg sah mir noch einmal prüfend in die Augen — dann erteilte er mir meinen Auftrag.

Und nun ging es los. Ich tränkte den Rappen noch einmal, gab ihm etwas Brot mit Branntwein, zog mir meinen Mantel über, den ich hinter dem Sattel aufgeschnallt hatte und trabte an auf Stötteritz und Paunsdorf zu. In der Nähe des Kulmberges hielt ich einige Minuten, um mich zu orientieren. Ich mußte eine Lücke finden, um die Linie der feindlichen Vorposten zu passieren. Wirklich entdeckte ich zwischen zwei Vorwerken eine Stelle, wo ich durchschlüpfen konnte, wenn mir das Glück günstig war. Und es war mir günstig. Vorüber an zwei Lagern Infanterie, in denen die Leute mehr mit Gewehrputzen, als mit Achtgeben beschäftigt schienen, gelangte ich bis in die Nähe von Paunsdorf. Einmal hatte mich eine feindliche Patrouille gestellt, im Vertrauen darauf, daß unsere Mäntel den sächsischen ziemlich ähnlich sehen, hatte ich aber ruhig Frage und Antwort gestanden. In möglichst ausgeprägtem Sächsisch erklärte ich den guten Leuten, daß ich ‚een sächsischer Gardereeter‘ und nach Liebertwolkwitz zum ‚Mahrschall So und so‘ geschickt worden sei. ‚Hätt mich verritten und beete die Herrens, mihr doch beileibe deen riechtigen Weeg zu weihsen.‘ Sie lachten und ließen mich ziehen.

Um Paunsdorf herum traf ich aber auf ein Biwack sächsischer Kavallerie, und jetzt wurde meine Lage gefährlich. Ich wurde erkannt, und eine wahnsinnige Jagd begann. Erst waren es einzelne Posten, die mich hetzten, dann ein geschlossener Zug, endlich eine ganze Schwadron. Und das schlimmste: sie allarmierten auf meinem Wege immer neue Verfolger — ich sah kommen, daß ich schließlich gefangen genommen werden würde trotz der überlegenen Schnelligkeit meines braven Rappen. Inzwischen hatte es aber zu dämmern begonnen, und ich benutzte die Dunkelheit, um mich der Verfolgung zunächst durch ein Versteck in einem kleinen Gehölz im Grunde eines Flüßchens —“

„Der Parthe wahrscheinlich!“ fiel Gneisenau ein.

„— zu entziehen. Das gelang mir vorübergehend auch; die wilde Jagd brauste dicht an mir vorüber, einzelne der Reiter kaum mehr als Armeslänge von mir entfernt. Als die letzten in der Dunkelheit verschwunden waren, machte ich mich ganz sachte und vorsichtig wieder auf den Weg. Nach wenigen hundert Schritten kam mir die ganze Schar indessen zurückkehrend wieder entgegen. Aufs neue begann die wilde Hetze. Ich mußte einen großen Bogen in östlicher Richtung schlagen, um die Verfolger abschütteln zu können. Endlich gelang es — es war die höchste

Zeit, denn meine und meines braven Tieres Kräfte waren fast zu Ende. Als ich die verfolgenden sächsischen Reiter nicht mehr hinter mir hörte, ließ ich meinen Rappen ruhiger gehen, bis wir uns beide etwas erholt hatten. Dann ritt ich auf Lindenau zu, wurde dort zuguterletzt von den guten Kosaken beinahe angeschossen, da diese mich für einen Feind hielten — das weitere wissen der Herr General!"

Gneisenau war der Erzählung mit gespannter Aufmerksamkeit gefolgt. „Das war wirklich ein tüchtiges Reiterstückchen, um das unsere Husaren den Junker von Salden wieder einmal beneiden werden," meinte er dann lächelnd. „Nehmen Sie sich vor Katzeler und den Seinen in acht!" Der General streckte dem Fähnrich die Rechte hin. „Nun aber im Ernst, mein Junge! Sie sind ein Wagehals, und ich muß wohl oder übel ein Machtwort sprechen: das geht so nicht weiter, Sie müssen vorsichtiger werden, Salden! Tollkühnheit ist eine schöne Sache, bei dem echten Soldaten soll sie sich aber mit reiflicher Überlegung einen. Hier! — geben Sie mir noch einmal die Hand darauf: versprechen Sie mir, in Zukunft Ihr Leben und Ihre Freiheit weniger leichtsinnig aufs Spiel zu setzen!"

Hans Salden legte seine Rechte in die Hand des wohlmeinenden Vorgesetzten.

„Ich will's versuchen," sagte er lächelnd. „Ob's geht, Herr General, weiß ich selbst nicht!"

Eine Viertelstunde später aber lag er bereits in jenem tiefen, traumlosen Schlummer, der das schöne Vorrecht der Jugend und ein wahres Allheilmittel ist.

Der 18. Oktober brachte den Verzweiflungskampf der französischen Armee, die der Kaiser am Vorabend näher an die Stadt herangezogen hatte; er brachte den Übergang der Sachsen an die Verbündeten, der mit allgemeiner froher Begeisterung aufgenommen wurde; er brachte, in ziemlich später Nachmittagsstunde freilich erst, endlich auch das Eingreifen der Nordarmee, die sich nun zwischen dem Schwarzenbergschen Heeresteil und der schlesischen Armee einschob.

Es war an jenem 18. Oktober ein blutiges Ringen, und die Franzosen schlugen sich mit dem Mute der Verzweiflung. Im Süden, wo der Hauptkampf sich um den Besitz von Probstheida

abspielte, gelang es Napoleon, sich zu behaupten, ja sogar wieder einige Vorteile zu erringen, die aber durch die Fortschritte der Verbündeten im Westen und Norden mehr wie aufgewogen wurden. Von einem Siege konnte am Abend für den Frankenkaiser jedenfalls keine Rede sein. Er hatte seine letzten Kräfte ausgegeben, während den Alliierten für den kommenden Tag noch starke Reserven zur Verfügung standen. Dem Gebot der eisernen Notwendigkeit gehorchend, entschloß er sich, wenn auch schweren Herzens, zum Rückzug

In der Nacht zum 19. begannen die französischen Truppen ihre Stellungen zu räumen. Als am Morgen die Verbündeten von allen Seiten vorrückten, trafen sie nur noch auf starke Arrieregarden, die hier und dort freilich ihnen um des Zeitgewinnes halber einen zähen Widerstand entgegensetzten. Mußte Napoleon doch die Stadt, die damals noch mit starken Mauern, einem Graben und wohlbewehrten Türmen umgeben war, halten, bis sein Heer die Elster überschritten hatte! Dort war die Sprengung der großen Elsterbrücke, welche vor sich gehen sollte, sobald die letzten Franzosen die Brücke überschritten hatten, schon seit gestern vorbereitet, unter einem ihrer Bogen war eine kräftige Pulvermine angebracht. Eine Abteilung Sappeure stand dabei bereit.

Den schwersten Widerstand fand die schlesische Armee bei der Halleschen Vorstadt. Gegen Mittag drangen die wackeren Preußen und Russen aber auch hier erfolgreich vor. Old Blücher setzte sich selbst an die Spitze der Regimenter Ekatarinnenburg und Rilsk und führte sie zum Sturme vor — die Franzosen wurden zurückgedrängt bis zur inneren Stadt, wo eine mächtige Batterie von über 50 Geschützen den Verfolgern vorläufig ein Halt gebot.

Da erschütterte plötzlich ein dumpfer, unheimlicher Knall die Luft — —

Unser Junker war am Morgen von Gneisenau mit einem Detachement russischer Jäger abgeschickt worden, um den Versuch zu machen, durch das sogenannte Rosenthal gegen die Elsterbrücke vorzustoßen. Er traf auf diesem Wege nur auf einzelne französische Patrouillen und kleine Trupps, die sich, ohne wesentlichen Widerstand zu leisten, zurückzogen. So gelangte er bis an das Jakobshospital, fand dies unbesetzt und entdeckte rückwärts eine Thür und dahinter eine gleichfalls unbesetzte Brücke, überschritt mit seinen Leuten dieselbe und suchte sich einen Weg durch die

gegenüberliegenden Gärten. Es war ein von hohen Hecken durchschnittenes, von zahlreichen Obstbäumen bestandenes, sehr unübersichtliches Gelände.

Hans Salden schlich sich an der Spitze seiner Abteilung durch die schmalen Stege — unmittelbar neben ihm der russische Unteroffizier, welcher den kleinen Jägertrupp befehligte.

„Stoi! — Halt!“ flüsterte der Korporal plötzlich, mit dem ausgestreckten Arm nach halblinks weisend.

Durch das schon vom Herbstwind halbentlaubte Gestrüpp sah Salden auf ein überraschendes Bild.

Auf Büchsenschußweite entfernt lag die große, steinerne Elsterbrücke und die einzige Rückzugsstraße der Feinde. In unabsehbaren, wirren Reihen zogen die Franzosen den Weg entlang — Fußvolk, Reiter, Geschütze, Wagen, Troß aller Art. Ein unbeschreibliches Gewirr, ein Hasten und Drängen — ein Schieben und Stoßen, das unsern Junker lebhaft an die Beresina erinnerte. Wüster Lärm drang von drüben hinüber, dazwischen helle Kommandorufe, das Rasseln der Wagen auf der Brücke, Schmerzensschreie der unbarmherzig herumgestoßenen Verwundeten. Von rückwärts her Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, wilder Schlachtenlärm, der wie Peitschenhiebe die Flüchtigen zu immer größerer Hast und Eile trieb.

Mit einem Schlage erfaßte Salden die ungeheure Gunst seiner Stellung, die ihm ein glücklicher Zufall verschafft. Durch einen Elsterarm von der großen Heerstraße getrennt, selbst ungefährdet, konnte er den Gegner unter Feuer nehmen, konnte die Verwirrung in dessen Reihen ins Ungemessene steigern.

Dem Entschluß folgte sofort die Ausführung.

„Schnellfeuer auf die Straße!“ rief er den Jägern zu — unmittelbar darauf blitzten die Büchsen auf. „So schnell wie möglich feuern, Kerle! Gleichviel, ob's trifft, das Knallen schon genügt!“

Die ersten Büchsenschüsse wirkten hier bereits wie ein Granatschuß — auf der Straße, auf der Brücke entstand ein schreckensvolles Stocken, vergebens suchten einige Offiziere Ordnung zu schaffen —

„Feuer, Leute! Jeder Schuß ist ein Goldstück wert! Die letzten Patronen heraus! Vorwärts!“

„Schön, Väterchen! Schön!“

Die Verwirrung drüben erreichte den höchsten Grad, aber es gelang doch wenigstens allmählich den Offizieren, einige Züge Tirailleurs gegen die dreisten russischen Schützen in Stellung zu bringen.

Da — plötzlich — ein ungeheurer, greller Feuerschein — ein dumpfer Knall — ein Sausen und Brausen, als sei die Hölle losgelassen — eine riesige, gen Himmel steigende Rauch- und Staubwolke, welche das Entsetzliche dem forschenden Auge noch einige Sekunden entzog —

Dann lichtete sich das Chaos — —

Mit Grauen und Entsetzen sah der Junker den Erfolg seines unvermuteten, überraschenden Angriffs. Das Feuer seiner wenigen Jäger hatte den Führer der feindlichen Sappeurabteilung veranlaßt, die Mine voreilig zu sprengen — die Elsterbrücke mit allem, was darauf war, mit Wagen, Geschützen, Menschen, war in die Luft geflogen.

Ein fürchterliches Bild der Verwüstung! Steinmassen, Teile von Fahrzeugen, Balken, zuckende, blutende Menschenglieder, Waffen ringsumher — und drüben eine angstvoll nachdrängende Masse, schreiend, tobend, vor sich die angeschwollene Elster, hinter sich den mit Sturmesgewalt vorwärts eilenden Feind — vorwärts und rückwärts der Tod!

Im ersten Augenblick krampfte das Ungeheure unseres Junkers Herz zusammen — er konnte sich nicht entschließen, weiter feuern zu lassen. Aber der Krieg ist ein hartes Handwerk, und was hier verschont wurde, forderte an anderer Stelle, früher oder später, sicher wieder gutes deutsches Blut!

Aufs neue richteten sich also die russischen Büchsen auf die ratlos hin und her wogende Menge, aufs neue schlug Salve auf Salve in den Feind.

Plötzlich kommt drüben im rasenden Galopp ein hoher Offizier angesprengt, eine stolze, ritterliche Gestalt in goldglänzender Uniform.

Salden kannte ihn wohl, den jüngsten Marschall Frankreichs, den tapferen, hochherzigen Fürsten Poniatowski. In Rußland hatte er ihn gesehen, oft hatte er gehört, wie die Polen ihn als den zukünftigen König ihres Landes feierten, den kühnen, verwegenen Mann, der für seine Thaten, für seine unerschütterliche Treue wohl ein Königreich von Napoleon, der ja mehr als eine Krone schon vergeben, erwarten durfte.

Da hält er auf schnaubendem Roß, aus mehreren Wunden blutend, aber hochaufgerichtet im goldverbrämten Sattel, den Türkensäbel in der Rechten.

Und wieder knattern die Büchsen. — Schon tönt auch von der andern Seite der Straße der scharfe Klang der preußischen Hörner herüber.

Poniatowski wendet sein Pferd. Er bricht sich gewaltsam Bahn durch die zeternde, nicht mehr zu bändigende Masse der Flüchtigen — —

Und plötzlich spornt er sein edles Tier zum gewaltigen Sprung in die wogende Elster — hoch bäumt es sich auf — die gelbe Flut spritzt empor — das Roß ringt und kämpft mit der Strömung — noch einmal taucht die schlanke Gestalt des Fürsten auf — dann reißt die Flut ihn gurgelnd hinunter.

Fürst Poniatowski, der Stolz des ganzen polnischen Volkes, der Held, den Freund und Feind verehrten und bewunderten — er ist nicht mehr —!

Eine Stunde später war's.

Die russischen Schützen an der Elsterbrücke waren von preußischen Truppen abgelöst worden. Hans Salden hatte sich, nachdem er seinen Auftrag in so überraschend glücklicher Weise gelöst, der inneren Stadt zugewendet, die inzwischen vom Feinde gänzlich geräumt war. Was von den Franzosen nicht entkommen war, was nicht rechtzeitig den Elsterübergang erreicht hatte — immer noch gegen 15 000 Mann nebst einem ungeheuren Kriegsmaterial — fiel in die Hände der Verbündeten.

Heller Jubel herrschte in der ganzen Stadt. Mit den Fanfarenklängen der einziehenden Preußen und Russen mischten sich die frohen Bewillkommensgrüße der Bewohner Leipzigs, die in jenen die Befreier von namenlosen Leiden sahen. Aus allen Fenstern flatterten die Tücher, überall drängten die hartgeprüften Leipziger sich jubelnd und frohlockend in die Reihen der siegreichen Krieger.

In der Haingasse sah Hans Salden eine Gruppe, die ihn merkwürdig erregte. Vier Reiter waren es, umringt von einer nach vielen Hunderten zählenden Menge — eine zahlreiche Suite dahinter.

Der Junker drängte sich durch die Volksmasse, er hatte das Antlitz seines geliebten Königs erkannt.

Ja, Friedrich Wilhelm war's, neben ihm die hohe, ritterliche Gestalt des Zaren, zur Seite der Kaiser von Österreich — und vor ihnen General Blücher! Und gerade als Salden dicht in die Nähe der Monarchen kam, da streckte der König dem greisen Helden von der Katzbach und von Möckern die Hand entgegen und rief ihm mit inniger Herzlichkeit, aus der das Gefühl tiefempfundener Dankbarkeit herausklang, zu: „Willkommen, Feldmarschall Blücher!"

„Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht,
Da brach er den Franzosen entzwei Genick und Macht.
Dort liegen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall!" —

Der Feldmarschall beugte sich über die Hand des Königs und sprach seinen Dank aus. Während dem aber hatte das scharfe Auge des Zaren den Junker bemerkt. Er winkte ihn zu sich heran: „Sind Sie nicht der Fähnrich von Salden, der vorgestern von Güldengossa aus den schönen Ritt durch das feindliche Lager machte?" fragte er gnädig.

„Zu Befehl, Eure Majestät!"

„Freut mich, daß Sie so glücklich davongekommen sind! War ein braves Stück!" Er winkte einem seiner Adjutanten und flüsterte einige Worte mit demselben. „Hier, mein wackerer, junger Herr!" fuhr er dann, aus den Händen des Offiziers ein kleines Kästchen entgegennehmend, fort: „hier empfangen Sie von mir das Georgenkreuz. Ich weiß, Sie werden es mit Ehren zu tragen wissen!"

Salden konnte kaum einige Worte des Dankes stammeln, denn jetzt wandte sich auch Friedrich Wilhelm um und erkannte ihn: „Salden — da bist du ja!" rief er, sichtbar von all den Vorgängen des Tages ergriffen und gerührt. „Gratuliere dir auch, daß du neulich so gut davon gekommen bist. Und höre, laß dir die Lieutenantsabzeichen an deinem Waffenrock anbringen. Hast dir die Schärpe redlich verdient!" Damit reichte er dem Junker — nein, dem neugebackenen Herrn Lieutenant von Salden die Hand. „Ist ein Spielkamerad von meinem Willy gewesen," wandte er sich an die Monarchen. „Meine Luise halbwegs an ihm Mutterstelle vertreten."

Es zuckte ganz merkwürdig über des Königs Gesicht, als er den Namen, der ihm so über alles teuer, aussprach, aber er überwand die Erregung sofort und fuhr ruhig und mit der alten, milden Freundlichkeit fort: „Wenn dir der Herr Feldmarschall Urlaub gibt, Salden, so laß dich heut nachmittag bei mir melden! Hab' mit dir zu sprechen! Gott befohlen, mein Sohn!"

Der König wollte auf einige Wochen nach Breslau und Berlin reisen, und es war sein Wunsch, daß Hans von Salden ihn begleite. Bei den Heeren gab es nach dem gewaltigen Siege von Leipzig voraussichtlich in den nächsten Wochen ja keine ausschlaggebenden Ereignisse, zumal leider die Verfolgung des geschlagenen Löwen nicht mit der erforderlichen Energie angesetzt wurde. Man ahnte, daß Napoleon sich bis hinter den Rhein zurückziehen werde, und der errungene Erfolg erschien den Heerführern und besonders den Diplomaten zu groß, daß man sich vorläufig leider mit ihm zu begnügen gedachte. Meldeten die nächsten Posten doch auch bereits den Abfall der meisten derjenigen deutschen Fürsten, welche bisher zu Napoleon gehalten, von der Gefolgschaft des Kaisers. Bayern voran stellten sie sich und ihre Heere jetzt endlich — endlich! — in den Dienst der großen deutschen Sache. Der bayrische tapfere General von Wrede versuchte sogar bei Haynau in den letzten Oktobertagen dem Rückzug des französischen Heeres einen Riegel vorzuschieben, aber der verwundete Gigant warf ihn mit einem gewaltigen Stoß zur Seite und bahnte sich den Weg über den Rhein. Mit etwa noch 70000 Mann rettete er sich über den Strom — einem elenden Rest von Hunderttausenden, der noch dazu den Keim einer furchtbaren Krankheit in sich trug, eines verheerenden Nervenfiebers, das in den nächsten Wochen auch diese schwachen Trümmer der französischen Wehrkraft völlig zur Auflösung bringen sollte.

Gott war schwer mit dem Imperator und seinem verblendeten Volke ins Gericht gegangen. In den deutschen Heeren aber sangen sie auf dem Marsche zum Rhein frohlockend das Lied von der Schlacht bei Leipzig nach der Melodie: „Es ritten drei Reiter zum Thore hinaus":

„Es ritt ein Reiter wohl aus Paris — trara!
Aus vollen Backen ins Horn er blies — trara
Er eignete fremde Thaten sich an
Und pries sich nur selber der Thatenmann.
Trara, trara, trara!

Er meinte, nur ihm gehöre die Welt — wieso?
Man sollte tanzen, wie's ihm gefällt — wieso?
Auf Erden wollt er gebieten allein,
Und glaubt voll Wahnwitz Gott selber zu sein.
Wieso? wieso? wieso?

Doch Preußens Blüte die Knospe sprengt — hurra!
Ein jeder zur Lanze, zum Schwerte sich drängt — hurra!
Es dröhnte das Hurra durch Mark und Bein,
Die Schar Alexanders stimmte darein.
Hurra, hurra, hurra!

Und Schwedens Erbe flog über das Meer — juchhei!
Mit Gustav Adolfs rüstigem Heer — juchhei!
Auf Bergen und Thälern ein Geist erwacht,
Der Frost durch die Pulse des Kaisers jagt.
Juchhei, juchhei, juchhei!

Ob weit die Menge der Feinde sich dehnt — hinein!
Ob weit der Rachen der Hölle gähnt — hinein!
Wir fassen die Schwerter mit heiliger Hand,
Mit Gott, für König und Vaterland!
Hinein, hinein, hinein!

Und Alexander und Wilhelm winkt — mit Gott!
Der Schwarzenberg tapfer den Degen schwingt — mit Gott!
Und York und Blücher mit Sturmesmacht
Beginnen die blutige Völkerschlacht —
Mit Gott, mit Gott, mit Gott!

Und als der dritte Tag sich neigt — gottlob!
Des Feindes trutziger Donner schweigt — gottlob!
Mit Zinsen bezahlt der rächende Blitz
Die Schulden von Jena und Austerlitz —
Gottlob, gottlob, gottlob!

Nun zogen die Herrscher in Leipzig ein — vivat!
Sie ziehen durch jubelnde Völkerreih'n — vivat!
Und wem noch das Herz, das tapfere, schlägt,
Der ruft's, daß der Sturm es zum Rheine trägt:
Vivat! Vivat! Vivat!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

An den Balkonfenstern im ersten Stockwerk des königlichen Palais zu Berlin standen fest und innig umschlungen Prinz Wilhelm und Hans Salden, nach langer Trennung in alter Freundschaft aufs neue vereint.

Der Prinz hatte gerade heute von seinem königlichen Vater die Erlaubnis erhalten, ihn in den nächsten Feldzug zu begleiten. Sein Herz war erfüllt von hohem Schwunge, von schöner, edler Begeisterung. Er sprach zu dem Freunde von Barbarossa, den Kaiser Rotbart im Kyffhäuser sah er wieder erwachen — Deutschland sah er wieder an der Spitze Europas, das deutsche Volk allen Nationen des Erdteils voranstreben in den Werken des Friedens, wie in den Thaten des Krieges, stark und mannhaft und geeint, würdig einer großen Vergangenheit, wert einer großen, einer reichen und gesegneten Zukunft!

Wie träumend fuhr er dann fort: „Ja, Hans Salden, so muß es kommen! Ein starkes, ein einiges Deutschland muß der Erfolg dieses ungeheuren Ringens, der Lohn alles vergossenen, teuren, deutschen Blutes sein! Und wie mein Ahne Friedrich Wilhelm, wie mein Großohm Friedrich II. Brandenburg und Preußen stark gemacht haben, daß es sich aus tiefem Niedergange jetzt wieder zu neuer Kraft erheben und ganz Deutschland mit sich fortreißen konnte, so wird dies unser Preußen dereinst eine führende Stellung in Deutschland sich erringen — nicht um seiner selbst willen, sondern zum Besten des ganzen, gemeinsamen Vaterlandes! So muß, so soll es sein!“

Und beide Freunde, der hochgemute Fürstensohn und der schlichte Junker, schlossen ihre Hände fest ineinander wie zum heiligen Schwur.

Unten vor dem Königspalaste aber zogen gerade in diesem Augenblicke dichtgescharte Volksmassen vorüber, die gekommen waren, den heimgekehrten Herrscher zu feiern, und wie zur Bekräftigung dessen, was der Prinz soeben gesagt, tönten die hehren Klänge des Arndtschen Liedes vom deutschen Vaterland, das damals alle Herzen entflammte, zu den begeisterten Jünglingen herauf:

„Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Preußenland, ist's Schwabenland?
Ist's wo am Rhein die Rebe blüht, ist's wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein! Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Bayerland, ist's Steierland?
Ist's wo der Marsen Rind sich streckt, ist's wo der Märker Eisen reckt?
O nein, nein, nein! Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland? Ist's Pommernland, Westfalenland?
Ist's wo der Sand der Düne weht, ist's wo die Donau brausend geht?
O nein, nein, nein! Sein Vaterland muß größer sein!

Was ist des Deutschen Vaterland? So nenne mir das große Land!
So weit die deutsche Zunge klingt, und Gott im Himmel Lieder singt:
Das soll es sein, das soll es sein! Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ist das deutsche Vaterland, wo Eide schwört der Druck der Hand,
Wo Treue hell im Auge blitzt, und Liebe warm im Herzen sitzt —
Das soll es sein, das soll es sein! Das, wackrer Deutscher, nenne dein!

Das ganze Deutschland soll es sein! O Gott im Himmel sieh darein
Und gib uns rechten, deutschen Mut, daß wir uns lieben treu und gut!
Das soll es sein — das soll es sein! Das ganze Deutschland soll es sein!"

---

## Zehntes Kapitel.

**Was die Jahreswende brachte. Der alte Blücher und die Diplomatiker. Hinein nach Frankreich! Des Prinzen Wilhelm Feuertaufe. Old Blücher wieder einmal als Vorspann der Verbündeten. Entscheidende Stunden. Paris.**

„Achtung! Hier wird nicht passiert!“

Ein ehrsamer Bürgersoldat des kleinen Flecken Caub am Rhein sagte es und zwar recht bescheiden.

Und dem er's sagte, das war ein flotter Lieutenant, der auf gutem Pferde einhergetrabt kam und herzlich lachte.

„Hier wird doch passiert!“ meinte der Offizier und stieß das Bajonettspitzlein des braven Mannes mit der Säbelscheide zur Seite. „Ruf Er mir den Bürgermeister, mein Wertester! Hab' mit ihm zu reden!“

Der Posten, seines Zeichens Nachtwächter, Konstabler und die bewaffnete Macht Caubs in einer einzigen Person, knickte zusammen. „Sogleich, gestrenger Herr Oberst — oder muß ich sagen, Herr General?! Der Herr Burgmeester schlafen nur so eben — 'nen ganz kleines Nachmittagsschlummerchen, Eure Excellenz! Wag' nicht recht zu stören —“

„Papperlappapp! Pascholl, Freundchen, weck' Er den Gestrengen auf! Hab' keine Zeit und keine Lust, hier eine Stunde auf der Landstraße zu vertrödeln.“

„Aber würden Eure Gnaden nicht vielleicht erst ein Schöppchen im goldnen Löwen ausstechen.“ — Hans von Salden machte eine ganz unzweideutige Bewegung nach der Karbatsche hin, die er nach kosakischem Muster an seinem Sattel hängen hatte — es war eine gute Reitpeitsche, denn Abramowitsch Jolkoff hatte sie selbst geflochten, und der verstand sich darauf.

„Nichts für ungut, allergnädigster Herr!“ Der Konstabler verschwand, wie vom Sturme fortgeweht, und bald darauf erschien

der Herr Bürgermeister und lud den preußischen Lieutenant in sein Haus ein.

Das Gespräch, so beide hatten, mußte ein gar gewichtiges sein, denn nach kaum einer halben Stunde durchzog unser Bekannter, der Konstabler von Caub, mit der großen, weithin klingenden Gemeindeglocke in der Hand, die Gassen und verkündete männiglich, daß bei strenger Strafe jeglicher Bootsverkehr mit dem jenseitigen Rheinufer sofort aufzuhören habe, sagte auch Quartier für einige Bataillone Preußen an.

So geschah am 31. Dezember in der Frühe, und bald kamen die Truppen vom Dorfe Weißel im Thal heraufgerückt, stellten Posten auf, bequartierten sich und ließen sich das vorbereitete Mittagessen und den Landwein gut schmecken, was einem unverbürgten Gerücht zufolge auch der Herr Lieutenant von Salden gethan haben soll.

In den ersten Nachmittagsstunden aber zeigte sich, daß das alles nur ein Vorspiel gewesen. Bataillon auf Bataillon, Schwadron auf Schwadron rückten von Wiesbaden aus heran, alles in größter Stille. Und dann kam auch, umgeben von einem glänzenden Stabe, ein alter schnauzbärtiger General mit sonderlich merkwürdig hellen, großen Augen, und die guten Cauber wollten gar nicht recht glauben, daß das der berühmte Feldmarschall Vorwärts sei. Sollten es aber bald merken!

Gegen fünf Uhr abends, es dunkelte bereits, klang die Gemeindeglocke wiederum durch die Straßen. Die Schiffer sollten sämtlich sofort nach der protestantischen Kirche kommen. Und damit dem Befehle auch ja gehorsamt würde, ging der Lieutenant, der heute früh zuerst eingeritten, mit dem zusammengeknickten Gemeindegewaltigen und schrieb der Schiffer Haus und Namen auf, die jener ihm bezeichnete.

Um sechs Uhr waren die Fährleute im Gotteshause versammelt, mit pochendem Herzen so mancher, denn keiner wußte, was das alles eigentlich bedeute. Am Altar des Herrn stand der Prediger Ahles und forderte die Männer in warmen Worten auf, mitzuthun nach ihren Kräften an einer großen patriotischen That. Und da standen neben ihm auch etliche preußische Offiziere — einer, der Herr Major Klux geheißen wurde, und der Lieutenant, der das Städtchen heute ohne Unterlaß in Aufregung versetzte. Jener begann nun in kurzer kerniger Rede den Fährleuten auseinander zu setzen, worum es sich handle. — Um nichts Geringeres nämlich, als daß

sie die ersten preußischen Truppen heute nacht an das andere Rheinufer hinüberführen sollten. Der Major und unser Lieutenant teilten die Schiffer, die gar verwundert lauschten, dann in vier Abteilungen ein — und schlossen die Kirchthür hinter sich zu und damit die Bootsmänner fein säuberlich ein. Es waren eben gar vorsichtige Herren, die wohl wußten, daß der eine oder der andere der Cauber vielleicht doch eine kleine Hinneigung zu den Parlez-vous drüben haben möge, oder auch daß die eine oder andere Herzallerliebste ihren Ehegesponst vielleicht von dem gefährlichen Unternehmen zurück zu halten versucht haben würde.

Bis zur Mitternachtsstunde saß der alte Feldmarschall im Amtshause mit seinen Offizieren bei einem guten Schoppen, und manches Glas wurde auf das Gelingen des Unternehmens und auf ein glückliches neues Jahr geleert.

Dann erhob der Greis sich plötzlich: „Es ist an der Zeit!"

Drunten am Ufer lagen die Kähne. Leise wurden die Schiffer aus der Kirche hinab geholt — zweihundert brandenburgische Füsiliere bestiegen die schwanken Boote, und während diese abstießen, fuhren wohl ein Dutzend Geschütze auf, und russische Pontonniere begannen in geräuschloser geschäftiger Thätigkeit seltsame Gerüste aus geteerter Leinwand zusammen zu fügen — Pontons, aus denen sich bald die Brücke über den Rheinstrom von Ufer zu Ufer fügen sollte.

Der Vater Rhein aber rauschte zwischen seinen Uferbergen und der ehrwürdigen Pfalz, die Caub gegenüber mitten in der Flut steht, sein altes Lied von der deutschen Freiheit.

Major Graf Brandenburg, Hauptmann von Arnauld von den Füsilieren und unser Junker waren im ersten Kahn. „Gott sei mit Euch!" hatte der Feldmarschall gesagt, als sie abstießen, und jedem noch einmal die Hand gedrückt.

Es war eine schwere Fahrt. Hoch flutete der Strom, mühsam kämpften die Schiffer sich vorwärts, regungslos standen die Männer in den Nachen, die Hand an der Muskete oder der Pistole.

Vorüber an der alten dunkelschimmernden Pfalz ging es. Tiefe Dunkelheit rings umher, am jenseitigen Ufer kein Lichtschimmer. Ist das Ufer überhaupt besetzt? Wird der Feind Widerstand leisten?

Noch zehn Minuten!

Das Herz pocht den Männern gegen die Rippen. Jetzt

zeichnet sich ein schmaler schwarzer Strich deutlich erkennbar ab. Das ist das Ufer —

Knirrschend gleitet der Kahn auf den Sand. Allen voran springt Salden in das eisige Wasser — ihm nach die übrigen.

Zehn, zwölf Schritte — und mit einem lauten, unwillkürlich ihrem Herzen sich entringenden, jubelnden „Hurra!“ stürmten sie das Ufer hinauf.

Und „Hurra! Hurra!“ hallt es von allen Kähnen wieder.

„Piff! Paff!“ Ein Paar Kugeln fliegen den ersten Landenden um die Ohren. Was achteten sie darauf?!

„Hurra! Hurra!“

Und noch ein paar blaue Bohnen — ein wirres Geschrei — eilende Schritte — dann stieben die wenigen französischen Zollwächter und Soldaten, welche den Übergang bewachten, auf Bacharach zu in wilder Flucht davon!

„Hurra! Hurra! Hurra!“

Das schöne Unternehmen war gut begonnen, und gut wurde es zu Ende gebracht. Wohl an zehnmal oder noch öfter führten die Cauber Schiffer am 1. und 2. Januar ihre Boote über den Rhein mit Mannschaften des Yorkschen Corps, bis sich endlich am 2. die Brücke vom rechten Ufer zur Pfalz und von der Pfalz bis zum linken Ufer spannte. Die Franzosen versuchten wohl noch einmal einen Vorstoß von Bacharach mit einigen hundert Mann, aber da stand nun schon der General Hünerbein mit seiner Brigade bereit und sandte sie mit blutigen Köpfen heim.

Offen lag der Weg ins Herz von Frankreich — nach Paris!

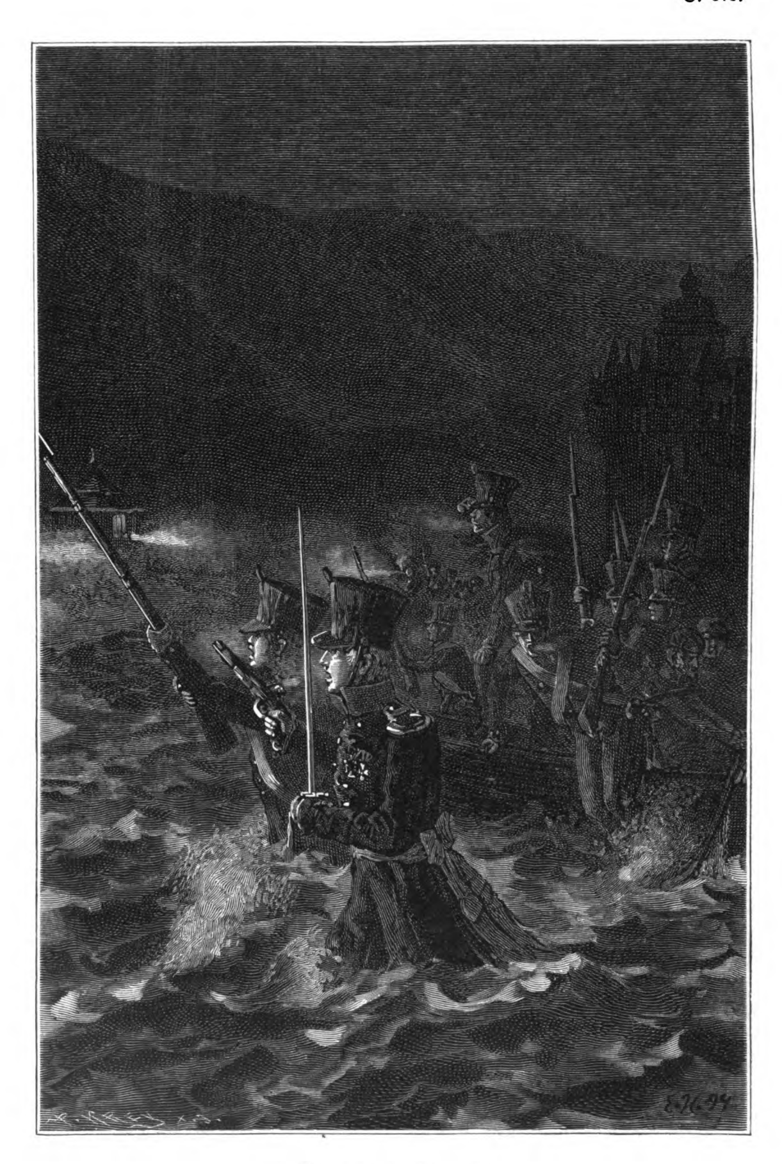
„Die Heere blieben am Rheine stehn;
Soll man hinein nach Frankreich gehn?
Man dachte hin und wieder nach,
Allein der alte Blücher sprach:
‚Generalkarte her!
Nach Frankreich gehen ist nicht so schwer.
Wo steht der Feind?‘
‚Der Feind? — Dahier!‘
‚Den Finger drauf! — Den schlagen wir!‘
‚Wo liegt Paris?‘
‚Paris? Dahier!‘
‚Den Finger drauf! Das nehmen wir!‘
Nun schlagt die Brücken übern Rhein!
Ich denke, der Champagnerwein
Wird, wo er wächst, am besten sein!“

Es war wirklich des alten Blüchers Verdienst, seines, Gneisenaus und noch weniger anderer entschlossener, thatkräftiger Männer, daß die deutschen Heere nicht noch länger unthätig am Rheine stehen blieben, als leider schon geschehen, daß sie dem Genie und der Energie Napoleons nicht noch mehr Zeit gewährten, Frankreichs Kräfte neu zu organisieren, sein Reich zu neuem Wiederstand vorzubereiten. An einem Haar hing es damals, in den Herbst- und Wintermonaten des Jahres 1813, und Napoleon hätte einen günstigen Frieden schließen oder sich in Ruhe zu erneuten Schlägen vorbereiten können. Die „verfluchtigten Diplomatiker“, wie Blücher die Männer der Politik nannte, hatten nicht übel Lust, dem Feinde goldene Brücken zu bauen, und gewisse Soldaten fürchteten die Klaue selbst des geschlagenen Löwen so sehr, daß sie einen Feldzug nach Frankreich hinein als ein Wagnis sondergleichen hinstellten. Fast eine halbe Million Streiter konnten die Verbündeten über den Rhein führen, von Spanien, vom italienischen Kriegsschauplatz kamen die günstigsten Nachrichten — Napoleon hatte nur noch Heerestrümmer zur Verfügung, seine Neuorganisationen waren kaum über die ersten Anfänge hinaus: trotzdem zauderte und zagte man!

Wenn der Freiherr vom Stein, und wenn vor allem Blücher und sein Gneisenau nicht gewesen wären, wir hätten, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht einmal das linke Rheinufer bekommen. Aber der Freiherr zündete den Herren Politikern eine Leuchte an, die ihnen nicht nur die eigene Dämmerung in der Seele erhellte, die ihnen auch warm machte, daß sie sich schämten. Und dann kam der alte Blücher aus seinem Hauptquartier nach Frankfurt am Main hinüber, wo die klugen Herren ratschlagten, und wetterte darein, wie nur er es konnte.

„Schockschwernot! Die schönen Lande überm Rhein — deutsche Lande! — den Welschen lassen! Niederträchtig, hundsgemein — diplomatisch-niederträchtig! Deutschlands Strom ist der Rhein und nicht Deutschlands Grenze, wie die Esel faseln! Aber mein Säbel soll auch noch 'nen Wort mitsprechen — Gott verdamm mir! Wir Leute von der Katzbach, von Wartenburg, von Dennewitz, von Möckern, wir haben das Recht dazu, unser Wörtlein zu sagen, und thun's Worte alleine nich, Donnerwetter, dann sollen unsere Flinten und unsere Klingen reden!“

So sprach er zu jedem, der ihn hören und nicht hören wollte, und ruhte nicht eher, als bis ihm zu Willen geschah, und der



Über den Rhein!

„Allen voran springt Salden in das eisige Wasser — ihm nach die übrigen . . .“



Einmarsch nach Frankreich beschlossen und auf den ersten Januar festgesetzt wurde.

Und Ernst Moritz Arndt, der Sänger des Liedes vom deutschen Vaterlande, sandte dem Helden den Segensgruß des Dichters:

„Was blasen die Trompeten, Husaren heraus!
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus;
Er reitet so freudig sein mutiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.
Juchheirasasa! Und die Preußen sind da,
Die Preußen sind lustig, sie rufen Hurra!

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar,
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar!
So frisch blüht sein Alter, wie kreisender Wein
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein!

Der Mann ist er gewesen, als alles versank,
Der mutig auf gen Himmel den Degen noch schwang;
Da schwor er beim Eisen gar zornig und hart,
Den Welschen zu weisen die echt deutsche Art.

Den Schwur hat er gehalten, als Kriegsruf erklang.
Hei! Wie der weiße Jüngling in Sattel sich schwang!
Da ist er's gewesen, der Kehraus gemacht,
Mit eisernen Besen das Land rein gemacht.

Bei Lützen auf der Aue, er hielt solchen Strauß,
Daß vielen tausend Welschen der Atem ging aus;
Viel Tausende liefen dort hasigen Lauf,
Zehntausend entschliefen, die nimmer wachen auf;

Am Wasser der Katzbach er's auch hat bewährt,
Da hat er den Franzosen das Schwimmen gelehrt:
Fahrt wohl, ihr Franzosen, zur Ostsee hinab!
Und nehmt, ohne Hosen, den Walfisch zum Grab!

Bei Wartburg an der Elbe, wie fuhr er hindurch!
Da schirmte die Franzosen nicht Schanze noch Burg;
Da mußten sie springen wie Hasen übers Feld,
Und hell ließ erklingen sein Hussa! der Held.

Bei Leipzig auf dem Plane, o herrliche Schlacht!
Da brach er den Franzosen das Glück und die Macht;
Da lagen sie sicher nach blutigem Fall,
Da ward der Herr Blücher ein Feldmarschall.

Drum blaset, ihr Trompeten! Husaren heraus!
Du reite, Herr Feldmarschall, wie Winde im Saus!
Dem Siege entgegen, zum Rhein, übern Rhein!
Du tapferer Degen, in Frankreich hinein!“

Aber leicht wurde den Verbündeten die völlige Niederwerfung Napoleons nicht. Schon zuviel der kostbaren Zeit war verloren. Ja, wenn es gleich nach Blüchers und seines treuen gleichgestimmten Gneisenaus Willen gegangen wäre, wenn die Verbündeten schon im November in Frankreich eingerückt wären, dann hätten sie aller Wahrscheinlichkeit nach keinen nennenswerten Widerstand gefunden. Jetzt trat ihnen Napoleon immerhin mit einem Heere entgegen, das in seiner Meisterhand keine zu verachtende Waffe war, und gerade in diesem Winterfeldzuge von 1814 entfaltete der Feldherr Napoleon noch einmal die ganze erstaunliche Fülle seiner Gaben.

Die Verbündeten aber hatten einen so schönen, das heißt so komplizierten Kriegsplan ausgeheckt, daß nicht viel fehlte, und der gereizte Löwe hätte sich noch in letzter Stunde einen ehrenvollen Frieden erkämpft.

Schwerfällig und langsam wälzte sich die große Hauptarmee, bei der sich wieder die Monarchen befanden, unter Schwarzenbergs Führung durch die Schweiz und das Elsaß nach Frankreich, während old Blücher mit gewohnter Schnelligkeit am 18. Januar schon in Nancy, am 27. in Brienne an der Aube anlangte, also bereits im Herzen des feindlichen Landes stand.

Bei Brienne war's, am 29., wo Napoleon sich plötzlich mit seiner ganzen Macht überraschend auf Blücher warf. Zwar vermochte keiner der beiden Gegner einen eigentlichen Sieg zu erringen, indessen zog sich Blücher doch in der Nacht zurück und näher an die Hauptarmee heran, mit der vereint er Napoleon dann am 1. Februar bei La Rothière gründlich aufs Haupt schlug.

Noch eine energische Vorwärtsbewegung, und es wäre um den Kaiser geschehen gewesen. Die Herren Diplomatiker machten dem tapferen Feldmarschall aber wieder einen dicken Strich durch die Rechnung. Sie wollten vom Schlagen nichts wissen. So trennte sich der old Blücher wieder von der Hauptarmee, um seine andern Corps heranzuziehen und möglichst allein auf Paris vorzustoßen. In bewundernswerter Weise benutzte Napoleon diese Trennung sofort, er raffte zusammen, was er von seinem Heere verfügbar machen konnte, seiner mächtigen Persönlichkeit gelang es, die Truppen zu den äußersten Anstrengungen zu entflammen; in den Tagen vom 10. bis zum 14. Februar schlug er die einzelnen Corps der schlesischen Armee bei Champaubert, Montmirail, Chateau-Thierry und Vauchamps aufs empfindlichste, ohne daß die große Haupt-

armee auch nur einen Schritt gethan hätte, dem bedrängten Blücher zu Hilfe zu kommen.

Schwere Tage waren für die tapfere Blüchersche Armee gekommen.

Fast ein drittel ihrer Stärke hatte sie in den unglücklichen Kämpfen verloren. Dazu stieg die Not in ihren Reihen, die Lebensmittel blieben aus, der eisige Winter fügte den Truppen heftige Leiden zu, die anstrengenden Märsche auf fürchterlichen Wegen, die steten Beiwachten ohne Holz und Stroh erschütterten selbst die Kräfte der Zähesten.

Nur einer zagte und bangte nicht: Blücher!

Am Abend des 16., in Chalons, ließ er den Lieutenant von Salden zu sich rufen.

Unser Held fand den Alten in einem Lehnstuhl am Kamin sitzend, zusammengekrümmt die kräftige Gestalt, das Gesicht vor Schmerzen verzerrt.

„Na, was steht Er da und schaut mich an?“ begann der Greis mit dem Versuch eines Lächelns. „Seh Ihm wohl nicht sehr vertrauenerweckend aus — was?! Ja, ja — der Körper will nicht mehr recht, der sakramentsche! Aber ich kriege ihn schon — er muß wollen!“ Und in den Augen blitzte es dabei von dem alten Feuer.

„Eure Excellenz sollten sich mehr schonen —“ wagte Hans zu bemerken.

„Schonen! Unsinn, junger Mann! Erst muß der Napoleon zu Kreuze kriechen, erst müssen wir in Paris sein! Vorher soll keiner sagen, der Blücher hätt' sich geschont! Na, kommen Sie mal her!“ — Der Greis richtete sich mühsam auf. „Sie sind ein verständiger Junge, ich hab' Sie immer als solchen angesehn, können es jetzt aufs neue bewähren.“

Blücher machte eine längere Pause und betrachtete mit sichtbarem Wohlgefallen die schlanke, kräftige Jünglingsgestalt Saldens.

„Hier ist 'ne Meldung an den Schwarzenberg. Nehmen Sie 'nen Pulk von den Kosaken Olsuwiefs, reiten Sie nach Mery und bringen Sie den Wisch da an den Adressaten. Man hält mich dorten für abgethan — ich will ihnen aber zeigen, daß der alte Blücher noch lebt: die Meldung bringt die Mitteilung, daß ich am 22. in Mery mit meinem ganzen Heere sein werde, und Gott straf mir, wenn ich's nicht möglich mache! So, das ist das eine, Salden —“ Blücher schöpfte tief und schwer Atem — „nun zu

dem andern, von dem niemand, versteht Er, niemand etwas zu wissen braucht. Machen Sie die Ohren auf, Hans Salden, jedes Wort muß in Ihrem Verstande haften bleiben. Die Sache liegt so: vor ein paar Tagen haben die verfl— Kerle, meine Freunde, die Diplomatiker, wieder Unheil zu brauen angefangen. Sie sitzen jetzt in Chatillon um den grünen Tisch, die nichtsnutzigen Federfuchser, und verhandeln mit irgend einem Abgesandten des Gottseibeiuns, des Napoleons, wegen des Friedens. Als ob der überhaupt 'nen anständigen Frieden haben wollte! Als ob wir 'nen Frieden anderswo, als in Paris, machen könnten? Na — kurz und gut — oder vielmehr lang und schlecht! Sie verhandeln, und dabei kommt nie was Gescheites raus — ich kenne meine Pappenheimer! Ich will mich jetzt mit der Hauptarmee vereinigen — jawohl! Aber nur, wenn sie hübsch gerade auf Paris losgeht und den Napoleon kloppt, so er sich dazwischen schiebt! Ich will aber nicht etwa mit Herrn Fürsten von Schwarzenberg, Durchlaucht, mich nach dem Rhein zu rückwärtskonzentrieren! Daher sollen Sie, Salden, zu unserem allergnädigsten König reiten, nachdem Sie dem Schwarzenberg meine Meldung überbracht haben. Ich weiß, Sie sind bei ihm absonderlich gut angeschrieben — brauchen nicht zu erröten, mein Junge, haben's redlich verdient! — und sollen sich bei ihm melden und ihm in meinem Namen vorstellen, wohin die ewige Zögerei und Rückwärtskriecherei führt — ins Verderben nämlich! Sagen Sie dem allergnädigsten Herrn, daß meine Preußen und Russen, wenn sie auch augenblicklich geschlagen sind, doch den allerbesten Mut haben, daß sie beißen werden, wie die Deibels. Man soll mir nur genügende Kräfte geben, die Corps von Bülow und von Wintzingerode etwa noch, und ich will dem Kerl, dem Napoleon, schon den Garaus machen! Trotz aller der Duckmäuser und Schafsköpfe von Diplomatikern! Das will ich, so wahr ich Leberecht Blücher heiße!"

Hans Salden stand sprachlos. „Eure Excellenz!" wagte er endlich zu bemerken. „Werden Seine Majestät nicht aufs äußerste erstaunt sein, daß Eure Excellenz nicht einen Ihrer höheren Offiziere zu ihm senden, sondern —"

„Sondern den neugebackenen Lieutenant von Salden. Das werden Seine Majestät wohl; ich kann's aber nicht ändern, denn ich habe meine guten Gründe, daß ich's so und nicht anders thue. Punktum — und nun reiten Sie mit Gott, Salden, und wenn Sie unterwegens vielleicht 'nem Federfuchser begegnen, dann grüßen

Sie 'n von mir und sagen Sie ihm, er könnte — — mich am Abend besuchen!" ergänzte der Feldmarschall mit einem grimmigen Lachen. „Paschol!"

Und „Paschol" kammandierte Salden eine halbe Stunde später seinen Kosaken, an deren Spitze er durch die dunkle Nacht auf Mery zu trabte.

Der Ritt ging glücklich genug von statten, obschon er dicht an den Vorposten Marmonts vorbeiführte, und einmal eine Schwadron Dragoner eine hübsche Hetzjagd auf die kleine Kosakenschar machte.

Schwarzenberg aber schüttelte bedenklich den weisen Kopf, als er den Brief des Feldmarschalls in Händen hielt, murmelte eine ganze Reihe „Wenns" und „Abers", und erklärte dem Lieutenant endlich, daß er in Mery weitere Befehle für Blücher zurücklassen werde. Die große Hauptarmee müsse nämlich notwendig ihren schon begonnenen Rückmarsch weiter fortsetzen!

O weh! Das war ein übler Anfang!

Und nun zum König.

„Wo sind Seine Majestät?"

„Das Hauptquartier der Monarchen ist bereits auf dem Rückmarsch!"

Worauf unser Salden seinem Rappen gut zusprach und in verstärkter Gangart auf der großen Straße auch nach rückwärts eilte, jedoch auf nicht allzu lange, hoffte er noch immer.

Gegen drei Stunden mußte er aber doch an den endlosen Kolonnen der Armee entlang jagen, bis er erfuhr, daß der Zar und König Friedrich Wilhelm von Preußen soeben vom Wege abgebogen seien und wahrscheinlich in der Nähe eines benachbarten Gehöfts eine kurze Ruhepause machten.

Die beiden Monarchen saßen mit dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Wilhelm — Saldens geliebtem Prinzen Wilhelm! — an einem kleinen improvisierten Frühstückstisch, als unser Junker sich näherte. Das übrige Gefolge lagerte einige hundert Schritte seitwärts.

Das scharfe Auge des Königs hatte Salden sofort erkannt, als er aus dem Sattel sprang. Friedrich Wilhelm stand auf und schritt dem Junker entgegen: „Wieder schlechte Nachrichten vom Feldmarschall bringen?!" fragte er mit umflorter Stirn.

„Eure Majestät, nein! Die Armee Seiner Excellenz hat sich trotz alles Ungemachs völlig wieder aufgerichtet, und der Herr

Feldmarschall ist bereit, sich in den nächsten Tagen mit der großen Armee zu vereinigen."

Ein leichtes Aufblitzen flog über die abgespannten Züge des Königs. „So! Ist brav! Werden dann wohl den Rückzug gemeinsam fortsetzen müssen. Vielleicht auch ganz gut so!"

„Eure Majestät wollen gnädigst verzeihen, wenn ich im Auftrag seiner Excellenz des Herrn Feldmarschalls eben wegen dieses von ihm befürchteten Rückzuges Eurer Majestät Meldung abstatte."

Der König sah erstaunt auf. „Warum schickt der Feldmarschall dich, Salden?" fragte er scharf.

„Ich weiß es nicht, Eure Majestät," gab Hans ruhig zurück.

„Merkwürdig — der alte Blücher. Immer besondere Marotten! Nun — ich höre."

Inzwischen war der Zar, waren die Prinzen herangetreten. Salden hielt es für geboten, mit einem kurzen Blick beim König anzufragen, ob er in deren Gegenwart sprechen dürfe. „Habe keine Geheimnisse. Was will Blücher?"

Während seines langen Ritts hatte Hans Zeit gehabt, sich seine Rede zu überlegen. Er schilderte daher in sachlicher Weise den Zustand des schlesischen Heeres, betonte den trotz aller Verluste ausgezeichneten Geist in allen Truppenkörpern und kam dann schließlich auf seinen eigentlichen Auftrag. Er erläuterte, wie jener gute Geist im Heere unter dem Eindruck des weiteren Rückzuges schwinden müsse, wie Napoleon neuen Mut gewinnen werde, daß die ganze französische Nation sich erheben würde, daß sein Feldmarschall sich aber getraue, wenn ihm die beiden Corps Bülow und Wintzingerode, die ja von Holland her zur Verstärkung heranrückten, zur Verfügung gestellt würden, den Krieg auch ohne Hauptarmee zu einem glücklichen Ausgang zu führen.

Aufmerksam hörte der König zu. Einige Male nickte er Beifall, schließlich aber schüttelte er doch ernst und ablehnend das Haupt. „Geht nicht, geht nicht, wie der Blücher sich das denkt. Die beiden Armeen nicht trennen dürfen — immer zusammen bleiben, gemeinsam operieren, Napoleon sonst zu stark!" meinte er bedächtig.

Schon glaubte Salden seine Sache verloren, als der Kaiser Alexander plötzlich näher herantrat. In den schönen Augen des Zaren blitzte es wie von einem heiligen Feuer, und seine Stimme bebte vor innerer Erregung, als er begann:

„Und warum soll es nicht gehen, was der junge Mann uns

dort soeben mit einer Klarheit, die weit über seine Jahre hinauszugehen scheint, entwickelt hat?! Warum soll der brave, treffliche Blücher, dem wir schon so viel verdanken, nicht auch diesmal das Richtige getroffen haben? Napoleon kann kaum 80000 Mann stark sein. Ist's da nicht eine Schande, daß wir mit unseren Hunderttausenden zurückweichen? Laß den Schwarzenberg machen, was er will — ist ein braver Mann, aber kein Feldherr von Gottes Gnaden! — Ich schlage mich auf Blüchers Seite! Der alte Marschall Paschol mag den Krieg zu Ende führen, mag seinem Ruhm die Krone aufsetzen. ‚Auf Paris!‘ das ist sein Wahlspruch, und er ist der einzig richtige! Laß ihn handeln, wie er will, Friedrich Wilhelm, ich stehe für den Erfolg!“

Der Zar hatte mit schöner, überzeugender Wärme gesprochen, die auf den König sichtlich den größten Eindruck machte. Er faßte jetzt Alexander unter den Arm, beide traten einige Schritte seitwärts und sprachen flüsternd weiter. Inzwischen begrüßten die Prinzen lebhaft den Freund. „Du kommst wie gerufen, Hans!“ sagte Prinz Wilhelm nach den ersten Worten lächelnd. „Eigentlich, als ob's eine Fügung von oben wäre! Nicht nur, daß der Oheim sicher jetzt den Wunsch des Feldmarschalls zur Erfüllung bringt, sondern auch in persönlicher Beziehung. Gerade heute sprach Papa von dir —“

Gespannt horchte Salden auf.

„Ja, ja — es ist so! Du sollst zu mir kommandiert werden! — Aber, Hans, was machst du denn für ein sonderbares Gesicht?!“

Freude und Schmerz kämpften in der That in diesem Augenblick in Saldens Brust: die Freude, seinem geliebten Prinzen nun auch im Felde näher sein zu dürfen, ihm auch in der Gefahr zur Seite stehen zu sollen — und der Schmerz, aus dem Wirkungskreise herausgerissen zu werden, in dem er sich so wohl fühlte, in dem er mehr zu leisten hoffte, als ihm voraussichtlich an der Seite des Prinzen beschieden war.

Aber es gab ja kein Schwanken — der König hatte zu befehlen!

Und jetzt traten die beiden Monarchen auch schon wieder heran.

„Feldmarschall soll seinen Willen haben!“ sagte Friedrich Wilhelm. „Hoffentlich zum Guten ausschlagen. Gott gebe es. Werde noch heute einen Adjutanten an Blücher mit meiner Zustimmung abfertigen. Du, Salden, bleibst bei uns! Als persönlicher

Adjutant zu Wilhelm kommandiert! Verstanden! Aber keine tollkühnen Streiche miteinander machen!“

So kam es, daß Blücher in der entscheidenden Zeit des Feldzuges sich wieder einmal als Vorspann vor die schwerfällige Masse der Hauptarmee setzen durfte, daß er „den verfluchtigten Diplomatikern zum Tort nu jrade die Karre aus dem Dr— zog“ und den ganzen Krieg einem schnellen Ende entgegenführte. Und so kam es, daß unser Held dem Prinzen Wilhelm gerade in jenen Stunden zur Seite stehen konnte, in denen der Hohenzollernsprosse seine Feuertaufe empfing und sich das Kreuz von Eisen erringen konnte, dasselbe schlichte Kreuz von Eisen, das er ein Menschenalter später noch einmal zu den höchsten Ehren bringen sollte.

Napoleon hatte nämlich, nachdem er Blücher um die Mitte Februar geschlagen, in der Meinung, der Alte sei samt seinem Heere vorläufig ganz kampfunfähig, sich der Schwarzenbergschen Armee zugewendet. Er wollte nunmehr auch mit dieser abrechnen; dann, so dachte er, werden die Herren Alliierten schon klein beigeben. War bereits wieder sehr groß nach seinen Erfolgen gegen Blücher; gab seinem Bevollmächtigten auf dem Kongreß der Diplomatiker zu Chatillon schon wieder maßlos weitgehende Vorschriften, verwarf alle Friedensbedingungen und schrieb im Lapidarstil seiner glücklicheren Tage: „Sie, die Verbündeten, vergessen, daß ich bereits wieder näher an München, als sie an Paris sind!“ Der Kamm war ihm mächtig geschwollen, aber es wurde dafür gesorgt, daß er ihm bald geschoren wurde!

Als Schwarzenberg von dem Anrücken Napoleons gegen ihn Kunde erhielt, war er auf dem besten Wege, sein riesiges Heer bis nach dem Rhein zurückzuführen. Erst das energische Dazwischentreten des Zaren und König Friedrich Wilhelms von Preußen veranlaßte ihn, Front zu machen und dem Gegner am 27. Februar bei Bar sur Aube eine Schlacht anzubieten.

Kaum hatte Napoleon indessen durch seine Kavallerie erfahren, daß Blücher nicht mehr bei der Hauptarmee sei, so wandte er sich, für seine Hauptstadt fürchtend, aufs neue gegen den Marschall Vorwärts und ließ unter Oudinot nur einige Corps Schwarzenberg gegenüber zurück. Daher traf des letzteren Vorgehen nicht mehr den Kaiser selbst, sondern nur noch dessen Unterfeldherrn. Oudinot hatte aber seine Stellung mit gewohntem Geschick gewählt, und seine Franzosen schlugen sich, durch die Siege der letzten Tage ermutigt, vortrefflich. Es wurde ein heißes, schweres

Ringen, sowohl bei den Bayern und Österreichern, die unmittelbar gegen Bar sur Aube vorgingen, wie bei den Russen, die im weiten Umkreise die feindliche Stellung umgehen und sie von der Flanke angreifen sollten.

Bei den letzteren befand sich auch der König von Preußen mit seinen beiden Söhnen. Friedrich Wilhelm hatte sich heute schon am Morgen in die vordere Linie der Kämpfenden begeben. Als die Russen zum Angriff vorgingen, hielt er so dicht hinter den Tirailleurs, daß die Kugeln gefährlich zahlreich in seine Umgebung einschlugen. „Die kommen warm aus dem Lauf!“ wandte der König sich lächelnd zu seinen Söhnen um, und als Schwarzenberg ihn bat, sich nicht der Gefahr derart auszusetzen, da entgegnete er ruhig: „Wo Ihr Platz ist, Durchlaucht, da ist auch der meinige!“

Der Kampf nahm an Heftigkeit zu. Die russischen Jäger wurden von einem Gegenstoß der Franzosen zurückgeworfen, neue Regimenter rückten in die Gefechtslinie ein.

Mit Löwenmut drangen sie vor, aber auch ihr Angriff kam zum Stehen. Die Verluste mehrten sich in bedenklicher Weise, besonders das eine der beiden vorn im Kampfe befindlichen Regimenter erlitt schwere Verluste, ohne sich doch erschüttern zu lassen. Plötzlich wandte der König sich um.

„Willy, reite einmal dort hinüber und erkundige dich, welches brave Regiment dort im Kampfe steht?“

„Zu Befehl!“ Der Prinz sagte es mit derselben Ruhe, mit der er im Manöver einen gleichen Befehl entgegengenommen hätte.

Sein Roß sprengte an. In kurzen Galoppsprüngen jagte er auf die im Gefecht befindliche Schützenlinie zu. Salden dicht hinter ihm — die Freude im Herzen, daß sein Prinz endlich einmal einen ehrenvollen Auftrag erhalten, daß sein Prinz sich im Kugelregen bewähren dürfe, die Sorge zugleich, daß den geliebten Jüngling, den Königssohne, ein feindliches Geschoß treffen könne!

Und sie zielten gut, die Franzosen! Es pfiff unheimlich um die Reiter her. Da — eine Granate! Das Pferd des Prinzen macht einen Seitensprung, es bäumt sich, aber der Reiter bringt es mit eiserner Hand sofort wieder in Ordnung und zur Ruhe! Jetzt ist man nahe bei dem Regiment. Das feindliche Feuer verstärkt sich — die beiden Reiter sind offenbar eine willkommene

Zielscheibe. Da blickt sich der Prinz nach Salden um; sein Antlitz ist so ruhig, wie im Ballsaal, keine Muskel zuckt, nicht die Wimper bewegt sich. Er nickt nur lächelnd dem Freunde zu, als wollte er sagen: jetzt bin ich auch im Kampfe — jetzt erst fühle ich mich als ein echtes Hohenzollernblut!

Gott schütze dich, du junges, edles Blut! Du bist zu höherem erkoren, als hier zu verbluten!

Jetzt pariert der Prinz sein Roß. Er hält unmittelbar neben dem Kommandeur des Regiments, der staunend den Prinzen erkennt.

„Welches Regiment ficht hier so heldenmütig!" fragt der Prinz mit ruhiger Stimme.

„Regiment Kaluga, Königliche Hoheit!"

Der Prinz hält unbeweglich, von einem Hagel von Geschossen umbraust. Endlich nimmt Salden sich die Freiheit, daran zu erinnern, daß Seine Majestät wohl auf Antwort warte.

Wie mit leichtem Unmut wendet Prinz Wilhelm sein Pferd — und in gleichmäßigen Galoppsprüngen reitet er zum König zurück.

„Es ist das Regiment Kaluga, Papa!"

Friedrich Wilhelm nickt nur — er mag dem Sohne nicht zeigen, wie er sich im innersten Herzen gefreut hat. Und schweigend auch kehrt der Prinz auf seinen Platz in der Suite zurück — nur einen kräftigen Händedruck tauscht er mit Salden aus.

Auch die beiden Freunde sprachen nicht weiter über die Episode. Als Hans aber nachher hörte, wie der Vater dem Sohne das eiserne Kreuz überreichte, und wie der Zar diesem das Georgskreuz hinzufügte, da jubelte sein Herz auf. Es waren dieselben beiden herrlichen Dekorationen, die er selbst sein eigen nannte, und er wußte, der Prinz hätte sie schon längst verdient, wenn er an seiner Stelle gewesen wäre.

Das eiserne Kreuz und das Georgskreuz! Wie hat sie der Prinz, wie hat sie der König, wie hat sie Kaiser Wilhelm in Ehren gehalten! Von allen den glitzernden Sternen, die einst seine Brust bedeckten, galten sie ihm am meisten. Er trug sie in den glorreichen Kriegen, in denen er des Vaterlandes Einigkeit erkämpfte, er nahm sie mit in das stille Grab! Und an demselben Grabe standen die Kameraden vom Regiment Kaluga, dessen Chef Kaiser Wilhelm der Siegreiche ein halbes Jahrhundert hindurch

gewesen — des Regimentes Kaluga, in dessen Reihen er bei Bar sur Aube die Feuertaufe empfangen hatte!

Die Übermacht der großen Armee war zu bedeutend. Nach langem, heißem Ringen drangen die Russen siegreich vorwärts, und auch die Bayern unter Wrede stürmten erfolgreich gegen die Stadt Bar vor — Oudinot mußte zurückweichen. Wieder lag jetzt der Weg nach Paris fast ganz frei vor Schwarzenberg, aber anstatt die Gunst des Geschicks zu benutzen, blieb er stehen, unterstützte Blücher nicht und ließ diesem und seinem Heere dafür freilich auch den Ruhm den Feldzug zu beendigen!

Geradenwegs war unser Marschall Paschols inzwischen, während sich die große Armee eine Woche der Erholung gönnte, die unsere näheren Freunde allerdings herzlich gern mit einem munteren Drauflosgehen vertauscht hätten, — geradenwegs war Blücher indessen auf Paris marschiert mit seinem jubelnden Heere, seinen Getreuen von der Katzbach und von Möckern.

Es lebte ein frischer, froher Geist in allen Regimentern des schlesischen Heeres trotz der ungeheuren Strapazen, die der Marschall Vorwärts seinen Truppen zumutete. Da war kein Zagen und kein Zögern — sein Geist übertrug sich auf die ganze Armee.

So zogen sie vorwärts, die Preußen, die Pommern und die Märker, die Russen mit sich fortreißend. Und in den Kolonnen erklang während des frohen siegesbewußten Vorwärtsmarsches, niemand wußte, wie es entstanden, das schöne tragikomische Lied vom „Nachtwächter von Paris", der den Herren Franzosen die Stunden ansagt — ein Lied voll echten Soldatenhumors:

„Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen,
Unsre Stund hat eins geschlagen — A—ut!
Eins ist not: verwahre dich,
Denn jetzt geht es hinterlich!
Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Unsre Stund hat eins geschlagen!
Unsre große Kriegesmacht
Ist schon lange umgebracht,
Und nur noch mit Widerwillen
Kann ich meine Pflicht erfüllen
Und die Stunden rufen aus:
Bonapart' kam leer nach Haus!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Eure Stund hat zwei geschlagen: A—ut! A—ut!
Zwei Wege lagen dir im Sinn
Nach Berlin und auch nach Wien.

Hört, ihr Herren, und laßt euch sagen:
Mich mahnet jedes Glockenschlagen:
Die Eroberungen sind hin,
Und wir müssen leer abziehn.
Berlin wolltet ihr berennen,
Doch der Blücher war dort schon
Gab euch den verdienten Lohn!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Die Glocke, die hat drei geschlagen: A—ut! A—ut!
Drei Kaiser waren dir zu viel,
Und du kamst nun aus dem Spiel.
Hör, ich will ins Ohr dir sagen:
Deine Truppen sind geschlagen,
Die Armee ist ganz zerstreut,
Die Sieger machten viele Beut'.
Von Leipzig thäten sie selbandern
Frisch und frei zum Rheine wandern.
Kannst ihn nimmer sperr'n, den Rhein —
Sie marschier'n nach Frankreich rein!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat vier geschlagen: A—ut! A—ut!
Vierfach ist das Ackerfeld;
Schlecht ist die Armee bestellt
Ja, ihr sieggewohnten Krieger,
Heute sind die Deutschen klüger,
Sehn, daß eure Heuchelei
Nur Tod und Verderben sei.
Östreich, Russen, Bayern, Schweden,
Werden euch noch alle töten —
Eilet, daß ihr übern Rhein,
Denn der Preuß' kommt hinterdrein!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat fünf geschlagen: A—ut! A—ut!
Fünf sind gegen dich im Streit,
Du kommst sicher nun nicht weit!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat sechs geschlagen: A—ut! A—ut!
Sechs sticht hier den König nicht —
Weh' dir, denn dein Glücke bricht!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat sieben geschlagen: A—ut! A—ut!
Sieben ist 'ne böse Zahl,
Wird, Napoleon, dir zur Qual!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat acht geschlagen: A—ut! A—ut!
Nimm, Napoleon, dich in acht —
Blücher ist schon da mit Macht!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat neun geschlagen: A—ut! A—ut!
Nein! sagt die alliierte Macht,
Was du sagst, wird ausgelacht.

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat zehn geschlagen. A—ut! A—ut!
Zehn Gebote schreibt man hier
Aufzusagen, Napl, dir!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat elf geschlagen: A—ut! A—ut!
Eilfte Stunde ist gekommen,
Und du wirst ihr nicht entkommen!

Hört, ihr Herren, laßt euch sagen:
Unsre Glock hat zwölf geschlagen: A—ut! A—ut!
Zwölf lehrt uns das Ziel der Zeit,
Wir gewinnen nicht im Streit!
Hört, ihr unbesonnen Franken,
Laßet fahren die Gedanken
Der Erobrung! Eure Macht
Wird von Deutschen nur verlacht!
Habt die Wahrheit hören sagen
Und die Stunden hören schlagen;
So macht jetzo Fried' geschwind,
Eh' euch fortbläst der Sturmwind!
Macht Frieden! A—ut! A—ut!
Macht Frie—den! Macht Frie—den! Macht Frie—den!
A—ut! A—ut!"

Das Heer Blüchers hatte ganz recht, wenn es den „Nachtwächter von Paris" zum Frieden mahnen ließ. Es schien ja wirklich schon, als ob die allerletzte Stunde gekommen sei. Schon stand Blücher nur noch wenige Tagemärsche von der stolzen Kapitale entfernt. Da brachten ihm plötzlich die überall umherschwärmenden Kosakenpulks die überraschende Nachricht, daß der Kaiser gegen ihn im Anmarsch sei.

„Natürlich! Die werte Hauptarmee hat mich wieder mal im Stich gelassen! Daß dich! Daß dich! Anstatt den Napoleon festzuhalten, bleibt sie stehen! Nun haben wir allein ihn auf dem Halse — was thun Gneisenau?! Solln wir's drauf ankommen lassen?!"

„Excellenz, wenn wir uns schon mit Bülow und Wintzingerode vereinigt hätten, würde ich unbedingt ja! sagen. Da beide Corps aber noch weit zurück sind, so erfordert meiner unmaßgeblichen Meinung nach die Vorsicht, zurückzuweichen und sie heranzuziehen!"

Der Alte knurrte etwas in sich hinein, was nicht gerade allzu freundlich klang, aber er gab nach. War bei allem Drang nach vorwärts überhaupt nicht der sinnlose Drauflosstürmer, als der er bei den Diplomatikern verschrien, sondern ein wohlüberlegender, für einen guten Ratschlag immer zugänglicher Feldherr.

„Fertigen Sie in drei Geiers Namen die Befehle aus, Gneisenau! Aber das sage ich Sie, wenn wir ordentlich beisammen sind, dann wieder drauflos — mag's biegen oder brechen!"

Die Armee ging also zurück und vereinigte sich bei Soissons mit den beiden frischen Corps. Napoleon war ihr gefolgt; bei Craonne kam es am 7. März zu einem mörderischen Kampf, der am 8. bei Laon fortgesetzt wurde und am späten Abend, dank eines kühnen Vorstoßes Yorks, mit einem glänzenden Erfolge endete.

Es wäre mit Napoleon schon jetzt ausgewesen, wenn Blücher nicht unglücklicher Weise schwer erkrankte. Das Leiden, das der Greis schon seit Wochen in sich trug, kam in Gestalt einer schweren Augenentzündung zum Ausbruch. Von Schmerzen gepeinigt lag der Feldherr in Laon, die Einheit des Befehls ging verloren, die Verfolgung des Sieges war eine matte. Ja, York, der alte Eisenfresser, überwarf sich mit dem Generalstabe der Armee und war drauf und dran, das Heer ganz zu verlassen. Da raffte sich in letzter Stunde Blücher auf. Auf seinem Schmerzenslager schrieb er an den tapferen, aber allzu leicht erregbaren General einige ergreifende Zeilen:

„Allter waffengefehrte, verlassen sie die armeh nich, da wir am siehl sind, ich bin sehr krank und gehe selbst so ballde der Kampf vollendet."

Diese Worte — sie sind hier in der Orthographie des Originals wiedergegeben — machten auf den Isegrim York einen so tiefen Eindruck, daß er seinen Vorsatz aufgab. Zum Heil des Ganzen und seines eignen Ruhmes. Blücher hatte ja vollkommen recht: man war am Ziel!

Noch einmal zwar raffte sich der verwundete Löwe auf und wandte sich gegen die Schwarzenbergische Armee; auch hier aber, in der zweitägigen Schlacht von Arcis-sur-Aube, am 20. und 21. März mit blutigem Haupte abgewiesen, faßte er einen verzweifelten Entschluß.

Die Kosaken brachten plötzlich die merkwürdige Meldung, das feindliche Heer marschiere „nach Moskau!"

Zuerst lachte man, dann überlegte man — schließlich bestätigte

sich die wunderliche Kunde. Wenn auch nicht nach Moskau, so war Napoleon mit der Hauptmasse seines Heeres, noch etwa 50000 Mann, doch im Marsch nach dem Rhein zu. Er wollte sich in den Rücken der feindlichen Armeen werfen, den Kriegsschauplatz von Paris entfernen, die Heere der Verbündeten hinter sich herziehen.

Und wahrhaftig — fast wäre ihm das Wahnwitzige gelungen. Es gab im großen Hauptquartier Stimmen, die dringend dazu rieten, dem Kaiser zu folgen. Aber der gesunde Verstand siegte diesmal doch. Man ließ Napoleon ziehen, sandte ihm nur angemessene Streitkräfte nach und richtete den Marsch auf das einzig richtige Ziel, auf Paris!

„Auf Paris!“ jubelten alle Stimmen begeistert, als die Nachricht bekannt wurde.

„Auf Paris!“ Endlich war der Zweifel, das Zagen zu Ende — „nach Paris!“ lautete die allgemeine Losung.

Beide Heere, Schwarzenberg und Blücher, vereinigten sich, frohen Herzens eilten sie der feindlichen Hauptstadt entgegen.

„Napoleon adje!
Dein Glück geht wie der Schnee.
Viel Gefangne und Kanonen
Jetzo unsern Sieg belohnten!“

sang man in jenen Tagen im Yorkschen Corps, und die Ostpreußen hatten noch ihr besonderes Liedchen:

„Kaiser, hast du Lust zu Trutzen?
Trutze nur! Trutze nur!
Wird dir aber wenig nutzen,
Glaub es nur, glaub es nur!
Deine Falschheit währt nicht immer,
Denn dein Glück ging schon in Trümmer —
Bald auch du, ja, bald auch du!

Meinst, man kann dich nicht besiegen?
Du bist irr! Du bist irr!
Du mußt Preußen doch erliegen,
Glaub es mir, glaub es mir!
Laß nur deinen Hochmut schwinden,
In Paris wolln wir dich finden
Und dich binden, ja, binden!

Unser Glück das thut uns winken,
Ganz gewiß, ganz gewiß!
Bald sehn wir die Türme blinken
Von Paris, von Paris!
Vorwärts, vorwärts, all ihr Brüder,
Jetzt sinkt der Tyranne nieder:
Es wird Fried, ja, Fried!"

Am 22. März hatte Salden mit seinem geliebten Prinzen unter dem frohen, frischen Eindruck des Sieges von Arcis-sur-Aube den Geburtstag des fürstlichen Freundes begangen — ihre Herzen frohlockten, als ihnen fast unmittelbar darauf die Kunde wurde, daß der Vormarsch nach Paris nun fest beschlossene Sache sei.

Acht Tage später lag die Riesenstadt selbst vor ihnen.

Aber noch sollte es einen heißen, blutigen Kampf kosten, ehe die Heere triumphierend in die Hauptstadt Frankreichs einziehen konnten.

Napoleon hatte zum Schutz von Paris zwei Corps unter Marmont zurückgelassen, und dieser stellte sich, durch die Pariser Nationalgarde verstärkt, den Verbündeten im Norden der Stadt entgegen. Die russischen Gardegrenadiere Rajewskis, die tapferen preußischen Garden drangen über Pantin und Romainville vor, der Kampf schwankte unentschieden hin und her.

Während dessen stand rechts von der Hauptarmee das Blüchersche Heer in Schlachtordnung und harrte ungeduldig des Befehls zum Angriff. Der alte Blücher war trotz seines schweren Augenleidens selbst bei den Truppen, die Augen, die so scharf und feurig blickten, heute unter dem Schirm eines großen grünen Damenhuts verborgen. Der Greis sah ganz wunderlich aus, kam aber doch keinem lächerlich vor in seiner seltsamen Kopfbedeckung. Sie liebten ihn ja alle, die wackeren Streiter, die unter ihm in einem halben Dutzend Schlachten gefochten, liebten ihn wie einen Vater!

Ungeduldig sah der Feldmarschall wieder und immer wieder nach seiner Uhr. „Ob der Schwarzenberg mir nicht teilhaben lassen will an dem Sturm auf das verfl— Nest?! Die Kastanien aus dem Feuer haben wir ihm geholt, Gneisenau, und nu sollen wir das Zuschaun haben. Daß dich! Daß dich! Was mein'n Sie, Gneisenau, sollen wir noch warten?"

„Noch eine Stunde, Excellenz — der Befehl muß ja eintreffen!"

Und da kam endlich die Straße entlang ein jugendlicher Reiter in vollster Karriere angesprengt. Die Truppen kannten ihn sehr wohl, den „Junker Salden“, und sie begrüßten ihn mit lautem Hurraruf! Es war, als ob sie wüßten, er könne ihnen nur gute Botschaft bringen!

Kurz vor dem Feldmarschall parierte Hans Salden seinen Rappen.

Blücher schob den grünen Schirm in die Höhe. „Alle Wetter, das ist der Salden!“ rief er. „Willkommen, Junge, herzlich willkommen bei uns! Und nu laß hören, was die hohen Herrn beschlossen haben!“

Salden war schon aus dem Sattel gesprungen. Eine ehrliche, helle Freude leuchtete über sein Gesicht. „Eure Excellenz möchten sofort auf le Bourget und St. Denis vorrücken. Die Verwendung der Truppen bleibt Eurer Excellenz ganz überlassen,“ meldete er.

„Bravo! Der verständigste Befehl, den ich je von Schwarzenberg erhalten! — Gneisenau — vorwärts! Drauf! York und Kleist voran — den Wackeren müssen wir die Ehre schon gönnen! Hurra!“ Und er riß in überquellender Freude das grüne Damenhütchen von der Stirn, warf es in die Luft und fing es wieder auf. „Junge, Salden, das nenne ich 'ne Freude, die Sie mich heute noch zu juter letzt machen. Soll'n zum Dank auch wissen, warum ich Ihnen jrade damals zum König geschickt — bin Sie so wie so noch meinen Dank schuldig, daß Sie meinen Auftrag so schön ausgeführt.“

„Excellenz!“ wagte unser Held gerührt einzuwenden. „Das war nicht mein Verdienst.“

„Larifari — larifari! Verdienst her — Verdienst hin! Das ist's ja eben! Wissen Sie, warum ich Ihnen schickte und keinen andern?! Na, ich will's Sie sagen: Weil Sie nen Glückskind sind! Punktum! Streu Sand drauf! Glück muß der Mensch eben haben — und, hol mich der Henker, Glück, riesiges Glück haben Sie, Salden!“

Der Feldmarschall hatte inzwischen seinen Gaul antraben lassen, ihm folgte der ganze Stab, der Salden herzlichst begrüßt hatte. Wie er sich wohl fühlte hier unter den alten Waffengefährten, mit denen er so manchen blutigen Strauß gemeinsam bestanden! Wie er im innersten Herzen dem Prinzen Wilhelm dankte, der ihm die Erlaubnis erwirkt hatte, diesen Tag, den

letzten voraussichtlich des Feldzuges, bei dem Heere Blüchers zu verleben!

„Mir ist's man sehr schlecht gegangen, Junge!“ begann der Feldmarschall wieder, Salden neben sich winkend. „Die nichtsnutzigen Augen! 's ist nen Leid! Und die Doktors — das sind Esel! Du jlaubst's gar nicht, was sie mir gequält haben!“ Er winkte Hans, sich näher an ihn heranzuschieben und fuhr flüsternd fort: „Ich weiß ganz genau, was mir fehlt, Salden! 's darf aber keiner wissen — nur dir will ich's sagen. Dir, wie dem Gneisenau, der's auch schon weiß. Ich habe ein Kamel im Leibe! Ein richtiges, wirkliches Kamel!“

Der Junker erschrak. Hatte das Leiden der letzten Wochen den so hellen, klaren Verstand des greisen Feldherrn umdüstert?! Aber nein! Es konnte nicht sein. Jetzt eben wieder traf er mit vollster Klarheit seine Anordnungen zum Angriff — es mußte nur eine fixe Idee des Alten sein, eine jener merkwürdigen Einbildungen, denen die kleinen Geister vielleicht noch weniger ausgesetzt sind, als die großen, deren Denkthätigkeit in einer fortwährenden Erregung begriffen ist.

„Das Corps Kleist und die Division Horn vom Yorkschen Corps gehen gegen den Montmartre vor!“

Hurra!

„Die Batterien in Stellung!“

Wenige Minuten später donnerten die ehrenen Münder gegen die französische Stellung. Unter ihrem Schutze schoben sich die Schützenlinien vorwärts. Das rasselnde Kleingewehrfeuer mischte sich in den groben dröhnenden Klang der Kanonen. Der Tanz begann.

Aber was ist das?

Vom Montmartre her lösen sich plötzlich feindliche Infanteriemassen los — in geschlossenen Kolonnen stoßen sie auf die Mitte der Preußen vor. Noch einmal wirbeln die Trommeln zum Sturm, noch einmal tönt das „Vive l'empereur!“ aus den Reihen der Franzosen. —

Hui! Da sind sie schon, die schwarzen Husaren des Oberstlieutenant Stößel, die „Husards de la mort“ mit dem Totenkopf auf dem Tschako! Wie ein Orkan, unaufhaltsam, unwiderstehlich, brechen sie über die feindliche Reiterei und dann über die Infanterie her! Und ihnen folgen die tapferen Brandenburger unter

Sohr, unserem alten Bekannten von Möckern! — Hurra! Hurra! Hurra!

Unser Salden hielt während der glänzenden Attacke der Husaren neben Blücher und York im heftigsten Geschützfeuer. Er hatte unmittelbar vorher noch ein Wiedersehen besonderer und rührender Art gefeiert. Hinter dem alten Isegrim York ritt nämlich in seinem perlgrauen, vom Unbill des Feldzuges auch schon stark mitgenommenen Rock kein anderer als Peter Duschnas — der gute Peter!

Salden nahm die erste Gelegenheit wahr, dem treuen Menschen die Hand zu drücken. Peter machte auch im ersten Augenblick ein überaus erfreutes Gesicht, griff wie in früheren Tagen sofort in seine stets gut gefüllte Satteltasche und holte eine anmutig ausschauende Flasche und ein kaltes Hühnchen heraus — „Wenn der Herr Lieutenant etwa Hunger haben!" — aber kaum, daß Hans sich einen ordentlichen Schluck genehmigt, so legte sich Peters Gesicht auch schon in die düstersten Falten. „Herr Lieutenant — ich hab' etwas —"

„Noch was Gutes zu frühstücken — nur her damit, mein alter braver Peter!"

„Nee, nee! — Ich hab 'ne Bitte an den Herrn Lieutenant. Ich werd' heut sterben —"

Salden wußte nicht recht, ob er lachen oder ärgerlich werden sollte. „Unsinn, Mann! Wie kann Er grade heute solch dummes Zeug schwatzen!"

„Ist gar keen Unsinn, Herr Lieutenant! 's ist de reene Wahrheit! Un ganz gewiß dazu! Ich hab's heute nacht geträumt — ich sterbe heute! Hab' mir in meinem Blute gesehn — janz deutlich! Schad ja och nich ville — wer macht sich wat aus dem olln Peter. Der General nimmt 'nen andern Diener, bekommt 'nen bessern vielleicht! Na — und —"

Peter schluckte.

„Na und —" drängte Salden. „Na und —, du alter Schwarzseher!"

„Na, und was die Grete ist —"

Hans Salden hatte von seiner mutigen Retterin lange Zeit nichts gesehen noch gehört. So lange er beim schlesischen Heere gewesen, war er ihr freilich ab und an begegnet.

Bei den Märschen am Wagen ihres Vaters hatte er sie getroffen, ihren Marketenderpflichten, wenn auch nicht mehr mit

dem alten Humor, so doch mit großer Gewissenhaftigkeit nachkommend, nach jedem Gefecht in vorderster Linie bei den Ärzten thätig. Bisweilen war sie auf einige Tage ganz verschwunden — die Leute wußten dann schon, daß sie bei irgend einem Lazarett zurückgeblieben war. Wenn Hans das merkwürdige Mädchen gesehen, hatte er sich immer lebhaft und herzlich nach ihrem Befinden erkundigt, hatte ihr warm die Hand gedrückt und stets gefragt, ob er ihr nicht irgendwie dienstbar sein könne.

Sie aber war ihm stets ausgewichen, absichtlich — wo sie nur konnte — —

„Nun was ist's mit der Grete?“ fragte er jetzt lebhaft interessiert.

„Na, Herr Lieutenant, Se wissen ja — die Grete will weder von mir, noch vor dem Jolkoff was wissen. Sie hat det ‚Verwundetenpflegen‘ — ist, so zu sagen, 'ne reine Krankheit bei ihr geworden!“

„Pfui, schäm Er sich! Das edle Streben, anderen wohl zu thun, eine Krankheit zu nennen! Wo wär' ich selbst, wenn das wackere Mädchen mich nicht so aufopfernd gepflegt hätte!“

„Ja — mit dem Herrn Lieutenant — da war das auch was anderes!“ meinte Peter plötzlich mit einem Aufblitzen seiner alten Pfiffigkeit in den verdüsterten Augen. „Na übrigens —“ fuhr er dann fort mit eigentümlich phlegmatisch gedehnter Stimme. „Der Jolkoff, auf den ich Esel früher so dumm eifersüchtig war, und was jetzt mein bester Freund is, der muß heute ooch sterben! Da steht er hinter dem Feldmarschall — er weiß es ooch schon! Wir hab'n ja heute nacht ganz denselben Traum gehabt, alle beide!“

Hans sah hinüber zu der Suite des Marschall Vorwärts. Wahrhaftig — da stand Herr Abramowitsch Jolkoff neben seinem struppigen Pferdchen, den dito struppigen Kopf in dessen Mähne vergraben, daß man kaum unterscheiden konnte, was Pferde- und was Kosakenhaar war!

„Ihr seid beide große Esel!“ entschied sich Hans Salden kurz. Ihn verdroß das melancholische Gewäsch — solcher Unsinn, gerade heute, wo alle Herzen voller Siegesjubel waren, dummen Todesahnungen nachzuhängen!!

Es war eine halbe Stunde später. Der Reiterangriff der Husaren war vom schönsten Erfolge gekrönt worden. Das Gefecht machte auf der ganzen Linie Fortschritte, der Widerstand des

Feindes schien fast völlig gebrochen, — die Yorkschen Truppen schickten sich zum letzten Sturm auf den Montmartre an — die Uhr zeigte auf sechs nachmittags.

„Heute abend in Paris!" ging es jubelnd durch die Reihen der Tapferen.

Die Umgebung Yorks und Blüchers saß soeben im heftigen Geschützfeuer auf, um vorzutraben, da hörte Salden dicht hinter sich einen lauten, schmerzlichen Aufschrei und dann ein kurzes halbersticktes Stöhnen. Er wandte sich um —

Ein Schauer überlief seine Glieder — gab es doch Ahnungen?! Hatte der Traum des guten Peter die Wahrheit verkündet? Dicht nebeneinander lagen Peter Duschnas und Abramowitsch Jolkoff in ihrem Blute! Sprengstücke derselben Granate hatten beide getroffen — —

Salden flüsterte Gneisenau einige Worte zu, eine Bitte, sich der Verwundeten annehmen zu dürfen. Dann sprang er aus dem Sattel und eilte zu ihnen. Schon war auch der Feldscher des Stabes zur Hand.

„Wie steht's, Doktor?!"

„Weiß noch nicht? Der Kosak ist jedenfalls der schwerer Verwundete — Kopf und Brust! Der Yorksche Diener scheint mir etwas besser fortgekommen zu sein — Fraktur des Schulterknochens, glaube ich! Müssen die beiden sofort zum Verbandplatz zurückschaffen."

„Ich werde einige Krankenträger herbeiholen, Doktor! Wo finde ich den Verbandsplatz?"

„Voraussichtlich bei La Chapelle, Herr Lieutenant."

In mächtigen Sätzen flog der Rappe über das Feld — vorüber an den mit brausendem Hurraruf vorstürmenden Reservebataillonen, vorüber an den Batterien — vorüber an Hunderten und Aberhunderten, die verwundet lagen, die den herrlichen Ehrentag des siegreichen Einzugs, den langersehnten, nicht mehr erleben sollten.

Da — zwischen den Verwundeten eine weibliche Gestalt! Hans pariert sein Pferd — er hat die Marketenderstochter, hat Grete Welter erkannt!

„Grete — ich bedarf deiner!"

Sie schlägt die großen Augen zu ihm empor, erschrocken und erstaunt und doch wie von einem stillen, unsagbaren Glücksgefühl erfüllt —

„Der gnädige Herr bedürfen meiner?“ flüstert sie dann, sich schnell fassend. „Wo kann ich helfen?“

Salden wies nach vorn. „Dort gerade in der Richtung auf den Montmartre, den Hügel dort, liegen zwei Blessierte — Doktor Stechow ist bei ihnen — zwei brave, ehrliche Kerle, mir lieb und wert! Willst du ihre Pflege übernehmen? Ich wäre dir zu herzlichstem Dank verpflichtet, Mädchen!“

Und wieder sah sie ihn mit dem fragenden, scheuen Blick an. „Ich gehe, gnädiger Herr!“ sagte sie dann leise, raffte ihr Kleid hoch und schritt, ohne noch ein Mal aufzuschauen, schnell in der bezeichneten Richtung vorwärts.

Eine Stunde später kündete die weiße Flagge des Parlamentairs, daß zwischen den Verbündeten und den Verteidigern von Paris ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Und wieder eine halbe Stunde später stand Salden neben Blücher und Gneisenau auf der ragenden Höhe des Montmartre, und sie sahen hinab auf das Ziel aller Anstrengungen, auf das stolze Paris. Dort lag sie, die übermütige Empore, die Stadt Chlodwigs, Ludwigs des Heiligen, Heinrichs IV., die Kapitale, von der aus Napoleon der Welt Gesetze diktiert hatte. Jubelnd blickten die schlichten Landwehrleute auf die ragenden Zinnen, auf das von Hunderten von Türmen gekrönte Häusermeer — und dann lenkten sich aller Gedanken heimwärts, und um die lodernden Wachtfeuer erscholl das alte herrliche Lied:

„Nun danket alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden!“ —

Am 31. gegen neun Uhr morgens war's, daß die Verbündeten ihren Einzug in Paris begannen. Old Blücher zwar wollte nicht mitthun. Seine Augen schmerzten ihn allzu sehr, meinte er, wollte vielleicht aber auch nicht, weil seine braven, tapferen Landwehren, die doch im Kriege fast das Beste gethan, nicht miteinziehen sollten. ‚Sehen zu abgerissen aus‘, hatte man entschieden! Es war wohl wahr, sonderlich schmuck sahen die Männer nicht aus in ihren abgetragenen Litewken. Daß und wie sie aber zu den abgerissenen Röcken gekommen, welche wackeren, tapferen Herzen unter den verschossenen Kitteln schlugen, das wußte niemand besser,

als der greise Held, der sie von Kampf zu Kampf und von Sieg zu Sieg geführt hatte.

Durch die Porte St. Martin, über die Boulevards und den Platz Ludwig XV. ging der Einzug der Sieger. Preußische und russische Gardereiterei voran, dann die verbündeten Monarchen, — der Zar und König Friedrich Wilhelm — ihr glänzender Stab, unter dem an der Seite seines Prinzen auch unser Hans von Salden nicht fehlte — schließlich in endloser Kolonne gegen 30000 Mann.

Aber was war das? Zog man denn eigentlich in eine eroberte Stadt ein? War das dasselbe Paris, welches Jahrzehnte hindurch Napoleon sein begeistertes „Vive l'empereur!“ wieder und immer wieder zugejubelt hatte?

Ein tosende Volksmenge umwogte die Einziehenden, neben den Kolonnen marschierte zum lustigen Hörnerklang der Militärmusiken die Jugend der Stadt einher, aus allen Fenstern, von allen Dächern grüßten weiße Fahnen und Flaggen, und immer aufs neue erscholl der Ruf: „Vivent nos libérateurs! Vive les Alliés!“ — „Unsere Befreier hoch! Hoch die Verbündeten!“ Auf die Kruppen der Rosse der feindlichen Reiter schwangen sich jubelnd die Pariserinnen, am Einzug in ihrer Art teilzunehmen. Der wankelmütige Geist der Franzosen und der Pariser zumal zeigte sich wieder einmal im wunderlichsten Lichte — dieselben Pariser, welche vor wenigen Wochen noch sich willenlos unter das Joch des Imperators gebeugt, steckten jetzt die weiße Kokarde der Bourbons auf und verlangten stürmisch nach der Zurückrufung des alten Königsgeschlechts!

Und wo war Napoleon unterdessen?

Hans Salden sollte zu den wenigen Preußen gehören, die den gewaltigen Kriegsmann noch einmal vor seinem Scheiden aus Frankreich von Angesicht zu Angesicht sahen.

Am 18. April ließ ihn Gneisenau zu sich rufen. „Salden, Sie können mir einen Dienst erweisen!“ sagte er. „Nehmen Sie Ihr Pferd und reiten Sie nach Fontainebleau. Sie wissen, daß Napoleon, nachdem er von seiner ursprünglichen Absicht, mit seinem schwachen Heere uns hier in Paris noch einmal heimzusuchen, zurückgekommen, sich endlich gefügt hat. Vor einigen Tagen hat er seine Abdankung unterzeichnet; er geht nach der kleinen Insel Elba im Mittelländischen Meer, wo er als selbständiger Souverän,

aber unter steter Beobachtung der europäischen Mächte, hoffentlich seine Tage in Ruhe beschließen wird. Oberst Graf Truchseß-Waldburg wird ihn unsererseits bis zur Einschiffung begleiten, und an ihn, der sich bereits in Fontainebleau befindet, sollen Sie diesen wichtigen Brief bestellen."

Eine Stunde später schon war Salden nach Fontainebleau unterwegens. Noch einmal mußte er erst die eigenen und die französischen Vorpostenlinien passieren, und dann führte ihn sein Weg mitten durch das diesseits Fontainebleau lagernde kaiserliche Heer.

Am Morgen des 20. traf er in Fontainebleau ein, übergab dem Grafen das Schreiben des preußischen Generalstabes und wurde unmittelbar darauf Zeuge einer der denkwürdigsten Scenen, welche die Weltgeschichte kennt.

Graf Truchseß führte ihn an ein nach dem Schloßhof hinausgehendes Fenster und wies nach unten.

Da standen sie zur Parade aufgestellt, die Grenadiere und Jäger der alten Garde, die letzten der Veteranen, welche mit dem General Bonaparte nach Italien gezogen, welche mit ihm unter den Pyramiden gekämpft und von der Seine bis zum Manzanares, vom Po bis zur Moskwa Sieg auf Sieg unter des Kaisers Adlern erfochten hatten.

Tiefe feierliche Stille herrschte in den Reihen der alten tapferen Krieger.

Plötzlich ging es wie ein leises Erschauern durch alle Glieder der Truppe.

Von der Freitreppe her kam Napoleon angeschritten. Er trug die grüne Uniform seiner Jäger mit den weißen Rabatten, sein Antlitz war steinern wie stets, nur in den Augen schimmerte es wie von tiefer innerer Erregung.

Und in die Mitte seiner Getreuen tretend, befahl er den Kreis zu schließen und hob dann mit lauter, weithin vernehmlicher Stimme an:

„Grenadiere und Jäger der alten Garde, ich komme, Euch Lebewohl zu sagen. Während zwanzig Jahren führte ich Euch zum Siege, während zwanzig Jahre habt Ihr mir mit Ehre und Treue gedient — empfangt meinen Dank!

Ich kann Euch nicht alle umarmen, aber ich werde Euren General an mein Herz drücken. Adieu, meine Kinder — adieu,

meine Freunde! Bewahrt mir Euer Andenken! Ich werde glücklich sein, wenn ich höre, daß Ihr selbst es seid!"

Der General Petit stand in vorderster Reihe — der Kaiser schritt auf ihn zu und umarmte ihn.

„Man bringe mir den Adler!" sagte er dann mit schluchzender Stimme.

Der Fahnenträger trat hervor. Der goldene Adler senkte sich zum letzten Male vor seinem Gebieter — dreimal küßte der Kaiser das dreifarbige Fahnenband.

„Lebt wohl! Lebt alle wohl!" rief er dann noch einmal, während ein ergreifendes Schluchzen durch die Reihen der ergrauten Krieger ging.

„Lebt wohl!"

Unmittelbar darauf fuhr der Wagen des Kaisers vor — — begleitet von dem vieltausendstimmigen Rufen der Garde rollte er mit dem entthronten Herrscher von dannen. Das Kaiserreich schien für immer zu Ende — an die Stelle der napoleonischen Bienen traten die Lilien der Bourbonen, an die Stelle der dreifarbigen Kokarde trat die weiße des alten königlichen Frankreichs — am 30. April schon zog König Ludwig XVIII. in die Tuilerien ein.

Als Hans Salden das Schloß von Fontainebleau verließ, begegnete er nahe dem Eingang einem alten Freunde — seinem lieben Vetter Gaston. Auch er war gekommen, um dem letzten Abschied des Kaisers beizuwohnen — in seinen Augen flimmerten noch die Thränen, die er seinem Feldherrn nachgeweint, und mischten sich mit den Freudenzähren, die das Wiedersehen mit Hans dem braven Manne entlockten.

Bei einem Glase Wein besprachen die beiden Vettern in der nächsten Herberge die Zukunft.

„Ich habe meinen Abschied bereits eingereicht!" sagte Lasigny. „Ich kann unter den Bourbonen nicht weiter dienen, kann meiner Vergangenheit nicht untreu werden! Die letzten Monate haben mir wohl gezeigt, daß der Sturz des Kaisers, der mit seinem verzweifelten Widerstand mein geliebtes Frankreich an den Rand des Abgrunds gebracht, eine geschichtliche Notwendigkeit war, aber das soll mich nie verhindern, in ihm den gewaltigen Mann zu verehren, dem dasselbe Frankreich eine unvergleichliche Fülle von Ruhm und Ehren verdankt. Ich kann nicht weiter im Heere

dienen, kann mich nicht denen zugesellen, die jetzt den neuen Sternen zujauchzen und die Fahne wechseln, nicht anders, wie man die Handschuhe tauscht. Ich gehe auf meine Besitzungen, werde der kommenden Herrschaft ein gehorsamer Unterthan sein — mehr nicht!"

„Auf daß deine Vorsätze sich zu deiner Zufriedenheit verwirklichen mögen!" ließ Salden sein Glas an das des Vetters anklingen.

„Und du, Hans?" fuhr Lasigny fort. „Du glücklicher Geselle! Als Sieger zieht Ihr jetzt heim, Euer dankbares Vaterland erwartet Euch mit reichen Lorberkränzen — eine glänzende Laufbahn thut sich vor dir auf! Mein Leben ebbt ab — das deine entfaltet sich erst! Möge Gott auch ferner mit dir sein, lieber Vetter!"

Sinnend sah Hans in sein Glas. „Ich fürchte, Gaston, es wird uns allen und mir im besonderen nicht leicht werden, nach der freien Kriegszeit uns mit dem lieben Frieden wieder abzufinden. Ich habe nun fast ein Jahrzehnt ununterbrochen im Feldlager gelebt, mir bangt manchmal vor der Enge der Friedensverhältnisse. Zudem — ich mache ja kein Hehl daraus — ich bin arm, und ein armer Offizier führt, selbst wenn er so anspruchslos ist, wie ich es gottlob bin, im Frieden nicht immer ein beneidenswertes Dasein."

Gaston streckte dem Vetter die Rechte über den Tisch hin. „Arm?! Ich hoffe, du weißt, mon cousin, daß meine Börse dir immer zur Verfügung steht! Aber sprechen wir nicht davon," setzte er lächelnd hinzu, als er bemerkte, wie in Saldens offenem Gesicht eine leichte Röte emporstieg. „Sprechen wir lieber davon, daß wir noch eine gemeinsame Aufgabe vor uns haben — eine Odyssee nach Schloß Lasigk! Der Marquis d'Absac ist in Paris krank, ein gebrochener Mann. Eine spanische Kugel hat dem Braven vorzeitig alle Lebensfreudigkeit geraubt. Ich sprach ihn auf seinem Schmerzenslager vor einigen Wochen; er hat die Papiere deiner verstorbenen Mutter in seiner Wohnung, sie liegen für uns bereit — kannst du also jetzt, wo der Frieden ja gesichert ist, einige Zeit Urlaub erhalten, so wollen wir uns auf den Weg nach Schloß Lasigk machen: als Schatzsucher, Vetter! Komm stoß an! Wir werden Glück haben — ich ahne es — ich weiß es! Stoß an, mein alter Hans — auf unsere Freundschaft und auf unser Glück!"

Es sollte indessen nicht so schnell gehen mit der Odyssee nach Schloß Lasigk. Unser Hans Salden erhielt den beabsichtigten Urlaub nicht, oder vielmehr er kam gar nicht dazu, ihn zu erbitten. Der König sprach es unbefragt aus, daß er zunächst wünsche, daß der junge Lieutenant in der Umgebung seines Sohnes bleibe, und des Monarchen Wunsch war Salden in diesem Falle ja ein so lieber Befehl, daß seine persönlichen Interessen selbstverständlich weit zurücktreten mußten.

So blieb er also vorläufig in Paris, durchwanderte an der Seite seines jugendlichen Prinzen die herrlichen Sammlungen der Stadt, bewunderte ihre Sehenswürdigkeiten, wobei ihnen kein geringerer, als der große Alexander von Humboldt, der erste Gelehrte des Zeitalters, zum Führer diente, zog hinaus mit dem König und dem Prinzen nach dem wunderschönen Schloß Malmaison, um der ersten Gattin des gestürzten Kaisers, der anmutigen Josephine, einen Besuch zu machen, und wohnte dem andern Besuch bei, den die hohen Herrschaften der zweiten Gattin des Imperators, der österreichischen Kaisertochter Maria Luise, im Schlosse von Rambouillet abstatteten. Mit wehmütigen Gefühlen sah er hier den kleinen König von Rom, den Knaben Napoleons, dessen Geburt einst die halbe Welt hatte feiern müssen, und der nun als Herzog von Reichstadt einer ruhmlosen und freudenleeren Jugend entgegenging.

Und dann wanderte Salden wieder an freien Tagen allein durch Paris. Bald kehrte er in der Vorstadt St. Denis ein, wo unter Grete Welters sorgsamer Pflege die beiden Nebenbuhler, Peter Duschnas und Abramowitsch Jolkoff, langsam von ihren schweren Verwundungen genasen, und freute sich, daß bei dieser Pflege das liebe Mädchen allmählich das gestörte Gleichgewicht ihrer Seele wiederfand. Oder er ging in den späteren Abendstunden zum Palais Royal, um dem alten Blücher beim Kartenspiel zuzuschauen. Old Blücher, der im Felde niemals eine Karte anrührte, war nämlich im Frieden ein leidenschaftlicher Spieler, der die größten Summen mit demselben unerschütterlichen Gleichmut verlor oder gewann, den er stets in den Schlachten gezeigt. Als er den Junker einmal hinter seinem Stuhle stehen sah, lachte der Feldmarschall fröhlich auf: „So ist's recht, Salden, bist nun mal immer mein Glücksbringer gewesen — paß auf, heute heimse ich endlich einen reichen Fang ein! Gott straf mir — ich hab's

nötig, die Kerle hier haben mir schon bis beinahe aufs Hemde ausgezogen!“

Und wahrhaftig! Heute hatte der Alte Glück. Karte auf Karte schlug für ihn, bis er schließlich die Bank sprengte und sich lachend bei seinem ‚Glücksbringer‘ bedankte.

Das schönste aber, was die nächsten Monate brachten, war doch die Reise nach England, welche der König in Begleitung seiner Söhne und Blüchers — jetzt des Fürsten Blücher von Wahlstatt — sowie Gneisenaus im Juni antrat.

Die prächtige Fregatte — der ‚Unüberwindliche‘ — brachte die Gäste des Königs von England und der englischen Nation nach London, wo zumal Old Blücher der Gegenstand begeisterter Huldigungen wurde. Sogar zum Doktor machte die Universität Oxford den alten Haudegen, der von Gelehrsamkeit sein Lebtag nicht viel gehalten; er meinte denn auch:

„Von! sagt Herr Doktor Blücher. — Herr Gneisenau, sei so gut
Und sei mein Apotheker, du hast's mit eingerührt,
Wonach Madame Francia so trefflich abgeführt!“

Eines Morgens kam unser Junker zu dem Fürsten, um ihm einen Auftrag des Königs auszurichten. Er fand den Greis sehr abgespannt und ermüdet und auf die begeisterten Engländer nicht gerade sonderlich gut zu sprechen. „Halt en andrer aus! Kann mir ja nicht mehr sehn lassen — det Volk frißt mir noch mit Haut und Haaren uff! Da — Salden — schau mal — ich kann den rechten Arm gar nicht mehr heben. Weißt du wovon? Wenn ich ausfahre, schreit das Volk mich immer nach, ich soll die Hand raus zum Wagenfenster lassen. Un dann schütteln sie und küssen sie dran rum — 's ist reineweg zum toll werden! Weißt du Schlaukopp kein Mittel dagegen?“

Hans sann einen Augenblick nach, dann meinte er lachend: „Durchlaucht, wenn ich dürfte —“

„Na, ob du darfst! Nur immer raus mit der Sprache! Frisch von die Leber weg, wie sich's gehört unter uns alten Kriegskameraden.“ —

Am Abend jenes Tages gab die Stadt London dem Könige von Preußen ein großes Fest, eines jener traditionellen Feste, bei denen es mit all dem altertümlichen Prunk herging, den die Engländer bei solchen Gelegenheiten zu entfalten lieben. Im größten Saale des St. James Palastes war die Riesentafel gedeckt, um

die alle Gäste vor Beginn des Mahles in feierlicher Prozession herumziehen mußten, voran der gewaltige historische Rinderbraten auf einer ungeheuren Tragbahre.

Old Blücher war auch hier wieder der Held des Tages, und der Greis schwang seinen Humpen trotz des Jüngsten. Als das Festessen sich aber seinem Ende zuneigte, winkte der Alte plötzlich unseren Salden zu sich heran und stellte ihn den Lords und Pairs, in deren Mitte er tafelte, vor. „Das ist mein Lebensretter!“ sagte er in fröhlicher Laune. „Euer gutes Volk hier hätte mich, der ich zwanzig Schlachten entgangen bin, vor lauter Liebe fast aufgefressen. Hab' schon den größten Teil meiner Locken hingeben müssen als Andenken für Eure hübschen Misses, die so schön zu bitten verstehen, und meine Frau daheim wird schön schimpfen, wenn ich barhaupt zurückkehre. Aberst nu wollten sie mich auch noch meine Hand wund und kaput küssen, und 's wär wohl so weit gekommen, wenn der Junker hier nicht 'nen famoses Auskunftsmittel erfunden hätte. Wißt Ihr was, Ihr Herren? Hat mir 'nen Lederhandschuh ausgestopft, der Schlaukopf, und den hab' ich heute immerfort aus meinem Wagenfenster herausbaumeln lassen, und die lieben Leute haben sich halb tot gefreut, was der alte Blücher für 'ne feste, stramme Hand hat! Prost, mein Junge! Deine glückliche Idee und du selbst, ihr sollt leben!“

Und die braven Mylords und wohlansehnlichen Gentlemans, die zum Glück die Auseinandersetzung Seiner Durchlaucht nicht recht verstanden hatten, stimmten begeistert in das Wohl ein! Das mußte ja ein Teufelskerlchen sein, der junge Herr hier, den ein Fürst Blücher von Wahlstatt, ein Marschall Vorwärts, in höchsteigener Person, hochleben ließ!

Dann kam endlich der Tag, an dem Hans Salden von seinem Prinzen Abschied nehmen mußte. Aber es war diesmal ein froher Abschied, denn beide fühlten und empfanden, daß dem Abschied nach kurzer Trennung ein frohes Wiedersehen folgen werde — ein Wiedersehen im lieben, teuren Vaterlande — im befreiten Vaterlande. In ihrer Seele klang das herrliche Dankeslied nach, das in jenen Tagen Max von Schenkendorf dem deutschen Volke gewidmet:

„Herr Gott, dich loben wir!
Herr Gott, dir danken wir!
Es schallt der Freien Lobgesang

Vom Aufgang bis zum Niedergang:
Nicht unser Arm, nicht unser Arm,
Dein Schrecken schlug der Feinde Schwarm.
Wir fochten zwar mit frischem Mut,
Wir gaben willig Fleisch und Blut,
Du aber hast die Christenheit
Zur rechten Zeit und Stund' befreit.
Des Drängers volle Schale sank,
Als ihm ins Ohr dein Donner klang.
Das ganze Deutschland weint und lacht,
Die Freiheit ist ihm wiederbracht.
Wofür der Herr am Kreuze starb,
Was uns der Väter Kraft erwarb,
Das haben wir, das halten wir.
Herr Jesu Christ, wir danken dir.
Wir wollen ewig dich erhöhn,
Daß wir den großen Tag gesehn.
Dich, Tag der Sühne, Tag des Herrn!
Wie feurig schien dein Morgenstern! —
Du gabst uns ja dies schöne Land,
Das liebe deutsche Vaterland,
Du gabst uns ja den freien Mut.
Erhalt uns rein das deutsche Blut,
Die Lüge fern, die Gleißnerei,
Einfältig laß uns, still und treu! —
Im Staube Fürst und Unterthan!
Herr Gott! Herr Gott, wir beten an,
Wir hoffen auf dich, lieber Herr,
In Schanden laß uns nimmermehr!" —

---

## Elftes Kapitel.

**Die beiden Schatzgräber. — Erfolglose Mühe, bei der aber dank Abramowitsch Jolkoffs Meisterstreich schließlich doch etwas herauskommt. — Der getreue Verwalter der Lasigks. — Lucie und Madelaine. — Die geheimnisvolle Truhe.**

Da lag vor ihnen auf waldiger Höhe die Ruine, in der der Schatz der Lasigks verborgen sein sollte — ein mächtiges Gemäuer, in zwei Stockwerken emporsteigend, fest gefügt und geschlossen, von Epheu und Brombeergerank umzogen, derb, massiv, der unverkennbare Überrest einer mittelalterlichen Zwingburg, vom nimmersatten Zahn der Zeit benagt und zerfressen, aber immer noch in trotziger Wucht dem Ansturm der Jahrhunderte widerstehend.

Die beiden Freunde — Hans und Gaston — lagerten sich im grünen schattigen Walde unmittelbar am Fuße der Ruine und berieten über ihre nächsten Schritte.

Sie waren sich nicht ganz einig über ihr Verhalten. Salden hielt es für geboten, sich mit den neuen Eigentümern des Schlosses, das sie soeben noch im funkelnden Sonnenschein gesehen, in Verbindung zu setzen; Gaston verwarf diese Idee gänzlich. Er sah unerquickliche Weiterungen voraus; die Herrschaft war, so hatten sie im Dorf erfahren, während der Revolution in bürgerlichen Besitz übergegangen — was frommte es, den Mann, der sich da auf den einst den Lasigks gehörenden Reichtümern breit machte, um Erlaubnis zu fragen? Was verstand der „Citoyen“ von der Tradition, die unsere Freunde so mächtig nach dem alten Stammsitz ihres Geschlechts zog. Was anderes konnten Unterhandlungen mit ihm herbeiführen, als vielleicht gar Ansprüche seinerseits auf den Schatz, der nach den Aufzeichnungen der Mutter Saldens in der Ruine verborgen sein mußte?

Die Aufzeichnungen! Aus den zitternden, todesmatten Händen d'Absacs hatte Hans sie in Empfang genommen — ein kleines

Päckchen vergilbter Papiere, die er mit tiefer inniger Rührung wieder und immer wieder durchlas.

„Wenn ich nicht mehr bin, mein Hans, mein teures Kind, dann sollen diese Zeilen dir erzählen, wie heiß und innig dich deine Mutter geliebt hat!“ hatte die treue, liebevolle geschrieben. Lebendig stieg ihr Bild wieder vor Saldens Seele empor — ihre mütterliche Fürsorge, ihre innere Herzensgüte, ihre Sanftmut und Milde, der unbeschreibliche Liebreiz ihres Wesens! Fast zehn Jahre lagen zwischen dem Unglückstag, der sie ihm für immer entrissen, und heute! Ein Kind hatte er damals in heißer Wut sie zu rächen versucht — ein Jüngling, seinen Erfahrungen und Erlebnissen nach ein Mann, war er heute! Wie sie wohl über ihn urteilen, ob sie mit ihm und seinem Thun zufrieden sein würde, wenn er heute vor sie hintreten könnte, Rechenschaft über sein Leben abzulegen?

Da lagen sie in seiner Hand, die kleinen Blätter, das einzige Vermächtnis der Dahingegangenen. War's nicht wie eine Fügung, daß sie ihm unter allen den Wirrnissen des Feldlagers erhalten geblieben, daß sie, schon verloren, wieder in seinen Besitz zurückkehrten?

War's nicht auch wie eine Fügung, daß er jetzt zu Füßen derselben Ruine saß, von welcher jene Blätter erzählten, einen Büchsenschuß kaum entfernt von der Stätte, von dem Schloß, in dem die Mutter aufgewachsen war, zur Seite den Vetter und Freund aus gleichem Geschlecht?

Ja! Der Mutter Segen hatte ihn wunderbar geleitet — der Eltern Segen, der den Kindern Häuser baut, hatte sich auch an ihm überreich bewährt!

Gaston begann ungeduldig zu werden. Sein lebhaftes Temperament sehnte sich nach einer Entscheidung.

„Abramowitsch!“

„Pan Lasigny!“

„Lege die Strickleitern bereit. Hast du die Brecheisen?“

„Zu Befehl!“

„So, nun gib uns die Frühstückstasche! Es ist gut, wenn man sich vor so ernster Arbeit ein wenig stärkt. Komm, Hans, einen kräftigen Schluck noch — dann vorwärts! Ich lasse nun kein weiteres Zaudern gelten!“

Wenn es sich um die Frühstückstasche handelte, war Meister

Abramowitsch Jolkoff immer schnell zur Hand — auch diesmal hatte er die bescheidenen Schätze flink vor den beiden Herren ausgebreitet und sich selbst in der Nachbarschaft angeschickt, ein kleines Dejeuner einzunehmen.

Er fühlte sich überhaupt in der Gesellschaft der beiden ‚Pans‘ äußerst wohl und dankte seinem Geschick, daß Hans Salden sich seiner Verlassenheit angenommen. Als Salden nämlich von London aus nach Paris zurückkehrte, war einer seiner ersten Gänge zu Grete Welter gewesen. Er fand die Marketenderei gerade im Aufbruch; der alte Papa Welter war im Begriff, sich dem Rückmarsch des Yorkschen Corps anzuschließen, Peter Duschnas hatte seine Stellung bei dem General York bereits wieder angetreten und zwar in sehr gehobener Stimmung, denn Mamsell Grete begann, ihn mit auffallender Güte zu behandeln, mit einer Freundlichkeit, die ihn eine weitere Steigerung erhoffen ließ. Abramowitsch Jolkoff aber spann in völliger Verlassenheit Trübsal: der arme Kerl hatte Grund und Ursache genug dazu. Grete hatte ihn zwar mit größter Aufopferung gepflegt, und so lange er ihrer Fürsorge bedürftig gewesen, ihre Huld ganz gleichmäßig zwischen Peter und dem Kosaken verteilt. Nun sie aber beide fast ganz genesen, gewann der deutsche Nebenbuhler doch so entschieden Oberwasser, daß der arme Russe in den Hintergrund trat. Das war indessen noch nicht alles. Der gute Jolkoff war von aller Welt vergessen worden. Sein Pulk war bereits nach den gesegneten Gefilden des Don im Rückmarsch, der Stab Blüchers nicht nach Paris zurückgekehrt — selbst das treue russische Steppenpferdchen war und blieb seit der Schlacht am Montmartre verschwunden. So fand ihn Salden, und diesen jammerte der arme Kerl in seiner Verlassenheit; er beschloß, sich seiner anzunehmen, und engagierte ihn vorläufig als Diener. In Deutschland mochte dann schon anderweitig für ihn Rat werden.

Abramowitsch Jolkoff also saß im Schatten einer mächtigen Buche und frühstückte, während die beiden Freunde noch einmal an der Hand der Aufzeichnungen ihr Vorgehen überlegten.

„— — Das ganze wurde in der sogenannten alten Burg verborgen. Wenn du an der Umfassungsmauer fünfundzwanzig Schritte vom Eingang an gerechnet rechts gehst, so stößt du auf eine kleine Öffnung, welche etwa in Manneshöhe über dem Boden die Mauer unterbricht. Das frühere Fenster ist nur mittels einer Mauer zu gewinnen; hinter ihm öffnet sich ein geräumiges Gemach, aus

dem eine halbverfallene Wendeltreppe auf den Turm führt. Bei der siebenten Stufe dieser Treppe —"

Gaston hatte dem Vetter über die Achsel gesehen. „Es ist ganz klar, deine Frau Mutter ist hier unterbrochen worden; die Niederschrift ist unvollständig. Aber wir müssen immerhin uns zunächst unmittelbar an die Aufzeichnungen halten. Dort ist der Eingang — frisch vermauert anscheinend, was mir nicht sonderlich gefällt. Gleichviel! Laß uns zunächst einmal die fünfundzwanzig Schritte abschreiten."

Die Angaben erwiesen sich als zutreffend. Genau fünfundzwanzig Schritte rechts vom Eingang öffnete sich in Manneshöhe ein Fenster, eine Fensterhöhle vielmehr, von deren Umfassung auf allen Seiten die Steine abgebröckelt waren; nur ein wenig von dem zierlichen gotischen Maßwerk in der obern Wölbung war noch erhalten geblieben.

„Abramowitsch! Unterbrich 'mal gefälligst dein Frühstück, mein Sohn, und beehre uns mit deiner Gegenwart!" rief Gaston. „So — bitte, bester aller Russen, kaue den uns schmählich vorenthaltenen Hühnerflügel erst herunter. Und nun leihe mir deine breiten Schultern."

Lasigny hatte sich mit Hilfe des Kosaken leicht in die Fensteröffnung emporgeschwungen. „Es stimmt — ein geräumiges Gemach!" rief er jetzt hinab. „Wirf mir die Strickleiter zu, geliebter Sohn des Don, ihr habt es dann bequemer, als ich! Und, bitte, du teurer Steppensohn, laß, wenn du nachfolgst, die Frühstückstasche nicht liegen, zumal sie außer den schätzenswerten Fressabilien auch die Ausrüstung für unsern neuen Beruf enthält. En avant!"

Einige Minuten später waren alle drei in dem „geräumigen Gemach" vereinigt. Es war in der That ein schöner großer Saal, einst wohl der Bankettsaal der Burg. Auch er trug aber alle Zeichen des Verfalls. Der Fußboden war hoch mit Trümmern bedeckt, die hier und dort förmliche kleine Hügel bildeten; die Wände zeigten klaffende Lücken; leidlich erhalten schien nur die Decke, deren herrliche Wölbung trotz ihrer scheinbaren Leichtigkeit der zerstörenden Zeit am besten getrotzt hatte.

Gaston übernahm wieder die weitere Führung, während Hans Salden, ganz von der Erinnerung an seine Mutter erfüllt, zunächst noch wie ein Träumender neben ihm herging.

Der Saal hatte eine große, breite Thür. Diese konnte aber

nicht die in den Aufzeichnungen gemeinte sein, denn man blickte von ihr unmittelbar in den Schloßhof; einst mußte von ihr aus eine Treppe hinabgeführt haben, jetzt gähnte im steilen Absturz die kahle Mauer.

Aber in der rechten Ecke des Raumes zeigte sich eine schmalere Öffnung. Über die dichten Schutthaufen bahnten die drei Männer sich den Weg zu ihr. Ah — kein Zweifel! Hier begann die Wendeltreppe. Ein dunkler enger Schacht, einige verschüttete Stufen waren erkennbar.

„Zünde ein Licht an, edler Jolkoff, falls du unsern Vorrat nicht etwa als Delikatesse verspeist haben solltest!“

Das war nun glücklicherweise nicht der Fall; bald flammte in einer kleinen Handlaterne die Kerze — Lasigny voran, stiegen die drei Männer die Treppe hinauf. „Sieben Stufen!“ Ja, so ohne weiteres waren die einzelnen Stufen gar nicht mehr erkennbar. Abramowitsch mußte erst den Schutt einigermaßen beiseite räumen, ehe es möglich wurde, die siebente Stufe herauszufinden. Endlich gelang auch das. „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben!“ zählte Gaston. „So — hier endet unsere Überlieferung. Nun, Gott der Schatzgräber — es war ja wohl Merkur, Hans? — steh uns bei!“

Sorgsam leuchtete Lasigny mit der Laterne in der Hand die Wände ab. Es war nichts zu erkennen; überall der nackte Stein, riesige festgefügte Felsmauern anscheinend. Die Männer stiegen noch einige Stufen höher hinauf — die Treppe verbreiterte sich, ein zweites Gemach, kleiner als das untere, öffnete sich, durch die eingestürzte Decke leuchtete die Sonne hinein. Nebenan stieg der graue Turm gradlinig in die Höhe.

„Hier kann es nicht sein. Wir müssen zur siebenten Stufe zurückkehren und dort unsere Forschungen von neuem beginnen,“ entschied Lasigny.

Aber wieder war alles Ableuchten umsonst. Gaston ließ sich einen Hammer von dem Kosaken reichen und begann die Wände anzupochen. Zuerst überall derselbe volle Klang, den feste dicke Granitmauern geben. Dann plötzlich, etwa in halber Manneshöhe ein hohleres Klingen! „Oho! Das scheint mir verdächtig! Das will näher untersucht sein!“

Wieder wurde die Laterne zu Hilfe gezogen. Sorgfältig verfolgte Gaston, dem jetzt auch Hans sich mit erwachter Spannung zugesellte, die Fugen des massigen Mauerwerks. Immer wieder klopfte er mit dem Hammer an, bis er endlich festgestellt zu haben

meinte, daß der eine ganze Quader, reichlich vier Fuß im Umfang, wesentlich dünner als die übrigen sein müsse. „Her mit dem Brecheisen, Jolkoff! Der Sache müssen wir auf den Grund kommen. Ohne Ursache haben die guten Leutchen neben den Cyklopensteinen schwerlich solch ein schwaches Stückchen eingefügt!"

Die Mörtelmassen flogen aus der Mauer heraus, aber der Stein rührte sich nicht. Nach einer Viertelstunde gab Lasigny das Brecheisen an Hans weiter — nach einiger Zeit wanderte es in des Kosaken nervige Hände. Allmählich löste sich rings um den Stein die ganze Ummantelung, aber er selbst blieb unverrückt stehen und widerstand auch allen Versuchen, ihn mit dem Brecheisen aus seiner festen Lage zu heben.

„Gib mir die Laterne noch einmal her, Gaston! Ich will mir das Ungeheuer doch in der Nähe ansehen," meinte Hans, der inzwischen den Kosaken wieder abgelöst hatte, schließlich. „Oder besser — leuchte mir einmal!"

Sie traten neben einander auf die Schuttmassen, und zum dritten Male begannen sie den Stein und seine Umgebung, Zoll für Zoll, abzuleuchten. Und da fand sich denn in einer Ecke, in der einer der letzten Schläge den Mörtel entfernt haben mochte, ein kleiner eiserner Stift mit eigentümlich gekrümmter Spitze.

Gaston jubelte in seiner lebhaften Weise schon laut auf. „Wir sind am Ziel — wir sind am Ziel! Salden, was gilt die Wette, hundert Flaschen Sekt gegen eine elende Bouteille Bordeaux, hinter diesem Stein findest du einen fürstlichen Reichtum. Sesam, thue dich auf! Thue dich auf!" Und er begann mit aller Kraft an dem Stift zu rütteln.

Sesam that sich aber nicht auf. Der Stift mußte eisenfest in das Mauerwerk verankert sein: er rückte und rührte sich nicht.

„So geht es nicht, Gaston — laß mich einmal versuchen!" Der Vetter trat, sich die hellen Schweißtropfen aus der Stirn wischend, zurück; Salden nahm seinen Platz ein. Auch er probierte vergebens seine Kräfte — der Stift wich nicht von der Stelle. Da kam unserm Helden plötzlich der Gedanke, daß die eigentümliche Krümmung an der Spitze des Stiftes einen besondern Zweck haben müsse. Er zog sein Taschenmesser heraus, öffnete den Korkzieher und versuchte mit der Spitze desselben in die Krümmung des Stiftes hineinzugreifen. Zuerst glitt der Stahl ab; dann aber faßte er endlich, und als Salden jetzt vorsichtig zu ziehen begann, fühlte er deutlich, wie der Stein unter seinen

Händen zitterte. Noch ein Ruck — ein Zug — und der scheinbar so festgefügte Quader drehte sich leicht und willig, wie eine Thür — Eine schmale Öffnung zeigte sich hinter ihm — dumpfe Kellerluft wehte aus ihr den Freunden entgegen.

Einige Augenblicke standen sie wie erstarrt. Der überraschende Erfolg nach den stundenlangen Anstrengungen lähmte sie. Konnte es doch gar keinem Zweifel unterliegen, daß sie am Ziel waren, daß sie wirklich das Versteck gefunden hatten.

Gaston faßte sich zuerst. Auch der bisher so Redselige fand jetzt keine Worte. Schweigend nahm er die Laterne auf und stieg in die dunkle Öffnung hinein. Schweigend folgten Salden und der Kosak.

Es war ein enger, schmaler Gang, kaum so breit, daß ein erwachsener Mensch sich hindurchwinden konnte, gerade hoch genug, daß Salden, etwas gebückt, nicht mit dem Kopf an die Decke stieß. Eine dumpfe Luft erfüllte den Gang, von den Wänden tropfte es feucht, der Fußboden war glatt und schlüpfrig, die Laterne leuchtete nur unmittelbar vor den Augen des voranschreitenden Lasigny. Und wie endlos der Gang sich dehnte? Wohl zehn Minuten schritten die Männer eng hinter einander her; einige Male neigte sich der Fußboden abwärts, ein andermal schob sich eine Treppe von einigen zwanzig Stufen ein. Dann versperrte plötzlich eine Wand den weitern Weg. Lasigny stand still und leuchtete mit der Laterne an den Steinen herunter —

Ein leiser Ausruf schmerzlichen Erstaunens entfuhr seinen Lippen.

„Nun?“ forschte Hans in dumpfer Erwartung.

„Wir sind an der richtigen Stelle — kein Zweifel!“ kam es gedehnt zurück. „Aber, armer Hans, — hier in dieser Nische war einst der Schatz deines Großvaters vermauert — ich sehe frischere Schuttmassen — ein Eisen liegt hier — warte einmal — wahrhaftig! es trägt den Stempel Saverne und die Jahreszahl 1801! Die Truhe ist gestohlen!“

Einige Augenblicke herrschte tiefe Stille. Man hörte nur das schwere Atmen der drei Männer. Dann sagte Hans Salden ganz ruhig: „So war es umsonst! Ich ahnte es fast — ich wollte nie daran glauben, daß mir das Erbe meines Großvaters noch einmal würde! — — Komm, Gaston! Laß uns umkehren!“

Und wieder tappten die drei im dumpfen Schweigen rück-

wärts. Jolkoff voran, dann Hans Salden, zuletzt Gaston Lasigny. Zum Ändern der Reihenfolge war der Raum zu eng.

Es ging schlecht vorwärts, zumal Gaston hinten immer noch die Laterne trug. Er unterbrach daher nach einiger Zeit das Schweigen und meinte: „Halt, Hans! Bitte nimm mir die Leuchte ab. Wir werden besser thun, wenn sie der Jolkoff nimmt und uns voranleuchtet.“

Damit reichte er Salden die Handlaterne. Das Unglück wollte indessen, daß dieser nicht recht zufaßte — die Laterne fiel zu Boden und erlosch.

„Alle Wetter! Halt!“ rief Hans dem schon weiter tappenden Kosaken zu. „Hast du Stahl und Schwamm bei dir, Abramowitsch? Ich ließ den meinigen vorhin beim Anzünden der Laterne liegen.“

„Nein, Pan! Kein Feuerzeug — steckt in der Frühstückstasche.“

„Und die hast du Unglücksrabe draußen bei der Arbeit abgelegt. Aber du, Gaston? Bitte, schlage Feuer!“

Auch Lasigny hatte keinen Stahl bei sich. „Nun es schadet im Grunde nichts,“ meinte er mit einem schlechtgelingenden Anflug zum Scherz. „Wir haben ja nichts mehr zu suchen, und den Weg können wir bei der Enge des Ganges nicht verfehlen. Vorwärts, trefflicher Jolkoff — ihr Kosaken seid ja die geborenen Pfadfinder!“

Langsam tappten die drei Männer in der Finsternis vorwärts, über die Treppenstufen hinweg, um einige Biegungen — dann schrie der Kosak an der Spitze plötzlich laut auf. „Hier nix weiter geht! Dicke Wand vor mir! Und rechts Steine! Und links Steine!“

„Unsinn, Mann! Wir sind ja denselben Weg gekommen!“

„Aber bei allen Heiligen, Väterchen, es geht hier nicht weiter. Überall Stein — Stein — Stein!“

Einen Moment standen die Freunde unschlüssig. Wie war das nur möglich? In dem engen Gang konnte ein Verirren doch nicht vorkommen.

„Der Kerl faselt, Hans! Leg dich auf den Boden, Jolkoff, und du, Vetter, steig über den komischen Kauz hinweg und sieh oder taste vielmehr, wie er eigentlich zu seiner lächerlichen Behauptung kommt.“

Salden that, wie Gaston geraten, aber auch er konnte nur bestätigen, daß er mit den Händen überall auf kalten feuchten Stein stoße. Der Ausgang war versperrt.

Die Männer überlief ein Grauen, die Ahnung der schrecklichen Wirklichkeit: sie mußten schon am Ende des Ganges angekommen sein — der Eingangsstein war hinter ihnen geschlossen — sie waren lebendig eingemauert.

Lasigny ermannte sich zuerst. Er tauschte mit Salden einige Worte über die beiderseitige Befürchtung. Dann kroch er selbst nach vorn und betastete die Wand, suchte nach einem Griff, nach einer Handhabe, einem Stift — vergebens! Der Schlußstein mußte so eingerichtet gewesen sein, daß er, sobald er freigelassen wurde, von selbst wieder zufiel. Er hatte sich hinter den Männern geschlossen, nachdem sie den Gang betreten, und niemand hatte in der Erregung des Augenblicks an diese Möglichkeit gedacht — niemand sich umgeschaut. Wohl möglich, ja wahrscheinlich, daß der Stein eine Vorrichtung zum Öffnen auch an der Innenseite besaß. Wie aber dieselbe finden in der Dunkelheit, ohne Werkzeuge —

Indessen es mußte versucht werden. Nach einander tasteten die drei Männer den ganzen Stein, die ganze Querwand auf das sorgfältigste ab. Sie rüttelten an der festgefügten Wand, sie stemmten sich gegen sie mit aller Kraft — sie suchten mit den Klingen ihrer Taschenmesser zwischen die Fugen zu dringen und hebelten in diesen, bis die Messer zerbrachen —

Dann kam eine Zeit völliger Erschöpfung, körperlicher und geistiger.

Am Boden kauernd, wortlos, auf den Tod ermüdet, sannen sie über ihr trauriges Geschick nach — stundenlang.

Endlich raffte sich Hans Salden auf. Er ließ seine Uhr repetieren. Sie gab die vierte Nachmittagsstunde an. Sieben volle Stunden hatten sie bereits in dem unheimlichen Gange zugebracht.

„Vorwärts! Gaston! — Abramowitsch! Wir müssen noch einmal versuchen uns einen Ausweg zu bahnen! Gott kann nicht wollen, daß wir hier elend verkommen!“

Und wieder bohrten und rüttelten sie an dem Steine, der ihr Grab abschloß. Der Schweiß drang ihnen aus allen Poren, ihre Hände bluteten —

Vergebens! Vergebens!

Und nun meldete sich der Hunger, meldete sich sein fürchterlicherer Begleiter: der Durst. Leise erst, wie ein stiller Mahner, dann immer dringender — und doch nur ein Vorbote der Leiden, die sie vor sich heraufsteigen sahen, die da kommen mußten! Leiden, von denen keiner dem andern zu sprechen wagte.

Mit den Fingern suchten sie die von der Decke herabfallenden Tropfen zu haschen, mit den Kleidern glitten sie an den Steinwänden entlang, wieder und wieder, um mit der aufgefangenen Feuchtigkeit die brennenden Lippen zu netzen. Und dann lagerten sie sich auf den Fußboden, dicht neben einander, und es kam über sie wie ein Zustand zwischen Wachen und Träumen.

Die Bilder der Vergangenheit zogen vor ihnen herauf. Schwankende Gestalten, die schattengleich und doch greifbar vor ihnen standen. An sein Steppenroß dachte der Kosak, an die Tage der Kindheit, da der Vater ihn zuerst auf den Rücken des Pferdchens gehoben, an die endlosen grasbedeckten Ebenen der fernen Heimat. — Ins Feldlager träumte sich Lasigny zurück, vor dem Zelt seines Kaisers sah er sich, die Kanonen donnerten, und die Trommeln wirbelten zum Sturm: in geschlossenen Kolonnen avancierten die Bataillone, Mürat mit seinen bunten Reitermassen setzte zur Attacke an, hell tönte das „vive l'empereur!“ über das Blachfeld, und „Sieg, Sieg!“ gellte es durch die Reihen! — Das Bild der Eltern tauchte vor Hans auf, der Vater wiegte ihn auf den Knieen, die Mutter, die liebe, liebe Mutter, rief ihn beim Namen; und da waren auch die Königin Luise und der König und Prinz Wilhelm — Blücher kam auf seinem prächtigen Araberhengst angesprengt —

Und dann kam es über Salden wie eine unendliche Angst. Ein schwerer Alp legte sich auf seine Seele — er erwachte. Ja — war er denn nicht an all dem schrecklichen, an dem fürchterlichen Lose, das dem Freunde, das dem armen Kosaken bevorstand, Schuld?! In wessen Interessen war man in diesen unglücksvollen Gang, in diese Grabkammer eingedrungen? Was suchten sie hier, wenn nicht das Vermächtnis, das ihm zustand? Er und er allein hatte sie hineingerissen in das Verderben! Und er tastete sich zu jedem von ihnen und erbat ihre Verzeihung, und ob sie sich auch weigerten, ob sie auch keine Schuld ihm zumessen wollten, die Last, die entsetzliche Last wich nicht von seiner Brust.

Endlos schlichen die Stunden. Lasigny ließ seine Uhr repetieren; es war Mitternacht. Tastend suchte er des Vetters Hand

und umspannte sie krampfhaft: „Wir wollen beten, Hans!“ Und sie beteten, nicht mit lauten Worten, in stillen Gedanken aber, inbrünstig, wie die Kinder beten, in tiefer Herzensdemut und Einfalt.

Und das Gebet beruhigte sie, es senkte vor allem in Saldens gequälte Seele neuen Frieden.

Ein tiefer traumloser Schlaf legte sich auf die Freunde, eine rechte Himmelsgabe.

Und die Stunden rannen dahin — — —

Als Abramowitsch Jolkoff erwachte, kam ihm ein seltsamer Gedanke. Es war ihm, als ob er gestern, da er, der letzte der drei, den Gang zum ersten Male durchschritt, an der einen Stelle mit der rechten, an der Wand entlang tastenden Hand einmal vorübergehend den Halt verloren habe — als ob dort also etwas, wie eine Öffnung, wie eine Erweiterung gewesen sein müsse. Er hatte darauf gar nicht geachtet, jetzt stand der kleine, an sich unbedeutende Umstand aber plötzlich merkwürdig klar vor seiner Seele. Sein Spürsinn erwachte. Er war zwar tüchtig abergläubisch, eine einsame Wanderung in dem unheimlichen dunkeln Gang erschien ihm keineswegs als eine besonders verlockende Unternehmung, aber auf der andern Seite verspürte er doch auch ein so unangenehmes Knurren zwischen den Rippen, daß ihm selbst die leiseste Aussicht auf eine Änderung dieses Zustandes verfolgenswert erschien.

Sollte er nun die beiden Pans wecken? Sie schliefen so schön — es wäre grausam gewesen?

Er raffte sich also allein auf, vergegenwärtigte sich noch einmal seine Erinnerungen von gestern und machte sich auf den Weg. Langsam tastete er sich an den steinernen Wänden entlang bis zu der Treppe, deren abwärts führenden Stufen er sich deutlich erinnerte: hier in der Nähe mußte es gewesen sein, wo gestern seine rechte Hand die Lücke in der Wand gefühlt hatte.

Aber wie er auch suchte, er konnte die Stelle nicht wiederfinden.

War es vielleicht doch jenseits der Treppe gewesen?

Abramowitsch wandte sich schon wieder zum Weitergehen, als ihm einfiel, daß die Öffnung, die er suchte, tiefer liegen müsse, als in Handhöhe, denn er hatte sie gestern ja bemerkt, als er sich zufällig über einen Schutthaufen stolpernd ein wenig bückte. Ja

— so war es gewesen. Er eilte einige Schritte zurück, er begann sein Suchen und Forschen von neuem. Ah — hier war es! Eine kühlere Luftströmung, die weniger dumpfig war, wehte ihm entgegen — seine tastenden Hände fanden eine kleine, in Hüfthöhe liegende Öffnung, eine Art niedern Thürgewölbes, durch das er hindurchkriechen konnte. Unmittelbar dahinter schien sich die Fortsetzung des Ganges etwas zu weiten; Jolkoff konnte freier ausschreiten. Dann kamen einige Treppenstufen, der Gang wandte sich seitlich, senkte sich noch einmal — plötzlich fühlte Abramowitsch wieder eine feste Wand vor sich, die jenen vollständig abschloß. Aber es war kein kalter Stein, den er mit der Hand berührte, es war Holz. Deutlich konnte er die Faserung herausfühlen und die Ritzen zwischen den Bohlen verfolgen, und als er anpochte, klang es hohl, gleich als ob der Abschluß nur durch eine dünne Bretterthür gebildet sei.

Jolkoffs erster Gedanke war zurückzueilen und die Herren von seiner Entdeckung zu verständigen. Aber er gab dem ersten Impulse nicht nach; er mußte erst selbst versuchen, weiter vorzudringen. Schnell entschlossen, stemmte er seine kräftigen Schultern gegen die Thür. Ein-, zwei Male, dann gab sie polternd nach — einige Bretter fielen nach der andern Seite hinaus, und mit freudigem Staunen blickte der Kosak aus der Dunkelheit auf einen schmalen Lichtstreifen, in einen dämmerigen weiten Raum. Noch einige Stöße, und die Thür öffnete sich völlig. Über die zerbrochenen Holzplanken hinweg trat er in einen gewölbten Keller, der durch einen einzigen, ganz schmalen Fensterschacht ein wenig Licht erhielt.

Wunderlich! Es war ein Weinkeller. Ringsherum an den Wänden standen große Regale mit Hunderten und Aberhunderten von Flaschen, am Fußboden lagen mächtige Fässer, und auf einem kleinen Tischchen hatte der vorsorgliche Kellermeister sogar ein Licht nebst Zunder und Feuerstein zurechtgestellt.

Wein! Die Zunge klebte dem braven Abramowitsch an der Kehle. Er besann sich nicht lange, dachte nicht daran, ob er einen Eingriff in fremdes Eigentum ausführe, sondern klopfte auf die denkbar kürzeste Weise einer der Flaschen den Hals und sog in langen durstigen Zügen den kräftigen Inhalt ein. Ha! — wie das mundete! Wie flüssiges Feuer rann der edle Wein ihm durch die Kehle, sein Herz füllte sich mit neuem Hoffen, er brach — er konnte nicht anders — in ein lautes unbändiges Jubelgeschrei

aus. Aber der gute Abramowitsch vergaß seine beiden Pans nicht. Unter jedem Arm eine Flasche, in der rechten die entzündete Kerze trat er ungesäumt den Rückweg an. Nach kaum zehn Minuten stand er vor den Schläfern und weckte sie mit einem frohen: „Väterchen! Väterchen! Wir sind gerettet!“

Sie rieben sich die Augen, sie glaubten zu träumen, als sie den Kosaken mit dem Licht in der Hand, die Flaschen unter dem Arm vor sich stehen sahen! Aber als sie jetzt aufsprangen und ihn mit Fragen bestürmten, stand er ihnen weder Rede noch Antwort. Anstatt vieler Worte setzte er das Licht auf den Fußboden, schlug nach bewährter Methode der einen und dann der andern Flasche den Hals ab und kredenzte ihnen den Trunk: „Erst trinken, Väterchen — erst trinken! Ist liebe Gottesgabe!“ rief er. „Erst trinken — nachher wird Jolkoff alles erzählen.“

Und auch sie tranken, wie er es gethan, in langen, durstigen Zügen bis auf den Boden der Flaschen. Dann aber nahm der Kosak sie bei der Hand und führte sie den von ihm aufgefundenen Gang entlang.

Da standen sie endlich in dem Weinkeller. Einige Augenblicke musterten sie schweigend den Raum. „Hier sind wir in bewohnten Regionen! Ohne Zweifel unter dem neuen Schloß. Der Gang, den unser Retter, der brave Abramowitsch, gefunden, ist sicher derselbe, durch den deine Mutter mit ihren Eltern vor dem Sturm der Jakobiner entfloh!“ rief Gaston dann mit freudig bebender Stimme: „Wir sind gerettet!“

„Der liebe, gnädige Gott hat unser Gebet erhört! Ihm sei Preis und Ehre!“ setzte Salden in tiefer dankbarer Rührung hinzu.

Was nun weiter?

Die Freunde stiegen auf das Fensterbrett. Ein leiser Aufschrei entfuhr ihren Lippen. Es war aber auch ein reizendes, ein entzückendes Bild, das sich ihren Augen darbot. Ein weiter Schloßhof, flankiert auf beiden Seiten von prächtigen Bauten: im vollsten Sonnenglanze strahlend köstliche Gartenanlagen, ein Grünen und Blühen ohnegleichen. In der Mitte ein großer freier Rasenplatz, und auf demselben zwei jugendliche Mädchengestalten beim Ballspiel! Beide kaum dem Kindesalter entwachsen, schlank, anmutig, mit rosigen Wangen, unter dem leichten Strohhut der einen dicke goldige Flechten, unter dem Mützchen der andern eine üppige Fülle schwarzer Locken! Und wie zierlich sie die Füßchen

setzten! Wie sie im heitern Spiel über die grüne Fläche hintollten voll ungesuchter Grazie, wie der Ball flog und wieder eingefangen wurde! Und wie silbern ihr frohes Lachen herüberklang!

Sie konnten sich nicht satt sehen an dem entzückenden Bilde, unsere beiden Freunde, und erst nach geraumer Zeit vermochten sie es über sich, sich bemerkbar zu machen. Gaston riegelte das Fenster auf, strich sich mit echt französischer Eitelkeit erst noch schnell das wirre Haar zurecht und kräuselte seinen kleinen Spitzbart, ehe er seine Stimme erschallen ließ.

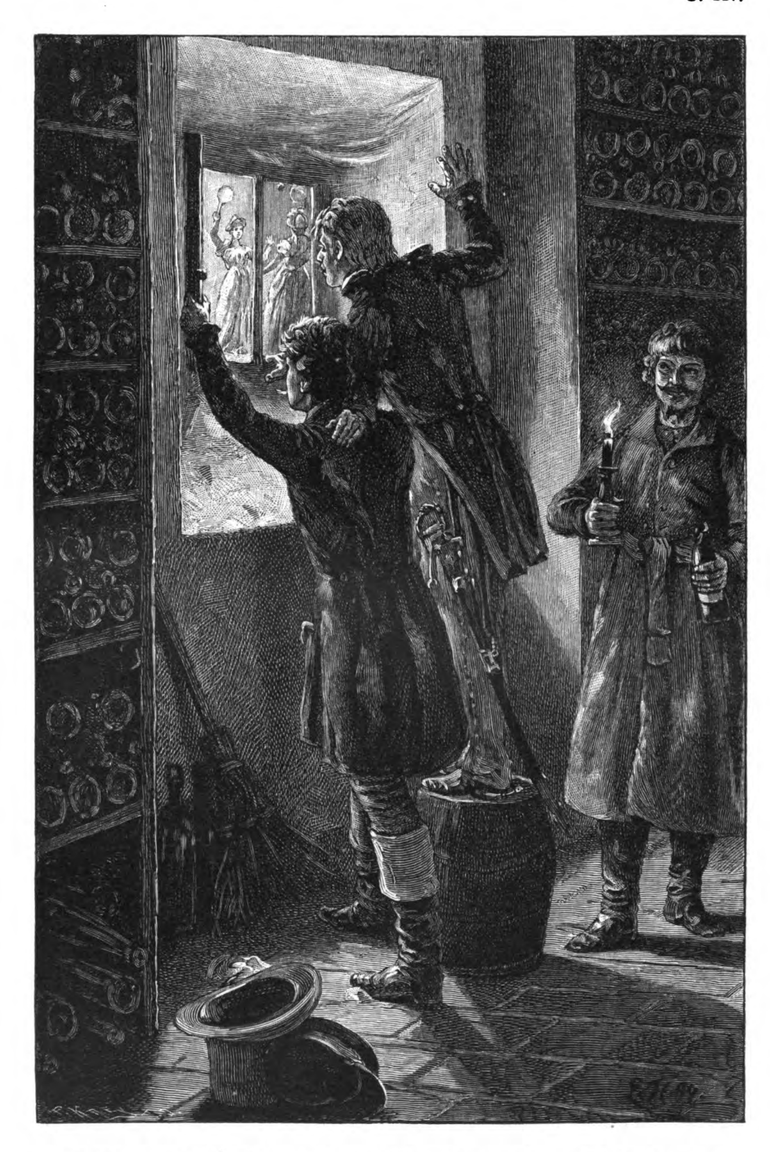
„Erschrecken Sie nicht, Mesdames! Wir sind keine Räuber und Einbrecher! —“

Weiter kam er aber nicht. Die beiden Mädchen hatten kaum, sich in der Richtung der Stimme umschauend, an dem Kellerfenster die drei fremden Gesichter bemerkt, als sie mit lautem Aufschrei ihr Spiel unterbrachen und flüchtigen Fußes die große Freitreppe zu dem rechten Seitenflügel emporeilten.

Über Saldens ernstes Gesicht glitt doch so etwas wie ein flüchtiges Lächeln. „Gerade sehr viel Eindruck scheint deine freundliche Ermahnung, sich nicht zu erschrecken, auf die Mädchen nicht gemacht zu haben. Und wenn ich unsere äußern Menschen betrachte —“ er warf einen Blick auf den Freund — „so kann ich mich der Überzeugung nicht entwehren, daß man uns wohl mit Fug und Recht für Einbrecher halten wird.“

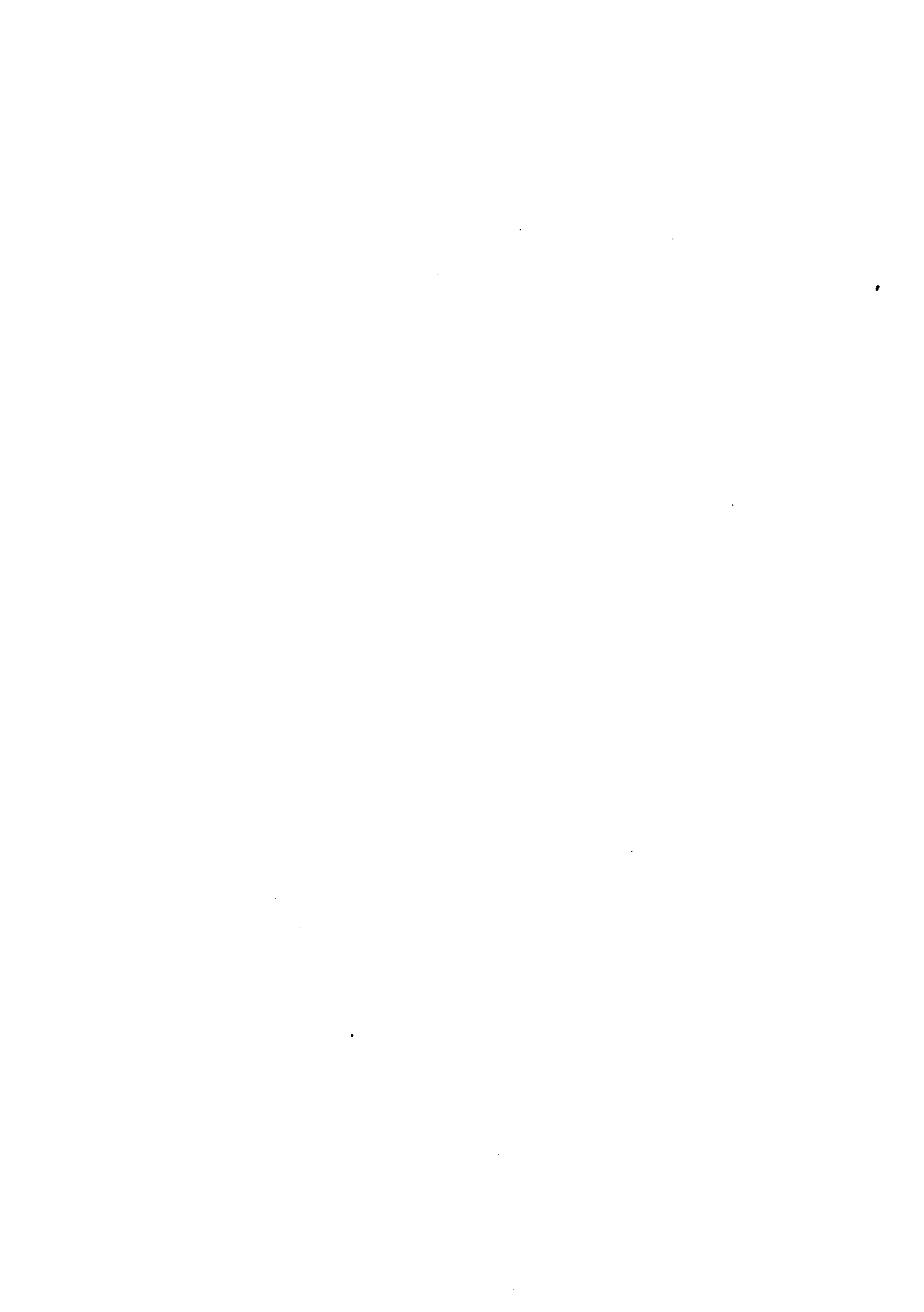
In der That — sie sahen böse aus, alle drei! Die Kleider zerfetzt von der verzweifelnden Arbeit, Kalk und Mörtelspuren auf den Röcken, das Gesicht beschmutzt, die Hände voll Blut, wirr das Haar und eingefallen die Augen! Gaston lachte laut auf, als er den Vetter einer schnellen Musterung unterworfen hatte. „Wenn mich nicht alles trügt, machen wir heute noch die Bekanntschaft eines Gefängnisses. Der Vicomte von Lasigny, der Herr Baron von Salden und Meister Abramowitsch mitsammen spazieren gütigst in ein hübsches Kerkerchen unter der Anklage des Einbruchs und Weindiebstahls. Eine angenehme Lage! Aber laß uns wenigstens versuchen, so gut es geht, unsere Erscheinung etwas in Ordnung zu bringen, ehe die Bewohner dieses verzauberten Schlosses, die doch wohl durch die hübschen Mädchen herbeigerufen werden, auf der Bildfläche erscheinen.“

Es vergingen zehn Minuten etwa, da rasselte ein Schlüssel in der eisenbeschlagenen Thür. Gleich darauf trat mit einigen Dienern, deren jeder eine Waffe in der Hand trug, ein Greis



Schöner Ausblick aus dem Weinkeller von Schloß Lasigk.

„Die Freunde stiegen auf das Fensterbrett. Ein leiser Aufschrei entfuhr ihren Lippen . . .“



ein. Eine hochgewachsene, aber unter der Last hoher Jahre gebeugte Gestalt mit gütigen Gesichtszügen, die von einem langen schlohweißen Bart umwallt waren.

Als der Greis die Uniformen der Eindringlinge erkannte — denn nur der Vicomte trug Civilkleider — stutzte er. Salden trat rasch vor: „Monsieur, wir sind zu jeder Erklärung und Entschädigung bereit! Halten Sie uns nicht für Räuber, nur eine merkwürdige Verkettung von Zufälligkeiten hat uns in diese Lage gebracht. Mein Name ist von Salden — ich bin preußischer Offizier—"

Der alte Herr hatte die zerbrochene Thür bemerkt. „Die Herren kommen aus der alten Burg? Aber wie ist es möglich?" sagte er. Dabei haftete sein Auge forschend und fragend auf Saldens Zügen, ein leises Zittern lief durch seine Glieder — dann schüttelte er wieder den Kopf.

„Meine verstorbene Mutter stammt aus Schloß Lasigk. In der Erfüllung eines letzten Vermächtnisses —"

Weiter kam Hans nicht. Der Greis schritt erregt auf ihn zu, er umfaßte mit zitternden Händen die Schultern des Jünglings, sah ihm wieder ins Antlitz, als wolle er aus ihm eine Erinnerung herauslesen, und rief dann mit bebender, vor Freude fast erstickter Stimme: „Sie sind — Sie sind ein Sohn der Comtesse Louison!? Ein Kind meiner teuren Herrin! O Gott, ja — meine Augen trügen mich nicht — das sind ihre Züge — Gott, mein Gott! Wie danke ich dir, daß du mich diese Freude noch hast erleben lassen!" Und ehe der Jüngling es hindern konnte, hatte der Greis sich über seine Hand gebeugt und die Lippen auf sie gedrückt. Dann aber breitete er die Arme aus und zog Salden an die Brust.

Er achtete nicht auf die umstehenden Männer. Er gab auch weiter gar keine Auskunft. Kaum daß er sich aufgerichtet und sich aus den Armen Saldens gelöst hatte, faßte er diesen bei der Hand und zog ihn mit sich fort. Trepp auf ging es, mit hastigem Schritt dann durch eine Reihe glänzend eingerichteter Gemächer bis an eine eiserne Thür. Jetzt löste der Greis ein Kettchen von seinem Halse; ein Schlüssel hing daran, mit dem er die Thür öffnete. Ein kleiner Raum that sich auf. In der Mitte desselben stand ein einziger Tisch — auf diesem eine altertümliche Truhe.

„Hier ist sie, die Sie ohne Zweifel zu suchen gekommen," sagte der Alte mit immer noch leise zitternder Stimme. „Ich

barg sie, als ruhigere Zeiten kamen, aus dem Versteck in der Burg, wo sie schließlich, wenn ich als der einzige Wissende starb, gänzlich unauffindbar gewesen, hierher. Und wenn Sie nun wirklich der Sohn und Erbe meiner teuren Comtesse Louison sind, woran ich nicht zweifle, dann werden Sie auch das Geheimnis, mit welchem die Truhe allein zu öffnen ist, kennen!“

Ohne Zögern, aber doch mit vor Erregung zitternder Hand drückte Hans Salden auf das Auge des linken der beiden Löwen, die in getriebener Eisenarbeit den Deckel der Truhe schmückten. Ein leichtes Knarren wurde laut, wie vom Ineinandergreifen verrosteter Federn, dann sprang der oberste Deckel auf. Salden prallte erschrocken zurück. Es glitzerte und flimmerte ihm entgegen. Da lagen in wunderbarer Fassung Meisterwerke der Edelschmiedekunst: Gold und Emaille, Perlenschnüre, ein Diadem von Rubinen und Saphiren, eine köstliche Agraffe mit großen Brillanten vom schönsten Feuer, ein Halsband von leuchtenden Korunden neben einer Brosche, die einen einzigen riesigen Diamanten in einem Kreise von Smaragden zeigte. Und jetzt trat der Greis heran und hob den oberen Deckel ab: „Hier müssen die Wertdokumente liegen. Ich habe ja dem gnädigsten Herrn Grafen damals, in jener Unglücksnacht, selbst einpacken helfen! Hier,“ er schob eine Anzahl vergilbter Papiere zur Seite, „hier sind die Beutel mit Gold; 10000 Louisdors, wenn ich mich recht erinnere! Und hier das wertvollste unseres alten Familiensilbers — eine Kanne, die Benvenuto Cellini gearbeitet haben soll, einige Platten von getriebener Arbeit, die der Graf Gaston aus Palästina mitgebracht hat. Und hier legte der Herr Graf, als wir einpackten, ein kleines Bildchen ein —“ der Alte tastete mit zitternden Händen unter all den Kostbarkeiten umher und fand schließlich, was er so eifrig suchte: ein Pastellbild von einem Kranze strahlender Juwelen umringt.

„Meine Mutter!“ rief Hans Salden, als er das Bildchen sah.

„Nein, nein, gnädigster Herr! Es ist das Portrait der Frau Gräfin. Aber Comtesse Louison versprach ja der Frau Gräfin sehr ähnlich zu werden —! So, gnädigster Herr — das ist alles! Und alles steht zu Ihrer Verfügung, alles — das Schloß, die ganze Herrschaft, wie der Inhalt dieser Truhe, ist Ihr Eigentum! Ich habe mich stets nur als der Verwalter der Erben meines Herrn Grafen betrachtet, und ich bin glücklich, wenn ich das, was

die Welt als mein ansah, wieder in die Hände der rechtmäßigen Besitzer zurücklegen darf!"

Hans Salden glaubte zu träumen. „Ich verstehe Sie nicht —" brachte er endlich mühsam hervor. „Sie sind, wenn ich nach den Aufzeichnungen meiner Mutter schließen darf, Wintherer, der alte treue Wintherer, meines Großvaters Pächter."

„Jawohl, gnädigster Herr! Der bin ich. Und damit Sie alles wissen: als der Herr Großvater auf die Emigrantenliste gesetzt wurde, kam die Herrschaft zur Versteigerung, wie alle eingezogenen Güter. Um einen Spottpreis wurde sie feil, denn niemand traute den Verhältnissen, niemand wußte, ob nicht eines Tages die vertriebenen Herrschaften doch wieder kommen würden, und ob dann nicht der Käufer seinerseits von Haus und Hof vertrieben würde, um den rechtmäßigen Besitzern wieder Platz zu machen. Da entschloß ich mich kurz. Ich hatte mir dank der Güte, mit der ich stets von der gnädigen Herrschaft behandelt worden war, ein hübsches Vermögen ersparen können und dasselbe, wieder dank des Rates Ihres Herrn Großvaters, gerade vor dem Ausbruch der Revolution flüssig gemacht. So konnte ich die Herrschaft kaufen, das Schloß und die Mehrzahl der Pachtgüter — nur einige wenige gingen in fremde Hände über. Vergebens versuchte ich später Nachricht von meiner alten Herrschaft einzuziehen. Ich folgte ihrer Spur bis Mannheim — dort verlor ich sie gänzlich. — Auf dem Kauf aber lag Gottes Segen!" schloß der Greis mit tiefer Rührung. „Ich bin bereit, dem gnädigen Herrn Rechenschaft abzulegen!"

Noch immer stand Hans wie im Traum. Endlich hob er abwehrend die Hand.

„Dank! Tausendfachen Dank! Aber davon, was Sie mir da in übermäßigem Edelmut anbieten, kann ja gar keine Rede sein. Sie haben selbst Familie, Sie treuer Mann, vergessen Sie nicht, daß Sie auch für diese zu sorgen haben."

Der Greis lächelte trübe. „Ich hatte einen Sohn, Herr von Salden! Das Geschick hat ihn mir entrissen. Als in der Vendée der Aufstand für das vertriebene Königshaus emporloderte, ließ er sich nicht halten. Er eilte unter die weißen Fahnen, er fiel wie ein Held für seinen König. Die beiden Mädchen, welche Sie zuerst sahen, Madelon und Louison, sind meine Enkelinnen, seine Kinder — sie sind der Stolz und die Freude meines Alters. Und für beide ist vorgesorgt — reichlich, Herr von Salden, denn

wie ich Ihnen schon sagte, der Segen des Herrn hat auf meiner Arbeit geruht. Sie dürfen mit gutem Gewissen annehmen, was Ihnen allein gebührt."

Er machte eine Pause, um dann lebhaft fortzufahren: „Das alles aber können wir später besprechen. Für jetzt lassen Sie mich für Sie und Ihre Freunde ein wenig Vorsorge treffen. Ihr Aussehen zeigt, daß Sie in der alten Burg schwere Stunden durchgemacht haben, über die Sie mir gewiß noch erzählen. Lassen Sie mich nun für das notwendigste sorgen und erlauben Sie, daß ich und die Meinen in Ihrem Schlosse noch einmal die Gastgeber spielen."

Es war ein langer, langer Schreibebrief, den Hans Salden etwa acht Tage später nach der Heimat, an

„Herrn Bürgereivorsteher Kapitän a. D. Nettelbeck
Ritter pp.
Wohlgeboren
Kolberg in Preußen
via Berlin"

absandte, ein Brief, der aus übervoller dankbarer Seele heraus entstand, die das Bedürfnis empfand, sich einem treuen Herzen mitzuteilen.

Er erzählte von seinen Erlebnissen in den letzten Monaten, von den Ereignissen im Felde, von Paris und London; er schilderte dann seine „Schatzgräberexpedition", die Stunden der Verzweiflung, den glücklichen Ausgang:

„Und nun sitze ich hier auf dem Schlosse meiner Ahnen und kann all das Glück noch gar nicht fassen, das mir in den Schoß gefallen. Nicht nur das rein äußerliche Glück, Vater Nettelbeck, nein, das andere Glück erst recht, das aus den Herzen stammt und in den Herzen wohnt. Der liebe Gott hat mir wohlgewollt allewege! Wo er mich hinleitet, finde ich Freunde, gute, brave, liebe Menschen, die mir wohlthun und wohlwollen über jedes Verdienst.

Wir haben hier schöne, herrliche Tage verlebt, Lasigny, ich und auch der wackere Kosak, der unter dem Küchenpersonal eine Schürze gefunden hat, die sein leichtentzündliches Herz in helle Flammen auflodern ließ. Vor allem aber doch ich! Der greise Wintherer, dies Musterbild einer Treue, wie sie in unsern Zeiten mehr und mehr ausstirbt, umgibt mich mit väterlich gütiger Fürsorge;

was er mir von den Augen ablesen kann, geschieht, so daß ich oft ganz beschämt bin. Und auch sonst erhalte ich viele, viele Zeichen einer Anhänglichkeit, die mich oft zu Thränen rührt. So mancher der alten Diener und Pächter meines Großvaters kommt, oft meilenweit über das Gebirge, um den Enkel zu sehen. Was die Lasigks an Liebe gesäet in Generationen, das geht jetzt in einer reichen Ernte für mich auf. Wenn es nach dem Willen der guten Leute ginge, müßte ich gänzlich unter ihnen bleiben. Davon kann ja nun keine Rede sein. Ich habe mich nach langem Schwanken zwar entschlossen, in die Übertragung des Besitzes an mich zu willigen, weil ich sah, daß ich damit den innigsten Herzenswunsch des greisen Wintherer erfüllte, den ich kaum bewegen konnte, eine entsprechende Abfindungssumme anzunehmen. Aber mich dauernd hier, auf französischem Boden, niederzulassen, das bin ich nicht imstande. Allzu mächtig lebt in mir das Blut meines Vaters. Ich bin ein Preuße — will ein Preuße sein! Und ein guter Deutscher dazu. Ich will keinem andern Herrscher dienen, als einem Hohenzollern. Ich will redlich auch für mein bescheidenes Teil den Zoll des Dankes abtragen, den wir alle, den ich im besondern dem edlen herrlichen Geschlecht unserer Herrscher schulde, an das mich Dankbarkeit und Liebe kettet bis zum letzten Atemzuge.

Ich weiß, Vater Nettelbeck, Du verstehst mich, Du wirst richtig finden, daß ich so und nicht anders handle. So lange Wintherer lebt, soll und wird der Treue meinen Besitz verwalten. Wenn er dereinst die Augen schließt, wird sich ja wohl eine geeignete Persönlichkeit finden, ihn zu ersetzen. Nur eins könnte mich vielleicht bestimmen, meinen Wohnsitz mindestens zeitweilig hier zu nehmen — wenn nämlich dies alte deutsche Land, das uns einst die Franzosen schnöde geraubt, und in dem sich noch immer ein guter Rest Deutschtum erhalten hat, unter deutsche Herrschaft zurückkäme. Aber, wie die Dinge liegen, ist wohl wenig Aussicht dazu. Die ‚verfl— Diplomatiker‘, um mit unserm Blücher zu reden, werden es schon zu verhindern wissen! Einst aber wird doch die Zeit kommen, zu der Elsaß und Lothringen wieder unter deutsche Herrschaft zurückkehren — dessen bin ich gewiß!

Vater Nettelbeck, ich habe hier aber nicht allein einen Schatz gefunden. Auch Gaston ist nicht leer ausgegangen. Die älteste der beiden Enkelinnen meines treuen Wintherer, Mademoiselle

Madelon, hat es meinem Vetter mit ihren dunklen Augen und ihrem heiterm Wesen angethan. Ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn ich's nicht merken sollte, daß er das reizende Mädchen liebt, und daß sie seine Neigung erwidert. Sie sträuben sich beide noch ein wenig. Sie nach rechter Mädchenart, und er hat noch einige kleine aristokratische Mucken im Sinn, die es ihm nicht ganz leicht machen, um das bürgerliche Fräulein zu werben. Aber so wie ihr Sträuben dahinschmelzen wird, wie Schnee in der Märzsonne, so wird auch er sich zur Klarheit durchdringen. Ich stehe für ihn. Er ist so untadlig ehrenhaft, daß er sich über die anerzogenen Vorurteile hinwegsetzen muß. Und der gute Vetter liebt Madelon, liebt sie wirklich mit der ganzen reinen Glut seines feurigen Herzens!

Vater Nettelbeck! 's ist doch eigentlich eine merkwürdige Sache um das menschliche Herz. Ich habe bisher nicht recht gewußt, was das wohl sein möge — das vielbesprochene, vielbesungene Ding: die Liebe! Vater Nettelbeck! Ich glaube, jetzt weiß ich's. Louison Wintherer — auf den Wunsch des Großvaters hat sie in der Taufe den Namen meiner Mutter erhalten — Louison Wintherer — klingt das nicht wunderhübsch! Aber glaubst Du nicht, Vater Nettelbeck, daß Luise Salden auch sehr hübsch klingen würde — noch viel, viel hübscher! Wir sind beide noch sehr jung, viel zu jung, um ans Heiraten zu denken. Louison ist erst sechzehn Jahre, ich werde zwanzig — aber ein klein, klein wenig träumen darf man doch auch, Zukunftshoffnungen ausspinnen, sich glücklich fühlen in stiller Erwartung.

Vater Nettelbeck, daß Du mir nicht lachst! Daß Du mich nicht einen dummen Jungen schiltst! Sieh, ich habe mit meinen neunzehn Jahren auch mehr erlebt, als mancher andere mit dreißig, ich bin wohl über meine Jahre gereift. Nimm mich also heute auch einmal ein wenig ernst, mich, Deinen kleinen Hans, und greife mir nicht in meine Träume, verlösche mir nicht meine Zukunftsmalerei — ich bin ja so glücklich, so unsagbar glücklich und froh!

Luise Salden — Luise Salden! Wahrhaftig, Vater Nettelbeck, es klingt wunderschön! Und will's Gott, so will ich das liebe, liebe Blauauge übers Jahr, wenn ich wiederkomme, fragen, ob sie das gleiche findet. Und, Vater Nettelbeck, Du alter Brummbär, ich hoffe, sie wird nicht nein sagen!

Ich bin soeben am Fenster gewesen, Vater Nettelbeck! Unten

stehen Gaston und die beiden Mädchen, die schwarze und die blonde — Du weißt schon, wen ich meine. Ich soll sofort hinunterkommen — hoher Befehl aus allerschönstem Munde! Da muß ich wohl schließen, Vater Nettelbeck — es hilft nichts. Was einmal ein guter Ehemann werden will, muß frühzeitig Ordre parieren lernen, nicht wahr?! Und der Schreibebrief ist auch lang genug geworden, vielleicht schon zu lang für einen — für einen verliebten Jüngling! Du, Vater Nettelbeck! Schreibe mir nach Berlin, wo ich in zwei Wochen sein werde, wie Du über das mit der Luise von Salden denkst?!

Da rufen sie unten schon wieder! Sie wollen mich nicht länger am Schreibtisch dulden. Schluß also! Schluß!

Adieu, Vater Nettelbeck, immer Dein getreuer dankbarer — sehr verliebter

Hans."

## Zwölftes Kapitel.

**Was sich die guten Berliner erzählen, und was in Wirklichkeit passiert. Wie old Blücher noch einmal den Säbel ziehen muß, um dem Todfeind vollends den Garaus zu machen; wie er aber bei Ligny in arge Bedrängnis kommt, und was Hans Salden dazu sagt.**

Es saßen bei Sparganapani Unter den Linden — der seinerzeit bekanntesten Berliner Konditorei — einige unserer guten Bekannten, tranken ihren Mokka, dieser und jener auch eine brausende Gazeuse, und plauderten dabei aus dem Hundertsten ins Tausendste.

Da war vor allem Herr Spiesicke, der, sein Stelzbein gemächlich auf einen Stuhl neben sich gelegt, über seine Erfahrungen und Erlebnisse aus den letzten beiden Feldzugsjahren so manches zum besten zu geben wußte. Der Alte hatte wacker mitgethan. Zuerst als Proviantmeister bei den Lützowern, dann als Kriegszahlmeister in dem Heere, das unter dem General Bennigsen die gute Stadt Hamburg cernierte, in der Marschall Davoust mit eiserner Energie, aber mit fast unmenschlicher Härte gegen die unglücklichen Einwohner die Fahne seines Kaisers noch hochhielt, als Napoleon schon längst gestürzt war.

„War eine böse, böse Zeit, Kinder," meinte Herr Spiesicke, „und Ihr, die Ihr im schönen Frankreich damals Eure Lorbeeren pflücken durftet, könnt Euch kaum eine Vorstellung davon machen, wie uns manches Mal zu Mute war. Donnerstag und Freitag, der Davoust war ein Kerl! Mitten im Winter bei eisiger Kälte trieb er gegen 25000 Menschen aus der unglücklichen Stadt heraus, bloß weil sie nicht 'nen genügenden Vorrat von Lebensmitteln nachweisen konnten — erbarmungslos trieb er sie hinaus in den Schnee und auf die Eisfelder. Na, man hat ja gethan, was man konnte, aber der Not war unsereiner doch nicht gewachsen, so sehr sie einem auch ins Herz schnitt. Und drinnen, in Hamburg, da lebten die Herren Franzosen währenddem herrlich und in Freuden, denn der Marschall hatte alles requiriert, dessen er nur habhaft

werden konnte, gegen zehn Millionen Flaschen Wein allein! Und aus der Bank der Hansastadt, da hat er auch über sieben Millionen Mark Banko mitgehen lassen. Ist 'ne Schande, daß man ihm schließlich freien Abzug bewilligen mußte und noch 'nen Bückling hinter den 13000 Mann hermachte, die mit vollem Ranzen und vollen Taschen gen Frankreich abzogen!"

„Wird ihnen auch keinen Segen gebracht haben, das gestohlene Gut!" warf Jahn ein, der Spiesicke gerade gegenüber saß. „Aber Kinder, wir wollen uns um das einzelne, was anders und besser sein könnte, nicht die Freude am schönen Erreichten verkleinern lassen! Frei, Brüder, sind wir! Frei vom welschen Übermut und welscher Tücke! Hat freilich schwere Opfer und manch edles Blut gekostet, aber es ist nicht umsonst geflossen. Was wohl der Scharnhorst und der Körner und mein armer, unglücklicher Friesen und die andern tapferen Helden dort oben im Himmel gesagt haben werden, als sie sahen, was wir erreichten durch deutschen Mut und deutsche Tüchtigkeit?"

„Daß sie mit uns zufrieden sind, denke ich," gab ein dritter zur Antwort. „Du nanntest da eben Friesen, Jahn. Du meinst doch den schönen Friesen, den herrlich gewachsenen Jüngling mit dem feingeschnittenen Gesicht? Den, der bei den Lützowern stand? Wo ist der geblieben?"

„Kurz vor dem Friedensschluß hat der Unglückliche noch sein junges Leben lassen müssen! Und nicht einmal im ehrlichen Kampf, aus dem Hinterhalt, mitten in den Ardennen, hat ihn ein französischer Bauer niedergeschossen. Nackt und ausgeplündert haben die Schurken meinen lieben Freund dann im Walde liegen lassen, bis einige Holzhacker ihn fanden und den Leichnam nach dem nächsten Ort schafften, wo er wenigstens ein christliches Begräbnis erhielt. Das war ein Mann, der Friesen, ein echt deutscher Mann ohne Fehl und Tadel, eine Siegfriedsgestalt äußerlich, ein frommer, wahrhaft guter Mensch im Innern! Es trifft ja immer gerade die Besten!"

„Hat keiner der Herren den Hans Salden, unsern werten Junker Salden, gesehen? Mich dünkt, ich habe gehört, er sei wieder in Berlin."

„Gewiß ist er hier — Adjutant bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen Wilhelm! Ja, der Salden, das ist auch ein Prachtkerlchen."

„War er damals schon, Jahn, als ich ihn mit zu Euch nach den Fichteschen Vorlesungen brachte, und Ihr mich immer warntet, das Bürschchen sei noch zu jung. Ein Prachtkerl ist er geblieben und wird er bleiben, trotzdem er jetzt ein schwer reicher Mann geworden ist.“

„So? Ist er das? Erzählt mal, Spiesicke?“

Und der Alte spann, sein Holzbein hochziehend, das Garn ab. Plötzlich aber unterbrach er sich, klopfte mit der Krücke ans Fenster und rief: „Könnt ihn gleich selbst fragen, den Herrn Lieutenant — er kommt da just des Weges und wird wohl auch ein Schälchen Mokka nicht verschmähen, denn solchen Kaffee, wie ihn der Sparganapani braut, kriegt er sogar im Königlichen Schlosse nicht.“

Und da trat der Herr Lieutenant Hans von Salden auch schon ein, blühenden Angesichts, die Augen blitzend von Frohsinn, im Schmuck des Waffenrocks des ersten Garderegiments, zu dem er kürzlich versetzt worden war, auf der Brust seine stolzen Orden und Ehrenzeichen!

„Hierher! Hierher, mein Herr von Salden! Bitte Platz zu nehmen — wir rücken gern ein bißchen zusammen.“

Der Lieutenant reichte jedem die Hand und drückte sie so kräftig, wie es diese urbiederen Männer liebten. Sie sahen einen Händedruck nicht für ganz zweifelsohne an, wenn er nicht auch ein wenig wehthat. „Guten Tag, ihr Herrens! Eine Portion Kaffee, Garçon! Wie geht es ihnen allen? Gut?! Na, das freut mich von Herzen! Was gibt es denn Neues in der guten Stadt Berlin?“

„Es läuft ein Gerücht herum, daß der Zar auf dem Wiener Kongreß die Abtretung von ganz Polen an Rußland verlangt hätte,“ meinte der eine.

„Na — so schlimm wird's wohl nicht sein. Aber sie markten und handeln da was Ordentliches zusammen in Wien. Wie sagte der alte Blücher doch immer? Die verfl— Federfuchser! Und Feste werden gefeiert — man weiß eigentlich kaum, wie die armen Leute vor lauter prunkenden Festen zum Diplomatisieren kommen können.“

Jahn hatte die Haude und Spenersche Zeitung vor sich liegen und las, wie zur Illustrierung von Saldens Worten, vor: „Vorgestern Ball bei dem Fürsten Metternich, vorvorgestern Diner bei dem britischen Gesandten, dann Theater paré in der Hofoper.

Und weiter: am Tage vorher Maskerade bei Admiral Smith — schöne Frauen, großartige Gastmähler, Theater, Ballett, Orden, Dukaten — man bietet viel in Wien! Wenn nur etwas Ordentliches dabei herauskommt!"

„Müssen's abwarten. Übrigens, Jahn, alter Freund, heute habe ich mit meinem Prinzen von dir gesprochen."

„Soo!" knurrte Jahn.

„Wir fuhren nämlich gerade durch das Brandenburger Thor, und wie ich die Viktoria oben glücklich aus Paris heimgekehrt sah, da fiel mir die Geschichte einer gewissen Ohrfeige ein, die ein gewisser Herr Jahn einst einem Buben versetzte, als er nicht wußte, woran er beim Anblick der fehlenden Siegesgöttin denken solle. Ich erzählte das dem Prinzen, und der liebe gnädige Herr lachte so fröhlich, wie ich ihn wahrhaftig seit langer Zeit nicht lachen sah."

„Muß doch ein prächtiger junger Herr sein, der Prinz Wilhelm," meinte Jahn. „Habe ihm am 7. August, beim Einzug der Truppen, recht deutlich in die leuchtenden Augen geschaut. Da stand drinnen zu lesen für jeden, der das Lesen in Menschenaugen versteht: sie sollen mir die Viktoria nicht wieder kriegen, so wahr ich Wilhelm heiße. Kein Flackerfeuer drinnen in den Augen, eine ruhige, gleichmäßige Glut, die nicht verbrennt, aber wärmt."

„Vergeßt mir nicht über dem Prinzen Wilhelm den Kronprinzen," ergänzte Meister Spiesicke. „Jeder in seiner Art. Könnte mir den Prinzen Wilhelm aber vor allem als Feldherrn denken — mit Leib und Seele soll er ja Soldat sein."

„Ist er auch! Aber mit nichten ausschließlich, wie man wohl meint," warf Hans Salden ein. „Mein Prinz hat das regste Interesse an allem, was gut und schön und edel ist — an allem, was deutsches Wesen und deutsche Art betrifft, zumal. Der rechte Sohn der Königin Luise!"

„Meiner lieben, guten Königin —!" sagte Spiesicke innig. „Ach, daß sie diese Tage doch erlebt hätte!" Er zog sein Taschenbuch hervor und kramte zwischen den Blättern herum, bis er gefunden, was er suchte.

„Ist da just ein kleines Büchlein erschienen. ‚Geharnischte Sonette' nennt's der Dichter, der Friedrich Rückert heißt. Habe mir daraus eins der schönsten Gedichte abgeschrieben, weil's mich

an meine liebe, teure Königin so sehr gemahnte. Darf ich's einmal vorlesen, Ihr Herren?"

Die Freunde bejahten, und er begann:

„Frau'n Preußens, nehmt für eure Opfergaben
Das Opfer an des Lied's, das ich euch bringe,
Ihr, die ihr gabt vom Finger eure Ringe,
So wie ihr gabt vom Busen eure Knaben

Dem Vaterland! In Erzschrift sei gegraben
Eu'r Preis, daß ihn kein Mund der Zeit bezwinge! —
Des Ruhms, den eurer Männer blut'ge Klinge
Erfechten wird, sollt ihr die Hälfte haben.

Denn wenn sie selbst im Sturm des Feindes Wunden
Erbeuteten, so habt ihr mit dem Kleide
Von euren Schultern ihnen sie verbunden.

Und wenn der Freiheit Tempel aus dem Leide
Neu steigt durch sie, so soll's die Welt erkunden,
Daß, ihn zu schmücken, ihr gabt eu'r Geschmeide."

„Ein herrliches Gedicht!" rief Jahn. „Ich kenne das Büchlein auch, und ich kann den Herren sogar noch ein anderes Lied daraus zum besten geben — das schöne Lied vom Eisernen Kreuze:

„Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen,
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Gold und Silber ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh' sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heimzutragen mit zerhau'nem Rande
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr goldnen, silbern Ordenszeichen alle
Bracht vor dem stärkeren Metall in Stücken.
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle!

Nur ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Splitter."

„Ist ein Süddeutscher, der Friedrich Rückert," fügte Jahn erläuternd hinzu. „Und besingt doch Preußens Frauen und Preußens Eisenkreuz! Das ist euch auch ein Zeichen der kommenden neueren Zeit, ihr Herren: sie fangen dort unten in Süddeutschland, am Main und am Neckar, an zu verstehen, was Preußen für

Deutschland in diesen ernsten Tagen der Not gewesen, was unser Preußen für ganz Deutschland in Zukunft sein wird. Ich könnte euch wohl noch ein ander gutes Liedchen von einem schwäbischen Dichter, das auch jüngst erst erschienen, vortragen, so es nicht langweilt."

Es war nur eine Stimme darüber, daß Jahn fortfahren möge.

„Der Dichter heißt Ludwig Uhland, und das Lied, ein rechtes echtes Soldatenlied in volkstümlichem Ton, nennt sich ‚Der gute Kamerad'.

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam geflogen,
Gilt sie mir oder gilt sie dir?
Ihn hat sie weggerissen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben lad':
Kannst mir die Hand nicht geben,
Bleib du im ew'gen Leben
Mein guter Kamerad!"

„Bleib du im ew'gen Leben — mein guter Kamerad!" summte Hans Salden leise vor sich hin. Es war stille geworden unter den Freunden. War ja keiner von ihnen, der nicht so manchen guten Kameraden, so manchen Herzensfreund draußen auf dem Felde der Ehre gelassen hatte!

Da scholl plötzlich von der Straße her ein lauter, brausender Lärm. Die Männer sprangen auf, selbst Spiesicke humpelte, sein Stelzbein ganz vergessend, so schnell er konnte, an das geöffnete Fenster.

Was bedeutete das?

Eine dichte Menschenmasse wogte von dem königlichen Schlosse her durch die Linden. Inmitten der Menge aber schritt hoch-aufgerichtet, in voller Uniform, mit dem Federhut auf dem weißen Haupte, ein alter General. Und immer wieder sprach er zur Masse, und immer wieder brach das Volk in brausende Hurra-rufe aus.

„Hoch Marschall Blücher! Hurra hoch unser Feldmarschall Vorwärts!“ klang es herüber.

„Das ist ja beinahe wie in London!“ meinte Hans Salden lächelnd. „Die lieben Berliner thun ja gerade, als ob sie den Feldmarschall heute zum ersten Male sehen.“

„Weiß doch nicht, Salden, ob da nicht was Besonderes dahinter steckt,“ sagte Jahn kopfschüttelnd. „Old Blücher in voller Gala, als ob er sofort zu Rosse steigen wollte?! Und die Volksmasse ist so sonderbar aufgeregt. Wir müssen wahrhaftig doch selbst mal zusehen.“

Und die Männer stürmten aus der Konditorei, während Spiesicke, der mit seinem Stelzbein nicht so schnell in Ordnung kommen konnte, lachend die Zeche für die ganze Gesellschaft bezahlte und dann nachhumpelte.

Hans war allen vorangeeilt. Die dichtgedrängte Masse, die in jeder Minute mehr anschwoll, machte dem schmucken, jungen Offizier willig Platz, und schon von weitem winkte Blücher dem Jüngling zu:

„Wetterjunge! Salden! Kommst mir gerad zu paß! Du weißt natürlich die Geschichte schon? Nein? Daß dich! Na nichts Kleines: Der Napoleon, der Kujon, ist von Elba entflohen!“

Und als Hans, ganz betäubt von der unerwarteten Nachricht, keine Antwort fand, drehte sich der greise Feldmarschall zu der Menge um und rief mit seiner Donnerstimme: „Jawohl! Entflohen ist der Schuft! Ich hab's immer gesagt, aber die Diplomatiker wollten's mich nicht glauben, waren klüger, als der Alte! Nu haben sie's! Aber, Kinder, laßt man gut sein: wir kriegen ihn schon wieder. Wir kriegen ihn, und wenn wir ihn aus der Hölle rausholen sollten. Nee — da ließen wir ihn drin stecken! Was, Kinder?“

Und wieder brauste ein hundertstimmiges „Hurra, hurra, Vater Blücher!“ durch die Menge. Und dann trat ein schlichter Mann im Arbeitskittel, aber das Eiserne Kreuz auf der Brust, vor, streckte dem Feldmarschall die nervige Rechte hin und fragte: „Wenn's nu wieder losgeht, unser alter Marschall Vorwärts führt uns doch?“

Der Greis schlug kräftig ein. „Na natürlich! Woll'n ihn schon verhau'n — immer feste auf die Weste!“ Er sah dem Manne scharf in die Augen. „Dich muß ich doch kennen? Warst

du nicht Diener bei York, meinem alten Waffengefährten? Wart mal — Peter — Peter Duschnas! Was?!"

Dem braven Kerl glänzten die Thränen in den Augen. „Zu Befehl, Eure Durchlaucht!" sagte er, eine militärische Haltung annehmend. „Vor Paris verwundet und mit dem Eisernen Kreuz dekoriert!"

Die Menge umdrängte die beiden. „Ja — ja!" fuhr Blücher lächelnd fort. „Erinnere mich deutlich! He, Salden, du mußt ja den Mann ganz besonders gut kennen. Hat die kleine Grete geheiratet — was? Die Grete Welter, die schmucke Marketenderin? Na, Duschnas, und du willst auch mitgehen? Willst doch — was?"

„Werd doch nicht hinterm Ofen sitzen bleiben, Eure Durchlaucht. Das gäb schon die Grete nicht zu."

„So? Braves Mädel — hab's immer gesagt. Kannst dich bei mir melden, Duschnas. Na — Herr Lieutenant? Wie ist's denn mit Ihm? Wetterjunge, was frag' ich?! Du kommst zu mir, in meinen Stab, versteht sich ja ganz von selber! Hast mir immer Glück gebracht, darfst nicht fehlen beim neuen Jagen. — Und nun komm gleich mit, wir woll'n zum Gneisenau geh'n. Wo der Doktor ist, muß auch der Apotheker sein!"

Und wieder erschallte aus hundert Kehlen, während der Feldmarschall weiterschritt, der begeisterte Ruf: „Hurra, Vater Blücher soll leben! Hurra! Hoch!"

In Wien war's gewesen, am Abend, ehe die ungeheuerliche Nachricht in Berlin bekannt wurde, daß die ganze vornehme Kongreßgesellschaft zu einem großen, glänzenden Balle bei dem Fürsten Metternich vereinigt war — der Zar, der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, alle die hohen Fürstlichkeiten und Diplomaten. Da traf plötzlich ein Kurier ein. Schrecken legte sich, als die Kunde sich einem Lauffeuer gleich durch die Säle verbreitete, auf alle Gesichter. „Er ist in Frankreich! Er ist, unbemerkt von der englischen Flotte, gelandet — er ist auf dem Wege nach Paris!"

Ein Augenzeuge berichtet, wie der Zar auf den König von Preußen zugetreten sei mit den Worten: „Das nächste Mal wollen wir uns besser vorsehen!" Er berichtet weiter, wie dann die Monarchen sich entfernt hätten, wie die Mehrzahl der Gesellschaft die Säle verlassen hätte bis auf einige wenige, „welchen selbst die Landung

der welschen Adler den Appetit auf die welschen Hühner nicht verdorben hatte, die im Speisesaal ihrer harrten nebst dem Schweinsrücken à la Metternich, dem Fasan à la Talleyrand und dem Eis à la Nesselrode, jenen neu erfundenen Gerichten, wodurch einige superkluge Diplomaten sich ihre Unsterblichkeit auf den Speisekarten besser gesichert hatten, als auf den Landkarten Europas."

Ja — die erstaunliche Nachricht war wirklich wahr! Kein Zweifel — aber was war denn eigentlich weiter Schlimmes zu befürchten? Hatten denn die Verbündeten nicht in Frankreich ein starkes Königtum aufgerichtet? Hatte dies Königtum nicht eine zahlreiche Armee? Mit noch nicht 2000 Mann sollte Napoleon die Insel Elba verlassen haben — wie eine That des Wahnsinns erschien seine abenteuerliche Unternehmung. Wenige Tage, und sicher traf die Nachricht ein, daß der Verwegene von den französischen Truppen gefangen genommen sei!

Ja, wenn Frankreich nicht das wunderlichste Land der Welt und das französische Volk nicht das unerklärlichste Volk der civilisierten Erde wäre!

Das offizielle Blatt der französischen Regierung, der weltberühmte „Moniteur", meldete zuerst: „Am 1. März hat das Ungeheuer Napoleon die Insel Elba verlassen"; am Tage darauf schrieb es: „Der Räuber ist in der Bucht von Cannes gelandet"; etwas später hieß es: „Der Usurpator ist in Grenoble eingezogen"; wenige Tage darauf: „Der Korse wurde in Lyon von den Behörden empfangen"; wieder etwas später: „Der Marschall Ney ist mit seinen Truppen zur Armee Bonapartes übergegangen"; dann: „Der furchtbare Rivale der Bourbonen befindet sich in Fontainebleau in demselben Gemach, in dem er seine Abdankung unterzeichnete"; und endlich schrieb der geschmeidige Moniteur am 21.: „Der König hat die Hauptstadt in der Nacht verlassen. Seine Majestät der Kaiser sind abends 8 Uhr in Ihrem Palast der Tuilerien eingetroffen."

Es war ein Adlerflug sondergleichen in der Weltgeschichte, der Napoleon noch einmal auf die Höhe des Thrones führte, ihm noch einmal Frankreich zu Füßen legte, noch einmal den ganzen Erdteil zum Widerstand gegen ihn aufrief!

Hans von Salden saß an der Seite des Prinzen Wilhelm, und beide blickten aufs höchste interessiert in einen Brief, den

Salden soeben aus Paris erhalten hatte. Es war ein Schreiben Lasignys.

„Ich bin seit vorgestern mit Madelon, meiner lieben, kleinen Frau, in der Hauptstadt. Es duldete mich nicht auf meinem einsamen Schloß, ich fühlte das unwiderstehliche Bedürfnis, den Ereignissen näher zu sein. Nicht als ob ich noch einmal unter die kaiserlichen Adler treten wollte. Nein, Hans, lieber Vetter, denke das nicht. Ich habe meinen Frieden mit dem Königtum gemacht, und ich sehe in dem Wiederaufrichten der kaiserlichen Macht kein Glück für Frankreich, denn jene kann nicht von Bestand sein. Aber so wenig ich mich aktiv an den kommenden Ereignissen beteiligen werde, so wenig kann ich mich doch auch jetzt dem Zauber des Mannes entziehen, der überraschend noch einmal auf der Weltenbühne aufgetreten ist und alles mit sich fortgerissen hat. Du müßtest es sehen, wie dieselben Pariser, welche die Verbündeten hier mit Jubel begrüßten, heute dem Kaiser zujauchzen! Du müßtest gesehen haben, wie im Heere die kaiserlichen Adler, die von den Offizieren verborgen gehalten waren, plötzlich wieder auftauchten, wie in wenigen Tagen die weißen Farben verschwanden und den dreifarbigen Platz machten! Ich sprach heute einen Herrn von des Kaisers Hofstaat, der sich sofort von selbst wieder zusammenfügte, als ob Napoleon nur auf kurze Reisezeit die Tuilerien verlassen hätte. Er erzählte mir, daß unter den zahllosen Ergebenheitszuschriften, die im Palast eingelaufen wären, sich noch eine große Anzahl befunden hätten, die gar nicht an den Kaiser gerichtet seien, vielmehr dem Könige die unwandelbarste Treue versicherten. So schnell ist der Wechsel vor sich gegangen! ‚Da lernen Sie die Menschen kennen!‘ soll der Kaiser spöttisch lächelnd ausgerufen haben, als ihm die Adressen vorgelegt wurden. Wahrhaftig, man möchte einen Ekel vor seinen eignen Mitbürgern empfinden, wenn man das hört.

Daß man mir hier meine passive Stellung sehr verübelt, kannst Du Dir denken. Aber ich bleibe fest. Ich kann nicht anders, mag es da kommen, wie es wolle.

Eine Trauernachricht muß ich Dir leider mitteilen. Unser braver, guter Marquis d'Absac ist, nach endlosen Leiden, vor wenig Tagen verschieden. Der Tod war ihm eine Erlösung, und er wurde ihm verschönt durch die Nachricht von den Erfolgen des Kaisers. Mit dem Ruf: ‚Vive l'empereur!‘ auf den Lippen ist er hinübergegangen in eine bessere Welt.

Ehre seinem Andenken! Er war ein edler Charakter, ein vortrefflicher Kamerad, ein ausgezeichneter Mensch.

Aus Schloß Lasigk haben wir gute Nachrichten. Madelon ist eine eifrige Briefschreiberin, und Louison hält uns immer auf dem Laufenden. Daß von Dir in ihren Briefen häufig die Rede ist, darf ich Dir vielleicht verraten."

Hans Salden wurde feuerrot, als diese Stelle des Schreibens an die Reihe kam, und Prinz Wilhelm drohte lächelnd mit dem Zeigefinger.

„Unser Leidensgefährte und Retter, Monsieur Abramowitsch Jolkoff, geruht noch auf Deiner Besitzung zu verweilen — in festen Banden, wie uns Louison berichtet. Es dürfte doch gut sein, wenn Du die Entlassung des guten Kerls aus dem russischen Unterthanenverbande in irgend einer Weise in die Wege leitetest. Väterchen Zar wird es ja wohl auf einen Kosaken mehr oder weniger nicht ankommen."

„Das werde ich besorgen!" warf der Prinz ein.

„Wir kehren morgen auf das Land zurück," fuhr der Brief fort. „Meine Sehnsucht nach Aufklärung ist gestillt. Gott erhalte meinem Vaterlande den Frieden! Wie dies möglich sein soll, weiß ich freilich nicht. Napoleon wird für Euch ja leider unbedingt der Krieg sein."

„Da hat dein verständiger Vetter vollkommen recht," meinte der Prinz. „Ein Frieden mit diesem Manne ist unmöglich, und wenn er noch so schöne Friedensworte im Munde führt. Nach den heutigen Nachrichten muß die Eröffnung der Feindseligkeiten bald erfolgen — ich fürchte, ich werde dich nicht mehr lange haben, mein lieber Freund. Blücher ist der stärkere Magnet, da muß ich zurückstehen!"

„Und der Marschall brennt vor Ungeduld, Königliche Hoheit, den Säbel zu ziehen. Er gab mir heute ein Gedicht, das sein höchstes Wohlgefallen erregt, obwohl er sonst nicht viel von der Schreiberei hält."

„Hast du es? Laß hören."

Salden las vor:

„Ich wußte heut' nicht, was mein Rappe scharrte,
Und was mein Säbel in der Scheide klirrte?
Krieg heißt die Losung, wie's euch auch verwirrte,
Er ist entflohn von seiner Inselwarte.

Du kommst mir wie gerufen, Bonaparte,
Wenn's auch den Memmen vor den Augen flirrte.
Schon rief ich, daß man mir mein Schlachtroß schirrte,
Beiseite legt' ich Würfelspiel und Karte.

Wie werden nun die Herrn in Wien geschmeidig,
Ihr stumpfer Federwisch taugt nichts zum Fegen,
Sie sehen bang sich um nach einem Degen.

Nun, Gott sei Dank! Noch ist der meine schneidig,
Ja, ruft nur Blücher, ruft nur euren Alten!
Ich komme schon, den Schädel ihm zu spalten!"

„Das ist prächtig, das ist Blücher, wie er leibt und lebt!" rief der Prinz. Dann verstummte er plötzlich. Ein trüber Schatten legte sich über seine Züge, so daß Hans erstaunt, erschrocken zu ihm emporsah. „Was ist Ihnen, Hoheit?"

Der Zollernsohn seufzte tief und schwer auf. „Und du kannst fragen, Hans? Ihr zieht ins Feld, neue Lorbeeren zu sammeln — Ihr dürft kämpfen und siegen für das Vaterland! Und ich? Selbst wenn mich der Vater mitnimmt, wie selten findet ein Prinz Gelegenheit, sich auszuzeichnen? Wie selten kommt er auch nur ins Gefecht!"

„Königliche Hoheit! Wie können Sie so sprechen — vergessen Sie nicht Bar sur Aube!"

Der Prinz schüttelte das jugendliche Haupt. „Wenn mein Thatendurst daran genug haben sollte, wär's schlimm um ihn und um mich bestellt! Nein, Hans! Ich denke und hoffe, daß mir ein gütiges Geschick doch noch besseres für mein Vaterland zu thun gestatten wird — jetzt oder später! Bereit soll es mich zu jeder Stunde finden!"

Acht Wochen später! Am 16. Juni war's, als um die Mittagsstunde auf der staubigen Chaussee, die von Brüssel auf die französische Grenze zuführt, ein Reiter angesprengt kam. Ein Mann in bürgerlicher Kleidung, blauem Überrock, weißen Beinkleidern und weißer Halsbinde, mit segelnden Armen auf dem edlen Pferde sitzend. Nur die Kopfbedeckung konnte für militärisch gelten: sie bestand aus einem wie ein Kahnmodell geformten niedrigen, schwarzen Schlapphut mit einem rückwärts niedergebogenen Federbusch von schwarzen Hahnenfedern; an der linken Außenfläche des Hutes waren verschiedene Kokarden angebracht: eine große schwarze für den englischen Dienst; eine schwarze mit

rotem Kreuz für den portugiesischen, eine rote für den spanischen und eine orangegelbe für den niederländischen Dienst. Der Reiter trug nicht einmal einen Degen an der Seite.

Als er in die Höhe des Pachthofes Brye kam, galoppierte ihm ein junger preußischer Lieutenant, der bisher mit einigen Offizieren am Rande der Chaussee im eifrigen Gespräch gestanden, entgegen. „Ich habe den Befehl, Mylord zu Seiner Durchlaucht, dem Fürsten Blücher zu geleiten!“ meldete Hans von Salden in geläufigem Englisch und setzte sich zugleich an die linke Seite des Briten.

Flüchtig grüßend stob der Reiter weiter, hinter ihm her eine bunte Kavalkade von Ordonnanzoffizieren in allerlei wunderlichen Uniformen, einige sogar mit Schirmen in der Hand, um gegen die freilich arge Junisonne Schutz zu finden.

Die preußischen Offiziere, die mit ihren Truppen am Wege lagerten, schüttelten verwundert die Köpfe, und ein alter, graubärtiger Lieutenant, unser guter Freund Grottkamm, jetzt bereits Premierlieutenant und mit dem Eisernen Kreuze dekoriert, meinte lachend: „Sollte Salden sich nicht getäuscht haben? Das kann doch unmöglich der berühmte Wellington gewesen sein. Der sah ja aus, wie —“ er verschluckte den unrespektierlichen Schluß seiner Rede.

Es war da aber unter den Offizieren ein Herr von Bülow, der in Spanien unter Wellington gefochten hatte. Der nahm das Wort und erklärte: „Das war doch der Wellington! Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, Marchese von Douro, der Held von Vimieiro, von Talavera, von Tores-Vedras und Vittoria! So wie ihr ihn dort reiten saht, habe ich ihn gesehen, als er 1812 den Marmont bei Salamanka aufs Haupt schlug, eisig kaltblütig, von unerschütterlicher Ruhe, zäh wie eine Katze, tapfer wie ein Löwe! Stoßt euch nicht an die Äußerlichkeiten, ihr Männer mit den fest eingeschnürten steifen Halsbinden! Der Mann ist gut, sage ich euch! Und wenn von den großen Feldherren des Jahrhunderts gesprochen wird, dann soll man neben Napoleon den Wellington immer in erster Reihe nennen.“

„Na — möchte doch darum gebeten haben, den Blücher auch nicht zu vergessen!“ schloß Grottkamm die Rede des Kameraden. Und die übrigen stimmten ihm zu.

Der Herzog von Wellington, der berühmte Führer der englischen und jetzt auch der niederländischen Armee, kam zum Fürsten Blücher, um sich mit diesem wegen der Dispositionen für den heutigen Tag zu verständigen.

Ein Angriff Napoleons auf die preußische Stellung bei Ligny stand unmittelbar bevor.

Während die großen Hauptarmeen der Verbündeten sich kaum gegen den Ober- und Mittelrhein in Bewegung gesetzt hatten, standen schon seit Wochen in den Niederlanden gegen 210000 Mann unter Blüchers und Wellingtons erprobter Führung bereit. Gegen sie hatte sich denn auch der erste mächtige Stoß des Kaisers gerichtet. Er traf, mit etwa 130000 Mann in die Niederlande einrückend, am 14. Juni auf die Vortruppen der Preußen und drängte sie nach leichteren Kämpfen auf Ligny zurück. Hier erwartete der Feldmarschall mit drei seiner Armeecorps — den Harsten Zieten, Pirch und Thielemann — am 16. den schlachtengewaltigen Gegner; ein viertes preußisches Corps unter dem bewährten General von Bülow, dem Bülow von Dennewitz, hatte nicht mehr rechtzeitig herangezogen werden können oder konnte doch im günstigsten Falle erst am Abend auf dem Schlachtfelde eintreffen.

Sollten die Preußen auch heute wieder, wie schon so oft, dem Ansturm der Feinde allein ausgesetzt bleiben? Würde Wellington seine nur wenige Meilen entfernten Truppen nicht zur Unterstützung der Bundesgenossen heranziehen?!

Das war die wichtige Frage, über die jetzt auch von den Führern der beiden Heere in ihrer ernsten Unterredung verhandelt wurde.

An der Windmühle von Brye hielten die Feldherren mit ihren Stäben. Vor ihnen breitete sich das voraussichtliche Schlachtfeld aus — ein welliges Plateau, durchflossen vom teilweise schwer passierbaren Lignybach, besetzt mit mehreren, meist massiv gebauten, von Hecken und Mauern umzäunten Dörfern und Gehöften. Weit dehnten sich, diese Ortschaften Wagnelee, St. Amand, Ligny, Boignée als Stützpunkte benutzend, die preußischen Linien. Drüben beim Feinde, auf Kanonenschußweite entfernt, zeigten sich jetzt — etwa um ein Uhr mittags — starke Kavallerie- und Infanteriemassen, die aber noch in ziemlicher Entfernung verharrten.

Aufmerksam durchmusterte Wellington das Vorfeld. „Was wollen Sie, daß ich thun soll?“ fragte er dann die preußischen Herren.

„Das beste wird sein — unserer Meinung nach — wenn Mylord alle verfügbaren Truppen heranziehen und hinter der preußischen Armee als Reserve aufstellen wollten,“ entgegnete Gneisenau als der berufene Wortführer.

„Vorausgesetzt, daß ich nicht selbst mit überlegenen Kräften angegriffen werde, könnte ich das wohl thun,“ meinte der Herzog nach kurzem Überlegen.

Inzwischen machte sich beim Feinde eine lebhaftere Bewegung bemerkbar. Aus dem Orte Fleurus, der preußischen Stellung gegenüber, entwickelten sich stärkere und immer stärkere Massen. Salden holte sein Fernrohr aus der Satteltasche hervor und reichte es schweigend Blücher hin.

„Scheint mit der janzen Armee gegen mir vorzugehen! Mir schon recht!“ sagte der Feldmarschall, nachdem er durch das Perspektiv die Bewegungen beim Feinde beobachtet hatte. „Sehen Mylord mal rüber nach dem Windmühlenberge bei Fleurus — soll mir doch dieser und jener holen, wenn ich da nicht den Popanz von Napoleon in höchst eigner Person samt seinen buntscheckigen Herrens sehe!“

Salden verdolmetschte Blüchers Rede. Wellington nahm darauf das Perspektiv an das Auge, blickte in die Ferne und nickte: „Ohne Zweifel — das ist der Kaiser! Und mir scheint, Sie haben recht, Durchlaucht, er führt sein ganzes Heer zum Angriff gegen Ihre Stellung vor.“

„Nun also —?“ brummte der Alte. „Ich kann auf den Beistand Eurer Hoheit rechnen?“

Wellington hielt noch immer mit einer bestimmten Zusage zurück.

„Noch kann ich die Schlacht vermeiden!“ fuhr Blücher erregt fort. „Kann zurückgehen und den Bülow abwarten, der heute abend sicher heran ist —“

Immer dichter wurden drüben die feindlichen Massen. Schon dehnten sich die Angriffskolonnen in dichtgeschlossenen Bataillonen südöstlich Fleurus — die Zeit drängte.

Da wandte sich der Herzog um. Er rief nach seinem Pferde, schwang sich in den Sattel und ritt mit den Worten von dannen: „Um 4 Uhr werde ich hier sein!“

Blücher atmete erfreut auf. „Ist doch ein braver Kerl, der Wellington! Er hält, was er verspricht — dessen bin ich sicher! Gneisenau — wir nehmen die Schlacht an."

Es war gegen 2 Uhr.

Eine halbe Stunde später ertönten drüben bei Fleurus drei Kanonenschüsse. Der Kaiser gab das Zeichen zur Eröffnung des Kampfes.

Die Trommeln wirbelten. Ein langhinhallendes, lautes „Vive l'empereur!" klang vom Feinde herüber. In dichten Schützenschwärmen drangen die Grenadiere Vandammes gegen St. Amand vor; unter den begeisterten Tönen der Marseillaise folgten ihnen als Rückhalt in tiefen Kolonnen die übrigen geschlossenen Bataillone.

„Laßt die Parlez-vous nur herankommen! Kalt Blut und warm angezogen!" hieß es in Amand. „Patronen sparen — jeder Schuß einen Vogel!" Und die preußischen Neunundzwanziger vom Zietenschen Corps, die hinter den Mauern und Hecken des Dorfes lagen, lachten: „Schön! Soll geschehen! Lat se man brülln — wir wern se schon stumm kriegen!"

Bis auf die wirksamste Schußweite kamen die Tirailleure vor. Dann aber sprühte plötzlich aus den grünen Büchsen hinter den grauen Steinmauern Tod und Verderben auf sie —: „Legt an! — Feuer! Geladen! — Ruhig, Kerle, ruhig! Legt an! — Feuer! Niedrig halten!" und zum dritten Male: „Legt an! — Feuer!"

Die Schützenlinien stutzen. Sie werfen sich hin und beginnen das vernichtende Feuer zu erwidern. Vergebens drängen die Offiziere zum Vorgehen. Der Kampf stockt —

Da sind unter dem gellenden Klang der Hörner und dem rasselnden „Tramm — Tramm — Tramm — Tramm!" der Trommeln die Kolonnen bis in die erste Linie der Schützen nachgerückt. „En avant! En avant! En avant, mes braves!" schallt es herüber. Wie eine gleißende Wolke sausen die glitzernden Bajonettspitzen der Grenadiere von den tausend und abertausend Schultern. „En avant, mes braves!" Und mit einem begeisterten „Vive l'empereur!" stürzen sich die Bataillone, die Tirailleurs mit sich fortreißend, auf die Preußen — erdrückend, zehn gegen einen, mit zermalmender Wucht. Ein kurzes, blutiges Handgemenge, Mann gegen Mann, Brust gegen Brust — dann müssen

die tapferen Verteidiger weichen. Langsam, zähneknirschend, Schritt um Schritt — aber sie weichen.

Nein! Und abermals nein! Schon stürmen auf des General Steinmetz Befehl sechs frische preußische Bataillone heran und werfen den Gegner wieder aus dem Dorfe heraus! Aber Vandamme hat bereits seine zweite Division herangezogen. Seine dichtgeschlossenen Sturmkolonnen dringen aufs neue in St. Amand ein, erbittert aufs äußerste wehren sich die Unsern — ein Hundsfott, wer nicht sein Leben einsetzt! — Mauer um Mauer, Haus um Haus müssen die übermächtigen Franzosen ihnen mit Blut bezahlen — es wird kein Pardon gegeben, noch genommen — schließlich aber ist doch alle Tapferkeit vergebens — wieder wird den Preußen das Dorf entrissen!

Blücher hatte den verzweifelten Kampf von dem Windmühlenhügel aus beobachtet. Er wandte sich um: „Salden!“

„Eure Durchlaucht!“

„Reite zur Brigade Pirch! Soll sofort gegen La Hay vorgehen! Müssen dem Steinmetz Luft machen!“ befiehlt der Feldmarschall, und Salden galoppiert davon.

Und zum dritten Male werfen sich die Bataillone in den erbitterten Dorfkampf. Salden war mit ihnen geritten. Mit den vordersten Compagnien drang er in den Ort ein. Hinweg über die ungezählten Leichen, welche die Straße bedeckten, über den kleinen Anger, dessen Wasserlache rot vom Blut der Erschlagenen gefärbt war, trug ihn sein wackerer Rappe in mächtigen Galoppsprüngen bis fast an den jenseitigen Ausgang, mitten durch die Feinde und ihr Feuer hindurch. Hier sah er plötzlich eine Lücke in der Umfassung, eine freie Baustelle, die das Eindringen erleichtern mußte. Er sprengte zurück, das nächste Bataillon vorzuführen — eine kleine Schar Grenadiere umringt ihn, mit einem gewaltigen Hieb schlägt er die nächsten Bajonettspitzen beiseite, der Gaul setzt in einem einzigen, ungeheuren Sprunge über die Gegner fort — „maudit Prussien!“ schallt es ihm nach, ein paar Kugeln pfeifen dicht an seinem Ohr vorüber, die eine durchbohrt ihm den hinten auf den Sattel festgeschnallten Mantel — da klingt ihm aber auch schon das donnernde „Hurra! hurra! hurra!“ der stürmenden Preußen entgegen. Im Eilschritt führt er das Bataillon auf die Lücke in der Umfassung. Und wieder gellen die Hörner zum Avancieren —

„Zur Attacke Bajonett rechts! Marsch — marsch!“ und noch einmal „Hurra! Hurra! Hurra!“

Zum dritten Male ist das viel und heiß umstrittene Dorf in den Händen der Preußen. Nur den fest umfriedeten Kirchhof können die Tapferen den Gegnern nicht entreißen — hier hält sich eine tapfere kleine Schar der Gegner, indessen die französische Artillerie Granate auf Granate in den unglücklichen Ort schleudert auf Freund und Feind!

Verderben, gehe deinen Gang!

Als Salden, sich aus dem Straßenkampf losreißend, zu dem Feldmarschall zurückkehrte, hörte er aus den soeben eintreffenden Meldungen, daß auch in dem preußischen Centrum, um Ligny, ein hitziger, blutiger Streit entbrannt sei — hier hatte das französische Corps Gerard mit Massen angegriffen. Im wütenden Ortskampf sind schon Teile des Dorfes den Preußen entrissen worden, vergebens hat Blücher bereits von seiner schwachen Reserve eine Brigade in den Kampf geworfen; Ligny steht in Flammen — nur mit Mühe können seine braven Verteidiger wenigstens einen Bruchteil des Dorfes vor den sich immer erneuernden ungestümen Angriffen Gerards halten.

Es ist 6 Uhr vorüber.

Der Kampf ist zum Stehen gekommen; im unentschiedenen Ringen um die Örtlichkeit verzehren sich die Kräfte. Die Geschütze speien aus ihren ehernen Mündern den Tod über das blutbedeckte Schlachtfeld.

Wo bleibt Wellington? Wo bleibt der tapfere Brite? Wo ist seine so fest und sicher zugesagte Hilfe?

Auch er steht im Kampfe. Ein französischer Streitharst unter Marschall Ney hat seine Vortruppen bei Quatrebras angegriffen, hat sie festgehalten zum Glück für Napoleon, zum Unglück für die preußische Armee. Nur allmählich trafen hier, bei Quatrebras, wo der tapfere Herzog von Braunschweig, der schwarze Herzog, seinen Heldentod fand, die englischen Reserven ein und wandten am Abend schließlich das Geschick des Tages zu Gunsten Wellingtons — wandten es, weil der allzu vorsichtige Brite auch nicht einen Mann, nicht ein Roß, nicht ein Geschütz zur Unterstützung seines im ungleich schwereren Kampfe stehenden preußischen Kameraden bei Ligny abgab.

Vergebens spähte Blücher von seinem Standpunkte bei Brye

aus immer wieder nordwestlich! Wellington blieb aus. Dafür mußte Salden aber den Feldmarschall auf eine neue Bewegung beim Gegner aufmerksam machen. „Eure Durchlaucht — Napoleon scheint seine letzten Reserven zu einem entscheidenden Stoß zu formieren!“

Über das wetterharte nervige Husarengesicht zuckte es wie ein Gewitterleuchten. Ruhig aber richtete er sein Perspektiv auf Fleurus zu.

Hatte des Lieutenants Falkenauge wirklich richtig gesehen? Jenseits der dichten, schweren Pulverwolken glitzerte es unheimlich. In dichten, massigen Kolonnen formierten sich drüben Bataillone auf Bataillone. Eine starke neue Batterie fuhr gegenüber Ligny auf — in weiter Ferne stieg dichter Staub empor, aus dem dann und wann gewitterschwanger ein seltsames Glitzern wie von Stahlhauben und Panzerkürassen auftauchte.

Ja — Hans Salden hatte nur zu recht gesehen: der Kern von Napoleons Armee war's, der lang zurückgehaltene, den der Schlachtengewaltige dort aufbaute zum letzten, zum vernichtenden Stoß auf das heißumstrittene Ligny: 16 intakte Bataillone der Garde, 20 Eskadrons Kürassiere, 48 Geschütze. Noch zögerte er, den gewaltigen Streitharst aus der Hand zu lassen, den Sturmbock aus Menschenleibern, der die Entscheidung des Tages bringen mußte — noch wartete Napoleon auf Nachrichten von Ney, von seiner linken Flanke — aber das Ungewitter zog herauf, unwiderruflich, unaufhaltsam!

Der Abend dämmert. Hell leuchten die brennenden Dörfer zum schauerlichen Schlußakt der menschenmordenden Tragödie. Am Himmel zieht, vom Sturme gepeitscht, ein Gewitter herauf, der Donner Gottes mischt sich in das Toben des Geschützes, in das Knattern des Kleingewehrs.

Jetzt ist der Augenblick gekommen, auf den drüben der Dämon Europas gewartet.

„En avant!“ so befiehlt er.

Die Adler der Garde, die umflort aus Paris herausgetragen worden waren, und die erst nach dem ersten Siege von der dunklen Hülle zu befreien die Veteranen gelobt hatten, setzen sich in Bewegung. Dumpf schallen die feuchten Trommeln, aber hell und freudig, wie in den glorreichsten stolzesten Tagen des na-

poleonischen Kaiserreichs, klingt der Ruf der anstürmenden Tausende: „Vive l'empereur!"

Noch einmal wehren sich die auf den Tod im sechsstündigen Ringen ermatteten Verteidiger Lignys wie die Helden — das Dorf geht verloren. Vergebens wirft der Feldmarschall die letzten Bataillone in den mörderischen Kampf. Vergebens setzen sich die bewährtesten Führer selbst an ihre Spitze —

Und nicht allein das! Im mächtigen Ansturm haben Millauds Kürassiere den Lignybach überschritten und dringen nun auf die hintere Linie der preußischen Aufstellung ein.

Da ergrimmte in Blücher der alte Husar. In voller Jagd sprengte er an die Spitze seiner Reservereiterei. „Salden, Nostiz! Mir nach!" rief er den zunächst haltenden Adjutanten zu. Aus der Scheide flog der Palasch! „Trompeter, blas Er: Gewehr auf! In Eskadrons — Trab! — Galopp — marsch!"

Und die Fanfaren schmetterten. Seinen Ulanen weit voran, stürzte sich zuerst Oberst von Lützow — der verwegene Freischarenführer von 1813 — auf den Feind. Ihm folgen die westpreußischen Dragoner, die kurmärkischen Reiter — ein kurzes, heftiges Handgemenge — dann lösen sich die Massen — die preußische Reiterei ist geworfen. Unter den Augen des Feldmarschalls, unter den Augen eines Blücher geworfen?! Nimmermehr! Schon ist er selbst im Kampf auf seinem prächtigen Schimmel — „Vorwärts! Vorwärts!"

Da — das Tier des Feldmarschalls schwankt — es bricht zusammen — „Nostiz! Salden! Ich bin verloren!" ringt es sich aus den Lippen des Greises. Im neuen Ansturm brausen die französischen Panzerreiter heran —

Aber was ahnen sie in der Wut der Attacke von der hohen Beute, die ihnen hier winkt? Über den Marschall hinweg, vorüber bei seinen beiden Begleitern, die sofort aus den Sätteln gesprungen sind, saust die wilde, blinde Jagd.

Mit einer Kraft, wie sie nur die Verzweiflung eingibt, befreit Salden den gestürzten, unter seinem Schimmel liegenden Marschall von der Last des toten Tieres. Blücher ist noch halb betäubt von dem Fall, dem Sturz. Er taumelt — Salden muß ihn stützen.

„Pistolen heraus!" ruft Nostiz.

Da brausen sie, zurückkommend, zum zweiten Male heran, die Millaudschen Panzerreiter! Als lebendiger Wall stellen sich die

beiden Adjutanten vor den teuren Führer, entschlossen, sein Leben, seine Freiheit bis aufs äußerste zu verteidigen. Mit festzusammengepreßten Lippen, den Blick stier auf den nahenden Feind gerichtet, sehen sie dem kommenden Verderben, dem sicheren Ende entgegen —

Aber der Gott der Schlachten will dem greisen Helden wohl! Wieder jagen die geworfenen Schwadronen achtlos an der kleinen Gruppe vorbei — und da kommen auch schon in voller Carriere die preußischen Ulanen. Salden ruft einen vorüberreitenden Unteroffizier — Schneider hieß der Wackere — an. Der springt vom Pferde — sie heben den Feldmarschall in den Sattel und führen ihn möglichst schnell zurück, denn schon droht ein neuer Angriff der französischen Reitergeschwader.

„Gerettet! Gerettet!" ringt es sich von Saldens Lippen. „Habe Dank, gnädiger Gott! Habe Dank!"

Noch fassen sie ja das Ungeheure nicht, was eine Gefangennahme Blüchers bedeutet hätte! Aber aller Herzen wissen doch, daß selbst der Verlust der Schlacht nichts gewesen wäre gegen solchen Verlust!

Da liegt der herrliche Greis in einer elenden Bauernstube des Dorfes Mellery, wohin man ihn zunächst in Sicherheit gebracht. Nach vielem Suchen hat Salden wenigstens einen einfachen Compagniechirurgen gefunden, der die Quetschungen des Feldmarschalls verbindet — zu seiner Stärkung hat sich nichts, als eine Schale Milch herbeischaffen lassen — nein doch! seine geliebte Pfeife war bei dem Sturz nicht zu Schaden gekommen, und sofort mußte Salden für einen Fidibus und für Stahl und Zunder sorgen, die „Pip Toback" in Brand zu setzen. Und als die ersten blauen Rauchwölkchen bis an die Decke der kleinen Stube emporwirbelten, da kehrten auch gleich der alte frische Humor und die Spannkraft in der Brust des Greises wieder ein: „Wir haben Schläge gekriegt, Salden! Aber wir wollen es wieder gut machen! Gelt?!"

„Zu Befehl, Eure Durchlaucht! Das wollen wir!" erwidert unser Held.

„So! Freut mir! Und nu, Salden, nu geh und such mir den Gneisenau!"

Das war keine leichte Aufgabe.

Noch tobte der Kampf, noch hielten die Preußen den rechten Flügel, aber aus dem geworfenen Centrum wälzten sich die Flüchtigen schon die große Römerstraße entlang, gedeckt durch die tapferen Verteidiger von Wangelée, Bryc und Sombresse. Es schien, als ob die Franzosen, wohl selbst von dem Ringen hart mitgenommen, nur schwach nachdrängten.

Endlich begegnete Salden auf der Straße einem Offizier des Stabes.

„Um Gotteswillen, Salden — wo ist der Feldmarschall?“ hielt der ihn an.

„Gerettet und in Sicherheit!“

„Gott sei Dank! Wir haben furchtbare Sorge um ihn ausgestanden. Niemand wußte um seinen Verbleib. Gneisenau hat den Oberbefehl übernommen.“

„Wo ist der General?“

„Er folgt mir auf der Straße nach. Der Rückzug geht auf Tilly und Wawre!“

Damit sprengte der Kamerad davon. Einen Augenblick stutzte Hans Salden. „Der Rückzug geht auf Wawre!“ das Wort gab ihm zu denken. Er hatte seine Karte gut im Kopfe — „nach Wawre?!“ Das bedeutete nicht mehr und nicht minder, als daß die soeben geschlagene Armee — und daß sie empfindlich geschlagen war, das wußte Hans Salden am besten, wenn er auch noch nicht wußte, daß die unglückliche Schlacht nebst 16 Geschützen den Preußen gegen 12000 Mann gekostet hatte — als daß diese geschlagene Armee nicht auf ihrer natürlichen Rückzugslinie, nicht auf ihre Reserven, nicht nach dem Rhein zu zurückgehen, daß das Heer vielmehr, alles das, jeden Rückhalt, aufgebend, nördlich abbiegen sollte!

Was kann Gneisenau zu diesem Wagnis bewogen haben? fragte sich Salden wieder und immer wieder. Ein Wagnis war's, unerhört fast in der Kriegsgeschichte. Es hieß nicht mehr und nicht weniger, als das geschlagene Heer fast an der Front des siegreichen Feindes entlang, auf schlechten, auf den Karten kaum verzeichneten Feldwegen, ohne jede Rücksicht auf die Verpflegung, von der bequemen Straße abzuführen. Es hieß diese erschütterte Armee den denkbar größten Gefahren, den denkbar größten Strapazen aussetzen.

Weshalb hatte Gneisenau, der bei aller Kühnheit sonst so

vorsichtig wägende, sich zu dieser beispiellos kühnen Maßregel entschlossen?

Und plötzlich dämmerte, wie ein Lichtfunke in dunkelster Nacht, die Erkenntnis der Gründe in des jungen Offiziers Seele auf, und wenig fehlte, daß er in lauten Jubelruf ausgebrochen wäre! Ja, so mußte es sein: indem Gneisenau, allen Gefahren zum Trotz, allen voraussichtlichen Erwartungen des Feindes entgegengesetzt, die preußische Armee nordwärts führte, wählte er die einzige Möglichkeit, mit dem Heere Wellingtons in Verbindung zu bleiben — schuf er die Möglichkeit eines gemeinsamen Handelns, einer gegenseitigen Unterstützung beider Heere für die nächste Zeit! Wahrlich! Mit diesem Entschluß erst errang sich Gneisenau das Recht, sich den ersten Feldherren seiner Zeit beizuzählen — es war ein wahrhaft großer, ein wahrhaft genialer Gedanke, den er hier, angesichts einer schweren Niederlage, verwirklichte!

Mit vor innerer Erregung zitternder Stimme begrüßte Salden wenige Minuten später den General, der ihm fast mit den Worten Blüchers begegnete: „Wir sind geschlagen, aber wir werden es wieder gut machen!"

Und er ging ans Werk. Mit einer staunenswerten Umsicht renkte er die Armee samt dem inzwischen herangekommenen Corps Bülow in die neue Rückzugslinie ein, verbarg vor dem verfolgenden französischen Heeresteil die Richtung dieses Rückmarsches, sammelte die geschlagenen, zerstreuten preußischen Truppen. Aber daß ihm das alles gelingen konnte, war auch wiederum nur möglich bei einer Armee, die, wie die preußische, in jedem einzelnen Truppenteil den Geist ernster Pflichterfüllung, eiserner Manneszucht, den Geist heißer, opferwilligster Vaterlandsliebe in sich trug. Kein anderes Heer der Welt hätte das geleistet, was die geschlagene preußische Armee in den nächsten beiden Tagen zum glorreichen Ausgang führte!

Es war eine furchtbare Nacht, die Nacht vom 16. zum 17. Juni. Todmüde, trauernd um die Tausende und Abertausende von gefallenen Kameraden, zogen die preußischen Bataillone die grundlosen Wege auf Tilly und dann auf Wawre zu. Als die Geschlagenen aber in der Morgenfrühe mit den ersten Truppen vom Bülowschen Corps zusammentrafen, und die Kameraden jene trösten wollten: „na, laßt nur gut sein, wir werden euch schon rächen!" da flammte der verhaltene Ingrimm in den Soldaten

auf. „Nee," schallte es aus den Reihen, „det woll'n wir selber besorgen!"

Und ein alter Landwehrmann hob drohend die geballte Faust nach rückwärts: „Et is noch nich aus, Napoleon! Warte man, du Kujon! Et is noch nich aus!"

Wahrhaftig, es war noch nicht aus! Die Preußen wollten Abrechnung halten, ernste, fürchterliche Abrechnung!

Am Morgen des 17., in Wawre, kaum daß er für sich und seinen Rappen einige Ruhe gefunden, wurde Hans Salden nach dem Quartier des Feldmarschalls beschieden. Er machte sich sofort auf den Weg.

Vor der Thür traf er auf seinen alten Gönner Peter Duschnas, den Blücher schon seit dem Beginn des Feldzuges als Diener zu sich genommen hatte.

„Wie geht es unserer Durchlaucht?" fragte Hans doch mit einiger Besorgnis, denn er war während der Nacht Zeuge gewesen, wie der Greis sich nur unter großen Schmerzen hatte im Sattel halten können.

Peter greinte über das ganze Gesicht, das immer noch ebenso dumm-pfiffig aussah, wie ehedem. „Danke gehorsamst, Herr Lieutenant! Es jeht uns schon wieder so leidlich. Sie möchten gleich reinkommen — der Feldmarschall wartet schonst auf Ihnen."

Da lag der dreiundsiebzigjährige Held auf seinem ärmlichen Lager. Ein Chirurg stand vor ihm und rieb ihm die gequetschten Gliedmaßen ein; neben dem Bett aber wartete ein Feldjäger auf einige Depeschen, die Gneisenau soeben zur Unterschrift gebracht hatte.

„Morjen, Wetterjunge!" rief Blücher dem Eintretenden zu. „Na — schön, daß du da bist. Wenn mich der Quacksalber hier erst frei gibt, können wir gleich weiter sprechen. — Hören Sie mal, wat reiben Sie denn eijentlich da auf meinem gequälten Leibe?" wandte er sich dann an den Feldscher.

„Spirituosa, Eure Durchlaucht!"

„Du, Salden, hol mich doch mal den Peter!"

Duschnas harrte vor der Thür. „Is unser Gepäckwagen schon da?"

„Zu Befehl, Eure Durchlaucht. Vor 'ner Viertelstunde gekommen."

„So! Na, das is jut! Hol mich mal schnell 'ne Pulle Champagner runter.“ Und als Duschnas mit der verlangten „Pulle“ erschien, hieß der Alte den Chirurgus sein Werk einstellen: „Laß Er mich in Ruhe mit seinen äußerlichen Spirituosen! Det hilft bei mich nur innerlich.“ Trank einen mächtigen Schluck und dann noch einen. „So, dat lob ich mir! He, Sie da, Feldjäger! Hier sind die Depeschen für Seine Majestät den König. Steht ja nicht ville Erfreuliches drin. Sie können aberst dem König sagen: ich hätt' kalt nachgetrunken — morgen würde es besser jehn!“

Blücher nahm noch einen tiefen „kalten“ Trunk und wandte sich dann, nachdem der Feldjäger sich entfernt hatte, an unseren Hans Salden.

„Dein Gaul gut zuwege? Ja! Na, denn man los! Futtre ab und reite, was die arme Kreatur will und kann, zum Herzog Wellington. Hat mir zwar heillos im Stich gelassen, der jroße Mann, will aberst glühende Kohlen auf sein Haupt sammeln. Hab' soeben 'ne Nachricht von ihm erhalten, daß er morgen dem Napoleon, den Gott strafen möge, bei Mont-Saint-Jean — da liegt die Karte, kuck rin, wo dat Nest liegt! — 'ne Schlacht liefern will, so ich ihm mit 'nem Corps zur Hilfe kommen will. Unsinn! Melde ihm, der Blücher käme nicht mit einem Corps, sondern mit der ganzen preußischen Armee!“

## Dreizehntes Kapitel.

**Hans Salden in der Schlacht bei La Belle Alliance. — Die letzte Heerschau des Kaisers. — Der Angriff der französischen Armee. — „Ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!“ — Sie kommen! Sieg! Sieg! — Die Verfolgung. — Hans schaut sich die Schätze Napoleons etwas näher an. — Der kleine Trommler.**

Auf einer Anhöhe zwischen Mont St. Jean und La Haye-Sainte hielt am Morgen des 18. Juni der eiserne Herzog — „the iron Duke“, wie ihn die Engländer nannten — und blickte auf das sich weithin dehnende Vorgelände hinab. Hinter ihm sein buntschimmernder Stab, darunter der preußische General Müffling, der zu dem Herzog befehligt war, und Hans von Salden, den dieser bei sich zurückbehalten hatte.

Die beiden Preußen standen nebeneinander, der General erläuterte dem Lieutenant die Stellung Wellingtons.

„Ich habe selten eine gleich geschickt ausgewählte und besetzte Position gesehen — ja eigentlich noch nie!“ sagte er. „Sehen Sie, Salden, wie das Gelände hier vor uns allmählich, fast glacisförmig abfällt. Sehen Sie weiter dort, unserer Stellung gleich starken Bastionen vorgelagert, die drei Stützpunkte, um welche voraussichtlich der Kampf am heißesten entbrennen wird: dort rechts das Schloß Hougomont, mit seinen massiven Mauern und umfriedigten Gräben eine richtige kleine Festung; in der Mitte den heckenumrahmten Pachthof La Haye-Sainte; links die Vorwerke Smohain, La Haye und Papelotte. Es ist, als ob die Natur selbst diese Stellung mit Vorbedacht für unsere Zwecke geschaffen hat — Napoleon soll sich an ihr wohl die Stirn einrennen.“

„Wie stark ist die Armee des Herzogs, Herr General?“

„Gegen 80000 Mann und reichlich 150 Geschütze. Napoleon kann nicht viel stärker sein, denn er wird gegen Blücher jedenfalls bedeutend haben detachieren müssen. Aber sehen Sie nur, Salden, was sich da unten begibt?“

Der General wies mit der Rechten hinüber nach der feindlichen Seite; auch die Aufmerksamkeit der Engländer richtete sich auf den Gegner, bei dessen Heeresmassen sich allmählich eine merkwürdige Bewegung zeigte.

Da rückten sie in Schlachtordnung, die französischen Heerhaufen, rechts und links der großen Chaussee, welche das Kampffeld fast rechtwinklig durchschneidet. In drei gewaltigen Treffen hintereinander stellten sich die Kolonnen auf, vier große Streitharste im ersten, vier im zweiten, der Rest, das stolze Gardecorps, dahinter in der Reserve. Deutlich konnte man von dem Hügel, auf dem Wellington hielt, die langen Linien, die festgefügten Massen unterscheiden. Es war fast, als wolle Napoleon dem Herzog zeigen: „sieh hier! Hier bin ich — zittere!"

Geraume Zeit währte es, ehe sich die ungeheuren Massen wie zur Parade aufgestellt hatten; achtzig schwere Zwölfpfünder vor der Front, nur des Winkes gewärtig, ihre ehernen Münder aufzuthun; auf den Flügeln die Reitergeschwader Kellermanns, Guyots, Millauds; im Centrum die Grenadiere d'Erlons, Reilles und Lobaus.

Dann — es war gegen ein Uhr — schallte plötzlich das Wirbeln der Trommeln, schallten die elektrisierenden Klänge der Marseillaise vom Feinde herüber. Zugleich sah man vom Gehöft La belle Alliance her, das hart an der Chaussee liegt, eine glänzende Suite sich den Truppen nahen: allen voran der gewaltige kleine Mann — der Kaiser Napoleon! Jetzt setzt er sein Pferd in Galopp. Brausend erklingt aus den Reihen des ersten Bataillons das „Vive l'empereur!" und pflanzt sich von Regiment zu Regiment, von Schwadron zu Schwadron fort.

Noch einmal schien sich die ganze Kriegsherrlichkeit des Kaiserreichs zu entfalten. Die Grenadiere, gehoben durch den Erfolg von Ligny, jubelten dem Imperator zu, während er die Linien entlang ritt. Hier und dort trat einer seiner alten Veteranen, die wieder zu den Adlern geeilt waren, aus dem Gliede, ihm einen besondern Gruß darzubringen, einer jener Männer, die unter den Pyramiden unter ihm gefochten, die Jena und Austerlitz mit ihm geschlagen, die in der glühenden Sonne des spanischen Hochlands und auf den Schneefeldern Rußlands unter ihm gesiegt hatten. Vergessen war alles Unglück, vergessen waren alle Niederlagen — sie glaubten wieder an seinen Stern, an den gleißenden Stern der Napoleoniden! Und weiter jagt er mit stolzgeschwellter

Brust. Da sind die jungen Truppen, die Rekrutenbataillone — klingt ihr „Vive l'empereur!“ nicht ebenso begeistert, denn der Jubelruf der Garde, der kriegsgewohnten Grenadiere! Da sind Millauds Panzerreiter, sie jauchzen vor Kampfeslust. Da neigen sich vor dem Kaiser die Adler, die auf ihren Schildern die Ehrennamen Jena, Austerlitz, Moskwa tragen, und immer wieder, immer mächtiger anwachsend ertönt das brausende: „Es lebe der Kaiser!“

Caesar, morituri te salutant!

Aber wer denkt jetzt an Sterben! An den Sieg, an die Gloire denken sie alle, die dem Kaiser zujauchzen! Denken die ergrauten Artilleristen, die in ihm den aus ihrer Waffe hervorgegangenen kleinen Korporal verehren, denken die Grenadiere, die Chasseurs, die Lanciers und Dragoner, die glänzenden Kürassiere und die ernst blickenden Sappeurs! Sieg! Sieg!

Und nun schaut er um sich, der Imperator. Er mustert seine Generale. Wohl fehlt so mancher der Männer, die ihn durch ein Leben voller Kampf begleitet, die mit ihm emporgestiegen, die er mit Ehren und Reichtum überschüttet hat. Berthier fehlt, sein vielerfahrener Generalstabschef, Murat fehlt, der vortreffliche Reiterführer, Oudinot, Macdonald haben sich ihm versagt, auch der tapfere Marmont ist nicht in den Reihen des Heeres. Aber sind Soult, Kellermann, Millaud, Petit, Lobau, Durutte, Erlon, Reille, Lefebre nicht auch erprobte Führer, Männer von unzweifelhafter Begabung und höchster Tapferkeit?! Und ist da nicht Ney, der „Bravste der Braven“, dessen Name und Ruhm allein ein Armeecorps aufwiegt? Und fesselt nicht alle diese Männer nicht allein nur die Anhänglichkeit an den sieggekrönten Kriegsherrn, zwingt sie nicht auch die eiserne Notwendigkeit, zu siegen oder zu sterben? Sie haben dem König die gelobte Treue gebrochen, um mit dem Kaiser zu leben oder unterzugehen. Kehrt er besiegt heim, so trifft sie die Schande, das Verderben — die Meineidigen!

Er wird siegen! Er weiß es, er fühlt es! Blücher ist kampfunfähig, im vollsten Rückzug — von ihm ist nichts zu befürchten. Nur heute mit Wellington dort drüben fertig werden, nur noch ihn niederschmettern — dann werden die Verbündeten sich beugen, dann wird er wieder den Frieden diktieren können, den Frieden nach seinem Willen.

Und er wendet sich kurz um: „En avant!“

Droben aber auf der Höhe von Mont Saint Jean hält auf

seinem braunen Leibroß Kopenhagen der eiserne Herzog und schaut auf all das kriegerische Gepränge, und keine Miene seines Antlitzes zuckte.

Sie mögen nur kommen!

Sie kamen.

Die achtzig Zwölfpfünder begannen ihr grauses Spiel, die Mitte der Stellung Wellingtons zu erschüttern. Starke Schützenschwärme voran, setzte sich das ganze Corps Reille gegen Schloß Hougomont, das Corps d'Erlon gegen die Mitte und den linken Flügel der Stellung in Bewegung. Der Kampf entbrannte. Die Hannoveraner, Nassauer und Briten, die Schloß Hougomont verteidigten, wurden bald aus dem Vorgelände vertrieben. Ney, der das ganze vordere Treffen befehligte, setzte seine Divisionen zum Sturm an. Wohl überschütteten die englischen Geschütze die vorgehenden Massen mit einem Hagel von Granaten, wohl knatterten aus der trefflich vorbereiteten Stellung die Salven unaufhörlich auf die feindlichen Schützen — der Angriff blieb im Vorwärtsschreiten. Aus dem Donner der Kanonen, aus dem Knattern des Kleingewehrs tönt immer wieder der helle Ruf der französischen Offiziere herüber: „En avant! En avant!"

Da stürmen auf Wellingtons Befehl die entwickelten Brigaden Kempt und Picton dem Feinde entgegen — sie werfen ihn über den bereits halb erklommenen Thalrand hinab. Und da brechen die Reiter Ponsobys hervor —"

„Darf ich mit, Herr General?" fragt Salden, der seine Ungeduld nicht mehr zügeln kann.

Müffling nickt Gewährung.

Wie ein Pfeil schießt der Rappe den Hang hinunter — da ist Hans Salden schon zwischen den britischen Schwadronen — „Laßt mich mitthun, Kamerad!" ruft er dem nächsten Offizier zu, und der gibt im vollen Jagen zurück: „Willkommen, preußischer Waffenbruder!"

Hui! Wie sich die geworfenen Bataillone Erlons in Karrees zusammendrängen — die Bajonette starren den Reitern entgegen — hinein! Hindurch! Sollt' merken, was englischer Stahl ist! Und was eine Preußenklinge bedeutet, dazu! Da — die Bärenmütze! Ein Blitzen durch die Luft — sie schwankt — sie fällt! Weiter! Weiter! Wie gehacktes Blei saust aus dem nächsten Karree eine Salve auf die Reiter, reißt dicht neben Salden den

Kameraden, der ihn soeben erst so herzlich willkommen geheißen, aus dem Sattel! Weiter! Das Karree gesprengt — Schon sind die Briten dicht an der großen verderbensprühenden französischen Batterie, sind bei den Zwölfpfündern Napoleons. Sie feuern mit Kartätschen, die Artilleristen! Nur ein kleines Stück noch haltet aus, ihr wackern Reitersmänner, ihr edlen Rosse — der Siegespreis winkt euch! Da brechen plötzlich französische Lanciers auf die erschöpften herein — ein tolles Durcheinanderwirbeln — ein verzweifelter Kampf Mann gegen Mann —

„Achtung, Colonel!"

Sein Rappe hat Salden bis unmittelbar neben den Obersten Ponsoby getragen; er sieht gerade in diesem Augenblick, wie ein französischer Offizier gegen den Briten den blanken blitzenden Säbel erhebt — eine kurze Parade — ein gutgeführter Gegenhieb —

„Dank, preußischer Kamerad —!"

Und rückwärts wirbelt der Kampf. Die englischen Pferde sind völlig ausgepumpt, ohne Atem — die tapfern Briten müssen weichen. Zum Sammeln schmettern die Trompeten — erst als die Reiter wieder auf dem Plateau hinter ihrer Infanterie sind, sehen sie, daß sie nicht vergebens den Todesritt wagten. Ist auch die Batterie nicht ihre Beute geworden, so haben sie das ganze Corps Erlon doch überritten, zerschmettert — auf Stunden kampfunfähig gemacht.

Hochaufatmend hält Ponsoby neben Wellington und nimmt dessen Glückwünsche entgegen. Dann wendet er sich zu Müffling: „Ein preußischer Offizier, der plötzlich neben mir auftauchte, hat mir das Leben gerettet, Herr General."

„Der tolle Junker natürlich! Kommen Sie her, Salden! Ist so seine Art, Colonel, nie ein Dankeswort hören zu wollen! Wir kennen ihn alle schon!"

Und der Oberst spricht auch kein Wort — er drückt dem Jüngling nur schweigend die Hand. Solch Händedruck aber besagt oft mehr als tausend Worte!

Ist auch keine Zeit jetzt, Worte zu machen.

Heranjagen sie, die Kürassiere Millauds, die oft geschonten Grenadiere zu Pferde, die Chasseurs und Lanciers der Kaisergarde — erst 44 Schwadronen — dann 77 Schwadronen. Der Boden erbebt unter dem Hufschlag der 10000 Rosse. Sie sausen auf die Höhe hinauf, todesmutig heran an die feuerspeienden Vierecke der Briten — aber sie prallen an der unerschütterlichen

Haltung der Braven ab, wie Glas vom Eisen — und wieder brechen die irischen und englischen Reiter hervor und hauen nach, reiche Ernte haltend, blutige Ernte! Wie vollgesäet mit Leichen liegt der Hang, über den wieder und wieder die Massen, alles zerstampfend, dahinbrausen — erbarmungslos — dem Tode entgegen!

Der Angriff ist abgeschlagen: die unmittelbarste Gefahr für Wellington ist vorbei. Aber auch nur diese, denn schon rüstet der schlachtengewaltige kleine Korporal, der dort drüben an der Chaussee auf einem Holzschemel über seine Karten gebeugt sitzt, die Füße auf ein Bund Stroh gestellt, kalt und eisig, zum neuen Vorstoß, zum entscheidenden, wie er meint.

Wieder muß Ney seine Fußvolkmassen ordnen; wieder spielt die große Batterie zum Totentanz, wieder stürmen die Grenadiere gegen die englische Stellung an.

Die Krisis naht.

Es ist vier Uhr. Von Flammen umlodert, hält sich zwar noch Schloß Hougomont, aber la Haye-Sainte, Papelotte fällt unter dem Ansturm der Franzosen trotz des heldenhaften Widerstandes seiner Verteidiger, welche die letzte Patrone verschossen, ehe sie die zäh verteidigten Trümmerstätten räumen. Über die genommenen Pachthöfe hinweg stürmen die französischen Massen hinan. Bis an den Rand kommen sie — dann wirft sie noch einmal das Feuer der Infanterie zurück.

Noch einmal — —

Fast die letzten Reserven Wellingtons waren ausgegeben — sein Heer war dem Verbluten nahe.

Die Adjutanten sprengten nach den einzelnen Teilen des Schlachtfeldes, um die noch vorhandenen Stärken festzustellen.

„Die Brigade Kempt ist auf drei schwache Bataillone zusammengeschmolzen!“ meldet zurückkehrend der erste.

„Die deutsche Legion ist nicht mehr vorhanden!“ der andere.

„Die Brigade Bylandt ist kaum noch kampffähig,“ der dritte.

„Die Regimenter Sir William Ponsobys können nur noch einige Schwadronen formieren. Der Rest ist tot — samt dem unvergleichlichen Führer.“ — Tod! Ponsoby! Diesmal hatte kein Hans Salden an seiner Seite gefochten —!

„Der Artillerie fehlt die Bedienungsmannschaft!“ kam ein vierter Offizier mit einer neuen Unglücksbotschaft zurück.

Und drüben jenseits der weißlich grauen Wolke, die der

Pulverrauch in der Thalwelle zwischen Freund und Feind gebildet, rüstete der Kaiser sich zu einem letzten Vernichtungsstoß — einmal mußte dieser zähe eiserne Herzog doch erliegen!

Da sprengt General Lord Hill, der nächste im Oberkommando der britischen Armee, zu Wellington heran. „Mylord! Wir sind alle sterblich — ich muß Eure Hoheit um eine Anweisung für den Fall bitten, daß — Eure Hoheit nicht selbst in der Lage sein sollten, die Anordnungen für den Rückzug zu erteilen. —!

Der „iron Duke“ wendet sich kaltblütig um: „General von Müffling!“

„Mylord?“

„Senden Sie den jungen Offizier aus dem Blücherschen Stabe zur Straße nach Wawre. Ich warte sehnsüchtig auf das Eingreifen des Feldmarschalls.“ Und dann zu Lord Hill: „Wir stehen hier bis zum letzten Mann! — Aber ich wollte, es würde Nacht oder die Preußen kämen!“

In früher Morgenstunde waren die preußischen Truppen aufgebrochen — das Corps Bülow voran. Eine heiße Begier, die Scharte von vorgestern auszuwetzen, erfüllte die ganze Armee. Aber der Marsch verzögerte sich trotz aller Anstrengungen. Da war im Städtchen Lambert, das passiert werden mußte, ein Feuer ausgebrochen, das die Vorhut zu einem empfindlichen Umwege zwang. Grundlos waren die Wege; das Thal des Lasnebaches hatte der Regen der letzten Tage in einen tiefen Morast verwandelt — mühsam nur, Schritt um Schritt, schleppten sich die ermüdeten Bataillone hindurch; die Geschütze sanken bis über die Achsen in den Sumpf ein und mußten durch Menschenhand heraus- und den jenseitigen Abhang wieder heraufgezogen werden. Da thaten die Kernworte des alten Blücher das beste. Er, der sich am Morgen noch hatte auf dem Pferde festbinden lassen wollen, sprang jetzt, wie ein Jüngling, aus dem Sattel und watete in dem unergründlichen Kotmeer neben seinen Landwehrleuten.

„Hab' dem Wellington versprochen zu kommen, Kinners! Wollt ihr mich zu 'nem Hundsfott machen, der sein Wort nicht hält!“ hieß es, und jubelnd riefen die Braven: „Es jeht schon, Vater Blücher! Et muß ja jehn!“

Und als dann der Himmel sich bewölkte, meinte der Feldmarschall zu dem nächsten Bataillon: „Kinners, guckt euch die

Wolken an — da kommt unser Alliierter von der Katzbach! Der spart dem König sein Pulver!"

Vorwärts! Vorwärts!

Vorwärts ging es trotz Morast und Ermüdung, und immer aufs neue schallte dem feurigen Greise aus den Reihen der Marschkolonne der begeisterte Ruf entgegen: „Wir schaffen's schon, Vater Blücher! Et muß jehn! Vorwärts, Kameraden! Vivat de old Blüchert!"

Kommt eine Meldung von der Nachhut, die bei Wawre zurückgelassen ist: „Wir werden heftig angegriffen, bitten um Unterstützung!"

„Unterstützung! Himmelmillionen Donnerwetter! Unterstützung, das hieße ja umkehren! Nun und nimmer! Mag die Nachhut sehn, wie sie fertig wird! Wir müssen zu Wellington. Vorwärts! Vorwärts!"

„Habt heute noch nischt Warmes im Leibe, Kerle? Ich och nicht! Wollen's uns bei dem Napoleon holen! Was? Vorwärts! Vorwärts!"

Vorwärts! Dem Siege entgegen!

Am Wäldchen von Frichmont, fast in der Flanke der französischen Aufstellung, hielt ein junger preußischer Offizier auf schaumbedecktem Rosse. Er sah mit stillem Grausen auf das weite Schlachtfeld, sah wie aus der ungeheuren Pulverwolke, die nur dann und wann ein Windstoß lüftete, die Massen hervortraten, die sich zum neuen Ansturm auf die erschütterte englische Stellung rüsteten. Er wußte, das Heer des eisernen Herzogs war nur noch ein Wrack, eine halb zerschmetterte Masse, zusammengehalten allein durch den festen Willen des Führers. Noch eine Stunde und es war vernichtet —! Vernichtet, verloren — wenn nicht die Preußen eingriffen!

Und da hörte er plötzlich ein lautes fröhliches Hurra, sah er schwarzweiße Lanzenfähnchen auftauchen, kräftige Reiter im flotten Trabe heransprengen —

„Gottlob, Kameraden! Es ist hohe Zeit, daß Ihr kommt — die höchste Zeit!"

Und hinter den Reitern folgten, bis an die Hüften hinauf in einen Kotharnisch gehüllt, schlesische Landwehrleute, fest um ihren Führer geschart, auf den vor Anstrengung geröteten Gesichtern den Ausdruck freudigen Mutes.

„Willkommen, Kameraden, ihr rettet das Schicksal des Tages!“

Und da kam auch Blücher selbst samt seinem Gneisenau, der Doktor und der Apotheker!

„Bist du da, Wetterjunge! Wie immer zu guter Stunde. Nun, wie steht's?“

„Nicht sonderlich, Durchlaucht! Noch hält sich der Herzog — aber —!“

„Genug! Brauche nicht mehr zu wissen! Schockschwerenot, Gneisenau, ich hoffe, wir kommen noch zur rechten Zeit. Nu los mit dem Bülow — grade aufs Ziel — ins Herz hinein! Los auf Plancenoit!“

Plancenoit! Das war das rechte Ziel. Dort drüben lag das Dorf, in der Flanke des Kaisers. Es nehmen, hieß auf seine Rückzugslinie stoßen — hieß den Löwen an seiner verwundbarsten Stelle anfassen.

Vorwärts, Bülow! Zu den Lorbeeren von Dennewitz kannst du dir heute ein neues Reis pflücken, wackerer Held, ein unverwelkliches Lorbeerreis!

Und, kaum daß der Aufmarsch notdürftig in die Wege geleitet war, gingen die Bataillone Bülows mit entfalteten Fahnen und klingendem Spiel auf Plancenoit los, während das Corps Zieten sich unmittelbar zum Eingreifen auf dem linken Flügel des eisernen Herzogs bereitstellte.

Hüte dich, Napoleon, die Preußen sind da!

Der Mann auf dem Holzschemel an der Brüsseler Chaussee hatte frühzeitig genug die Annäherung der Preußen erfahren. Lange aber hatte er die Kunde seinen Generalen verhehlt — er wollte die Engländer erst schlagen, dann war's immer noch Zeit, mit dem unermüdlichen Preußenmarschall, dem Todfeinde, abzurechnen.

Erst als die Blücherschen Vortruppen in allzu gefährliche Nähe kamen, schob er ihnen das Corps Lobau entgegen, das Plancenoit besetzte und dem andringenden Bülow einen hartnäckigen, tapferen Widerstand entgegenzusetzen sich anschickte. Gegen halbsieben Uhr aber war das Dorf dennoch in den Händen der Preußen.

Was thun?

Noch hatte der Kaiser eine letzte Reserve in der Hand — seine Garde, seine zuverlässigste Kerntruppe, die beste seines Heeres! Vierundzwanzig stolze, unerschütterte Bataillone.

Einen kurzen Augenblick schwankt der Schlachtenkundige — es ist der letzte Trumpf, den er auszuspielen hat. Von dem Eingreifen dieser Bataillone hängt das Geschick des Tages, hängt das Geschick seines Kaiserreiches ab.

Dann richtet er sich auf:

„Zwölf Bataillone der Garde gehen sofort zu Marschall Lobau ab! Plancenoit muß wieder genommen werden! Es muß! Mit dem Rest aber greift Marschall Ney das englische Centrum an und vernichtet es!“

Die Adjutanten sprengen davon — die Kaisergarde setzt sich in Marsch. Der Kaiser schwingt sich selbst in den Sattel und reitet zu den Truppen, sie durch seine unmittelbare Gegenwart zum äußersten zu entflammen.

„Denkt an euren Ruhm! Denkt an das Vaterland! Frankreich sieht auf euch! Ihr müßt siegen. Schon ist der Gegner auf den Tod ermattet — ein letztes, und ihr stoßt ihn zu Boden! En avant, mes braves! En avant!“

Ney, dem fünf Pferde unter dem Leibe erschossen sind, setzt sich zu Fuß an die Spitze der Garden. Was noch kampffähig war in der großen Schlachtreihe schließt sich an. Ein halb zusammengeschossenes Regiment hier, ein Bataillon dort, ein Häuflein Grenadiere, ein Trupp Reiter. Vor die Bataillone treten Generale, verwundete Offiziere raffen sich vom Boden und eilen in die Reihen —

Und da kommt die begeisternde Kunde, daß Plancenoit wiedergenommen sei.

„En avant! En avant!“

Im Sturmschritt wälzt sich die Masse auf Mont St. Jean zu, sich im Vorgehen zusammenschließend — entschlossen, zu siegen oder zu sterben.

Nur noch sechs Bataillone hat der eiserne Herzog dort oben zur Verfügung, seine englischen Garden, die noch einigermaßen kampffähig sind. Er führt sie selbst bis zum Kamm des Höhenzuges und heißt sie sich niederlegen — Mann neben Mann.

Schweigend rüsten sie sich zur Todesarbeit, die Patrone im Lauf, das Bajonett an der Spitze des Gewehrs.

Die vordere britische Linie weicht zurück.

Über den leichenbesäeten Hang schreiten die französischen Veteranen hinweg, auch sie schweigend, festgeschlossen, ein eiserner wandelnder Wall. Schon blitzen ihre Bajonette fast in Greifnähe — es scheint, als ob sie wieder, wie so oft, auch heute noch einmal den Sieg an die Adler ihres Kriegsherrn fesseln sollen — nichts sehen sie vor sich, als im verschwimmenden Pulverdampf einen Trupp englischer Offiziere.

Da plötzlich — ein helltönendes Kommando: „Up Guards, and charge!“ — „Auf, Garden! Feuer!“ — einer rotschimmernden Mauer gleich, erhebt es sich hinter dem Kamm, aus nächster Nähe sprüht den Angreifern eine verheerende Salve ins Angesicht — die Reihen stutzen — wieder schlägt das Blei in die Glieder — vergebens beschwört Ney die Veteranen — Unordnung reißt ein — einzelne wenden sich zur Flucht — dann stürmen die Verteidiger mit dem Bajonett nach — noch einmal hauen die wenigen Schwadronen der Engländer ein — in wilden wirren Massen stürzen die Franzosen den Hang hinunter — es gibt kein Halten, keine Rettung mehr.

Verloren die Schlacht — verloren das Reich!

Ja! Napoleon hatte verspielt. Verloren ist sein Reich — untergegangen sein Stern!

Es war aus — es war alles aus!

Während der letzte Angriff Neys an der unerschütterlichen Festigkeit des eisernen Herzogs scheiterte, hatte auch Blücher das vorübergehend verlorene Plancenoit zurückerobert, erobert nach einem wütenden Kampf, denn die wackeren Verteidiger wußten recht gut, wofür sie hier stritten — für die Rettung ihres eigenen Heeres.

„Vorwärts! Vorwärts!“ tönte des Feldmarschalls Stimme, und die Eroberer von Plancenoit folgten den Weichenden auf dem Fuß nach. Diese warfen sie auf die Trümmer der von Mont Saint Jean zurückflutenden Garde, aus denen nur einzelne Karrees noch wie Felsen im tosenden Meer herausragten; sie mischten sich mit ihnen — in regelloser wilder Flucht wälzten sich die Massen weiter. Ein Chaos von Mann und Roß — dazwischen inmitten eines der Gardebataillone, umgeben von wenigen Generalen, der Kaiser Napoleon — gebeugt, fassungslos, hoffnungslos — ein Verlorener!

Der Sieg war errungen, errungen freilich um den Preis der Zerschmetterung der Armee Wellingtons. Es waren nur noch Trümmer, die sich jetzt zur Verfolgung aus der britischen Schlachtlinie loslösten. Trümmer, die nimmermehr den letzten Stoß Napoleons ausgehalten hätten, wenn unser Blücher nicht, in entscheidender Stunde eintreffend, die volle Hälfte aller verfügbaren Truppen des Kaisers auf sich gezogen hätte. Ihm, dem alten Helden von der Katzbach und von Möckern, von Arcis sur Aube und von Laon — ihm blieb auch hier die Entscheidung des Kampfes, blieb die Siegespalme!

Bei dem kleinen Pachthof La Belle Alliance trafen sich, gerade als die Sonne hinter dem Horizont verschwand, die beiden Feldherren und sanken sich in die Arme. Nachdem sie sich herzlich und neidlos gegenseitig Glück gewünscht, meinte Wellington, er wolle in Mont Saint Jean sein Nachtquartier nehmen. Da drehte sich der Blücher zu Salden um, der in seiner Nähe stand, und fragte, sintemal er ja selbst der englischen Sprache nicht mächtig: „Was sagt Mylord?“ und als er die Übersetzung vernommen, erklärte er kurz: „Na, und ich und der Gneisenau — wir wollen den Napoleon aus seinem heutigen Nachtquartier verjagen — da stöckere ich ihn raus, so wahr ich Leberecht Blücher heiße!“

Kaum hatte Gneisenau das Wort gehört, so winkte er Hans Salden:

„Wollen wir besorgen!“ sagte er. „Sehen Sie mal zu, was Sie von Truppen fassen können, und bringen Sie den Führern kurzweg den Befehl: vorwärts bis zum letzten Hauch, Salden. Braucht nicht viel zu sein, die Masse thut's heute nicht! Ich komme nach, sobald ich die notwendigsten Befehle mit dem Feldmarschall verabredet habe.“

Das ließ sich unser Hans nicht zweimal sagen. Er fand den Major von Witzleben mit den Füsilieren vom 25. Regiment, unter denen sich auch ein Stamm alter Lützower befand — und der Witzleben stürmte sofort dem Feinde nach. Er fand das Füsilierbataillon des 15. Regiments unter dem Major von Keller, fand Teile des 2. Regiments unter dem Hauptmann Goszinski — fand endlich auch einige Züge Ulanen, und die fröhliche wilde Jagd ging los.

Weithin war die große Chaussee bedeckt mit Flüchtigen, Kavallerie und Infanterie, Geschütze und Fuhrpark — alles wirr durcheinander, eine ungeheure Masse, die bei den ersten Schüssen der Füsiliere wüst auseinanderstob. An den Seiten der Straße Verwundete, Verschmachtende — Heergerät aller Art, fortgeworfene Gewehre, Klingen ohne Scheiden und Scheiden ohne Klingen, Tornister, zerbrochene Wagen, zerschossene Munitionskarren — wer achtet darauf — es lohnt des Auffammelns nicht — nur weiter — weiter!

Der Klang der preußischen Flügelhörner dringt hell durch die mondklare Nacht. Im Eilschritt, das Gewehr an der Hüfte, die Brust beseelt von frohem Siegesbewußtsein, stürmen die Truppen die Chaussee entlang. Bei Genappe ein kurzer Widerstand; ein Häuflein der Kaisergarde hat sich gesetzt — da kommt Gneisenau auf schäumendem Roß nachgesprengt. „Was zögert ihr! Vorwärts!“ Und die Trommeln wirbeln, mit Hurra gehen die Füsiliere gegen die feindliche Stellung vor. Der Gegner räumt die Barrikade am Dorfeingang, die achtzig Kanonen, die am Rande des Ortes aufgestellt sind, werden von den Artilleristen verlassen — hinein in das Dorf! In zügelloser Unordnung eilen die letzten Feinde davon.

„Was ist das?“

Salden sah einen breiten bequemen Wagen an der Straße stehen, die Pferde waren gestürzt, der Bock war leer —

Schon sind die Füsiliere an dem seltsamen Fuhrwerk.

„Was habt ihr?“

„Den Wagen Napoleons!“ jubelten ihm schon die Männer entgegen.

Wahrhaftig, sie hatten recht! Einen flüchtigen Blick wenigstens that Salden in das Innere des Gefährts, in dem die Füsiliere bereits wacker Umschau hielten. Da zog der eine ein Kästchen von Mahagoniholz heraus — Brillanten blitzten und funkelten Hans entgegen. Ein anderer hatte die Ordensschachtel des Kaisers erwischt — „Halt! Kinder, Hand davon! Unteroffizier, Sie stellen sofort einen Posten vor den Wagen! Bei dem nächstkommenden Stabsoffizier melden Sie sich! Weiter ihr andern!“

Aber das Weiterkommen ging nicht so rasch. Die Dorfstraße war verfahren mit Hunderten von Wagen, und überall hatten sich die Mannschaften schon über den Fund hergemacht.

Da füllten sich die einen die Taschen mit funkelnagelneuen Napoleons, die andern hatten einen kaiserlichen Küchenfourgeon erwischt und staunten über die Masse von silbernen Geräten, von Bestecken und Tellern aus Edelmetall, geschmückt mit dem kaiserlichen N und dem Orden der Ehrenlegion. Wieder ein anderer Trupp machte sich an einem kleinen Wägelchen zu schaffen, das sich als die Feldapotheke des Hauptquartiers herausstellte, was den einen oder andern der Leute nicht hinderte, den Inhalt manchen Fläschchens, so er nur nach Spiritus schmeckte, sich zu genehmigen — die Kriegskameradschaft mit den Kosaken trug denn doch ihre Früchte.

Da waren die nächsten glücklicher gewesen.

„Herr Lieutenant — einen Schluck Champagner!“ rief ein Füsilier dem vorüberreitenden Salden an. Sie hatten den kaiserlichen Kellereiwagen entdeckt.

Hans that einen tiefen Trunk — auch Gneisenau verschmähte nicht, Bescheid zu thun. Dann aber trieb der General zur Eile. „Das ist ja, als ob seit den Tagen, in denen die Griechen die Schätze des Darius erbeuteten, kein Heer einen ähnlichen Fang gemacht hätte!“ sagte er scherzend. „Er soll und darf uns aber nicht aufhalten — Vorwärts! Vorwärts!“

„Den Nachkommenden die Beute — uns die Ehre!“

Und wieder eilten die Füsiliere in die Nacht hinein, hinweg über den Dylfluß, hinüber zu der ersten Beiwacht, in der sich beim Schein der Wachtfeuer einige schwache Häuflein todmüder Franzosen gelagert.

„Gewehr zur Attacke — rechts! Trommler — Sturmmarsch!“ Mit „ramm tamm“ und „ramm tamm“ ging es auf die gänzlich Überraschten los, die aufs neue ihr Heil in der eilenden Flucht suchten.

Und wieder ein feindliches Biwak.

„Salden — vorwärts!“ Im Carriere jagten die wenigen Ulanen unter die Franzosen, welche entsetzt die Flinten fortwarfen, die sie kaum ergriffen, und „pardon! quartier!“ schrieen.

Schon Mitternacht! Schadet nichts — nur vorwärts — vorwärts!

Noch ein Biwak, und noch eins wurde aufgejagt. Einige Schüsse, ein keckes Drauflosreiten, und immer wieder flohen die Franzosen, den Schrecken vor den Preußen weiter nach rückwärts tragend.

Zwei Uhr!

Was thut es! Nur vorwärts — vorwärts!

Wieder geht es weiter auf der von allerlei Heergerät bedeckten Straße. Wieder wirbeln die preußischen Trommeln einige französische Bataillone aus der Beiwacht, wieder jagen die unermüdlichen Ulanen zwischen einen ruhenden Haufen Flüchtiger, wieder klingt in den dämmernden Morgen das jauchzende „Hurra! Hurra!" der Sieger.

Endlich können die Truppen nicht mehr weiter. Die Natur fordert ihr Recht. Seit vierundzwanzig Stunden sind Mann und Roß auf den Beinen — todmüde taumeln sie jetzt nur noch vorwärts. Immer kleiner und kleiner wird das Häuflein der Wackeren, das hinter Gneisenau her noch ein Biwak und noch eins aufstöbert —

Salden sieht sich um: kaum noch hundert Mann mögen bei ihnen sein, und auch von diesen ist nur ein kleiner Bruchteil kampffähig.

Gneisenau bemerkt den fragenden Blick des Lieutenants. „Geht es wirklich nicht weiter, Salden?" meint er.

„Ich wüßte schon noch einen Rat, Excellenz! Wenn ich ihn aussprechen darf —"

„Nur los, Salden. Heute ist jedes Mittel recht!"

„Mein Rappe ist noch leidlich frisch; Eurer Excellenz Brauner auch, und einige Ulanenpferde scheinen mir auch noch ein Stündchen aushalten zu können. Was bedarf's der übrigen? Wenn ich den kleinen Trommler dort vor mich in den Sattel nehme, scheuchen wir durch sein Kalbfell die Franzosen auf, wo wir sie treffen."

Der General nickte freudig. Die Pferde wurden am nächsten Gehöft noch einmal getränkt, und mit kaum zwanzig Mann ging die Jagd hinter dem geschlagenen Heer weiter.

Dort leuchten wieder ein paar Biwakfeuer. „Trommler, kleiner Mann, rühr die Schlägel!" Das Kerlchen wischt sich erst die schlaftrunkenen Augen aus, und dann rasselt sein Kalbfell mit einem tollen „Ramm-tamm! Ramm-tamm!" durch die Morgenluft. Einige Schüsse fallen. Noch einmal schlägt der kleine Mann seinen Wirbel — ein „Hurra-drauf", ein keckes Anreiten im Galopp — der Franzosenhaufen läßt Waffen und Gepäck liegen und eilt von dannen — „les Prussiens! les maudits Prussiens! Sauve qui peut!"

So geht es weiter bis der Morgen graut. Da läßt Gneisenau endlich halten. Beim „Gasthaus zum Kaiser“ — ein wunderlicher Zufall, daß die armselige Schenke gerade den Namen führt — sitzen die Männer ab. Hans Salden muß seinen kleinen Trommler vom Pferde herunterheben, so steif ist das Bürschchen. „Schadet nichts, mein Junge! Wirst erzählen können, so lange du lebst, daß du mit deinen zwei Trommelstöcken die Schlacht bei Belle Alliance beschlossen!“ meint Gneisenau lächelnd. Und der Kleine nickt mit froh strahlenden Augen, dann fällt er um, lang auf den Boden hin; und als Salden hinspringt, ist er bereits fest eingeschlafen.

„Wir wollen das gleiche thun, mein Salden, du wackerer, lieber Junge!“ sagt der General. „Haben's, glaube ich, auch redlich verdient.“

Eine Viertelstunde darauf liegen sie beide in der Gaststube auf einem Bunde Stroh, in voller Uniform, einen Tornister unter dem Kopfe, die Mäntel übergeworfen.

Plötzlich richtet sich Gneisenau noch einmal halb auf: „Das war ein guter Tag heute, Salden. Ich glaube, es ist aus mit dem Napoleon und seiner Armee. Der König wird mit uns zufrieden sein.“

„Und Gott im Himmel auch!“ fügt Salden hinzu. „Ihm sei Preis und Ehre!“

Der General neigt das Haupt. „Das war ein gutes Wort, Hans! Preis und Ehre dem Allmächtigen!“

Und Gneisenau reicht dem Lieutenant noch einmal die Rechte. Sie drücken sich herzlich die Hände, wie zwei rechte Kriegskameraden — dann legen sie sich, die Häupter dicht nebeneinander zurück.

„Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Eine Minute später sind beide entschlummert.

Die aufgehende Sonne aber leuchtete mit goldenem Schein in die kleine Gaststube hinein — die Sonne des 19. Junius, an dem Feldmarschall Blücher, seinen Braven zur ewigen Ehre, im Tagesbefehl das schöne Wort schrieb, unvergänglich eingetragen in die ehernen Tafeln der Weltgeschichte:

„Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einer geschlagenen Armee nicht sogleich darauf wieder eine



Der kleine Trommler auf der Verfolgung nach der Schlacht von La Belle Alliance.

„Trommler, kleiner Mann, rühr' die Schlägel!" ...



Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wohl können überwunden, aber daß ihr Mut nicht kann gebeugt werden. Empfangt hiermit meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, **ihr** meine treuen Waffengefährten! So lange es Geschichte gibt, **wird sie eurer** gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der **preußischen Monarchie,** ruhet mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses.

Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

---

## Vierzehntes Kapitel.

**Gen Paris. Das Ende Napoleons. In der Hauptstadt. Salden und Jahn auf dem Arc de Triomphe. Was sich Hans in Lafitzk holte. Der Friede. Vierhundert Jahre Hohenzollernreich! Prinz Wilhelm und Hans Salden am Jahrestage der Schlacht von Leipzig in Berlin. Und zum andern: Kaiser Wilhelm der Siegreiche und Hans von Salden in Versailles.**

Gen Paris ging's zum zweiten Male. Old Blücher, der allzeit Ungeduldige, wieder als Vorspann voraus, Lord Wellington, der Bedächtige, in etwas langsamerem Tempo hinterdrein. War aber diesmal ein fröhlicheres und leichteres Marschieren durch Frankreichs Gauen, denn Anno 1814, sintemalen nicht Winter, sondern strahlender Sommer herrschte, und sintemalen vor allem Napoleon kein Heer hatte, den Einmarschierenden ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen. Mit dem Heere hatten Wellington und Blücher wacker aufgeräumt bei Belle Alliance, und was dennoch übrig geblieben, das hatte Gneisenaus Verfolgung so aus Rand und Band gebracht, daß dem Kriegsmeister von 120000 Mann zunächst kaum 15000, und von 250 Geschützen kaum 50 geblieben waren. Es war also ein flotter Marsch, und die Soldaten Blüchers schonten dabei so wenig ihre Stiefelsohlen, wie die französischen Weinkeller.

„Noch einen Tag bis Paris!" jubelten am 30. Juni die schlesischen Landwehren, als Hans Salden, der einen Befehl nach rückwärts zu überbringen hatte, auf seinem in der ganzen Armee wohlbekannten Rappen an ihren Bataillonen vorübertrabte.

Hinter den Schlesiern marschierten pommersche Musketiere. Die hatten sich ihr besonderes schönes Verslein auf die letzte Zeit gemacht und sangen das Lied, eins von jenen Soldatenliedern, deren Verfasser niemand kennt, nach der Melodei: „Ein Grobsmed sat in goder Roh". — Das klang so hübsch, daß Hans, da er keine sonderliche Eile hatte, die Zügel anzog und zuhörte.

„Vaddr Blücher sat in goder Roh
Un schmokt sin Pip Tobak derto —
Citi, cita, citum.

Da kloppt em wat an sine Dör,
Dat was de höllsche Postkurier.
Citi, cita, citum.

Un dadrin stund et schwart up wieß,
Der Napl wär wedder in Paris.
Citi, cita, citum.

Ei, spräk de Blücher, dat wär mi woll,
Is denn de Kerl meg düwelsdoll?
Citi, cita, citum.

Gliek's fahr ick in de Stiwweln rin
Ick will em schon to packen krien.
Citi, cita, citum.

Un as de Näppl em kommen sach
Da ward em um de Herzküte schwach.
Citi, cita, citum.

Potz Himmel Mohren tausendsasa,
Da hat mi de Düwel den Blücher schon da.
Citi, cita, citum.

Der dacht ick, säße von hier noäh wiet,
Ick bin ja kaum zur Hälfte beriet.
Citi, cita, citum.

Det is schon recht, gaht mi nix an,
Man glieks vors Messer, Herr Urian.
Citi, cita, citum.

Ach, Blücher, ach, erbarme dich,
Hab Mitleid und verschone mich.
Citi, cita, citum.

Sieh, ich verschwör' dir's hoch und her,
Ich komm auch nach Berlin nicht mehr.
Citi, cita, citum.

Ei Schnickschnack un den Düwel och,
Det Beerchen hangt di woll to hoch.
Citi, cita, citum.

Holt Moul, Kujon, un säch keen Wort,
Heel ut ganz Frankreich mußt de fort!
Citi, cita, citum.

Un wat Vaddr Blücher gesait, det traff:
De Kerl mußt von de Hütsche raff —
Citi, cita, citum."

Hinter den Pommern ritten märkische Dragoner einher. Die hatten ein ander Liedchen, das auch nicht ganz übel war:

„Viktoria, Viktoria, Ihr Brüder!
Bei Waterloo, in der Schlacht,
Da haben wir Preußen es wieder
Für Ligny wett gemacht.

Die Englischen ließen uns sagen
Napoleon käme heran,
Sie wollten es aber schon wagen,
Wir möchten nur helfen alsdann.

Den ganzen Tag marschierten
Wir voller Müh und Beschwer,
Am Abend attackierten
Wir gleich Napoleons Heer.

Als das Napoleon vernommen,
Hat er nicht mehr gelacht,
Denn daß die Preußen noch kommen,
Das hat er nimmer gedacht.

Aus allen unseren Stücken
Da donnert's mit großer Gewalt
Wohl in Napoleons Rücken,
Daß Erd' und Himmel erschallt.

Und überall an der Spitze
Unser Marschall Vorwärts zu sehn:
Vorwärts im Donner und Blitze
Mußt immer drauf es gehn.

Vor ihm da wanken und laufen
In wilder Flucht davon
Franzosen in ganzen Haufen,
Mit samt Napoleon.

Vierzigtausend liegen im Haufen,
Zerstört ist die große Armee,
Nach allen vier Winden gelaufen —
Adje, Napoleon, Adje!"

„Adje, Napoleon, Adje —" summte Hans Salden noch vor sich hin, als er zum nächstfolgenden Regiment kam. Aber als neben ihm einige Kameraden etwas ergrimmt einiges von hohen Stäben und der Vergeßlichkeit hochdero Mitglieder gegen gewöhnliche Kriegsleute murmelten, da bemerkte er erst, daß er neben der Kolonne seines eignen alten Regiments daher ritt. Gottlob, sie wußten alle, daß Hans Salden nicht zu den „Strebern" gehörte, sondern daß es ihm am wohlsten war, wenn er mitten unter den Kameraden

seine „versl— Pflicht und Schuldigkeit" thun konnte. Daher vermochte der immer Bescheidene und Allbeliebte sich mit einigen Scherzworten auch schnell loszukaufen und trabte heiter ein Stückchen weiter nach rückwärts.

Aber wer war das? Wahrhaftig — das war Herr Premierlieutenant Grottkamm! Alter Freund, wie siehst du aber aus! dachte Hans Salden, als er seinen gestrengen Lehrmeister in der Kunst des langsamen Schrittes und in noch einigen andern Künsten zu Gesicht bekam. Der Alte mußte wahrhaftig sehr, sehr verstimmt sein. Er schlich förmlich einher, mit gesenktem Haupt, eingezogenen Schultern, schlottrigem Anzug — und sogar mit einer kalten Pfeife zwischen den Zähnen.

„'n Tag, Herr Premier! Nicht ganz wohl und gut zu wege? Sehen ja höllisch misepetrich aus, alter Kriegskamerad! Wo sitzt's?"

Der Graukopf sah flüchtig auf, brummte etwas zwischen den Zähnen, was Salden bei einigem guten Willen allenfalls für einen „guten Morgen" halten konnte, und meinte dann: „Gesund bin ich. Was soll's noch?"

Das klang nicht gerade übermäßig einladend für eine Fortsetzung der Unterhaltung, aber Salden war ein viel zu dankbares Gemüt, als daß er sich so leicht hätte abschrecken lassen sollen. Im Gegenteil — die ablehnende unfreundliche Haltung des Veteranen forderte ihn ja geradezu auf, sich weiter zu erkundigen, wo demselben der Stiefel drücke. Auch das kam ihm nur vor, wie „versl— Pflicht und Schuldigkeit" und kam ihm zugleich doch recht aus dem innersten Herzen.

„Gutes Quartier gehabt heute, Grottkamm?" fragte er, wohl wissend, daß er nur auf einigen Umwegen zum Ziel gelangen könne.

„Hmm! Neee! Kaum sein mittel. Na — was liegt dran?!"

„Erlauben Sie mal, Herr Premier! Daß ein gutes Quartier besser ist, wie ein schlechtes, kann doch kein Soldat leugnen."

„Sooo?! — Hmm! Naa! Meinsterwegen!"

Der Alte marschierte ruhig seinen Stiefel weiter, nur ab und zu, wenn er, emporschielend, irgend eine Unordnung im Gliede zu bemerken glaubte, ein kurzes Kraftwort dazwischen schleudernd. Aber selbst das nicht mehr, wie es wenigstens Salden vorkam, aus lobesamer Vorliebe an solchem Manneswort, sondern nur, weil's die Gewohnheit eben so mit sich brachte.

„Schluck gefällig, Grottkamm?“ Hans reichte dem alten Freunde die gefüllte Feldflasche hinüber. „Peter Duschnas hat mich wie immer gut versorgt.“

„Sooo? Hmm! Danke! Trinke nicht mehr! Nie mehr!“

„Na, Premier, der Trunk soll ja ein Laster sein, das ist wahr, obwohl ich solch kleines Tröpfchen zur rechten Zeit im Felde immer als eine gute Gottesgabe empfunden habe. Haben's mich doch so gelehrt. Aber wie Sie meinen, Grottkamm — Prosit!“

„Prost!“ brummte der alte Herr zurück.

Einige Minuten ritt Hans wieder neben Grottkamm her. „Ich rauche zwar selbst nicht, mein verehrter Herr Premier. Des Herrn Feldmarschalls halber muß aber jeder von uns immer eine Blase mit Tabak bei sich haben, denn Durchlaucht fragt alle Naselang mal, ob ihm nicht jemand aushelfen könne. Ich sehe, der Herr Premier haben keinen Tabak in der Pipe. Hier ist welcher — feinster holländischer Kanaster.“ Er griff in die rechte Satteltasche und holte eine Schweinsblase mit duftendem Kraut hervor.

Grottkamm schnüffelte zwar ein Weilchen an der Blase herum, murmelte etwas zwischen den Zähnen, was ungefähr klang „wie juter Tobak!“ schob dann aber das Behältnis mit einer ebenso energischen, wie verdrießlichen Handbewegung zurück.

„Nee! Rooche nicht mehr!“

Jetzt wurde Hans denn doch ein wenig besorgt. „Hören Sie mal, Grottkamm, was machen Sie für Geschichten? Sie wollen nicht mehr trinken, Sie wollen nicht mehr rauchen — sind Sie krank!“

Der Graukopf sog an seiner kalten Pfeife, und es verging eine geraume Zeit, ehe er sich zu der kurzen Entgegnung bereit finden ließ: „Krank?! Neee! Janz und jar nicht!“

„Na, in Geiersnamen — was fehlt Ihnen denn? Heraus mit der Sprache oder, bei Gott, ich schicke Ihnen doch den Feldscher über den Hals!“

„Ich ärgre mir!“

„Das ist doch wenigstens ein Wort, Grottkamm, über das sich reden läßt. Worüber ärgern Sie sich denn?“

„Himmeldonnerwetter, Kerle, ludert mir mit den Gewehren nicht so rum! Piepmeyer, will Er die Flinte wohl anständig

tragen! Un der Sakrementer, der Basdow, latscht wieder hinter dem Gliede her, wie en ausgenommener Häring!“ Grottkamm hielt es für geboten, sich erst ein klein wenig nach bewährter Manier Luft zu machen, dann aber schob er sich dicht an des Junkers Pferd heran und flüsterte leise, als ob er sich geniere, daß es jemand anderes hören könne: „Worüber ich mir ärgre? Daß es mit dem Kerl, dem Napoleon, ratzekahl aus is!“

Hans Salden glaubte seinen Ohren nicht trauen zu sollen. Der Alte fuhr aber lebhafter, als es sonst in seiner Art lag, fort: „Sehn Sie, Junkerchen,“ er fiel unwillkürlich in seinen ehemaligen Unteroffizierston zurück, „sehn Sie, Junkerchen, solange der Nappl rumkrakelte, gab's Krieg un immer wieder Krieg. Da war mir wohl. Aber nu kommt een langer Friede — puh! Was soll ich mit 'nem Frieden? Bin nu seit Anno 1806 ohne Unterlaß im Kriege jewesen, hab gute un böse Tage im Felde erlebt, ich wollte, et bliebe so.“

„Grottkamm, reden Sie nicht sündhaft! Das Vaterland braucht den Frieden. Da muß der einzelne sich bescheiden.“

„Sooo! Hmmm! Na ja — det mag so schon sein — aberst was fängt so 'ne olle Kriegskrähe, wie ich bin, nu an? Dat ich nicht nach die neumodsche Art in der Garnison meine Rekruten ausbilden kann, steht doch bombenfeste. Und wenn ich im Lager mit die Herrn Kameraden gut stand — in der Garnison wird des ooch hapern. Weiß selber am besten, wo's mich fehlen thut!“

„Grottkamm — jeder wird den tapfern, braven Mann in Ihnen achten und ehren.“

„Sooo! Hmm! Na ja! Kann schon sein sind. Aberst, Junkerchen, ich bin immer vors ganze gewest un mag uff meine ollen Tage nicht halb Fisch und halb Vogel sein. Na — der König wird mich wohl am Ende nicht verhungern lassen. So 'ne kleene Pension wird wohl abfallen. Hab gehört, acht Thaler monatlich! Wenn ich denn noch was Wolle spinnen lerne oder den Leierkasten spielen, kann's ja janz hübsch werden.“

Der Graukopf sagte das alles ohne eigentliche Bitterkeit, selbst die letzten herben Worte kamen lediglich wie eine ernste selbsterkannte Wahrheit heraus. Dem Salden aber schnitten sie durchs Herz, wie ein zweischneidiges Schwert.

„Da sei Gott davor, Grottkamm!“ sagte er warm. „Einmal wird das Vaterland schon besser für seine tapferen Krieger sorgen,

denn Ihr annehmt — dann aber, alter, guter Premier, vergeßt Ihr ganz, daß Ihr doch auch Freunde habt."

„Sooo! Hmm! Und der Herr Junker meinen, der Grottkamm wird so mir nichts — dir nichts ein Gnadenbrot annehmen?"

„Ein Gnadenbrot! Grottkamm, wie können Sie so etwas sagen! Da machen Sie es mir ja ganz unmöglich, mit Ihnen etwas zu besprechen, was ich schon seit Tagen auf dem Herzen habe."

„Sooo? Na — da bin ich doch neugierig. Schießen Sie man los!"

Hans hatte wirklich schon an seinen alten Grottkamm gedacht. In kurzen Worten machte er ihm den Vorschlag, ihn als Vertrauensperson neben dem braven Wintherer auf Schloß Lasigk anzustellen, bot ihm neben freier Station ein gutes Gehalt und bewog ihn schließlich zuzustimmen. Das ging freilich nicht ohne einige „Soos" und „Hmmms" ab, denn Grottkamm wollte es nicht recht in den Sinn „mitten mang die Parlez-vous" die letzten Tage seines Alters zu verleben. Endlich schlug er aber doch ein: „Ich komme mit nach Lasigk! Und nun, Junkerchen, jeben Sie mich 'nen Schluck un 'ne Pipe Feldmarschallkanaster! Soll mich, Gott straf mir, nu doppelt jut schmecken!" Und dann ergriff er plötzlich die Hand Saldens und preßte sie fest in seiner Eisenfaust, daß der Lieutenant leise lachend aufschrie: „Sie bringen mich ja um, Herr Schloßverwalter!"

War gut, daß der Kaiser Napoleon auf seiner Flucht nicht in Blüchers Hände fiel, denn der old Blüchert war fest entschlossen, den „Friedensbrecher Europas" erschießen zu lassen. Er verfuhr auch diesmal nicht so glimpflich mit der Hauptstadt Paris, wie es im vorigen Jahre geschehen, wenigstens nicht solange er dorten allein zu befehlen hatte, nachdem er nach einem letzten Strauß sich den Einmarsch — keinen feierlichen Einzug, denn den wollte er den Parisern nicht gönnen — erzwungen hatte.

Damals, Anno 1814, hatte die Großmut der verbündeten Monarchen Frankreich sogar die vielen Kunstschätze gelassen, die Napoleon auf seinen Kriegsfahrten aus ganz Europa zusammengebracht, vulgo geraubt hatte. Heuer war's eine der ersten Sorgen, daß Meister Blücher kurzweg die Zurücknahme alles deutschen Eigentums befahl. Das ging denn auch schnell und glatt von

statten, nicht aber so die Zurücknahme der unzähligen Meisterwerke, die aus Italien stammten; diese gelangten vielmehr erst auf umfängliche diplomatische Reklamationen hin zur Rückgabe. „Da habt Ihr's!“ meinte Marschall Vorwärts wohl, wenn er davon hörte. „Sobald die Federfuchser und Diplomatiker was in die Finger bekommen, dauert's ewig, eh was Gescheutes herauskommt — mehrschtenteils aber überhaupt man bloß Tinte.“

Eines Morgens, als Hans Salden über die Boulevards schlenderte, begegnete er seinem alten Freunde Jahn, den's daheim nicht geduldet, und der sich, als Feldjäger von Berlin aus mit irgend einem Auftrag entsendet, auch im Seinebabel eingefunden hatte.

„Kommst mir gerade recht, Salden! Hast du ein Stündchen Zeit? Ja?! Na, dann komm mal mit. Du sollst eine kleine Freude erleben.“

Sie wanderten fürbaß dem Arc de triomphe zu, den Napoleon zur Verherrlichung der französischen Siege auf dem Platz vor den Tuilerien hatte errichten lassen, und dessen wunderbarsten Schmuck eine ehrene, das Viergespann lenkende Viktoria bildete. Die Viktoria war französisches Eigentum, die Rosse aber — ein Meisterwerk der antiken Kunst — hatte der Kaiser aus Venedig nach Paris entführt.

Eine ungeheure Volksmenge umdrängte, von preußischen Soldaten mühsam zurückgehalten, den Triumphbogen. Hoch oben auf der Plattform waren Arbeiter mit der Auseinandernahme und der Verpackung der Erzrosse beschäftigt.

„Da müssen wir hinauf!“ rief Jahn und zog seinen Begleiter mit sich.

Wenige Minuten, und der Turnmeister tauchte nebst dem jungen preußischen Lieutenant oben auf der Plattform auf. Die Menge stutzte, als sie den langbärtigen Mann mit der nach Turnerart entblößten Brust und dem in den Nacken hinabwallenden Haupthaar sah. Der aber sprang mit einem Riesensprung auf den Wagen der Viktoria, nahm einem der verwundert dreinschauenden Arbeiter den Hammer aus der Hand und rief mit weithinschallender Stimme, als ob er zur Siegesgöttin rede:

„Du hast mit deinen Lügenberichten den Mund immer sehr voll genommen, Viktoria Frankreichs, und den Ruhm des Kaisers und der großen Armee hinausposaunt in alle Welt — drum soll dir dieser Mund nun für alle Zeit gehörig geklopft und gestopft

werden!“ Sprach's und schmetterte zwei feste Hammerschläge gegen die Lippen der Siegesgöttin. „Seht!“ fuhr er dann fort, „diese ehernen Rosse haben ihre sonderliche Geschichte. Aus dem schönen Griechenland stammen sie, aus dem säulenreichen Korinth, wo sie den Tempel der Sonnengöttin schmückten. Da kam Herr Prokonsul Mummius und hieß sie ihre Hufe aus der eroberten Stadt nach den Straßen der Weltbeherrscherin Roma wenden. Hatten aber auch hier keine Ruhe, die Erzenen, denn Genserich, der Gotenkönig, nahm sie als Siegesbeute aus der heiligen Stadt mit sich nach Karthago; dort sah sie Belisar, der Feldherr Ostroms, und verpflanzte die Rosse nach Byzanz. Hier blieben sie geraume Zeit, bis nämlich der heldenhafte Seeheld Dondalo, der Doge von Venedig, sie nach seiner Lagunenstadt entführte. Nun — wie sie von Venezia nach dieser gottverdammten Stadt hier gekommen, das wißt ihr alle. Ich will's euch aber erklären, woran das unstete in der Geschichte der Erzenen liegt. Sie haben den Koller bekommen, seitdem sie aus ihrer ersten Heimat geraubt wurden, und die Krankheit wird nicht eher wieder von ihnen weichen, als bis sie nach Korinth zurückgeführt sind. Ein weiser Mann würde sich nun hüten, solch unbändige Gäule in seinen Stall zu stellen, allein die Eroberer sind ein verblendet Geschlecht, dem der Hochmutsteufel Verderben bringt. Sie bilden sich ein, den Völkern Zaum und Gebiß anlegen zu dürfen — wir aber erleben es, daß dem größten unter ihnen, Napoleon, nicht nur die Völker, sondern auch die erzenen Pferde durchgehen. Noch hat sich eben ein jeder Weltumraser am Ende festgerannt. — — Nur das, was gerecht erworben, hat Dauer und Bestand — unrecht Gut besudelt den Hehler wie den Stehler! Ein Volk darf und wird nur bestehen, wenn es als sein teuerstes Gut und als höchsten Schatz sein Volkstum rein und in Ehren hält!“

Damit schloß der originelle Turnmeister, that einen mächtigen Sprung von dem Siegeswagen hinab und trat wieder zu Hans Salden. „Nun, hab' ich's gut gemacht?“ fragte er lachend. „War mir ein Herzensbedürfnis, den Männern 'mal die Wahrheit offen und ungeschminkt zu sagen.“

Hans drückte ihm warm die Hand: „Mir hast du aus der Seele gesprochen, Jahn! Hab du meinen Dank noch besonders für deine schönen Worte. Nur was recht erworben ist, hat Bestand! — Du kennst die neusten Nachrichten über Napoleon? Sie beweisen, was du soeben gesagt.“

„Ich habe heute noch niemand gesprochen, der mir hätte Auskunft geben können. Weiß daher nur, daß Napoleon sich nach Rochefort begab, um sich dort nach Amerika einzuschiffen. Was weiter?“

„Er hatte dort eine französische Fregatte liegen, die Saale — so genannt von ihm zur Erinnerung an unsere Niederlagen im Unglücksjahre 1806, — die wollte er zur Überfahrt benutzen. Aber sei's, daß er zu lange gezögert, sei's daß der Kommandant der Fregatte nicht recht ihm zu willen gewesen — die Engländer sind ihm zuvorgekommen. Ihre Kriegsschiffe sperrten den Hafen, und so hat Napoleon denn schließlich sich an die Großmut derselben Gegner gewandt, die ihn vielleicht am erbittertsten bekämpft haben — an die Briten. Er ist indessen nicht gut dabei gefahren; am 15. ist er an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellorophon gegangen, das ihn nach einer einsamen Insel im Ocean, nach St. Helena, bringen soll. Dort wird er unter strenger Obhut den Rest seiner Tage verleben. — Europa kann ruhig sein — aus St. Helena gibt es kein Wiederkommen.“

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!“ gab Jahn ernst zurück. Dann schieden die Freunde.

Hans Salden blieb nicht lange in Paris. Er erbat und erhielt einen Urlaub nach Lasigk. Ehe er indessen von Paris schied, fuhr er noch einmal hinaus nach St. Cloud, wo Marschall Blücher sein Quartier genommen hatte. Nachdem unser Held seine Meldung bei Gneisenau abgestattet, wurde er sofort bei dem Fürsten vorgelassen.

Der Alte saß in seinem Lehnstuhl am Fenster, seine Kriegspfeife schmauchend, auf den Zügen einen verärgerten, grämlichen Ausdruck. „Na, Wetterjunge, du willst auch fort? So gehen sie alle — alle — und ich wollte, ich könnt's ihnen auch gleich thun. Der Krieg ist zu Ende, und was nu kommt, wird nicht sonderlich nach meinem Gusto sein. Kann's dir im voraus sagen, Hans Salden, denn unsereiner hört so mancherlei munkeln: Preußen wird für alle seine Opfer mangelhaft entschädigt, Frankreich verliert so gut wie gar nichts — und daheim im lieben deutschen Bunde bleibt alles beim alten. Der deutsche Michel wird sich die Schlafmütze wieder ordentlich feste über die Ohren ziehen und sachte eindusseln. Donnerwetter — so kommt's! Hab's gestern schon bei 'nem Diner, was der Wellington mir zu Ehren gegeben, gesagt:

‚Mögen die Federn der Diplomatiker nicht verderben, was die Schwerter der Soldaten errungen!‘ Aber sie werden’s verderben! — Komm her, Junge, und gib mich die Hand! Warst allezeit en braver Kerl, und ich hab dich ehrlich lieb gehabt, wie du’s verdientest. Wünsche dir von Herzen, daß du noch mal ’ne bessere Zeit erlebtest! Na, Salden — behalt mich in gutem Jedächtnis, und wenn dich dein Weg ’mal nach Schlesien führt, dann denke dran, daß dir in Krieblowitz ein alter Freund wohnt.“ Blücher fuhr sich mit der umgekehrten Hand über die Lippen: „Komm her, Junge — so — noch näher!“

Und mit einem Male fühlte der Hans sich umschlungen und den Husarenbart Blüchers auf seinen Lippen.

„Wetterjunge, Hans kann dich doch nicht ziehen lassen, ohne dir noch ’nen Kuß mit auf ’n Weg zu geben. Geh mit Gott, Junge! Soo! Keine großen Redensarten nicht und keine Thränen“ — der Greis wischte sich dabei selbst über die blauen Augen — „geh mit Gott! Unser guter Herrgott über den Wolken, der ist immer noch mein Trost jewesen, wenn’s hier unten in diesem Jammerthal so recht erbärmlich war. Adjes, Hans, behalt das Vaterland lieb, das große deutsche und das kleinere preußische — verträgt sich beides ganz gut miteinander. Sei unserem Königshause ein treuer Diener und bleib ein braver Kerl, wie du ein braver Junge gewesen bist! Adjes, Hans!“

Und noch einmal zog der Feldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt seinen Wetterjungen an das Herz und küßte ihn herzlich auf beide Wangen —

„Adjes, Hans Salden — Adjes!“

Drei Tage später schritt ein einsamer Wanderer in bürgerlicher Kleidung den Bergeshang zu Schloß Lasigk empor. Der Schloßgarten stand in voller Sommerpracht. Alles grünte und blühte, die Vögel jubilierten in den Zweigen, und die hellen Sonnenstrahlen stahlen sich neckisch unter das Laubdach und spielten im Schatten der alten Buchen auf den bekiesten Wegen.

Es war unter einer dieser uralten Buchen, dicht am Schloß, daß ein junges Mädchen im sommerlich duftigen Kleidchen saß und träumte. Sie hatte ein Buch in der Hand gehabt und gelesen — das Buch aber war ihr aus der Rechten geglitten, lag

neben ihr am Boden, und ein munterer frecher Spatz pickte neugierig an dem Einband herum.

Was kümmerte die Herrin Buch und Spatz! Ihre Gedanken schweiften über den Augenblick hinfort in die Vergangenheit und in die Zukunft, sie sah gar ernst darein, dann aber kräuselte plötzlich ein leises, ganz leises Lächeln ihre rosigen Wangen. Es mußte gar etwas Angenehmes, Liebes sein, an das sie dachte, denn sie lächelte nicht nur, nein! — ihre rosigen Lippen flüsterten auch leise, ganz leise einen Namen — — einen Namen, den niemand hören sollte, als der Sonnenstrahl dort unten im Sande zu ihren Füßen. Der schwieg fein still! Sicher, der verriet den Namen keinem Menschenkinde — er flüsterte ihn höchstens dem Vetter Winde zu, und der trug ihn weit, weit fort in die Ferne — hin zu ihm — zu ihm!

Plötzlich schrie das junge Mädchen laut auf.

Zwei Hände hatten sich von rückwärts her um ihr lockenumrahmtes Köpfchen gelegt —

„Pfui, Gaston, mich so arg zu erschrecken!“ rief sie. Hinter ihr aber kicherte es leise, und die Hände, feste Männerhände, ließen nicht los.

„Schwager Gaston — willst du wohl! Aber so hilf mir doch, Madelon, hilf mir doch gegen deinen unartigen Mann!“

Da ließen die heimtückischen Hände endlich los — aber gerade als die Kleine sich umwandte, legten sie sich ihr schon wieder um den Nacken, und zwei klare Augen sahen ihr voll unendlicher Liebe in die ihren, und zwei Lippen flüsterten: „Louison — Luise, meine Luise!“

Und ehe sie es sich noch versah, hatten die flüsternden Lippen den Weg zu den ihrigen gefunden —

„Luise, mein einziges Lieb, meine holde Braut!“

Die alten Buchen aber rauschten ihr Lied über den beiden, und der Sonnenstrahl huschte lustig von Blatt zu Blatt, um einem jeden die wunderliche Mär zu erzählen, und der freche Spatz richtete seine grauen Stahlaugen auf die beiden glücklichen Menschenkinder und flog dann auf: ‚im Frühjahr gibt's Hochzeit! und wo's Hochzeit gibt, gibt's auch Hochzeitskuchen, und wo Hochzeitskuchen gebacken wird, da fällt auch für uns Spatzen etwas ab!‘ meinte der Schlaukopf in seinem Sinne und flatterte mit einer tiefen Verbeugung vor dem Brautpaar davon, um der Frau Spätzin die erfreuliche Nachricht zu künden. Und die Frau

Spätzin, geschwätzig wie alle Damen, brachte die Kunde bald herum, bis es alle Spatzen auf den Dächern pfiffen: „Unser Schloßherr heiratet Fräulein Louison! Juchhe!“

Die beiden aber — Hans Salden und Luise Wintherer — saßen noch lange unter der alten Buche im Park, bis Hans endlich sagte: „Nun komm, Geliebte, daß wir den Segen deines Vaters erbitten!“ Dann gingen sie Arm in Arm hinab zum Schloß, eng an einander geschmiegt, wie es die wunderlichen Menschenkinder nun einmal thun, wenn sie sich so recht von Herzen lieb haben.

Und der Vater fügte ihre Hände ineinander — er wußte ja längst, daß sich ihre Herzen gefunden. Schwager Gaston aber stand mit seiner jungen Frau — beide waren erst vor wenigen Tagen zum Besuch auf Schloß Lasigk eingetroffen — etwas abseits, und der Schabernack raunte Madelon zu: „Du, Maus, die machen uns die Geschichte ja nur nach!“ Worauf Madelon ernstlich böse werden wollte, aber nicht dazu kam, sintemalen gerade jetzt das Schwesterchen ihr an die Brust flog und ihr unter hellen Glücksthränen ins Ohr flüsterte: „Ich bin ja so glücklich — so namenlos glücklich!“

Worauf Herr Gaston, der gar feine Ohren hatte, ausrief: „Siehst du, Madelon, selbst das machen sie uns nach!“ War aber nicht neidisch, daß andere Menschen, und zumal diese, auch glücklich sein wollten, sondern schloß nach einander erst den Vetter und dann die Schwägerin in seine Arme.

Als er jedoch diesen wichtigen Kasus erledigt hatte, da legte er sein Gesicht in die ernstesten Falten und meinte: „Ja — wir haben alle gut reden! Wie wär's aber um uns geworden, wenn Meister Abramowitsch Jolkoff nicht den rechten Weg aus dem Burgverließ gefunden hätte!“ Und ehe sie sich's versahen, war er verschwunden, und kam erst nach zehn Minuten wieder, den Kosaken an der einen, ein hübsches dralles Küchenmädchen an der andern Hand.

„Habe die Ehre vorzustellen: Herr Abramowitsch Jolkoff, weiland Leibkosak Seiner Durchlaucht des Fürsten Blücher, unseres ingrimmigsten Feindes, und Demoiselle Adeline Marceaux — empfehlen sich als Verlobte! Die Ausstattung ist Sache des ergebenst Unterzeichneten, der auch für die Kosten sonstiger kleiner etwa vorkommenden Familienvorkommnisse Sorge tragen wird. — Und nun, bitte, sich gegenseitig zu gratulieren!“

Abramowitsch Jolkoff machte eine etwas ungelenke, aber sehr gut gemeinte Verbeugung, Demoiselle Adeline Marceaux einen desto graciöseren Knicks, und dann entschwanden beide wieder, der gezähmte russische Bär und das französische Kückelchen.

Am Abend, als die Sonne sich geneigt hatte, und der silberne Mond am Horizont emporstieg, trat Hans Salden mit seiner jungen, schönen Braut noch einmal auf den Balkon des Schlosses hinaus. Er hatte eine Frage auf dem Herzen, eine schwerwiegende Frage voll tiefen Ernstes.

Arm in Arm schauten sie hinüber nach den tannenbestandenen Bergen, von denen ein duftiger Hauch hinüberwehte. Unten am murmelnden Quell sangen die Vögel ihr Abendlied, und auf den Wiesenhängen zirpten die Grillen. Eine tiefe friedliche Stille lag über Berg und Thal.

„Luise, meine geliebte Luise!“ begann Hans leise und innig. „Wenn ich übers Jahr wiederkomme, dich heimzuholen, wirst du Lasigk verlassen, wirst von deinem Vater scheiden müssen — von ihm — von deinem Vaterlande!“

„Um dir zu folgen, Hans! Steht es nicht so in der heiligen Schrift?“ entgegnete sie einfach. „Und nicht wahr, Hans, wir scheiden ja nicht für immer von dem Vater? Er ist alt, er wird mich vielleicht schwer vermissen, da auch Madelon nicht mehr daheim ist, und Gaston mit ihr ja doch nur selten nach Lasigk kommen kann. Du versprichst mir, daß wir alljährlich hierher zurückkehren, damit er sich auch an unserem Glück erfreuen kann.“

Salden umschlang die zarte Gestalt noch inniger. „Ja, mein Lieb. Das verspreche ich dir gern. Hänge ich doch selbst mit herzlicher Verehrung und Liebe an deinem, an unserem Vater. Aber nicht deshalb fragte ich dich. — Luise, du wirst in ganz veränderte Verhältnisse kommen, du sollst eine deutsche Frau, die Frau eines preußischen Offiziers werden! Ich werde nimmer von dir verlangen, daß du dein Vaterland vergessen sollst, trotzdem beunruhigt mich der Gedanke —“

Er konnte nicht vollenden. Sie legte ihre Hand auf seine Lippen und verschloß ihm den Mund: „Du Böser! Fließt nicht auch in meinen Adern deutsches Blut! Und wenn das nicht der Fall wäre — denke an deine Mutter, Hans! Stammte nicht auch sie aus diesem Schlosse, von dieser Erde, die nur der Zufall zur französischen gemacht hat. Wo du bist, Hans, da wird auch mein Vaterland sein! Und ich will mich mühen, es so recht von

Herzen lieben und verehren zu lernen, das verspreche ich dir in dieser Stunde!"

Und indem sie dies sprach, ernst und innig, da fiel vom hohen Himmel herab ein leuchtender Stern, und sie folgten beide mit feuchten Augen dem Lichtkreise, den er am Horizonte zog, bis er hinter den dunklen Tannenwaldungen verschwand, und es war ihnen, als sei er ein Zeichen des Allmächtigen über den Sternen, daß das Versprechen zur Wahrheit werden solle — ungezwungen, freudig, wie es gegeben.

Vom Bergesfuße aber kam es, wie eine feurige Schlange, leuchtende Fackeln zogen daher, dicht aneinander gereiht im langen, langen Zuge. Frohes Stimmengewirr tönte herauf. Zu dem Brautpaar traten der alte Wintherer, traten Madelon und Gaston auf den Altan: „Es sind die Leute der Herrschaft, die Bauern und Pächter, die Arbeiter aus den Eisenwerken und die Tagelöhner aus dem Dorfe —" sagte der Greis lächelnd. „Ich hörte schon davon. Die Kunde deines Hierseins — und noch eine andere Kunde hat sich schnell verbreitet, und das Völkchen will dem jungen gnädigen Herrn seine Huldigung darbringen."

Unten vor der Freitreppe des Schlosses ordnete sich der Zug zu einem weiten Kreise. In die Mitte trat der Bürgermeister des Fleckens und hielt eine wortreiche Anrede — nicht französisch, sondern in der gemütlich breiten, elsässischen Mundart — pries alles, was die gnädige Herrschaft von alters her für ihre Hintersassen gethan habe, und gab der Freude Ausdruck, daß nun wieder ein Sohn des alten Geschlechts Herr des Schlosses und der Herrschaft geworden sei. Aber es sei ihnen allen auch gut gegangen während des Interregnums: „Mosöh" Wintherer sei ihnen ebenfalls ein wohlwollender Herr gewesen, der stets ein offenes Herz und eine offene Hand gehabt habe für alle Nöte des Leibes und der Seele. Darum hätten sie mit hoher Freude gehört, daß sich ein festes Band zwischen dem bisherigen und dem jetzigen Schloßherrn geschlungen — das Band der Liebe — und sie seien gekommen, um diese ihre Freude dem gnädigen Herrn und seiner Braut auszusprechen — „Sie leben hoch! Und nochmals hoch! Und zum dritten Male hoch!"

Es war eine sehr schöne Rede — schöner aber klang noch der begeisterte Ruf der Menge, denn man merkte ihm an, daß er wirklich aus den Herzen kam. Und als jetzt Hans Salden und Luise die Freitreppe hinuntereilten und unter die Leute traten,

ihnen zu danken, während der Vater für das Herbeischaffen des kaum minder geschätzten Dankes in Gestalt eines Fasses Wein sorgte, da fühlten beide auch an dem herzlichen Gruß und an dem festen Druck der schwieligen Hände, daß die wackeren Elsässer es so meinten, wie sie es aussprachen — gut und wahr, ehrlich und aufrichtig! Und als Hans dann im Zwiegespäch mit dem einen und andern herumforschte und fragte, da merkte er auch, daß hier immer noch, unter der fremdländischen Oberfläche, ein gut Teil kerndeutschen Wesens verborgen sei. Er gelobte sich heilig, dies Stück alten Deutschtums zu erhalten und zu pflegen, wo und wie er immer könne, auf daß, wenn dereinst der Tag käme, wo Alldeutschland wieder seine Fittiche über das geraubte deutsche Land breite, das Vaterland hier einen festen Grundstock fände, auf den es vertrauen, auf dem es weiterbauen könne.

Der Aufenthalt unseres Helden in Lasigk war nur kurz bemessen — zu kurz für das Glück der beiden liebenden Herzen. Des Königs Befehl rief Salden nach Berlin zurück.

Aber ehe er nach der Hauptstadt des neu erstandenen preußischen Staates eilte, führte ihn sein Weg an eine stille Friedensstätte. In Wallesleben machte er Halt, um am Grabe der teuren Mutter zu beten und heiße Dankesworte voll kindlicher Liebe zu den Eltern gen Himmel emporzusenden. Niemand kannte des Vaters Grabstätte. Vergebens hatte Hans das Schlachtfeld besucht, auf dem jener als Held für das Vaterland gestorben — vergebens hatte er bei den Kameraden, die mit dem Vater zusammen gefochten, Umfrage gehalten — keiner vermochte Kunde zu geben, wo der Teure seine letzte Ruhestätte gefunden. So weihte ihm denn Hans Salden hier, am Grabe der Mutter einen schlichten Stein und legte einen Kranz von Eichenblättern, den er und Luise im Park von Lasigk gemeinsam gewunden, auf dem Grabmal beider Eltern nieder.

Am 22. Oktober war's, daß Berlin sich zu einem frohen Doppelfeste rüstete. Es galt zugleich die vierhundertjährige Wiederkehr des Tages zu feiern, an dem der erste Hohenzoller, Friedrich I., die Huldigung seiner neuen brandenburgischen Unterthanen entgegengenommen hatte; es galt dem Gedenktag der siegreichen Völkerschlacht bei Leipzig. Frohes Festgewand hatte Berlin angelegt. Von allen Dächern wehten die schwarz-weißen Fahnen,

über alle Straßen spannten sich die grünen Guirlanden, und in alle Herzen war eine echte und rechte Fest- und Freudestimmung eingezogen.

Galt der Tag doch recht eigentlich allen Preußen als der Abschluß des gewaltigen Ringens, als eine Feier der Wiedergeburt nach langem, schwerem Leid. Was die Hohenzollernfürsten in vier Jahrhunderten für Berlin, für Brandenburg und für Preußen gethan hatten, was auf dem blutigen Schlachtfelde von Leipzig für das weitere und engere Vaterland erstritten worden war, das schien jetzt gefestigt und gesichert auf alle Zeit. Das Vaterland war befreit, die Fremdherrschaft abgeschüttelt, Preußen wieder in die Reihe der europäischen Großmächte eingerückt. Mit dem Blute von 140000 seiner Söhne hatte Preußen die Wiederherstellung seiner Macht- und Kraftfülle errungen, und indem es sich in den entscheidendsten und schwersten Tagen an die Spitze der ganzen Nation stellte und sie mit sich fortriß, hatte dies Preußen zugleich sich ein heiliges Anrecht darauf erworben, daß seine Stimme und sein Wollen auch in Zukunft in erster Reihe gehört werden mußte, wo es sich um die Geschicke Alldeutschlands handelte! Preußen, der Hohenzollernstaat, hatte gelitten und geduldet, wie kein anderer Teil Deutschlands; aus tiefster Erniedrigung hatte es sich emporgerungen zu einer Kraftentfaltung sondergleichen; es hatte in drei Kriegsjahren das Beste gethan zur Befreiung Deutschlands; seine Heere, seine Feldherren und Offiziere, seine braven, unvergleichlich tapferen Regimenter, hatten in fast allen Schlachten den Sieg entschieden, unter dem Zeichen seines eisernen Kreuzes war fast jeder Erfolg errungen worden — jetzt lag es bei demselben Preußen, dem ganzen deutschen Volke die heiligen Güter weiter zu erhalten, die es ihm erkämpft hatte: den ernsten Drang nach Unabhängigkeit vom Auslande, den Drang nach Einheit, das Bewußtsein seiner Volkskraft! Preußen war zum Kern und Mittelpunkt Deutschlands geworden, das fühlten und empfanden hunderttausend dankbare Herzen gerade an jenem 22. Oktober des Jahres 1815.

Am frühen Morgen nahmen die Truppen unter den im Herbstschmuck prangenden Linden Aufstellung, von dem Brandenburger Thor, auf dessen Zinne die Viktoria, mit neuen reichen Lorbeeren geschmückt, im Sonnenschein glänzte, bis hin zum Palais des Königs und zum Zeughause, dem Waffenarsenal der Sieger von Dennewitz und der Katzbach, von Möckern und La Belle

Alliance! Um die zehnte Stunde ritt der König, der sechzehnte Hohenzoller, mit seinen Söhnen, mit den glorreichen Führern seiner Kämpfer, mit einem Gefolge von Hunderten von Rittern des Kreuzes von Eisen unter dem Jubel des Volkes in die Stadt ein. Im langsamen Schritt bewegte sich der Zug die Linden entlang, über den Opernplatz dem Schlosse zu. Dichtgeschart standen die Massen längs der Via triumphalis und grüßten in froher Begeisterung die Heimkehrenden, während die Fahnen der Bataillone sich vor dem allerhöchsten Kriegsherrn senkten.

Mit thränenfeuchten Augen ritt Hans von Salden hinter seinem geliebten Prinzen her. In all den Jubel mischte sich für ihn die Erinnerung an einen andern Einzug — an den Einzug des aus Königsberg zurückkehrenden Königspaares — die Erinnerung an die milde, holde Königin Luise. O daß sie, die herrliche Frau, diesen Ehrentag hätte erleben können! Daß sie, die deutscheste aller deutschen Frauen, der gerade heute der frische Lorbeerreis gebührte, nur einen Blick auf diese jubelnde Menge hätte werfen können, auf den strahlenden Schmuck der Feststraße, auf den siegreichen Gemahl, auf ihre so herrlich heranwachsenden Söhne, die echten Sprossen ihres Blutes! Aber sieht sie uns denn nicht?! Blickt sie nicht herab aus den himmlischen Höhen auf uns, die wir ihr nachstrebend um Freiheit und Ehre kämpften! Ja, wahrlich! Der Geist der Königin Luise war bei uns. Bei unserem Volke, bei unserem Heere ist er gewesen in Leid und Gefahr, aber auch im Sieg und Vollbringen!

Und Hans Salden schaute auf.

Was war das dort für eine Gruppe von Männern vor der Konditorei von Sparganapani? Wahrhaftig — da stand Herr Spiesicke mit seinen Enkeln und schwang den alten Dreispitz, den er nun einmal nicht lassen mochte, in der Rechten: „Es lebe der König!“ Und dort — nein, es war wirklich keine Täuschung! — da stand der alte Nettelbeck, der von Kolberg zu diesem Ehrentage herübergekommen war, und nickte herüber mit dem gefurchten Greisenangesicht und den scharfen, hellleuchtenden Augen. Und da, unweit von ihm, stand neben Jahn auch Ernst Moritz Arndt, der treue Patriot, und wieder und wieder ertönte durch die Klänge des „Heil dir im Siegerkranz“ hindurch ihr Jubelruf: „Es lebe der König!“

Da aber — ein Lächeln warmer Dankbarkeit glitt über Saldens Antlitz — da standen zwei Menschen, die sich ihn, den jungen Lieutenant von Salden, ganz besonders aufs Korn genommen zu haben schienen. Grete Welter oder vielmehr Frau Margarete Duschnas war's, schmuck wie immer, samt ihrem Ehemann Peter. Und plötzlich hob Grete den Arm, und ehe sich's Hans noch versah, glitt ein mächtiger Kranz von Lorbeerzweigen ihm über den Hals — als er sich aber von seinem Schrecken erholt hatte und hinüberblickte zu der freundlichen Spenderin, da hatte die kleine Frau sich schon wieder fest, ganz fest an ihren Eheliebsten gelehnt, that als ob sie gar keine Attentäterin gewesen, und nur eine leise Röte, die ihr ganz vortrefflich stand, verriet, daß sie an dem Kranz einen sozusagen Anteil habe.

Vorüber nun an dem Zeughause, vorüber an dem königlichen Palais! Im Lustgarten ließ der König seine Truppen an sich vorübermarschieren, uud dann fand unter dem freien Gotteshimmel ein festlicher Dankgottesdienst statt. Während aber das Tedeum „Herr Gott, Dich loben wir!“ zu dem Thron des Allmächtigen emporstieg, der alles so gnädig gefügt, donnerten die Salven der Infanterie und sprach das Geschütz sein ernstes Wort — ein Nachhall der Schlachtgewitter — eine Verkündigung, daß es Frieden geworden, Frieden in deutschen Landen, Frieden für die Staaten, Frieden für die Herzen!

Am Abend standen Prinz Wilhelm und Hans von Salden nebeneinander auf dem Balkon des königlichen Palais und schauten hinunter auf die glänzend erleuchteten Linden, auf das jubelnde Volk.

Beide waren sehr ernst — ernster vielleicht, als sich für solchen Fest- und Freudetag nach der Ansicht der meisten Menschen geziemt hätte. Aber sie wußten wohl, warum sie so ernst waren: hinter ihnen lagen die Tage der Jugend, lag die Zeit, in der sie, unter Freud und Leid, sich in inniger, herzlicher Freundschaft hatten nahe stehen dürfen. Die Freundschaft mochte wohl auch für die Zukunft bestehen bleiben, des hatten beide die feste Absicht im Herzen — die äußere Bethätigung der Freundschaft aber mußte eine andere werden. Die Jahre waren über sie gekommen, in denen der Königssohn dem schlichten Offizier nicht mehr das freundschaftliche „Du“ bieten konnte, in denen der Unterthan sich dem Prinzen nicht mehr ohne Zaudern in die geöffneten Arme

werfen durfte. Sie sprachen nicht darüber — aber sie fühlten beide, was sie bewegte.

Indessen — es mußte doch noch etwas anderes sein, was des Prinzen Herz erfüllte.

Er beugte sich weit über die Brüstung und lauschte hinaus in die klare, kühle Nacht. Von den Linden her schlug ein Lied an sein Ohr und ließ ihn aufhorchen. Einer mochte es angestimmt haben, und Hunderte sangen es ihm nach — es war Arndts Lied vom deutschen Vaterlande.

Jetzt richtete sich der Prinz auf und faßte Saldens Arm: „Hören Sie, Salden, mein Freund! Können Sie mir Antwort stehen, ob es in Erfüllung gegangen ist, was der Dichter kündete, ob es wahr geworden ist, daß unser Deutschland reicht vom Rhein bis zum Belt, von den Alpen bis zur See? Nein — antworten Sie mir nicht, Hans Salden — ich weiß ohnehin, was Sie mir sagen wollen, was Sir mir allein sagen können! Großes ist erreicht, der schönste Preis unserer Siege aber ist verloren gegangen: wir haben, auch nachdem soviel deutsches Blut geflossen, kein deutsches Vaterland. Wir haben nur einen deutschen Bund, ein schwächliches Ding, krank an Leib und Gliedern geboren, einen Krüppel, der dahinsiechen wird, so lange er sein Dasein fristet." Der Prinz atmete tief und schwer. Dann fuhr er lebhaft fort: „Und doch, Salden, mein Freund, lebt in mir die feste Zuversicht, daß dem nicht so bleiben kann. Ob wir es erleben, ob Gott uns beide vorher abberuft, wer weiß es? Das aber weiß ich, daß eines Tages der Hohenzollernaar den alten Barbarossa in seinem Felsen zum Kyffhäuser auferwecken wird — daß eines Tages Deutschland einig und groß und stark sein wird! Das dem so wird, dessen vertraue ich zu unserem Volke, zu unseren Fürsten — dessen vertraue ich vor allem zu Gott. Es mag noch viel Schatten über Deutschland kommen, endlich muß das Licht doch herein brechen — es muß wahr werden, was Arndt gesungen hat: Das ganze Deutschland soll es sein!"

Prinz Wilhelm streckte dem Freunde die Hand hin, und Hans Salden legte die seine fest hinein. Aus beider Munde aber kam es wie ein Wort:

„Das walte Gott!"

— — — — — — — — — — — — — — —

1815! — 1871!

Der 18. Januar 1871 war es, der Jahrestag des andern 18. Januar, an dem vor 170 Jahren ein Hohenzoller, Kurfürst Friedrich III., sich zu Königsberg die preußische Königskrone auf das Haupt gesetzt hatte!

Im Spiegelsaale des stolzesten aller französischen Herrscherpaläste, in demselben Saale des Versailler Königsschlosses, dessen Deckengemälde die Siege der fränkischen Waffen über Deutschland verherrlichen, stand der greise König Wilhelm, der Siegreiche, vor dem Altar Gottes, um das Geschick des geeinten, durch ihn geeinten Deutschlands in seine feste Hand zu nehmen.

Der Traum der Väter hatte sich erfüllt — Deutschland sollte wieder einen Kaiser erhalten! Die Krieger der Wacht am Rhein hatten dem Vaterlande die Einheit erkämpft.

Dort, wo einst der Thron Ludwig XIV. geprunkt, war ein schlichter Feldaltar aufgeschlagen. Die Decke zierte das Kreuz von Eisen, das Ehrenzeichen, unter dem zum zweiten Male die heute geeinten deutschen Mannen in den Krieg gezogen waren. Um den Altar wehten deutsche Fahnen — um den König von Preußen hatten sich die Fürsten aller deutschen Stämme geschart, um ihn die heldenhaften Führer der Heere, die Weisen seines Rates.

Das Weihgebet war verklungen, verklungen war der Choral „Nun danket alle Gott!“ — da trat der greise König vor und wandte sich an die deutschen Fürsten, seine Bundesgenossen, und erklärte, daß er, ihrer einmütigen Aufforderung gemäß, die Kaiserwürde für sich und seine Nachkommen in die Krone Preußen zu übernehmen sich entschlossen habe. Hervor trat aus dem Kreise der Paladine der Graf Bismarck, Otto von Bismarck-Schönhausen, der eiserne Kanzler, und verlas die Urkunde, kraft deren Kaiser Wilhelm die kaiserliche Würde annehme „im Bewußtsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reichs und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen!“ Hervor trat aus den Reihen der Fürsten der hochherzige Großherzog von Baden, hob den silberblinkenden Kriegerhelm und rief mit begeisterter Stimme durch den weiten Saal: „Es lebe Seine Majestät, der Kaiser Wilhelm!“ Hervor trat des greisen Kaisers heldenhafter Sohn, der Kronprinz Friedrich, der Sieger von Königgrätz, von Wörth, von Sedan, und neigte



Hans von Salden als Greis bei der Kaiserkrönung in Versailles.

sich als des Reiches erster Unterthan vor dem Schirmherrn des geeinten Deutschlands. Und unter den wehenden Fahnen und den hehren Klängen des Hohenfriedberger Marsches jubelten die deutschen Kriegerchöre ihrem obersten Kriegsherrn zu!

Es war erfüllt, was Arndt in seinem Liede gefordert, es war erfüllt, was Emanuel Geibel, der deutschesten Dichter einer, gesungen:

„Nun wirf hinweg den Witwenschleier!
Nun gürte dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, hohe Siegerin!
Die du mit Klagen und Entsagen
Durch vierundsechzig Jahr getragen —
Die Zeit der Trauer ist dahin!

Drum wirf hinweg den Witwenschleier,
Drum schmücke dich zur Hochzeitsfeier,
O Deutschland, mit dem grünsten Kranz!
Flicht Myrten in die Lorbeerreiser,
Dein Bräut'gam naht, dein Held und Kaiser
Und führt dich heim im Siegesglanz!"

Durch die Reihen der Fürsten und Herren, der Hunderte von Offizieren schritt des neuen deutschen Reiches Kaiser, trotz seiner tiefen Ergriffenheit huldvoll grüßend, dem Ausgang zu.

Plötzlich haftete sein Blick an einer hohen Greisengestalt. Ein Mann war's in der Uniform der Johanniterritter, ein Greis mit langem, ehrwürdigem, schlohweißem Bart, die Brust mit vielen Orden bedeckt — unter ihnen auch ein schlichtes Kreuz von Eisen — das Kreuz von 1813, dasselbe Kreuz, das der Kaiser auf der Brust trug.

Der Greis neigte sich tief vor der kaiserlichen Majestät, indessen die Zähren ihm in den weißen Bart hinabrannen.

Da trat der Kaiser auf ihn zu: „Salden! Hans von Salden! Ahnte ich's doch, daß mein Salden heute nicht fehlen könnte!"

Und der Greis ergriff die Rechte des Kaisers und beugte sich über sie zum Kuß. „Majestät —" er wollte sprechen, aber die Rührung erstickte seine zitternde Stimme.

Der Kaiser bemerkte es. „Nicht hier, Salden! Nicht hier! Ich sehe Sie noch — in meinem Quartier — heute abend!" Auch dem kaiserlichen Herrn bebte die Stimme. „Auf Wiedersehen heute abend, Salden!" Damit schritt er weiter.

Als Herr von Salden sich am Abend in der Präfektur, dem Quartier des Kaisers, meldete, wurde er sofort von dem Flügeladjutanten vom Dienst vorgelassen. „Seine Majestät sind allein.“

Ja — Kaiser Wilhelm war allein. Er hatte das Wiedersehen mit dem alten, seinem ältesten lebenden Freunde nicht anders, denn unter vier Augen haben wollen.

An seinen Arbeitstisch gelehnt, erwartete er ihn. Lange standen sich die beiden Greise schweigend, die Hände fest ineinander, gegenüber.

„Salden, mein alter treuer Salden, daß Sie mir diese Freude gemacht haben, heute sich in Versailles einzufinden! Wie danke ich Ihnen!“

„Da es mir bei meiner schwankenden Gesundheit nicht mehr möglich war, das Schwert für Eure Majestät zu ziehen, wollte ich wenigstens als Ritter der Barmherzigkeit nicht fehlen, wo deutsche Männer kämpfen. Ich war an der Loire, Eure Majestät, als ich durch die Güte des Prinzen Friedrich Karl erfuhr, daß heute unserem Vaterlande ein neuer Kaiser erstehen solle.“

„An der Loire! Also wieder im Dienst — immer noch der alte Salden! Und wenn Sie das Schwert nicht zogen, so hat es Ihr Sohn, so haben es Ihre Enkel gethan. Ich weiß, Ihr Ältester, der Oberst, hat sich bei Sedan das eiserne Kreuz geholt, ihre beiden Enkel unter Göben in der Nordarmee. Habe sie sehr, sehr rühmen hören — sind ihres Großvates echte Enkel. Sie aber haben sich am Hofe selten gemacht, Salden, in den letzten Jahren — zu selten!“

„Majestät, meine Besitzungen nehmen das, was von meinen Kräften noch übrig ist, in Anspruch. Meine Frau kränkelte, und zudem — ich habe viel Sorgen gehabt in den letzten Jahren mit Lasigk — Gottlob, daß es nun wieder deutscher Boden wird, auf dem mein Heim steht.“

„Ja, Salden, das soll es werden! Und Gott gebe, daß das Deutschtum feste Wurzeln schlage im Elsaß und in Lothringen, daß das viele teure deutsche Blut auch für diese Lande nicht umsonst geflossen ist.“

„Es wird reiche Frucht emporsprießen aus der Saat, die Eure Majestät gesäet,“ entgegnete Salden überzeugt. „Nicht von heute auf morgen vielleicht. Gut Ding will gute Weile haben. Aber ich weiß es am besten, daß noch ein fester Stamm deutschen

Wesens in den Landen erhalten ist, der nur geweckt und gehegt sein will, mit Güte und mit Ernst, um einen guten Kern für die Zukunft zu geben. Wenn erst unsere jungen elsässer Burschen durch einige Generationen den Rock Eurer Majestät getragen haben werden, wird das Welschtum verfliegen, wie Spreu vor dem Winde! Das Heer, das deutsche Heer, so wie Eure Majestät es schaffen werden, wird auch im Frieden die mächtigste Bürgschaft für die Einheit aller deutschen Stämme bilden!"

Der Kaiser sah sinnend vor sich hin. „Ja, Salden — unser Heer! Unser braves tapferes Heer, was danke ich, was dankt Deutschland ihm nicht alles?! Es war ein schwerer Weg, den ich gegangen. Als Sie 1863 aus dem Dienst scheiden mußten, war ich erst im Anfang dieses Weges, und die schwersten Stationen lagen noch vor mir. Unvernunft und Übelwollen waren gegen mich — ich fürchtete, mein teuerstes Gut, die Liebe meines Volkes zu verlieren, weil ich das that, was ich für gut und notwendig erachtete, weil ich die Fortentwickelung meines Heeres, unseres Volkes in Waffen, sicher zu stellen für meine Pflicht hielt. Ich mußte dann in den Bruderkrieg gegen Österreich ziehen, um die Grundlage für ein einiges Deutschland zu finden — ich mußte als Greis noch einmal zu den Waffen greifen, um Deutschlands Ehre und Deutschlands Rechte zu verteidigen! Salden — ich habe schwere innere Kämpfe in meiner Brust durchlebt — aber die Treue meines Volkes, die Tapferkeit meines Heeres — die Gnade Gottes haben mich wunderbar geführt."

„Bis zu dem heutigen Tage! Bis daß Deutschland wieder einen Kaiser, ein starkes Oberhaupt, einen wahrhaften Schirmherrn hatte!" schloß Salden begeistert.

Der Kaiser schwieg einige Augenblicke. Dann streckte er Salden noch einmal die Rechte hin.

„Erinnern Sie sich, Hans von Salden, wie Sie eines Abends — es war, als Sie mit meinem in Gott ruhenden Vater nach der Leipziger Schlacht in Berlin weilten — mit mir auf dem Balkon standen und wir den Klängen des Arndtschen Liedes vom deutschen Vaterlande lauschten?"

Salden neigte bejahend das weiße Haupt.

„Und erinnern Sie sich jenes andern Abends nach dem Einzug der Truppen im Jahre 1815, wo wir wieder von derselben Stelle aus das gleiche Lied an unser Ohr tönen hörten?"

Und wieder neigte der Greis das Haupt.

„Nun, Hans von Salden, mein alter Freund, diese Abende hat der Jüngling als Merksteine mit hinübergenommen in das Mannesalter, und der Mann hat ihrer nimmer vergessen können, als sein Haar sich bleichte. Es waren keine glatten und keine dornenlosen Pfade, die bergan führten — aber der Gipfel stand klar vor meiner Seele, darum erreichte ich ihn. Unter dem Zeichen des eisernen Kreuzes, unter dem wir in den Befreiungskriegen den Grundstock gelegt, unter dem Zeichen des eisernen Kreuzes, Hans von Salden, ist es mit Gottes allmächtiger und allgnädiger Hilfe wahr geworden: Wir haben wieder ein einiges deutsches Vaterland! Der Zollernaar hat den Kaiser Barbarossa geweckt im Kyffhäuser — der Zollernaar wird Deutschland fürderhin schützen und schirmen — schirmen gegen jeden Feind!"

Der Kaiser schwieg.

Dumpf klangen vom Mont Valerien herüber in eherner Melodei die französischen Kanonen.

Unten auf der Straße aber zog, von der Feldwacht kommend, eine Compagnie vorüber, und aus den hellen Soldatenkehlen tönte ein Lied herauf in das Arbeitszimmer des Herrschers, ein Lied, das wie einst Ernst Moritz Arndts hehrer Sang jetzt allen Deutschen zum Weckruf geworden war — das Lied vom deutschen Rhein:

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
Wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein.
Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

---

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

